



# INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN      UND      WILHELM STREITBERG

ZWÖLFTER BAND

---

STRASSBURG

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER

1901





# Inhalt.

	Seite
Karl Brugmann Der indoiranische Feminintypus <i>nār-ī</i> . . .	1
J. A. Smith Indo-european -ss- between vowels . . . . .	4
John Schmitt Myrolog oder Moirolog? . . . . .	6
Carl Darling Buck Critical notes to Oscan Inscriptions . .	13
Ivan Kopacz Die lateinischen Infinitive auf -ier . . . . .	23
Karl Brugmann Griechisch ἀνθρωπος . . . . .	25
R. M. Meyer Künstliche Sprachen. I. Teil. . . . .	33
Christian Bartholomae Arica XIV . . . . .	92
Karl Brugmann Homerisch μενοινάω und gotisch <i>briggan</i> , zwei Fälle von Wurzelangleichung . . . . .	150
M. H. Jellinek Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft	158
C. C. Uhlenbeck Agens und Patiens im Kasussystem der indogermanischen Sprachen . . . . .	170
W. Foy Zur Syntax von ai. <i>nāma</i> , av. <i>naṃa</i> , ap. <i>nāmā</i> usw.	172
J. Heinsius Über die Repräsentation von indogermanisch <i>skh</i> im Griechischen . . . . .	178
K. Brugmann Lateinisch <i>vicissim</i> . . . . .	181
Whitley Stokes Irish Etymologies . . . . .	185
Herman Hirt Kleine grammatische Beiträge . . . . .	195
R. M. Meyer Künstliche Sprachen. II. Teil . . . . .	242
Hans Meltzer Vermeintliche Perfektivierung durch präpo- sitionale Zusammensetzung im Griechischen . . . . .	319
Alois Walde Zur Entwicklung von germ. <i>ai</i> im Friesischen	372
P. E. Sonnenburg Zur Ableitung von <i>calefacio</i> und <i>calebam</i>	386
Karl Brugmann Nochmals lat. <i>aliēnus</i> , <i>laniēna</i> . . . . .	389
Karl Brugmann Lat. <i>dēierāre</i> , <i>perierāre</i> , <i>ēierāre</i> und <i>aerumna</i>	396
Herman Hirt Sach- und Wortregister . . . . .	403



## Der indoiranische Feminintypus *nár-ī*.

KZ. 32, 294 ff. stellt Ernst Leumann die Belege für eine dem Indischen und Avestischen eigentümliche Klasse von sekundären Femininbildungen zusammen. Der zu Grunde liegende Stamm ist meistens ein Eigenname, und die Bildungsregel lautet: der Vokal der Schlusssilbe des Grundstamms erfährt Vrddhi, an den so veränderten Stamm tritt das Femininzeichen *ī*. 30 Belege liefert das Indische, das Avestische 4. Beispiele sind: ai. *jāhnā-ī* 'Tochter des *jāhni-*' d. i. 'die Gangā', *manāv-ī* 'Gattin des *mānu-*', *agnāy-ī* 'Gattin des *agni-*', *arāy-ī* 'Genossin, Weib des *ari-*, Feindin', *nār-ī* 'Weib, Ehefrau, Heldin' von *nár-* 'Mann, Held' = av. *nāīrī-*. Der Ausgang *-ānī* erscheint im ältesten Indischen und im Avestischen fast nur bei Wörtern, die zu *a*-Stämmen, und nicht bei solchen, die zu *n*-Stämmen gehören. Er ist aber nach Leumanns wahrscheinlicher Annahme (vgl. auch Verf. MU. 2, 197) gleichwohl bei den *n*-Stämmen entsprungen und von diesen auf die *a*-Stämme sowie auch auf konsonantisch schliessende Stämme übertragen worden. Z. B. ai. *purukūtsānī* 'Gattin des *purukūtsa-*', *mudgalānī* 'Gattin des *mudgala-*', *varuṇānī* 'Gattin des *váruna-*', av. *ahurānī-* 'Tochter des *ahura-*', ai. *īrjānī* 'Genie der Laubung' (*īrj-*). Vgl. griech. *λύκαινα* 'Wölfin' zu *λύκος* u. dgl. nach dem Vorbild von *τέκταινα* (von *τέκτων*) u. dgl. Das erst in nachvedischer Zeit auftretende *brahmānī* 'Gattin des *brahmān-*' ist zwar regelrechter Vertreter unseres Bildungstypus bei einem *n*-Stamm, darf aber natürlich nicht als die Musterform oder als eine der Musterformen für *purukūtsānī* usw. angesprochen werden; die wirklichen Musterbildungen sind für uns verschollen.

Woher stammt dieser Feminintypus des arischen Sprachzweigs? Die Antwort ergibt sich leicht, wenn man bedenkt,

dass in den idg. Sprachen öfters das Suffix *-io- -io-* hinter fertige Kasus getreten ist. Aus dem Altindischen stellen sich hierher die meistens als Participia necessitatis verwendeten Formen auf *-āyya-* d. i. *-āyia- -āyīya-*, wie *śravāyya-* 'laudandus, löblich', welche von Infinitiven auf *-āi* ausgegangen sind (Verf. Grundr. 2, 1422). Im Griechischen und in den italischen Sprachen erscheinen solche Weiterbildungen vom Lok. Sing. der *o-* und der *ā-*Stämme aus, als deren ursprüngliche Ausgänge *-ei-io- -oi-io-* und *-āi-io-* anzusetzen sind, z. B. οἰκεῖος (οἴκει)<sup>1)</sup>, kret. τεῖον · ποῖον Hesych, gort. ὀ-τεῖα (\**te* = \**q<sup>u</sup>ei*), ποῖος (ποῖ), ἄλλοιος<sup>2)</sup>, ἀγοραῖος (ἀγορά, vgl. Θηβαι-γενής), ἀναγκαῖος, osk. vereiiai 'der Landwehr' (Stamm *uero-* 'Tür, Mauer'), kersnai[i]as 'cenariae' oder 'cenarias' (Stamm *kersnā-* 'cena'), lat. *quoin-s cūju-s* = \**q<sup>u</sup>oi-io-s*, osk. Maraiieis lat. *Marėjus, Canulėjus, legulėjus, plēbėjus*, s. Verf. Grundr. 2<sup>1</sup>, S. 121. 1<sup>2</sup>, S. 228 f., Griech. Gramm.<sup>3</sup> 181, Buck Vocal. der osk. Spr. 150 f., v. Planta Gramm. der osk.-umbr. Dial. 2, 10 ff., Niedermann IF. 10, 239 ff. S. ferner Sievers Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1894 S. 129 ff. und Niedermann a. a. O. über die germanischen Stammesnamen *Ingrvaeones* u. dgl. Weiter hat das Litauische *io-*-Bildungen, denen der Lok. Sing. zu Grunde liegt, z. B. *danguje-ji-s* 'himmlisch' von *dangujė*, Lok. zu *dangūs* 'Himmel', *namė-ji-s* 'der immer zu Hause sitzende' von *namė* 'zu Hause', sowie solche, die vom Gen. Plur. ausgegangen sind, z. B. *musū-ji-s* 'der unsrige', *Prasaiczū-ji-s* 'der der Familie *Prasaiczei* angehörige' (Leskien Die Bildung der Nom. im Lit. 190 ff.). Endlich sei noch erwähnt, dass Buck a. a. O. das ital. Suffix *-asio- -azio- (-ario-)*, wie im umbr. urnasier und lat. *aquārius*, vom Gen. Sing. auf *-as*, Prellwitz BB. 24,

1) Sollte E. Schwyzer mit seiner Vermutung Recht haben, dass das erst seit Menander erscheinende οἴκει durch Dissimilation aus οἴκοι entstanden sei (Nene Jahrb. 3 [1900] S. 256), so würde das die Berechtigung einen urgriech. Lok. \**Foukei* zu Grunde zu legen nicht aufheben.

2) In ähnlicher Weise wie *io-* erscheint bekanntlich auch *-no-* als Sekundärsuffix hinter Kasusformen, z. B. ἑαρι-νό-ς, περuci-νό-ς, ai. *purā-nā-* 'vormalig'. Daher ist dem ἄλλοιος vermutlich das lat. *alienus* an die Seite zu stellen, das aus \**alioi-no-s* oder \**aliei-no-s* entstanden sein kann (Verf. Grundr. 1<sup>2</sup>, p. XLV). Vgl. auch ahd. *swein* ags. *swān* aisl. *sveinn* 'Angehöriger, Knecht, Sohn' auf Grund von \**suoi* = griech. φοῖ οἱ.

94 ff. dagegen vom Lok. Plur. auf *-ās(i)* ausgegangen sein lässt, wozu man v. Planta a. a. O. 2, 12 f. und Verf. Grundr. 1<sup>2</sup>, S. 763 f. vergleiche.

Hiernach dürfte klar sein, dass die Grundlage unserer arischen Feminina auf *-ī* die aus der Zeit der idg. Urgemeinschaft überkommene *i*-lose Bildung des Lok. Sing. mit dehnstufigem Vokal der Schlussilbe (Verf. Grundr. 2, 609 ff., Streitberg IF. 3, 355 ff.) gewesen ist. *vasāv-ī* aus Lok. *vāsau* av. *vanhāu*, von ai. *vāsu* 'Gut, Besitztum'. *agnāy-ī* aus der entsprechenden, im Arischen in selbständigem Gebrauch nicht mehr vorhandenen Lokativbildung auf uridg. *-ēi* oder *-ōi* (vgl. aber Lok. *agnā* = uridg. *-ē* aus *-ēi*); die Formen *agnāyī*, Akk. *agnāyīm*, Vok. *vṛṣākāpāyī* waren jedoch nicht rein lautgesetzlich, da *y* vor *ī* in urarischer Zeit geschwunden war (Grundr. 1<sup>2</sup>, S. 268 f.). *-ān-ī* (*brahmān-ī*) stellt sich zu av. *ayān* u. dgl. aus urar. *-ān*, kret. Inf. δόμην. Zum Lok. *\*nār*, vorarisch *\*n-ēr*, der Grundlage von *nār-ī*, kenne ich keine Parallele aus dem Gebiet der Stämme mit *r*-Suffixen, ausgenommen etwa das griech. Adverbium νύκτωρ (vgl. lat. *nocturnus*). *nār-ī* braucht aber deshalb keineswegs eine jüngere Schöpfung nach dem durch die andern Stammklassen gebotenen Muster gewesen zu sein. Eine altertümliche Kasusformation kann sich hier ebensogut erhalten haben wie z. B. in ved. *gnās-pāti-ś* oder *sūrē duhitā* (O. Richter IF. 9, 216. 224). Unsere Feminina sind zunächst aus Wörtern für männliche Personen abgeleitet worden. Sie besagten, dass das weibliche Wesen irgendwie als Genossin, als Hausgenossin, Gattin, Tochter u. dgl., zu der männlichen Person gehöre. So war also z. B. *manāv-ī* nach der ursprünglichen Meinung etwa: die bei (chez) Manu (seiende). Der Gebrauch des Lok. Sing. war hier derselbe wie z. B. in ŚB. 11, 5, 1, 2 *sā hāsmiñ jyōg uvāsa*, 'sie wohnte lange bei ihm', RV. 8, 51, 1 (Vālah. 3, 1) *yāthā mānāu sāvaramāu sōmam indrāpibah sutām*, 'wie du bei Manu Sāvaramā, o Indra, den gepressten Sōma trankst' (so trink jetzt bei uns), vgl. Delbrück Altind. Synt. S. 117 f., Grundr. 3, 225 f., Speyer Ved. und Sanskrit-Synt. (Grundr. der indo-ar. Phil.) S. 21.

Leipzig.

K. Brugmann.

### Indo-european -ss- between vowels.

Nothing can be clearer, in general, than the fate in the several Indo-european languages of intervocalic -s-: it was either (1) universally dropped (through -h- earlier probably -z-), or (2) in accordance with varying accentual conditions (a) became z (subsequently r) or (b) was retained as s.

To these simple rules we find, however, a considerable number of exceptions. Of these in Greek the most striking instances are:

(1) the Locatives Pl. of Vocalic Stems in Nouns: λύκοις, νύμφαις, ὄφρυσιν, &c.

(2) the Sigmatic Aorists of Vocalic Stems in Verbs: ἐτίμασα, ἔφῡσα &c. (and their moods).

These are commonly explained as reformations by analogy with consonantal stems, φύλαξι, ἐφύλαξα &c., but

(1) In both Nouns and Verbs consonantal stems are decidedly less frequent than vocalic stems.

(2) The analogy is far from obvious.

(If analogy is called in, I think it would be better to refer the change to the influence of s-stems: which are far more frequent than, at least in the case of verbs, is generally supposed to be the case, cf. εὐγενέει, ἐτέλεσα).

It is at least remarkable that in other Indo-European languages we find irregularities of correspondences in exactly the same cases as in Greek, e. g. Arm. *gailoc* and *mnaic*, O. Bulg. *vlŭcéchŭ*, *raqachŭ* and *znachŭ*. This suggests that the analogical reformation — if such there was — had already taken place in Indo-european times.

But that we have here to do with a primitive phonetic difference is shown by the case of an isolated form which from its nature must have escaped the influence of analogy. The Gk. ἡμις is formed from the old Loc. Pl. of the stem *sēmi-* (\**sēmīssu* 'in halves'). That this was an Indo-eur. formation appears from the Lat. *sēmīssi-*, which originally had no connection with the word *as*. We are thus driven to recognize as at least Graeco-Latin a Loc. Pl. termination with

intervocalic -ss-. I should explain *vicissim* as probably also a Loc. Pl. from *vici-* (or *vicis-*).

In Indo-european, therefore, intervocalic -ss- existed as well as intervocalic -s- and this difference survived in several of the Indo-european languages, though doubtless greatly interfered with by analogical reformations. It is probable that -ss- was often reduced to -s- by purely phonetic causes, as, e. g., after naturally long vowels or before the accent (varying in different languages).

This fact enables us to account for many apparent irregularities in the tense and mood systems of vocalic verb stems, especially in Greek. It is well known that the Fut. Ind. and the Conjunctive of the Sigmatic Aorist are in Greek scarcely possible to keep apart, but it is not generally recognized that both -s- and -ss- forms existed. In the former -s- was regularly dropped, e. g. in *στήμεν* *τῶμεν* whereas -ss- was regularly retained as -c-, e. g. in *στήκομεν*. *Τιμάσω* and *ἐτίμασα* are now seen to be perfectly regular. The same fact explains the retention of -i- in *σταῖην* (from *\*στασιν*) &c.; for intervocalic -i- always disappeared, while -ci- became -i-, (*τοῦ* is from *\*toso* not *\*tosyo*).

Further this throws light on Latin forms like *amasso*, which correspond to Greek *τιμάσω*, while *amarem* (*amaro*?) are from -s- forms.

These suggestions are confirmed by an examination of related forms in Celtic. The Irish *ro-charsam* points to *\*carassamos* (S.-Pret. 1st. Pl.), while the -s- forms (conjunctive) are represented by *ro-doos* O. W. *dechreuho*. The O. W. Conjunctives *dywetto*, *dycko* show the same phenomenon (due to *s* becoming *h*) as *tecaf*, *gwlypaf* from *teg*, *gwlyb* (termination *\*-isamos*; cf. *ieuhaf*, *mwylhaf*).

The above view, if accepted, would thus necessitate a revision of our conceptions of the tense and mood system of vocalic verb stems, but the result would be, I believe, to bring those of the different languages more into harmony with one another. An indispensable preliminary to such a reconstruction would be a fuller recognition of the existence and influence of verb-stems in -s (like *γελac-*, *τελεc-*, Lat. *ges-*, *quaes-* &c.). Many of the Homeric uncontracted forms would be seen to be due to the dropping of intervocalic -s-. Lastly



light would be thrown on the puzzling retention of *-s-* in many single words as, e. g., in *νήκος*, O. Ir. *inis*, where both languages point to *\*enass-*.

Oxford, England.

J. A. Smith.

### Myrolog oder Moirolog?

Koraïs, Atakta 2, 255 schreibt μυρολογῶ, μυρολόγιον und äussert sich über seine Ableitung: Κακὰ τὸ γράφει διὰ διφθόγρου ὁ Σομαυέρας (Somavera) Μοιρολόγιον, ὡς καὶ οἱ γράφοντες αὐτὸ ἐξακυλλάβως Μυριολόγιον. Ὁ Δουκάγγιος (Du Cange S. 277) ἐγνώρισε καὶ τὰς δύο γραφάς, ἀλλ' ἐκατάλαβε τὴν γένεσιν τῆς λέξεως ἀπὸ τὸ Ἑλληνικόν, Μύρομαι, τὸ θρηνῶ. "Μυρομένη, ὀδυρομένη" λέγει ὁ Ἡσύχιος, καὶ συνθέτως "μυρωδεῖ, θρηνωδεῖ". Dann heisst es Atakta 4, 345, unter anderem: Ἡ σύνθεσις εἶναι ὅχι ἀπὸ τὸ Μοῖρα καὶ Λόγος, ἀλλὰ ἀπὸ τὸ ἄχρηστον Μύρος (ὁ θρήνος) ἐκ τοῦ χρηστοῦ ῥήματος Μύρω καὶ τοῦ Λέγω. Μυρολογῶ λοιπὸν εἶναι Μύρους λέγω. Im Zusammenhang mit dieser Erklärung steht auch das was Henricus Stephanus anführt: Μυρωδέω, affertur pro Lugubre cano, at Μυρωδία pro Unguentorum odor: utrumque sine testimonio. [Hesych.: μυρωδεῖ, θρηνεῖ] At verborum ordo postulat Μυράδει, quod Hesych. alicubi sic corrupte scriptum repperat. In cod. Ven. revera exhibitur Μυραιδεῖ i. e. μυράδει. "Servata est antiqua archetypi scriptura, pro qua, serie permittente, reponendum Μυράδει, uti et Is. Voss. devinavit." Schow. Male ergo eund. Voss. castigavit Coraēs ad Heliod. vol. 2. p. 169: Σημείωσαι δὲ καὶ Μύρεσθαι, παρ' ὃ ἡ συνήθεια ἐσχημάτιζε σύνθετον τὸ Μυρολογῶ, τῷ ἰδίως ἐπὶ τῆς ἐπὶ τοῖς ἀποιχομένοις θρηνωδίας τέταχθαι, διαφέρον τοῦ Οἰκτρολογῶ καὶ Ἐλεεινολογῶ· ἡ δὲ σύνθεσις ἀνάλογός ἐστι τῷ Μυρωδῶ, ὅπερ ἀγνώσας τῶν τις κριτικῶν (Is. Voss.) κακῶς τὸ παρ' Ἡσυχίῳ Μυρωδεῖ εἰς τὸ μυράδει μεταβάλλειν ὥρμησεν. — In der Ausgabe des Hesychios von Mor. Schmidt finden wir im Texte Vol. III S. 129: μυρωδεῖ, θρηνωδεῖ, und in der Anmerkung: sic μυραιδεῖ cod., μυρωδεῖ Mus. Illud (μυράδει) placuit Is. Vossio et Thes. V c. 1306 D, hoc Corai ad Heliod. II p. 169 licet aperte vitiosum.

Conici multa possunt veluti μύρει · ᾄδει . μινύρ' ᾄδει · θρηνηδεῖ.  
μινυρίδδει · θρηνηδεῖ.

Wir haben hier die auf μυρωδεῖ bezüglichen Auseinandersetzungen angeführt, weil Koraïs sich auf diese Form beruft, um für das sinnverwandte μυρολογεῖ eine passende Ableitung zu finden. Seine Erklärung wurde, so viel ich weiss, von allen angenommen, die dieses Wort erwähnen, denn es wird jetzt fast allgemein mit υ statt οι geschrieben. Lassen wir nun Schmidts Erklärungsversuche, die uns hier nicht weiter berühren, bei Seite, so wird wohl der Einwand gegen μυρωδεῖ auch aus andern als paläographischen Gründen berechtigt sein; denn neben diesem Verbum muss ein Substantiv \*μυρωδία (vgl. τραγωδία) gedacht werden, welches sich aber wohl kaum mit der Geschichte des Wortes in Einklang bringen lässt. Wie konnten die völlig gleichlautenden Formen \*μυρωδία und μυρωδία (ohne jota subscriptum und = εὐωδία) neben einander bestehen? das erstere im Sinne von *Klagelied* war nur von einem selbst dem Altgriechischen unbekannten μῦρος = θρήνος, oder dem gebräuchlichen μύρω = θρηνῶ herzuleiten, während das letztere durch seine Abstammung von μύρον, die Salbe, nur die Bedeutung von *Geruch* haben konnte, die es in der neugriechischen Volkssprache getreulich bewahrt hat. Wenn hier eine Vermutung helfen könnte, so dürfte für das erstere an eine Ableitung von μοῖρα gedacht werden; wir hätten dann μοιρωδῶ, was aus weiter unten zu erklärenden Gründen einen befriedigenden Sinn geben würde. Ein auf graphischer Verwechslung beruhender Irrtum ist sehr leicht möglich, wenn wir bedenken, dass im gr. Mittelalter οι und υ den *ü*-Laut angenommen hatten und sogar schon auf alten Inschriften mit einander vertauscht wurden, vgl. Hatzidakis Einleitung S. 28 und Jan-naris Hist. gr. Grammar § 36; ferner fällt ins Gewicht, dass Hesychios nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gelangt ist. Aber auch hier tritt uns wieder die nämliche Verlegenheit in einer neuen Gestalt entgegen; denn wie konnte die Sprache \*μοιρωδία, *das Lied an das Schicksal, Klage*, und μυρωδία *der Geruch* neben einander dulden? In neueren Sprachen wie im Englischen und besonders im Französischen sind solche homophone Bildungen häufig und auch im Deutschen, vgl. Paul<sup>3</sup> Prinzipien S. 197, z. B. *Tor* (porta) = *Tor* (stultus). Aber das Griechische scheint ihnen nicht günstig

zu sein, besonders in seinen späteren Phasen, auf die es hier ankommt. Zunächst wurden viele Wörter dadurch gleichlautend, dass ihre Vokale den ursprünglichen Werth verloren, d. h. verschiedene Vokale und Diphthonge: ι, η, υ, ει, οι (υι, ηι) führten schliesslich zu einem gleichen lautlichen Ergebnisse, dem I-Laute. Die Sprache suchte mit solchen homophonen Wörtern aufzuräumen, weil sie zu Zweideutigkeiten führten. Wir sehen dies am deutlichsten an dem Beispiel von ὕς und οἶς, die beide = *üs* lauteten, und deswegen schon frühzeitig durch χοῖρος und πρόβατον ersetzt wurden, vgl. Hatzidakis Einl. S. 13. Nehmen wir nun an, dass es zwischen zwei solchen lautlichen Doppelformen zu einer Auseinandersetzung kam, so musste diejenige die Oberhand gewinnen, die am volkstümlichsten war, die sich am leichtesten in ihre ursprünglichen Bestandteile zerlegen liess. In unserm Falle besass das noch erhaltene μυρωδία den Vorzug, dass es durch seine Zusammensetzung mit μύρον, die Salbe, ohne weiteres verständlich war, dagegen musste, wenn wir es als einstmals vorhanden betrachten, das ohnehin schon höchst zweifelhafte \*μυρωδία = Klage untergehen. Aus diesem Grunde kann die von Hesychios gebotene Form sowie auch die auf sie sich gründende Erklärung nicht weiter für die Ableitung von μυρολογῶ dienen, und so empfiehlt es sich, die Frage einer neuen Erörterung zu unterziehen. Es ergeben sich im ganzen drei Möglichkeiten für die Entstehung des Wortes: I. es kann abgeleitet werden von μῦρος, oder besser μύρω, μύρομαι, II. von μοῖρα und III. kann auch μύριοι in Betracht kommen.

I. Die erste Ableitung, die wir schon berührten, hat den entschiedenen Nachteil, dass wir nicht einmal im Altgr. ein Substantivum besitzen, welches in dem Kompositum μυρολογῶ das erste Glied sein könnte; denn μῦρος, die Wehklage, ist uns nur durch seine Verwandtschaft mit μύρω, ich klage, bekannt. (Nach Passow ist das υ in μύρω lang, daher schreibe ich μῦρος.) Diese Zusammensetzung kann aber kaum anders als aus einem Substantiv und dem von λέγω abgeleiteten zweiten Gliede bestehend gedacht werden, ganz genau so wie μυθολογῶ = μῦθον λέγω. Ein μύρουε λέγω, wie Koraïs vermutet, ist aber äusserst bedenklich, weil wir im Rhomäischen nicht auf prähistorische Formen und Bedeutungen zurückgreifen dürfen. Es liesse sich daher nur an das historische μύρον an-

knüpfen, welches aber im Altgr. nur *Salbe*, *wohlriechendes Öl* bedeuten kann. Thatsache ist, dass alle altgriechischen Zusammensetzungen, die im ersten Gliede *μυρο-* haben, sich nur auf die Bedeutung von *Salbe* beziehen, z. B. *μυροφόρος*, wovon wir *μυροφορῶ* ableiten können, *μυροπωλῶ*, also *ich trage, ich verkaufe Salben*. Wollen wir nun diesen Bildungen auch *μυρολογῶ* einreihen, so können wir nur zu einer völlig absurden Bedeutung gelangen. — Gehen wir dagegen von *μύρω*, *μύρομαι* aus, so müssen wir das Wort in die Klasse der Komposita mit verbalem Anfangsgliede bringen, mit altgr. Formen wie *φερέπονος* usw., die sich leicht in ihre Bestandteile auflösen: *φέρω πόνον*. Was könnte aber *μύρω λόγον*, oder wie Lambros (Coll. de Romans grecs S. 352) andeutet: *μύρομαι — λόγιον* bedeuten? doch nur: *ich klage ein Wort*, denn die Bedeutung: *ich stimme eine Klage an*, welche der Sinn verlangt, könnte sich nicht in ungezwungener Weise ergeben. Möglich ist ja eine solche Bildung, das bezeugen die von Dossios (Beiträge zur neugr. Wortbildungslehre, Zürich 1879 S. 55) angeführten asigmatischen Komposita: *τρεμοχέρης*, *τρεμοπόδης*, dem die Hand, der Fuss zittert, eigentl. eine Hand die zittert, wo das ursprüngliche Subjekt im zweiten Gliede liegt, und ebenso *φαγόστομας* krebstartiges Geschwür, *πρησκοχείλης* und *-κοίλης*, einer, dessen Lippen, resp. dessen Leih angeschwollen ist. In andern wie *φουσκοδέντρης* liegt das zu ergänzende Subjekt ausserhalb der Komposition, und es ist zu verstehen: *ὁ ἄνεμος ὁ ὁποῖος φουσκώνει τὰ δέντρα*, und gemeint ist der Februarwind, der die Bäume zum Treiben bringt; daher dann *φουσκοδεντριά*, und *φουσκοθαλακιά*: das von heftigen Winden aufgewühlte Meer. Als Beispiel neugr. sigmatischer Bildungen sei das hier in den Zusammenhang passende *κλαυμοίρης* erwähnt, wo das Subj. in dem als Aorist auftretenden Verbum zu suchen ist. Ein *μύρω λόγιον* liesse sich allenfalls wie die obigen Komposita erklären, nur will sich kein rechter Sinn ergeben. Ausserdem scheint mir in einer echt rhomäischen Bildung die Annahme eines m. W. unvolkstümlichen und oben drein leicht misszuverstehenden Gliedes wie *μύρω* *ich klage* als unzulässig, und das aus guten Gründen. Wir können nämlich beobachten, dass häufig in solchen Zusammensetzungen eine Übertragung ins Volkstümliche stattfindet und zwar in der Weise, dass ein unverständlich gewordenes Kompositum

oder ein Teil eines solchen durch ein gebräuchlicheres und der lebendigen Sprache angehörendes Wort ersetzt wird. Ich erinnere hier an die Umbildung von εὖ- und δυστυχής zu καλό- und κακότυχος, und an das noch drastischere Beispiel von altgriech. *ceicopuyic* (ceiw πυγήν) Bachstelze, aus dem sich durch Untergang von πυγή (lautl. = πηγὴ Quelle) folgende Neubildungen ergaben: *ceiconoupa* (ceiw τῇ — ν-οῦρά), *kwolocouca* (κῶλον ceiw), Dossios S. 55, denen ich noch *coucouráda* aus Marusi bei Athen beifüge; ferner altgriech. *pytolaμπic* Johanneswürmchen, neugriech. *kwloφwtiá*.

II. Anders verhält es sich, wenn wir die obige Erklärung fallen lassen und von μοῖρα ausgehen. Einige Verse aus dem Romane Kallimachos und Chrysorrhoe (ed. Lambros Coll.) erklären meiner Ansicht nach die Sache ganz von selbst. Es heisst dort:

- 2360 Μυρολογεῖται λυπηρὰ κλαίουσα μετὰ πόνου  
 Καὶ ταῦτα πρὸς τὴν τύχην της λέγει μετὰ πικρίας·  
 Τύχη μου κακομήχανε, τύχη μου μαινομένη . . .  
 65 Ἔλεγα πάντως ἔφυγα τὸ κακομοίρασμά μου . . .  
 69 Καὶ τώρα βλέπω, τύχη μου, πάλιν ἐπρόσβαλές με  
 78 Καὶ ταῦτα μὲν ἡ δέσποινα κατέλεγε θρηνοῦσα.

Diese ganze Stelle ist ein echter Myro- oder besser Moir-log, denn mit diesem Namen wird sie ausdrücklich vom Dichter selbst bezeichnet, und auch am Schlusse wird die nämliche Versicherung, wenn auch in andern Worten, wiederholt, denn καταλέγω besagt genau so viel als μοιρολογεῖν, vgl. Koraïs Atakta 2, 182, unter καταλόγι. Der Klagegesang richtet sich an die Tyche; das darf aber nicht befremden, denn diese ist im Mittelalter und schon früher mit der Moira zu einer Gestalt zusammengeschmolzen, wie aus einer andern Stelle desselben Gedichtes deutlich hervorgeht:

- 703 Κλῶμα τῆς Τύχης δυστυχὲς ἐκλώσθη μου καὶ Μοίρας,  
 καὶ πάλιν ἐπικλῶθαι με τὸ κακομοίρασμά μου  
 ἀπὸ δυστυχοκλώματος πικροῦ τῆς Ἀφροδίτης.

Hier übernimmt die Tyche in der Vorstellung des Dichters (und wohl auch des griechischen Volkes) die Funktionen der Moira, da ja das Spinnen des Lebensfadens bekanntlich Sache der Moiren oder Parzen ist. Vgl. noch Belthandros, V. 738:

Πολλὰ γὰρ ἐνὶ ἀδύνατον ἄνθρωπον εἰς τὸν κόσμον  
τὴν εἰμαρμένην ἐκφυγεῖν καὶ τὸ τῆς Τύχης κλῶμα.

Kallimachos 1635: Βλέπε τῆς Τύχης τὴν φοράν, τὸ κλῶσαν  
τὸ τοῦ χρόνου.

Übrigens pries schon Pindar die Tyche als die Schwester der Moiren. Auch der auf das eben erwähnte Ersetzungsprinzip im volkstümlichen Sinne fussende Sprachgebrauch stellt als Synonyme neben einander: καλότυχος und καλόμοιρος, denen sich als drittes καλορίζικος beigesellt, und diesen stehen die entsprechenden Verbindungen mit κακο- gegenüber. Nichts hindert uns daran, das in Frage stehende Wort als ein Kompositum von μοῖραν λέγω aufzufassen, als λέγω τὴν μοῖραν μου, dem wir ein gleichbedeutendes λέγω τὴν τύχην μου an die Seite stellen; nicht anders ist auch κλαψομοίρης: der immer sein Schicksal beweint, Dossios 55, auf κλαίω τὴν μοῖραν μου zurückzuführen. Die Bedeutung kann nur sein: ich verkünde das mir vom Schicksal bestimmte Los, d. h. ich klage mein Unglück; denn wenn Tyche und Moira auch neutrale Begriffe sind, so liegt es doch in der Natur des Menschen, dass ihn die Betrübniß viel eher als die Freude zu ergreifenden Gemüthsäusserungen drängt. Und an wen wendet sich hier die Klage? doch nur an die Tyche (oder besser, an die Tyche-Moira) selbst, denn wenn das Schicksal auch unwandelbar ist, so kann ein betrübt Mensch doch leicht auf den Gedanken verfallen, dass es sich durch Bitten erweichen lässt.

Auch andere Zusammensetzungen mit μοῖρα können uns die Art, wie solche Bildungen entstehen, veranschaulichen; um die Sache klar zu machen, gehen wir von bekannten Analogien aus:

ἵππους τρέφω	ἵπποτρόφος	ἵπποτροφῶ	ἵπποτροφία
ἄνθος λέγω	ἀνθολόγος	ἀνθολογῶ	{ ἀνθολογία ἀνθολόγιον
μῦθον λέγω	μυθολόγος	μυθολογῶ	{ μυθολογία μυθολόγημα

Dann:

μοῖραν γράφω	μοιρογράφος	μοιρογραφῶ	{ μοιρογραφία μοιρογράφημα
--------------	-------------	------------	-------------------------------

Die Passivform μοιρογραφοῦμαι findet sich im Kallimachos V. 707 sq., 1668; μοιρογράφημα ib. 735 sq. und öfters. Über die Rolle der Moiren, die den Namen des Neugeborenen in

das Schicksalsbuch eintragen und ihm sein Lebensschicksal, sein μοιρογράφημα, verkünden, siehe Bernhard Schmidt Volksleben S. 210—221, bes. S. 215. Dass es sich oft um eine Voraussagung des ehelichen Glückes handelt, kann auch oben erwähnte Stelle aus Kallimachos, V. 703 sqq. bezeugen. Die Form μοιρογραφία findet sich im Sophocles: The decrees of fate, mit Hinweis auf Nicet. Byz. 764A. Im Belthandros V. 422 lesen wir:

Χρυσάνταν ἦν ὑπέγραψεν ἡ μοιρόγραφος τύχη

doch scheint mir der Akzent auf der drittletzten Silbe gegen die Versbetonung zu verstossen, denn der Dichter hält auf gleichmässige Vertheilung der Versakzente; wir dürfen, glaube ich, auch hier μοιρογράφος wie in den andern Fällen als Paroxytonon lesen. — Schliesslich erhalten wir im Einklang mit den vorhergehenden Beispielen:

μοῖραν λέγω	μοιρολόγος	{ μοιρολογῶ — οὔμαι Kall. 1670; — 2360	{ μοιρολόγι(ον) μοιρολόγημα Kall. 1671.
-------------	------------	--	---

Im W. B. von Passow findet sich μοιρολόγος = Schicksalskündiger, und ebenda sogar das bei Kirchenschriftstellern übliche μοιρολογέω = einem das Schicksal verkündigen. Vielleicht dürfte diese Form schon allein als ein Beweis für die richtige Herleitung des Wortes genügen, denn die Medialform μοιρολογοῦμαι: *sich selbst das Schicksal verkündigen*, konnte in die Bedeutung übergehen: *sich über sein Schicksal aussprechen* und schliesslich: *sein Schicksal beklagen*. Wir finden m. W. nicht μοιρολογία, sondern nur das sächliche μοιρολόγι(ον), wie ἀνθολόγιον. — Endlich sei noch verwiesen auf Hesychios: μοιρολογεῖν No. 1554 und die Lesart μοιρολαεῖν im Apparate.

III. Über die Form μοιρολογῶ und ihre entsprechenden Ableitungen wie μοιρολόγι kann nur kurz bemerkt werden, dass sie als eine spätere Bildung anzusehen ist, da sie in den frühen Denkmälern nicht vorkommt. Im Laufe der Zeit fand eine Vertauschung statt zwischen den Kompositionsgliedern (μυρο-) μοιρο- und μυριο- z. B. μυρό-χριστος, μοιρό-κραντος und μυριό-καρπος; Typen wie μυρο-φόρος = Salben tragend, und μυριο-φόρος Leontios 60, 16 = grosses Lastschiff konnten leicht verwechselt werden, oder zu einem Ausgleich kommen, wie es bei μοιρο-λογῶ thatsächlich der Fall ist, denn an manchen

Orten hat das unechte Kompositionsglied  $\mu\upsilon\pi\iota\omicron$ - das echte  $\mu\omicron\iota\pi\omicron$ - verdrängt. Begünstigt wurde diese Umbildung durch volksetymologische Einflüsse; das Volk knüpfte an die im Neugriech. zahlreichen Komposita mit  $\mu\upsilon\pi\iota\omicron$ - an, z. B.  $\mu\upsilon\pi\iota\omicron$ - $\pi\alpha\rho\alpha\kappa\alpha\lambda\acute{\omega}$ ,  $\mu\upsilon\pi\iota\omicron$ - $\epsilon\upsilon\chi\alpha\rho\iota\sigma\tau\acute{\omega}$ , und legte sich den Sinn in der Weise zurecht, dass es unter  $\mu\upsilon\pi\iota\omicron\lambda\omicron\gamma\acute{\omega}$  so viel verstand als: unzählige Worte sprechen, sich durch viele Worte Luft machen.

Leipzig-Connewitz.

John Schmitt.

### Critical notes to Oscan Inscriptions.

The eituns-inscriptions<sup>1</sup>).

The new inscription, first published by Sogliano, *Notizie d. Scavi*, Nov. 1897, reads:

eksuk amviannud  
eituns ampt tribud  
túv. ampt mener.

There is no trace of a cross stroke in the third letter of ampt in either occurrence, and the other strokes are clear enough to make it impossible to believe that it has been lost. One may recall the fact that on the Vibia Curse the first letter of avt is twice or three times clearly without the cross stroke, without, however, feeling justified here in reading amat<sup>2</sup>).

1) I examined these both before and after seeing Degering's article in the *Mitteilungen d. kais. deutsch. archäol. Inst., röm. Abt.* 13, 124 f. On the first occasion I noted Sogliano's error in giving eksud instead of eksuk in the new inscription: also that in Conway no. 61 amviannud with two n's was to be read, and sarinu not sarnnu; further that in C. no. 63, v. Planta's conjecture of spuriieis was to be accepted, while in the last line imbratr appeared impossible. Conway's sehsimbriis probable. All these points were noted by Degering and I mention the fact that my own observations were independent, merely because as such they furnish stronger corroboration of his readings than they otherwise would. Sogliano's error in giving amat I did not notice until after having had my attention called to it by Degering's article.

2) But the temptation is great not to give up the intelligible amat for the highly puzzling ampt. Degering's explanation of the



In contrast to Degering I am absolutely convinced that the inscription ended with *mener*. I examined this part of the stone with the greatest care and failed to see any traces of red on the same line after *mener*, or any traces of lines following. As for the graffiti at the bottom of the pillar, there are undoubted traces of letters, but to make *puf*, *eituns*, etc. of them requires a vivid imagination.

Conway no. 61, v. Planta no. 48. The text is:

eksuk amviannud eit.  
 anter tiurri XII ini  
 veru sarinu puf  
 faamat Mr. Aadiriis V.

There is no doubt, I think, of the two *n*'s in *amviannud*. In the third line Conway is not justified in reading *sarnnu*. v. Planta was right in assuming that the fourth letter is *u* corrected to *i* (not, I think, *i*). The punct before *n* seems clear, so that the explanation of the mistake is that the writer at first skipped two letters of his copy and after *sar* wrote the final *u* and the punct, then corrected the *u* to *i* and added the *nu*<sup>1</sup>).

Conway no. 63, v. Pl. no. 49. The text is:

eksuk amv[i]anud

latter will satisfy no one. A Latin spelling *amptermi* with the change of *b* to *p* before *t* is of course wholly irrelevant, and the vague references to cases in which *p* stands for *f* in both Oscan and Umbrian do not mend matters. Since original *pt* becomes *ft* (O. *scriptas*), it is especially difficult to account for the opposite change here. The only possibility which occurs to me, in the line of connecting the word with *amf*-, is that in the combination *nas* + *f* + *cons*., the *b* became an affricative *pf* (cf. the development of *n* + *s* to *nts*, e. g. O. *keenztur*) and then lost the *f*. But this is none too plausible. [Mau Mitt. d. deutsch. archäol. Inst., röm. Abt., 14, 112, suggests the possibility that *ampt* stands for *ant*, but very properly concludes that this is unlikely. Aside from the question of syntax, such a misspelling could hardly be paralleled. In L. *temptāre* the *p* has etymological value (cf. Brugmann Grdr. 1<sup>2</sup>, 366).]

1) It is clear that the word can have no connection with the name of the river Sarnus. An anaptyctic vowel would be *a* not *i*, and moreover the gate referred to is, as the topographists agree, that in the direction of Herculaneum, exactly opposite from the Sarnus.

eituns an[ter tr]iibu  
 Ma. Kastrikiieis ini  
 Mr. Spuriieis L.  
 puf faamat  
 V. Sehsimbriis L.

In l. 2 an[ter (so Conway and v. Planta, while earlier editors read an[t] is not only probable but necessary to fill the space. In l. 4 Spuriieis as conjectured by v. Pl. and confirmed by Degering is clear. In l. 6 imbratr and imbrtr are impossible. The letters following br are almost certainly iis as ready by Schöne, Conway and Degering.

Conway nos. 60, 62, v. Pl. 47, 50. Of these only a few letters can be made out at present, but on the evidence of 61 and 63 we are safe in assuming that in 62 anter, not ant, is to be supplied.

As regards the general interpretation of the eituns-inscriptions, the latest has, if anything added to the difficulty, and Degering's article, while pointing out some serious difficulties in Nissen's view (as, for example, the fact that the street near the corner of which stands C. no. 61 leads to the point between towers XI and XII, not between XII and the Herculanean gate) offers no positive results that will meet with general acceptance. Prof. Mau is shortly to publish an article on the topographical questions involved, which we shall await with interest<sup>1</sup>). Degering's grammatical views mark a distinct step backward. Instead of the wholly satisfactory explanation of puf as 'ubi', we are to assume an Oscan acc. pl. in -f instead of -ss, -s, and, incidentally to this, the existence of an Umbrian *pufe* 'ubi' Tab. Ig. VI a 8 is done away with by assuming that *uerfale* is an acc. pl. to *uerfali*, this from \**uer-u-ali*- belonging to U. *uerof*, O. *veru*! The old explanation of eituns as a 3rd pl. imperative, formed to the singular after the analogy of the subjunctive, is at least a conceivable one<sup>2</sup>), but Degering's attempt to support this with the *deiutuns* of the Tabula Bantina weakens the argument. For, it being syntactically impossible to regard *deiutuns* as

1) [See now Mitt. d. deutsch. archäol. Inst., röm. Abt., 14, 105 ff.]

2) [Revived once more by Ehrlich, IF. 11, 299 ff.]

an imperative, he is obliged to assume that this alleged formation in *-tuns* even took the place of the real subjunctive.

Assuming, in agreement with most scholars, that *eituns* is a noun, the question remains whether it means simply 'way', as Nissen, Bücheler and v. Planta think, or whether it denotes certain persons or things which form the objective point to which people are to be guided. There are certain reasons why the latter view seems to me more probable. Firstly the topographical difficulty in C. no. 61 would vanish. The street near which it stands is not itself the 'way between the twelfth tower and the gate' (cf. above), but it may be the most convenient way of reaching, from the corner where the inscription stands, something situated between the twelfth tower and the gate. Secondly, in the new inscription the ablative construction with *ampt* would be more intelligible. But the chief argument is from the form itself. As a singular it offers great difficulty. Bücheler compares L. *iter*, *itineris*, but without explaining how the suffixes are to be compared. v. Planta 2, 61 suggests four possibilities. 1) From *\*eitōnos* with change of unaccented *o* to *u* before *-n(o)s*. But in Oscan a change of *o* to *u* is found only in connection with labial consonants. 2) Influence of a stem *\*eitu-*, L. *itus*. But this should give *eitiuns*. 3) From *\*eitōnos*. But in Latin the suffix *-ōno-* is an extension of *-ōn-* and denotes persons. 4) from *\*eitu-no-s* like L. *tribūnus*. A rare suffix, and one which would certainly involve an extension of the meaning. On the other hand as a nom. pl. of a stem in *-ōn-* its formation is perfectly simple, namely *eituns* from *\*eitōn(e)s* as *humuns* from *\*homōn(e)s*. What specific meaning should be assumed for such a derivative of the verb 'to go' is a further question, on which there may be various opinions. Against Conway's 'cisiarii' and 'lecticarii' archaeologists seem agreed that such private advertisements are out of the question. The meaning 'patrols', already suggested in my *Vokalismus*, would seem to fit in well with the general interpretation of the inscriptions given by Nissen, Mau and others. That is the soldiers are guided to the regular patrols or patrol stations, the situation of which is shown by the words following *eituns*, — in the new inscription "about the Public Building (and) about the Temple of Minerva".

## The iovilae-inscriptions.

Conway no. 113, v. Pl. no. 133.

l. 6. Between meddis and ad I regard kapv as by far the most probable reading, though Bücheler thought it impossible, and v. Planta not without difficulty. Bücheler's pis id seems improbable to me, as to v. Planta (Anhang p. 632). Directly after meddis is a hole in the stone, out of which runs an oblique stroke which might belong equally well to k or d (v. Pl. prefers d). The next letter is certainly a (v. Pl. also thinks this most probable). Then follow indistinct lines offering various possibilities of combination, among others pv, while v. Planta prefers pí. The oblique stroke which v. Pl. reads as thorn starts much higher up than in kerssnáis and úpíl and is longer, in fact i seems to me unlikely. The traces of horizontals in what I take to be v are so faint that I cannot be sure they are not imaginary.

l. 7. iúviass not -áis seems clear to me, contrary to the opinion of previous editors. There is a distinct oblique stroke parallel to the lower bar of the final s.

l. 8. ssimassta- not ssimaíssta-. Bücheler remarks on the narrowness of the space for the i between a and s, and moreover the supposed stroke is very short, not more than half the usual length. I take it to be simply a mark on the stone. I can see no punct after the s; if anywhere it is after the second s where Bücheler notes a 'Fleck'. Altogether, I am convinced that the correct reading is iúviass messimass, an accusative plural and object of sakrafir. The next word is the most difficult in the inscription. After ta is a mark which may be intended for an i, or may be accidental. The next letter may be read as v (Sogliano) or e (Bücheler and others), since the middle stroke is much finer than the other horizontals. The last letter of the line is certainly f. At the beginning of l. 9 v. Planta's reading fud is well nigh certain (others fuf). v. Planta makes two words staief fud, but it is difficult to follow his explanation of fud as a verbal form. It is more likely that we have to do with a single word, an ablative singular, probably dependent on messimass. But the stem and meaning remain uncertain. We may read taief-fud or tavffud or, assuming that of three successive s's

only two were written, staieffud or stavffud. Taking the last reading one might think of a derivative of the root *stau-* (L. *in-staurō*), and suppose that it means something like 'establishment, beginning'. The sentence would then read: Pún | meddis kapv ad | fust, iúviass me|ssimass (s)tavffud sakriss sakrafir, avt | últiumam ker|ssnaís; and be translated: "When the meddix of Capua shall be present, one shall celebrate the Jovian fete-days which are midmost from the beginning, with sacrifices, but the last with banquets".

l. 9. sakriss not sakriiss. Between the i and s is a defect in the stone which the stone-cutter passed over, as frequently.

l. 10. kra clear, and traces of f certain, then part of i but not enough to determine whether i or í. The final letter is quite indistinct.

l. 12. Bücheler and v. Planta note that the thorn of the í in ssnaís slopes downward. The same is certainly true in úpíl of l. 1. These are the only cases in the inscription where one is sure of í rather than i. The punct is still more difficult to be sure of, owing to the character of the stone. The only certain cases are úpíl and últiumam.

Conway no. 114, v. Pl. no. 134.

l. 5. I can see nothing certain after súll.

l. 7. v. Planta is almost certainly right in rejecting the former reading úniveresim. The first two letters are not úí, nor the last im. For the last part v. Planta's reading verehías or vereeías is more likely. Before the v the lines which Bücheler read as ni may well be m with the strokes running down from left to right, but it is very difficult to make iní out of what precedes, so that v. Planta's iním seems to me very uncertain.

Conway no. 115, v. Pl. no. 131.

l. 1. iúhil (Bücheler, v. Pl.) not iúvil (Conway).

l. 3. fratrúm múi, with i (Bücheler, v. Pl.), not í (Conway). Of the preceding u the place where the punct would be is damaged, so that there is no choice between u and ú.

l. 6. mamerttiaís. There is a space between e and r but the supposed punct (Bücheler, v. Pl.) is more likely a

defect; likewise, I think, between the two t's. At end, -ais (Conway, v. Pl.), not -ar (Bücheler).

l. 7. The marks at the end are exactly as described by Bücheler, but must be a mistake for *n*.

Conway no. 117a, v. Pl. no 135 I.

l. 1. *ari*.

l. 3. *fi[et]*. Only the lower part of the second *i* shows, so no evidence for *i*. Then follows what may be an old defect in stone, passed over by the stonecutter as in l. 9 of b (II). I could see no traces of a *hasta*. There is, then, no necessity of reading *fi[i]et*.

l. 7. *avt* more likely than *aet*. Bücheler remarked on the four strokes of the *e* and the uniqueness of the spelling *ae* for *ai*. In reading the stone it occurred to me that it was an *e* corrected into *v*, and later noted that v. Planta (Anhang 634) expresses the suspicion that *avt* is the correct reading.

Conway 117b, v. Pl. 135 II.

l. 1. Near the beginning *ida[et]* seems most likely (Conway *ila[et]*, v. Pl. *t...a*), at the end *vi* followed by a vertical.

l. 2. *pag* is more likely than *pas*, though the angle is more acute than one expects in a *g*. At the end, v. Planta's *medikid* is well nigh certain. After *k* is an *i* or else a line in the stone, then certainly a *d*, after this no distinct traces of letters though there is room enough.

l. 3. *kapv* (Conway) is impossible. The *d*, *a* and *v* are clear; between *a* and *v* is an *i* or defect in the stone (v. Pl. *daiv*, Bücheler *datv*).

l. 4. *sakra[et]tir* is the most probable reading. The only other possibility is *sakrattir*, and one would scarcely expect a *tt*-perfect beside the *f*-perfect (*sakrafir*).

l. 10. *kersn[et]aias*. After *n* the stone is badly broken, but the outlines of *a* are clear, and of the *i* before *as*. But between these the bottom of a vertical is almost certain, making *kersnasias* impossible without correction.

Conway no. 123, v. Pl. no. 148a.

l. 4. This is certainly to be read *mamert* with v. Planta. Under the *e* of *pumpe* of l. 3 stands *ri*. This made the space in l. 4 still smaller and the stonecutter put the *r*, tur-

ned on its side, under the e of mame, and to the right of this a t.

### The Cippus Abellanus.

l. 1. v. Pl. reads *Str* as against *Sir* of previous editors. I could see no indication of a top stroke in the second letter.

l. 4. v. Pl. prefers *Lúvkiiúi* to the usual *Iúvkiiúi*. The bottom of the first letter is damaged but I could see no trace of an oblique stroke.

l. 11. v. Planta's [úp] is highly probable. There is just room for this, corresponding to the [úm] of the next line.

l. 56. v. Planta's reading *pedú x* is probable. Certainly the next to the last letter is *ú* not *u*, and I could see no possibility of making the last letter *r*.

### Tabula Bantina.

l. 1, end. *ru* probable.

l. 2, end. *angitu*? I could see nothing of a top stroke to *t*, as given by Zvetaieff and usually so read. Bücheler's *angiuu* certainly answers better to what now appears.

l. 4, beginning. v. Planta's *osins* is most attractive, but one can hardly avoid reading *osii*, as there is almost certainly clear space between the second vertical and the break, precisely as represented in Zvetaieff's facsimile. After the break the surface is so badly worn that before the *on* there is in my opinion not the slightest trace of the letters (otherwise v. Pl. who thinks he observes traces of *s* and *p*). I read *osii[ns]*, and explain *siins* as *\*siens*, formed after *siēs* etc. like L. *sient*. For *ē* in 3rd pl. cf. *herrins*.

l. 8, end. I regard *loufir* as absolutely certain. Of the *v* we have the vertical and enough of the middle stroke to show the beginning of the curve. It extends through the vertical to the left, just as in *altrei* and *prumeddixud* l. 14. This same projection of the middle stroke marks the fragment of the *r* in l. 4 just before the break (*pr[ut]erpan*).

l. 28, beginning. *id nii*. The letter after *n* is clearly without horizontals, yet *nei* must be intended.

l. 29, beginning. What Zvetaieff indicates as traces of *m* is too high to belong to the line and is nothing but a

defect in the bronze. Before *q* we have three verticals as if a numeral III. There is just a possibility that the second was E (v. Pl.) or F (Conway). Before the verticals there are uncertain traces of tips of letters. v. Planta's *nei* or Conway's *ifi* would be possible, but not, I think, *auti*. I could see nothing of the alleged traces of *p* after the *q*. There can be no question that Bréal and v. Planta are right in assuming that the first line of the Avellino fragment belongs to l. 30, not to l. 29, as generally supposed.

Conway 38, note V, v. Pl. 26. *ḡipiveic*, with de Petra, Zvetaieff and v. Planta, is more likely than *ḡipiveic* (Conway with Mommsen and the earlier editors). Part of the thorn is newly broken out, but the edges show an old cutting which is hardly accidental.

Conway 39, v. Pl. 28. l. 7. Certainly *mecilikiieis* with ligature of *il*. Noting Conway's objection that there are no other ligatures in the inscription and that the line is not crowded, one may conjecture that *ee* was cut by mistake for *ei* and then corrected by prefixing the thorn to the *l*.

ll. 8—9. Certainly *dekkvia rim* (v. Pl.) not *dekk-via rim* (Zvetaieff, Conway). There is no trace of a thorn in the first *i*.

ll. 10—11. Certainly *iu|su* or *iú|su* with one *s*, as v. Planta, not *iú[s]su* (Zvetaieff) or *iu[s]|su* (Conway). The part of the *u* which is visible stands under the final letters of the other lines, and there is no room for an *s*. Both here and in l. 5 it is impossible to say if the *u* ever had a punct. Since at Pompeii the abl. sing. is spelled -*ud*, not -*úd* as on the Cippus Abellanus, *ius* has more probability than *iús*.

Conway 48, v. Pl. 36 a. l. 1. *kli* (Conway) not *k·li* (v. Pl.). The mark after the *k* is quite unlike the other puncts and is certainly not intended for one.

Conway 49, v. Pl. 33. In l. 4 I have noted the clear trace of *r* as seen by v. Planta.

Conway 59 (cf. addenda), v. Pl. 62. *ahvdiu ni akun CXII*. There is no doubt of the square interpunct as seen by Dennison (Am. Journ. of Archaeology 1898, 399 b). Some of the coloring, as well as the cutting, may still be seen.

Conway 134, v. Pl. 156. *upfals patir miinieis* (with v. Pl.). As there is no trace of the thorn in -*tir* and -*eis*,



while it is quite distinct in *miin*, the usual transcription *patir miiniéis* is hardly justified.

Conway 137 c, b. v. Pl. 119, V. l. 4. *marahéis niir*. There is a tiny break before the *niir*, but not wider than the usual spacing, so that I agree with v. Pl. Anhang p. 617 that the word is probably complete<sup>1</sup>). In the last line Conway's *sullum* is far more probable than v. Planta's *sullad*, mainly on account of the space.

Conway 140, v. Pl. 166. Read *heirens frssii[s] | upsed* with Dennison *Am. Journ. of Archaeology* 1898, 399 f.

Conway 168, v. Pl. 194. l. 1 The first letter is probably *k* (v. Pl.). The vertical is completely lost in the break, but the angle following is more suitable to *k* than to *g*. In l. 2 I could make out nothing clearly after *seem*. l. 3 *ehpreivid* (Conway). Of the last letter only the vertical remains and there is nothing on the stone to make *k* (v. Pl.) more probable than *d* which gives us an intelligible form. l. 4 *inu-seispad hefe*.

Conway 169, v. Pl. 188 (the censor-inser. of *Bovianum*). I cannot accept v. Planta's supposed discovery (Anhang p. 640) that what has always been taken as the first line is really the second. I found the little mark over *liís* which he thinks is the thorn of an *i*, but could see nothing else at all suspicious. And the fact that even from his own description the traces of letters are so slight, makes it improbable that there was a line here. For in the other lines the letters are deeply cut and absolutely clear except at the edges, and I cannot see that the surface at the top is appreciably more worn down.

Conway 176, v. Pl. 201. No one will question the new reading discovered independently by Conway, Dennison and v. Planta, but I could see nothing of a punct after *dúnúm* as noted by Dennison.

Conway 181, v. Pl. 203. The old reading *fiml* is far more probable than *fml*.

Naples, June 1899.

Carl Darling Buck.

---

1) Note also Thurneysen's attractive explanation of the word as nom. sg. *nēr* to the gen. pl. *nerum*.

### Die lateinischen Infinitive auf *-ier*.

Über den lateinischen Inf. Praes. Pass. auf *-ier* sagt Stolz in der dritten Auflage seiner lateinischen Grammatik (Iv. Müllers Handbuch 2. 2<sup>3</sup> (1900) S. 190): "So ist der Ursprung dieser Form immer noch nicht klar". Indessen meine ich, dass seine eigene Ansicht von der Zusammensetzung dieser Form "aus dem gewöhnlichen Infinitiv auf *-i* und dem von den thematischen, nicht abgeleiteten Verben entlehnten Infinitivsuffix *-ere*" (mit der Abstumpfung des *-ere* zu *er*) das Rätsel wenigstens zur Hälfte löst. Ich möchte nur die Provenienz des zweiten Bestandteiles anders erklären, als Stolz es gethan hat.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die Formen auf *-ier* nicht auf gleiche Stufe mit denen auf *-i* gestellt werden dürfen. Zwar — um mit den Worten von Stolz zu reden — "ist nicht zu übersehen, dass die Infinitive auf *-i* an Zahl immer überwiegen", aber unbestreitbar haftet den Formen auf *-ier* beinahe überall ein gewisser altertümlicher Hauch an. So war — nach Neue-Wagener — die Form auf *-ier* besonders üblich "in der Gesetz- und Priestersprache, auch in Grabinschriften" (Formenlehre d. lat. Sprache<sup>3</sup> (1897) 3, 225). Die weitaus meisten Beispiele dieser Infinitivform stammen aus Plautus und Terenz und den Überbleibseln der übrigen Schriftsteller der ältesten Periode (ib. 226—235), und Brock (Quaest. gramm. capita duo p. 82) hat mit gutem Recht, trotz Stolz, die Infinitive auf *-ier* als Archaismen schon für die Zeit des Livius Andronicus bezeichnet.

Nun erklärt man heutzutage viele Formen des lateinischen Verbums als Zusammenrückung zweier ursprünglich mehr oder weniger selbständiger Bestandteile, so z. B. Imperf. *amabam*, *legebam* als Zusammenrückung von infinitivartigen Bildungen *\*ama-*, *\*lege-* mit den Formen von Wz. *\*bhū* 'sein'; die Form des Inf. Fut. Akt. auf *-tūrum* ("*esse*" ist dazu, wie nachgewiesen, erst später hinzugekommen auf dem Wege der Analogie zu *amatum esse*, und deswegen fehlt es so häufig bei den Schriftstellern) als Zusammenrückung von Supinum auf *-tū* (Lok.) mit dem akkusativischen Infinitiv (von Wz. *es-*)

\**erum* aus \**es-om* 'esse' (osk. *ezum*, umbr. *erom*), so dass also *daturum* = \**datu-erom* gesetzt wird. Diese beiden Erklärungen sind, so viel ich sehe, ziemlich allgemein angenommen (vgl. Stolz a. a. O. 183 und 191). Ähnlich möchte ich nun die Formen auf -ier entstanden sein lassen durch Zusammenrückung von gewöhnlichen Infinitivformen auf -i mit dem Inf. Praes. des Hilfsverbs \**ere* aus \**es-e*. Der Abfall des auslautenden *e* dürfte nicht auffallen gegenüber den zahlreichen volkstümlichen Formen wie *biber*, *transferr*, *conder* usw. (vgl. Stolz a. a. O. 190 Anm.). Es handelt sich nur um die morphologische Begründung der hypothetischen Form \**ere* und um die Erklärung des syntaktischen Grundes der angenommenen Zusammenrückung.

Angesichts der Imperfektformen auf -bam und der Bildungen, wie *assue-facio*, *cale-facio*, *are-facio* (bei Lucretius VI, 962 sogar: *facit are*; bei Cato r. r. 157, 9: *ferve bene facito*) und dgl., wo der erste Bestandteil allgemein für eine Infinitivbildung (die Frage nach dem Kasus lasse ich beiseite) erklärt wird, haben wir keinen Grund dem Stamme *es-* die Fähigkeit zur Verwendung in dergleichen Formationen abzusprechen. Nimmt man behufs Erklärung des Inf. Fut. Akt. auf -*urum* auf Grund der verwandten italischen Dialekte für das Lateinische die Infinitivformation \**erum* an, so brauchen wir nicht zurtückscheuen auch eine Form zu supponieren, die dem sonstigen Typus der lateinischen Sprache entspricht. Es ergibt sich aus der Proportion *legere* : (*amari*) = \**lege* : *legi*, dass wir in der lateinischen Sprache zwei Formationen des Infinitivs vor uns haben, eine, sagen wir, vom präsentischen, eine andere vom aoristischen (d. h. durch -s erweiterten) Stamm. Jede von beiden konnte wiederum für sich doppelte Gestalt annehmen, je nachdem lokativische oder dativische Funktion zum Ausdruck gelangte <sup>1)</sup>. Der Typus \**lege*

1) Auf das morphologische Verhältnis der Formen auf -i zu den Formen auf -e gehe ich hier nicht näher ein. Die Entscheidung, welche Formen dativischen und welche lokativischen Ursprungs sind, ist sehr schwer, da sowohl *dixi* infolge zweifelloser morphologischer Homogenität mit *δείξαι*, als auch *agī* aus \**ag-aī* auf dativischen Ursprung zurückzuführen sind. Die Doppelheit der Endung (*e*, *i*) scheint mir durch die Voraussetzung des doppelten Ursprungs der Formen am natürlichsten erklärlich zu sein, wie es

scheint nun in den Imperfektformen auf *-bam* und Zusammensetzungen wie *are-facio* noch erhalten zu sein. Zu ihm würde auch das *\*ere* (neben *esse*) gehören.

Beide Formen, die auf *-i* und die auf *-e*, wurden ursprünglich aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Unterschied in Bezug auf das Genus verbi verwendet. Die Form *legi-er(e)* bedeutete ursprünglich 'zur Lesung sein' oder 'in Lesung sein' (je nachdem man den ersten Bestandteil für Dativ oder Lokativ betrachtet), daher so viel als 'gelesen werden'.

Wien.

Ivan Kopacz.

### Griechisch ἄνθρωπος.

Über die Herkunft von ἄνθρωπος ist man noch nicht im Reinen. In den Zeiten, da man bei Ausnahmen von Lautveränderungsregeln, welche man nicht zu erklären wusste, die Schwierigkeit mit Ausdrücken wie 'sporadischer Lautwandel' zuzudecken liebte, folgte man gerne Hartung, der ἄνθρωπος aus ἀνὴρ ἀνδρὺς und ἄψ zusammengesetzt sein liess und mit 'Mannsgesicht, Mannsbild' wiedergab (Griech. Partikeln 1, 52). Den Wandel von δ in θ liess man durch das dem δ unmittelbar nachfolgende ρ hervorgerufen sein. S. Benfey Griech. Wurzellex. 1, 122, Pott Etym. Forsch. 2<sup>2</sup>, 881, Curtius Grundz.<sup>5</sup> 522, Leo Meyer Vergl. Gramm. 1<sup>2</sup>, 467. Warum aber bewirkte ρ nicht die nämliche Verschiebung des δ in ἀνδρὺς ἀνδρὶ usw. und den zahlreichen Wörtern, die von ihm abgeleitet oder mit ihm zusammengesetzt sind? Oder, wenn es denn hierauf keine befriedigende Antwort gibt<sup>1)</sup>, welches andere griechische Wort könnte infolge begrifflicher Assoziation auf die Lautung eines

auch grösstenteils angenommen wird. Anders Solmsen (dem Stolz beizustimmen geneigt ist) wegen der bei den Komikern hie und da langen Messung der Infinitive auf *-erē* (IF. 4, 240 ff.).

1) Leo Meyer a. a. O. 517 bemerkt in Widerspruch zu S. 467, θ sei wohl unter dem erhärtenden Einfluss des im Anlaut der nächsten Silbe folgenden π entstanden. So käme man aber doch nur zu einem ἀνθρωπος! Auch befriedigt Meillet Mém. 7, 166 gar nicht, dem, so viel ich weiss, nur Gauthiot ebend. 11, 194 gefolgt ist.

\*ἀνδρωπος so eingewirkt haben, dass ἀνθρωπος daraus wurde? Man schaut sich nach einem solchen Wort vergeblich um. Von diesem schwierigen Punkte abgesehen, ist im übrigen diese Etymologie höchst ausprechend. Curtius a. a. O. S. 37 verweist, sie zu stützen, auf δρώψ· ἀνθρωπος bei Hesych, eine offenbar sehr altertümliche Bildung von ἀνῆρ und ὤψ<sup>1)</sup>, und Pott Et. Forsch. 2<sup>2</sup>, 924 verweist in begrifflicher Hinsicht auf ahd. *niennisco* 'Mensch', das von *mann*- 'Mann' abgeleitet ist und sich der Bedeutungsentwicklung nach zu diesem seinem Grundwort nahezu ebenso verhielte wie ἀνθρωπος zu ἀνῆρ (vgl. auch Heiur. Schmidt Synon. der griech. Spr. 2, 385 ff., Bréal Essai de sémantique p. 37 sq., Wundt Völkerpsych. 12, 473). Auch wäre das Verhältnis von preuss. *smonenawins* 'Mensch' *smunenisku* 'menschlich' lit. *žmogùs* 'Mensch' zu preuss. *smoy* 'Mann' (Berneker IF. 9, 360 f.) zu vergleichen<sup>2)</sup>.

Ist also diese am meisten verbreitete Deutung unseres Wortes nicht befriedigend, so gilt dasselbe auch von allen andern Versuchen, die Herkunft von ἀνθρωπος zu ermitteln. Es genügt wohl, wenn ich von diesen diejenigen nenne, die verhältnismässig noch als die annehmbarsten erscheinen: Aufrechts Aufstellung, nach der das Wort ursprünglich 'emporgerichtetes Gesicht habend, aufwärts schauend' bedeutet haben

1) δρ- ist aus νρ- hervorgegangen und verhält sich lautlich zu ἀνδρ- wie κροτός zu ἄ-μυροτος. δρ- : ἀνδρ- repräsentiert ein uridg. Ablautsverhältnis, wobei δρ- mit ai. *nr-* (*nr-asthi-* 'Menschenknochen') *nar-*, umbr. *nerf* 'proceres, principes' usw. zusammenstimmt. Im Anschluss an δρώψ vermutet Clemin, dass Π 857 und X 363 δρωτήτα statt ἀνδρωτήτα zu lesen sei (unwahrscheinlich über dieses homer. ἀνδρωτήτα Wharton Some Greek Etymol. p. 24). Vgl. Hirt Der idg. Ablaut 166, Verf. Grundr. 1<sup>2</sup>, 344.

2) Steht aksl. *člověk* 'Mensch' (russische Form *čelovék*, für die zu beachten ist, dass das Russische die Lautgruppe *čl* überhaupt zu vermeiden scheint) = urslav. \**člověk* in einer ähnlichen Beziehung zu as. *helid* ahd. *helid* ags. *hæle* 'Mann, junger Mann, Kämpfer, Held', aisl. *hǫldr* und *halr* 'freier Mann', denen man vielleicht griech. *kéλω* 'Sohn' zugesellen darf? Wenn lett. *zīvēks* = \**kilvēkas* aus dem Slavischen entlehnt ist — die Entlehnung müsste wegen des anlautenden *k* sehr alt sein —, so liesse sich der Schlussteil von *člověk* mit lit. *vaikas* 'Knabe, Sohn', Plur. *vaikai* 'die Kinder' identifizieren. So käme man etwa auf 'Menschenkind' als Grundbedeutung und *čblo-* wäre schon für sich allein zur Bedeutung 'Mensch' gelangt.

soll, ἀνὰ + Suffix -θρο-(!) + ὤψ (KZ. 3, 240. 5, 365, vgl. Justi Über die Zusammensetzung der Nom. 124, Corssen Krit. Beitr. zur lat. Formenl. 245), und Bezzenbergers Anknüpfung an μενθήρη· φροντίς (bei Hesych), ahd. *muntar* 'frisch, lebhaft, eifrig, wach', aksl. *mądrъ* 'weise' (BB. 5, 168, vgl. Fick ebend. 18, 138, Prellwitz Et. Wtb. d. griech. Spr. 25).

Versuchen wir es noch einmal mit ἀνήρ, an das wohl jedermann, namentlich im Hinblick auf das mit ἀνθρωπος gleichbedeutende δρώψ, am liebsten, wenn irgend möglich, anknüpfen möchte. Auf ἀνδρ- ist ἀνθρ- in dem Fall lautgesetzlich zurückführbar, dass der Schlussteil des Wortes ein mit Spiritus asper anlautendes Wort gewesen ist. Einerseits kommen hierfür als Analoga in Betracht τέθριππον 'Viergespann' aus τετρα- + ἵππος, θρίναξ 'Dreizack' vermutlich aus τρι- + ἵναξ (zu ai. *séna-* 'Wurfgeschoss, Wurfspiess' *pra-sita-* 'dahinschiessend' [von Vögeln], *prá-siti-* 'Anlauf, Andrang; Schuss, Wurf, Geschoss')<sup>1)</sup> und φρουρά aus \*προ-*hopā*, φροῦδος aus \*προ-*hōdoc*: in diesen Fällen hat man nach dem durch *h* erfolgten Stimmtonverlust des ρ noch weiter antizipierend aus der Tenuis eine Tenuis aspirata gemacht. Andererseits ist zu bedenken, dass schon vorhistorisch auch die stimmhafte Media δ durch nachfolgendes *h* zur Tenuis aspirata geworden ist, nachdem sie zunächst ihren Stimmton eingebüsst hatte, z. B. att. οὔθεις, μηθείς (= οὐδὲ εἷς, μηδὲ εἷς) neben οὐδε-μία μηδε-μία, ἡῶτ. οὔθέν, kret. μηθέν usw. (der älteste Beleg scheint δθ' Ἐρμῆς = ὅδε Ἐρμῆς CIA. 1, 522 aus dem 6. Jahrh. v. Chr. zu sein), ein Lautwandel, der uns aller Wahrscheinlichkeit nach in der schriftlichen Darstellung der Sprache sehr viel häufiger vor Augen gebracht wäre, hätte nicht beim Schreiben die etymologische Rücksicht gewaltet. S. Verfasser Griech. Gramm.<sup>3</sup> § 139, e S. 146 und die dort angeführte Litteratur (seitdem ist hinzugekommen Schwyzer Nene Jahrb. 3 [1900], 255, Meisterhans-Schwyzer Gramm. der att. Inschr.<sup>3</sup> 104 f.). So ist denn zu erwarten, dass δρ, wie τρ, vor *h* zu θρ geworden ist. Ein bereits anerkannter Beleg für solches θρ = δρ steht mir frei-

1) Vielleicht gab es einst ein \*τρι-ἵναξ und ein \*τρ[α]-ἵναξ nebeneinander (vgl. τριπέζαν· τὴν τράπεζαν. Βοιωτοί Hesych und att. usw. τρά-πεζα), und beide flossen in θρίναξ zusammen. Vgl. meinen Aufsatz über θρίναξ IF. 3, 259 ff., der allerdings in mehrerem der Berichtigung bedarf.

lich nicht zu Gebot. Aber man dürfte sich wohl vergeblich nach einem beweiskräftigen Gegenzeugnis umsehen<sup>1)</sup>.

Hiernach kann der zweite Teil von ἀνθρωπος zwar mit ὤψ, μέτ-ωπον, γλαυκ-ῶπις usw. nicht zusammengebracht werden, weil deren Spiritus lenis ja durch lat. *oculus*, lit. *akis*, aksl. *oko* usw. als uralt verbürgt ist. Aber möglicherweise ist im Schlussteil ein Wort enthalten, das mit got. *saihan* 'sehen' *siuns* 'Gesicht, Erscheinung, Aussehen, Gestalt' (urgerm. \**se[ɣ]u-ni-z*)<sup>2)</sup>, lat. *signum* aus \**seq<sup>u</sup>no-m*, aksl. *soz* 'Anzeiger, Ankläger' *sočiti* 'indicare, zeigen', nbulg. *po-soka* 'Wunderzeichen' verwandt ist.

Dass die Wurzel dieser Wörter auch im Griechischen vertreten ist, hat Wiedemann IF. 1, 257 f. erkannt. Denn er hat gesehen, dass es dieselbe ist, welche vorliegt in ἐν-έπω 'ich erwähne, teile mit, gebe Anweisung etwas zu thun' (Aor. ἐνί-ποι), ἔπετε aus \*ἐν-πετε 'verkündet, thut kund', lat. *insequis* 'narras, refert' *inseque insece* 'sag an', umbr. prusikurent 'declaraverint, pronuntiaverint' *sukatu* Imperativ 'declarato, pronuntiato' (vgl. v. Planta Gramm. der osk.-umbr. Dial. 1, 338 f. 2, 270. 334 f., Verfasser IF. 3, 303), ir. *in-sce* 'Rede', *scél* 'Erzählung, Geschichte, Nachricht' = kymr. *chweddl* 'fabula, rumor', akymr. *hepp* 'inquit', ags. *seczan* as. *seggian* aisl. *seggia* ahd. *sagēn* 'sagen' (das *u* des urgerm. *ju* ist in \**saju-ia-* vor dem suffixalen *i* lautgesetzlich geschwunden, s. Zupitza Germ. Gutt. 72, Verf. Grundr. 1<sup>2</sup>, 614), lit. *sekmė* 'Erzählung, Fabel' *už-sakas* 'Aufgebot' *sakýti* 'sagen'. Wie ich im Grundr. 1<sup>2</sup>, 601, so hat auch Zupitza a. a. O. S. 68 diesen etymologischen Zusammenhang anerkannt, letzterer unter Hinweis auf die doppelte Bedeutung von ai. *cakṣ-*. Da ihn dagegen Uhlenbeck Kurzgef. etym. Wtb. d. got. Spr. 120 als 'ganz unsicher' bezeichnet hat, vermutlich doch nur, weil er die Bedeutungen 'sehen' und 'sagen' nicht zusammenzureimen weiss, so mag angeführt sein, was für die Zusammengehörigkeit spricht und was sie wenigstens für mich über den Zweifel hinaushebt.

1) Ein solches ist ἄρ-ωνος (Wackernagel Verm. Beitr. S. 1 f.) selbstverständlich nicht.

2) Ob alban. *soh* 'ich sehe' mit *saihan* zu verbinden ist, bleibt zweifelhaft. *soh* müsste auf ein \**sēq<sup>u</sup>-skō* oder auf einen Aoriststamm \**sēq<sup>u</sup>s-* zurückgeführt werden. S. Pedersen KZ. 36, 283.

Ein Übergang von 'sehen' zu 'sagen' ist zunächst ganz klar belegt durch unser *bemerk*en. Dies seit dem Mhd. auftretende Kompositum (zu ahd. mhd. *merken* 'Acht haben auf, wahrnehmen, verstehen') hatte zuerst nur den Sinn 'wohl wahrnehmen, beachten': man sagt noch z. B. *sein ausbleiben in der gesellschaft wurde sehr bemerkt*. In diesen Begriffsinhalt wurde nun die Nebenvorstellung des mündlichen oder schriftlichen Hinweisens auf etwas aufgenommen: z. B. sagt Goethe 55, 33 *ferner fügen wir bemerkend hinzu*. Indem dann die Bedeutung des Hinweisens zurücktrat, ist *bemerk*en für jede Art mündlicher oder schriftlicher Erwähnung, Äusserung geläufig geworden. Besonders gilt dies von dem Nomen actionis *die bemerkung*, dessen ältere Bedeutung 'Wahrnehmung' noch z. B. bei Lessing Dram. 13 erscheint: *es ist eine bemerkung an sterbenden, dass sie mit den fingern . . . zu zupfen anfangen*<sup>1)</sup>. Die Wahrnehmung eines Gegenstands ist immer insofern zugleich eine Geberde, als der Blick auf den wahrgenommenen Gegenstand gerichtet wird. Damit verbindet sich oft noch eine pantomimische Geberde, indem entweder zugleich der Kopf in dieselbe Richtung bewegt oder mit der Hand auf den Gegenstand hingewiesen wird. So assoziiert sich mit der Vorstellung des Wahrnehmens um so leichter die des Hinweisens. Und begleiten das Hinweisen noch Worte des Wahrnehmenden, die den Gegenstand betreffen, so ergibt sich ein Vorstellungskomplex, aus dem schliesslich das 'sich äussern mit Worten' als dominierendes Element hervortreten kann, so dass es den Gebrauch des Wortes wesentlich bestimmt. Dass Wörter, die den Begriff einer hinweisenden oder erklärenden Geberde haben, die Vorstellung des Sprechens in sich aufnehmen, ist ja ein häufiger Vorgang: vgl. noch z. B. nhd. *bedeuten* (*er bedeutet mir und mich*), *anweisen*, lat. *monstare*, *significare*. Und für das Zurücktreten des Begriffs des Weisens hinter den des Sprechens ist lat. *dicere*, das mit griech. δεικνύμι 'ich zeige', ahd. *zeigōn* 'zeigen', ai. *dis-* 'zeigen' zusammengehört, ein bekanntes Beispiel; vgl. auch got. *ga-teihan* 'anzeigen, verkündigen, sagen', as. *af-tīhan* ags. *of-téon* 'versagen' von derselben Wurzel *deik-*<sup>2)</sup>. Der Ausgangs- und der

1) Vgl. M. Heyne Deutsch. Wtb. unter *bemerk*en.

2) Vgl. Heinr. Schmidt Synon. d. griech. Sprache 1, 60 f.



Endpunkt der Entwicklung erscheinen, wie in unserm *bemerk-*  
*ken*, auch noch in zwei ai. Wörtern vereinigt: 1) in dem bereits  
 erwähnten *caḥṣ-*, welches in älterer Zeit 'sehen, nach etwas  
 schauen' (dazu *caḥṣas-* Neutr. 'Schein, Helle; Gesicht, Blick,  
 Auge'), in jüngerer Zeit aber, mit verschiedenen Präpositionen  
 zusammengesetzt, zugleich 'verkündigen, ansagen, berichten'  
 u. dgl. bedeutet, und das mit *kāṣṭhā-* 'Ziel, Rennbahn', griech.  
 τέκμαρ 'Zeichen, Merkmal' aus \*τεκ-μαρ und aksl. *kazati* 'zei-  
 gen' zusammenzustellen ist (Wurzel *q<sup>u</sup>eg-*); und 2) in *khyā-*, bei  
 dem die Bedeutung des Kundthuns mit Worten ebenfalls in  
 der Überlieferung die jüngere ist, für das aber sichere Ent-  
 sprechungen in andern idg. Sprachen noch nicht nachgewiesen  
 sind<sup>1)</sup>.

Hiernach nun sprechen zu gunsten unserer etymologischen  
 Verknüpfung von got. *saihan* 'sehen' mit lat. *insequis* 'narras,  
 refers' zunächst die Bedeutungen, welche das lat. Substantiv  
*signum* und die aksl. Wörter *sokz sočiti* aufweisen. Ferner  
 scheint im Griechischen der Sippe von ἐνι-πτε nicht nur die  
 Bedeutung des Sagens, sondern auch die des Zeigens geeignet  
 zu haben. Der ursprüngliche Sinn der Komposita θέσις, θέ-  
 σιος, θεσπέσιος = \*θεσ-σις, \*θεσ-σιος, \*θεσ-σιεσιος, neben denen  
 θέσ-φατος 'von der Gottheit geoffenbart, kundgegeben' (zu φαίνω,  
 φημι) und θέσ-κελος 'von der Gottheit in Bewegung gesetzt,  
 angeregt, eingegeben' (zu κέλωμαι, κελεύω) im Gebrauch waren,  
 ist zwar schon zur Zeit des ältesten Epos stark verblasst ge-  
 wesen, aber es geht, wie ich schon Ber. der sächs. Ges. d.  
 Wiss. 1889 S. 49 f. bemerkt habe, kaum an, für die zweiten  
 Glieder dieser Zusammensetzungen von dem Sinne 'sprechen,  
 sagen' auszugehen. Vielmehr ist es einzig natürlich, die Be-  
 deutung 'zeigen, aufweisen' oder dgl. zu grunde zu legen;  
 -σις könnte etwa 'Zeichen, Merkmal' bedeutet haben. Deut-  
 licher noch ist die Vorstufe zu dem Sinn der Kundgebung oder  
 Hinweisung mit Worten im Keltischen erhalten. Neben air.  
*in-sce* 'Rede' stehen nemlich *incho-sig* 'significat' und *co-sc*  
 'das Zurechtweisen' = kymr. *cosp* 'poena, punitio, supplicium'.

1) Vielleicht gehört griech. *cḥma* 'Zeichen' dazu, s. Verf.  
 Griech. Gramm.<sup>3</sup> S 98 f. 570. Lat. *inquam* und *inquo*, die man  
 oft zu *khyā-* gezogen hat, werden besser mit *in-sequis*, griech. ἐνι-  
 πτε verbunden.

Für den Sinn des letzten Wortes ist nicht nur an aksl. *kazati*, das ausser 'zeigen' auch 'zurechtweisen, strafen' bedeutet (russ. *na-káz* 'Anweisung, Verhaltensbefehl' und 'Rüge, Strafe, Bestrafung') und, wie wir sahen, mit ai. *caḱṣ-* 'schauen' und 'verkünden' zusammenhängt, an lat. *notāre* 'tadeln, rügen', *animadvertere* 'rügen, ahnden, strafen' u. dgl. zu erinnern, sondern auch an as. *wītan* ahd. *wīzan* 'tadelnd vorwerfen', as. *wīti* ahd. *wīzi* 'Strafe', got. *fra-weitan* 'rächen' (ahd. *fir-wīzan* 'tadelnd vorwerfen, verweisen'), da diese Wörter, woran kein Zweifel sein kann, mit got. *wītan* 'beobachten, auf etwas acht geben' (Wurzel *weid-* in lat. *videre*, griech. ἰδεῖν usw.) zu verbinden sind. Auch sind hier zu nennen griech. ὄπις 'Älndung, Strafe, Rache' (ὄπις θεῶν), ἴψαο 'du hast zurechtgewiesen, gestraft, bestraft'<sup>1)</sup> und ἐν-ιπή 'tadelnde, rügende Anrede' und 'Älndung, zurechtweisende thätliche Behandlung einer Person'<sup>2)</sup>, ἐνίπτω ἐνίccw 'ich tadle, rüge' und 'abnde, weise einen thätlich zurecht'<sup>3)</sup> (Aor. ἠνίπαπον und ἐνένιπον); denn sie sind augenscheinlich mit ὄπ-ωπα ὄψομαι 'sehen' und ὄπ-ιπτεύω ὄπ-ι-πεύω 'ich schaue mich nach etwas um, begaffe' (παρθεν-οπί-της), ai. *īkṣ-* (*īkṣa-tē*) 'wahrnehmen, berücksichtigen' zusammenzubringen (uridg. *īqʷ-* war eine reduplizierte Stammform aus *i-əqʷ-*)<sup>4)</sup>.

Demnach schliessen sich die genannten Wörter, die eine Wurzel *seqʷ-* voraussetzen und die über die sämtlichen europäischen Sprachen, mit Ausnahme vielleicht des Albanesischen (vgl. S. 28 Fussn. 2), hinwegreichen, so, wie sie ihrer Lautung nach ohne weiteres als zusammengehörig erscheinen, auch nach ihren Bedeutungen so ungezwungen an einander an, dass man ihre etymologische Identität zu bezweifeln keinen berechtigten Anlass hat<sup>5)</sup>.

Von dieser Wurzel *seqʷ-* leite ich nun auch den zweiten

1) μέγα δ' ἴψαο λαὸν Ἀχαιῶν A 454 vom Apoll, Π 237 vom Zeus gesagt, τάχα δ' ἴψεται υἱὰς Ἀχαιῶν B 193 vom Agamemnon.

2) ε 446 πολύλλιστον δέ ε' ἱκάνω | φεύγων ἐκ πόντοιο Ποσειδάωνος ἐνίπαρ.

3) ω 161 ἄλλ' ἔπecin τε κακοῖcιν ἐνίccομεν ἥ δέ βολῆcιν, wo man mit Unrecht ein Zeugma annimmt.

4) Die bisherigen Deutungen von ἴψαο und ἐνίπή sind unhaltbar. Eine Kritik derselben glaube ich mir hier ersparen zu dürfen.

5) [Vgl. auch Wood Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of Am. 14, 321 ff. — Korrektur.]

Bestandteil von ἀνθρωπος her. Lautete das Wort ὦπο- (vgl. ωρός u. a. Buck A. J. of Ph. 17, 459 ff.), so war \*ἄνδρ-ἡπο-с die Grundform<sup>1)</sup>. Doch kann ebenso gut ὅπο- = aksl. *sokъ* angesetzt werden. In diesem Fall erklärt sich das ω von ἀνθρωπος aus der sog. Kompositionsdehnung, wie sie in ἀν-ήνυστος (zu att. ἀνύω aus \*cavv-), ἀγχώμαλος (zu δμαλό-с aus \*coμaλo-) u. a. vorliegt (vgl. Wackernagel Das Dehnungsges. der griech. Compp. 54)<sup>2)</sup>. Die Grundbedeutung von ἀνθρωπος wäre nach dem, was oben ausgeführt worden ist, von der Grundbedeutung von δρώω nicht wesentlich verschieden gewesen. Man mag 'Mannsgesicht habend' oder 'Manneserscheinung, Mannesausssehen habend' übersetzen (vgl. got. *siuns*, das zugleich 'Gesicht' und 'Erscheinung, Aussehen' bedeutet).

Die Frage, ob unter den zahlreichen andern Nominalzusammensetzungen, deren zweites Glied auf Wz. *oq<sup>u</sup>*- 'sehen' bezogen zu werden pflegt, das eine oder andere, wie etwa χαρ-οπό-с, vielmehr eine Formation von unserer Wurzel *seq<sup>u</sup>*- enthalten hat, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Hat ἀνθρωπος unter ihnen keinen Genossen, so teilt es das Los, eine Zusammensetzung von ἀνῆρ und einem begrifflich verdunkelten und anderwärts in dem uns zugänglichen Griechisch schon verschollenen Wort zu sein, mit dem Adjektiv ἀνδρόμεος 'menschlich' (ὄμιλον ἀνδρόμεον 'Menschengedränge' Λ 538, ἀνδρόμεα κρέα 'Menschenfleisch' ι 297): der Schlussteil dieses Wortes war nemlich das ai. *-maya-* 'Stoff, Material', das frühzeitig den Charakter eines Suffixes annahm, z. B. in *μη-μάγυ-* 'aus Erde, Lehm, Thon bestehend' (Pott Et. Forsch. 2<sup>2</sup>, 880 f., Max Müller Die Wissenschaft der Spr. 1, 363 f., Bartholomae ZDMG. 46, 294 Fussn. 1 und 50, 713 Fussn. 1).

Leipzig.

Karl Brugmann.

1) Jedenfalls nicht \*ἄνδρo-ἡποс, da hieraus \*ἀνθρῶπος hervorgegangen wäre.

2) Das τ von gortyn. ἀνθρωπον p amphyl. ἀ(ν)τρώποισι ist jedenfalls erst aus θ hervorgegangen, gleichwie das τ von got. *tnāwōn* = att. *θνητῶν*, s. Kretschmer Vaseninschr. 161, Verfasser Griech. Gramm.<sup>3</sup> 106. Unursprünglich muss auch das τ in altkret. (Oaxos) *iv ἀντρηῖω* = *ἐν ἀνδρηῖω* (vgl. J. Baunack Berl. phil. Woch. 1887, Sp. 59, Skias Περὶ τῆς κρητ. διαλ. 84 f.) sein, doch ist dieser Wandel von δρ in τρ gewiss nicht lautgesetzlich gewesen; hat Einwirkung von ἀντρωπος = ἀνθρωπος (vgl. ἀνθρωπήϊος) oder von ἀντρον stattgefunden?

## Künstliche Sprachen.

### I. Teil.

#### Übersicht.

Einleitung. Streit zwischen θέτις und φύτις. Prüfung der "künstlichen Sprachen" durch alle Stufen auf die Frage hin: wie weit ist überhaupt Spracherfindung möglich?

#### I. Störung der natürlichen Sprachentwicklung S. 37.

##### 1) durch Bewahrung des sonst Abgestossenen.

a) bei Einzelnen.

α) Worte. β) gelehrt-archaisierende Sprache S. 38.

b) bei Gruppen S. 42.

α) Kindersprache S. 42. β) Familiensprache S. 42.

γ) Gelegenheitssprache S. 44. δ) Sondersprachen S. 45.

αα) auf Eine Metapher gebaut S. 45.

ββ) auf mehrere Metaphern S. 46.

##### 2) durch Abstossung des sonst Bewahrten S. 50.

a) lexikologisch S. 50. b) allgemeine Berufssprachen S. 51.

c) normalisierte Sprachen S. 53.

α) Cerenonialsprachen S. 53. β) Sportsprache S. 54.

γ) Dichtersprache S. 55. δ) Schriftsprache S. 56.

##### 3) durch Abstossung und Bewahrung S. 57.

#### II. Veränderung des gegebenen Sprachstoffes S. 59.

##### 1) aus euphonischen Rücksichten S. 59.

##### 2) aus Rücksichten der Unterscheidung S. 62.

##### 3) aus Rücksichten der Zweckmässigkeit: Geheimsprachen S. 63.

a) Kindersprache S. 63. b) langue javanaise S. 64.

c) Argot S. 65. d) Kosenamen S. 66.

#### III. Übersetzung des gegebenen Sprachstoffes S. 67.

##### 1) innerhalb einer Sprache S. 67.

a) Ammensprache S. 68. b) Berufssprachen S. 69.

c) Rotwelsch S. 70. d) Rätselsprache S. 73.

e) Skaldensprache S. 74.

##### 2) zwischen zwei Sprachen S. 75.

a) Lehnworte S. 76. b) Fremdworte S. 76.

c) Redensarten S. 76. d) Purismus S. 78.

e) Mischsprachen S. 78. f) Tier- u. Menschengesprache S. 79.

#### IV. Kombination und Kontamination von Einzelsprachen S. 80.

Allgemeines zur Beurteilung der Idee einer Weltsprache S. 80.

1) Volapük S. 86. 2) Pasilingua S. 89.

3) Volk und Fuchs S. 89. 4) Idealromanisch S. 90.

5) Hilbes Zahlensprache S. 90. 6) Blaue Sprache S. 91.

7) Kleinere Versuche S. 91.

Das Problem der Entstehung der Sprache ist vielleicht das älteste wissenschaftliche Problem überhaupt; denn die beiden andern Hauptfragen jeder Mythologie, die nach der Schöpfung der Welt und die nach dem Ursprung des Übels, sind auch heute noch mit religiöser Metaphysik zu eng verknüpft, um einer rein wissenschaftlichen Behandlung fähig zu sein.

Für die ältesten Phasen der "Glottogonie" gilt das freilich auch; aber viel früher als andere grosse Welträtsel hat dies sich methodischer Erörterung hingegeben. Die Legenden und Mythen von Adams Spracherfindung und dem Babelturm, von zungenlösenden Göttern und Heroen haben eine sachliche Behandlung des Problems vom Ursprung der Sprache nirgends dauernd aufgehalten. Geistreich und tiefdringend haben von Platon bis zu Herder, Steinthal, Renan zahllose Denker über jene Frage gehandelt, die sich ja fast schon dem Kinde mit Notwendigkeit aufdrängt; mein ältester Sohn war noch nicht sechs Jahre alt, als er schon fragte, warum der Teller eigentlich "Teller" heisse. Im Grund ist das die Kardinalfrage für unser Problem überhaupt. Dass der Mensch "spricht", dass er durch verständliche Äusserungen von (vorzugsweise) dem Gehörsinn zugänglicher Art eigene Beobachtungen mitteilt, ist wunderbar genug; aber dies Wunder teilt die menschliche Rede mit der Sprache zahlloser Tierklassen bis herab zu sehr niedrig organisierten Wesen. Das spezifische Wunder der menschlichen Rede fängt erst mit der Benennung, mit der Namensgebung an. Der unartikulierte Ausdruck für Gefühle und Stimmungen unterscheidet sich bei dem Menschen gar nicht prinzipiell von dem, den etwa manche Vögel und Haustiere ausstossen; nimmt man selbst (was meines Wissens noch nicht geschehen ist) an, dass die Hunde und Katzen hierin von den Menschen gelernt haben, so besitzen sie doch immer die Fähigkeit, derartiges "Sprechen" zu lernen. Aber völlig dem Menschen eigen ist die Verknüpfung bestimmter Benennungen mit bestimmten einzelnen Gegenständen; denn wenn etwa ein Papagei den Zucker oder das Brot mit nachgeplapperten Lauten benennt, bleibt das eine Ausnahme ohne Tragkraft. Nicht im Sprechen überhaupt, sondern im Benennen der Dinge liegt die Zauberkraft der menschlichen Rede; das fühlte schon der alte biblische Bericht, der den Urvater der Menschen den Tieren und Pflanzen, die der Schöpfer ihm zeigte, Namen beilegen liess. Mit fast abergläubischer Andacht umgibt die volkstümliche Anschauung überall die Ceremonie der Namensgebung; wir feiern noch heut beim Stapellauf eines Schiffes die Namensverleihung so ernst und würdevoll, wie die alten Römer oder Germanen die des neugeborenen Kindes. Über Namenszauber gibt es umfangreiche Abhandlungen. (Nyrop Navnets

magt in *Mindre afhandlingar udg. af det phil. hist. samf.* 1887 S. 118f., nach Kahle *Anz. f. d. A.* 24, 272). Denn die naive Vorstellung kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, dass der Teller auch anders heissen könnte; ein geheimnisvolles Band verbindet für sie den Namen mit seinem Träger. Besonders deutlich ist diese Anschauung in dem Runenzauber der alten Germanen ausgedrückt (vgl. meine *Altgermanische Poesie* S. 493 f.). Dem unbefangenen Glauben kann die geistreiche und in gewissem Sinn erschöpfende Formel Ernest Renans nicht genügen: *“La liaison du sens et du mot n'est jamais nécessaire, jamais arbitraire; toujours elle est motivée”* (*De l'origine du langage* S. 149).

Aber diese Formel wird auch von der andern Seite angefochten. Wenn das Volk dazu neigt, jenen Zusammenhang von Wort und Begriff dennoch für *“notwendig”* zu halten, so treiben umgekehrt einzelne Forscher den Gegensatz zu dieser Meinung so weit, dass sie jene Verbindung für durchaus *“willkürlich”*, für keineswegs *“motiviert”* erklären. Am entschiedensten hat Whitney (*Leben und Wachstum der Sprache* übers. von Leskien) diese Anschauung formuliert: *“Jedes Wort jeder menschlichen Sprache ist im eigentlichsten Sinne ein willkürliches und konventionelles Zeichen: willkürlich, weil von den Tausenden gangbarer Worte und den Zehntausenden, die erfunden werden könnten, jedes beliebige ebenso gut gelernt und für diesen bestimmten Zweck verwendet werden könnte; konventionell, weil der Grund der Bevorzugung des einen vor dem andern für diesen Zweck nur in der Thatsache liegt, dass es in der Gemeinschaft von Menschen, zu welcher der Sprechende gehört, schon so gebraucht wird”* (a. a. O. S. 19). Mit allem Nachdruck spricht der amerikanische Sprachforscher es aus, jedes Wort sei so entstanden, wie etwa die Benennung *“Magenta”* für ein neues Anilinrot oder *“Gas”* für den neu entdeckten Aggregatzustand (S. 17). Womit dann freilich die Willensfreiheit in einem Umfang, der überhaupt alles Forschen nach den Sprachanfängen verbieten würde, als Dogma für die Entstehung der menschlichen Rede aufgestellt wird.

Jedenfalls sehen wir: nach zwei Jahrtausenden ist dies Rätsel,

Das qualvoll uralte Rätsel,  
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,

Häupter in Hieroglyphenmützen,  
 Häupter in Turban und schwarzem Barett,  
 Perrückenhäupter und tausend andere  
 Arme schwitzende Menschenhäupter —

noch immer der beiden entgegengesetzten Lösungen fähig. Noch immer gedeihen die beiden alten Schulen: für die eine existiert das Wort *θέσις*, d. i. durch willkürliche Setzung, für die andere *φύσις* d. i. (wie ich es übersetzen muss) durch organische Entwicklung (vgl. z. B. a. a. O. S. 20 und besonders die geistreiche Auseinandersetzung bei Th. Gomperz Griechische Denker 1, 317 f.). Herrschend dürfte freilich die vermittelnde Richtung sein, die — trotz aller Meinungsverschiedenheiten — sowohl Renan als Steinthal innehalten und die in massgebender Weise vor allem Paul mit seinen "Prinzipien der Sprachgeschichte" vertritt. Paul glaubt an eine fortdauernde Schöpfung neuen Sprachstoffs, aber er hält auch für diese Neuschöpfung daran fest, dass ein Kausalzusammenhang zwischen dem neubenannten Objekte und seiner Benennung besteht (a. a. O. S. 142 der 2. Auflage). Er bedauert, dass eigentliche Experimente zur Feststellung des Hergangs bei sprachlicher Neuschöpfung nicht möglich seien; denn auf die bekannten Fabeln von freierfindenen Kindersprachen, die bei Herodot beginnen und bei dem Missionar Robert Moffat (a. a. O. 141) noch keineswegs enden, will er mit Recht kein Gewicht legen. Mir scheint dennoch ein solches Experiment möglich. Es gibt ja Sprachen und Halbsprachen genug, die sich als "erfundene, künstliche, willkürliche" Sprachen geben; prüfen wir ihre Art auf die Frage hin: welchen Spielraum hat thatsächlich die freie Spracherfindung?

Wir können natürlich nicht sämtliche "künstliche Sprachen" durchprüfen. Aber da ich seit 1886 für dies Thema gesammelt habe, darf ich das in nun vierzehn Jahren zusammengebrachte Material für ausreichend halten, um von dem überhaupt vorhandenen eine genügende Vorstellung zu geben. Bei der Prüfung des vorhandenen Stoffes lasse ich vorerst alle theoretischen Voraussetzungen bei Seite und erörtere so objektiv wie möglich das Mass von *φύσις* und *θέσις* in den neugebildeten Worten und Sprachen. Ich ordne dabei so, dass ich mit "Sprachen" beginne, in denen die Erfindung den allerkleinsten Raum einnimmt und stufenweise zu denjenigen auf-

steige, die ganz und gar "erfunden" heissen können. "Künstliche Sprachen" sind genau genommen überhaupt nur die letzten, weil nur bei ihnen der ganze Sprachkörper künstlich ist, während die früheren Stufen nur den Wortschatz und allenfalls noch die Syntax durch künstliche Gebilde ganz oder teilweise herstellen. Aber es ist zum Verständnis jener kompliziertesten Schöpfungen unentbehrlich, dass wir mit den einfachsten Gebilden beginnen.

I. In einer Reihe von Fällen entstehen künstliche Sprachen durch unwillkürliche oder absichtliche Störung der natürlichen Entwicklung.

Diese Störung kann beruhen

- 1) in Bewahrung des allgemein Abgestossenen
- 2) in Abstossung des allgemein Bewahrten.

Alle hierher gehörigen Fälle von scheinbarer Umwandlung sind thatsächlich in einer dieser beiden Kategorien mit eingeschlossen.

Das sprachliche Leben beruht auf einer fortwährenden Erneuerung des Sprachstoffs. Unaufhörlich werden Laute, Wortformen, Satzbildungen, die bisher gebräuchlich waren, in engere Kreise zurückgedrängt und schliesslich aufgegeben. Unaufhörlich wird aber auch — wie besonders Paul betont hat — neues Material hinzugebracht und der Prüfung im Kampf ums Dasein ausgesetzt. Jede persönliche Lautgebung, jede individuelle Wortwahl ist ein Versuch, auf die Sprache zu wirken — ein Versuch, der unter Umständen weitgehende Veränderungen veranlassen oder wenigstens fördern kann. Jeder Mensch, der etwa zu einer bestimmten Zeit statt des noch allgemein herrschenden flexivischen Genetivs den umschriebenen Genetiv bildete, half unmittelbar die Verdrängung des echten Kasus und half mittelbar die unausbleiblich näherrückende Ersetzung der Flexion durch asyntaktische Hilfsmittel durchsetzen.

Soweit nun der allgemein verbreitete Prozess der Abstossung oder Neubildung von breiteren Kreisen durchgeführt wird, kann er künstliche Sprachen nicht eigentlich zeitigen. Eine Anzahl von zusammenwohnenden Personen geben einen Laut — etwa das *w* vor *r* — auf; Andere bewahren ihn noch. Das hilft Dialekte und sogar ganze Sprachen und Sprachperio-



den abgrenzen; aber Niemand wird hierin eine individuelle Abweichung von der allgemeinen Sprachentwicklung sehen.

Etwas Anderes aber ist es, wenn eine ganz kleine Gruppe für sich allein, abseits von dem allgemeinen Sprachleben, solche Veränderungen vornimmt. Und besonders auffällig wird der "künstliche" Charakter der so entstehenden Gruppen-Idiome, wenn die Zusammengehörigen keine lokal geschlossene Gemeinschaft bilden, andern durch ein mehr geistiges Band zusammengehalten werden. Dann ist in der That bereits der Anfang der eigentlichen Kunstsprachen da.

1) Bewahrung des allgemein abgestossenen Sprachstoffes.

a) Jede einzelne Person hat ihre individuellen Sprachgewohnheiten. Schon die Kinder bilden naturgemäss neue Worte, d. h. sie wiederholen den sprachschöpferischen Versuch bestimmter Ableitungen von gegebenen Wurzeln, der jeder "rezipierten" Wortbildung einmal vorausgegangen sein muss. Sie sagen "die Gehe" für "der Weg" (Preyer Seele des Kindes S. 327), was an sich gerade so berechtigt ist wie "der Gang"; oder "der Wurster" (Lindner Naturgarten der Kindersprache S. 88 vgl. 86. 92. 101. 104. 105), wie der "Fleischer" sehr gut heissen könnte. Oder sie greifen sogar unbewusst in den etymologischen Urgrund der Worte zurück, wie wenn ein Knabe den "Gaumen" als "Zahnhimmel" bezeichnet (Preyer a. a. O.). Sie schaffen sich eine eigene Sprache (Rzesznitzek Entwicklung der Kindersprache S. 18 f. nach Hale und Hun) und behalten sie lange bei.

Aber auch jeder Erwachsene hat schliesslich seine Sprache für sich. Wir schreiben Dissertationen über den Sprachgebrauch von Livius und Cynewulf; wir könnten sie auch über die Sprechweise unseres Arztes und unserer Köchin schreiben.

Der eine stösst mit der Zunge an, der Andere rollt das r; dieser sucht den "Leutnantston" zu erhaschen, jener durch einen breiten feierlichen Vortrag zu wirken. Im Allgemeinen bringt das aber doch nur Nuancen der in der Umgebung des Betreffenden verbreiteten Sprache zu Wege. Auch findet die Eigenart der Sprechweise, selbst wenn sie bewusst gepflegt wird, ihre Grenze an dem Bedürfnis, allgemein verstanden zu werden. Der Einzelne für sich allein wird es sich selber gestatten können, allzu "originelle" Sprachformen (unter wel-

chem Ausdruck wir allgemein Lautliches, Flexivisches, Syntaktisches, Lexikologisches begreifen wollen) beizubehalten, die aus seiner ganzen Sprechweise heraus ihm zufällig entstanden sind. Ernst Eckstein hat in seiner Humoreske "Der Besuch im Carcer" einen Schuldirektor vorgeführt, der sich durch absonderliche Sprache auszeichnet; er spricht durch die Nase (Univ.-Bibl. 2340 S. 40) und bringt dadurch einen eigentümlichen Vokalismus von "spezifisch Heinzerlingscher Klangfarbe" (ebd. S. 12) zu Stande. Und diese Art der Aussprache wirkt nun unzweifelhaft auch auf seine Wortwahl; es werden Worte bevorzugt, in denen seine "berechtigte Eigentümlichkeit" sich nachdrücklich entfalten kann. Aber er ist eben Direktor; Kollegen und Schüler müssen ihn verstehen, auch wenn er sich die Bewahrung einer Sprache, wie sie andere Menschen nur im Schnupfen brauchen, dauernd erlaubt. Oder man nehme die bekannte Anekdote: Ludwig XIV habe versehentlich "la carrosse" gesagt statt "le carrosse", und durch die Nachahmung der Höflinge sei das allgemein rezipiert worden. Die Richtigkeit der ganzen Erzählung vorausgesetzt, muss man doch wohl annehmen, der König habe sich an den Sprachfehler gewöhnt, auf den ihn Niemand aufmerksam zu machen wagte; ein einmaliger lapsus hatte doch wohl selbst in Versailles nicht so gewirkt. Ein solcher bewahrter Fehler ist ein Stückchen künstliche Sprache: ein anderer verspricht sich auch, verbessert sich dann aber — *rex non potest errare*, er muss nun immer weiter das Wort weiblich brauchen. Aber der König bleibt eben nicht isoliert: die "Spracherfindung" des Einzelnen wird Eigentum der Gruppe und schliesslich der Nation.

Wäre die Gemeinschaft nicht so nachgiebig gewesen, so wäre die "Spracherfindung" eben ein Sprachfehler geblieben wie in jenem hübschen Fall, den Axel Kock (*Om språkets förändring* S. 105) nach Max Müller erzählt. Kaiser Sigismund schloss 1415 auf dem Konzil zu Konstanz eine Thronrede gegen die Hussiten mit den Prachtworten: "*Videte patres ut erudicetis schismam Husitarum*". Ein Mönch, in tiefster grammatischer Seele gekränkt, rief ihm zu: "*Gnädigster König, schisma est genus neutrum!*" "*Woher weisst du das?*" "*Alexander Gallus sagt es!*" "*Wer ist das?*" "*Ein Mönch.*" "*Aber ich bin Römischer Kaiser, mein Wort wird wohl noch so viel gelten wie das eines Mönchs!*" Aber es half ihm

nichts — Caesar non est supra grammaticos — "schisma" blieb Neutrum wie "lex" Femininum blieb, trotzdem der Abg. v. Eynern im Preussischen Abgeordnetenhanse "das lex Franckenstein" sagte. Die Redner werden auch selbst nicht daran festgehalten haben.

Immerhin kommt es vor, dass die Bereicherung zufälliger oder veralteter Sprachgebilde oder sonst abgestossenen Sprachgutes wirklich auf Einen Sprecher beschränkt bleibt. So bei Eigennamen. Wir Norddeutschen lassen das auslautende *w* in Namen wie Bülow, Gutzkow, Virchow verstummen. Süddeutsche, die nach Berlin kommen richten sich natürlich zuerst nach der Schreibung. So reimt Herwegh (Neue Gedichte S. 135) Virchow auf Kirchhof. Manchmal halten sie aber ihre Aussprache sei es aus Unachtsamkeit sei es aus Eigensinn später noch fest. Umgekehrt neigen wir dazu, Namen mit auslautendem *U* auf der Schlussilbe zu betonen: Keudéll, Roe-péll; die Wedel haben dies verführerische Anhängsel jetzt auch in der Schrift aufgegeben. Hört der an den richtigen Klang Gewöhnte eine Reihe von Namen so aussprechen, so wirkt es leicht, als habe der Fremde da allerlei unbekannte Töne mitgebracht: was ist denn Gutzkoff? was ist denn Wedéll? Oder es hält Einer krampfhaft daran fest, in Jean Paul auch den zweiten Namensteil französisch auszusprechen. Ein bekannter Litterarhistoriker macht sich ein Vergnügen daraus, immer "Harry Heine" zu sagen, weil der Dichter sich in seiner Jugend so nannte; und ein anderer fühlt sich vielleicht bemüsst, E. Th. A. Hoffmann statt mit diesen usurpierten Anfangsbuchstaben mit denen seines Tauscheins aufzurufen. Herman Grimm erklärt, er spreche den Namen "Burke" so aus, wie er sich schreibt, und beharrt bei der Schreibung seines eigenen Vornamens mit einem *n*, wie Moriz Haupt das *t* im Vornamen verwarf.

Doch beschränkt sich ein solches Bewahren aufgegebenener Sprachformen nicht ganz auf Namen. W. v. Kugelgen erzählt etwa ("Jugenderinnerungen eines alten Mannes" S. 30) von einem begeisterten "Altdeutschen", der es nicht ertrug, dass die Sonne das Weib und der Mond der Mann sein solle und deshalb hartnäckig "der sunno" sagte. Diese bewusste Aufnahme veralteten Sprachgutes ist direkt schon ein Baustein zu

einer künstlichen Sprache; geht der Mann weiter, so kommt er in die bewusst archaisierende Sprache hinein.

Und dies ist nun die wichtigste Form, in der individueller Sprachgebrauch durch Bewahrung allgemein aufgegebenen Worte und Fügungen zu künstlicher Sprache führt: die gelehrt-archaistische Sprache. Sie gehört keiner Gruppe an, denn jeder Autor bildet sie neu, und niemand braucht sie im Verkehr mit ihm; aber immerhin ist z. B. aus den archaisierenden Roman-Idiomen so einflussreicher Schriftsteller wie Scheffel und Freytag mit der Zeit eine Art Gemeinsprache des historischen Romans geworden. Es ist eine durchaus künstliche, konventionelle Sprache; der Einzelne hat sie sich nach einem vorschwebenden Ideal unter Benutzung gegebenen Materials selbst gebildet. "Es ist ein Stil", sagt W. Wundt (*Völkerpsychologie* 1, 420), "der freilich so, wie ihn der Dichter erfindet, sicherlich nirgendwo und nirgendwann vorgekommen ist, der aber doch durch die Art der grammatischen Konstruktion und namentlich durch die Einfügung gewisser regelmässig wiederkehrender Redeformen, die an den homerischen Stil erinnern, den Eindruck gediegener und schwerfälliger Langsamkeit hervorbringt." Wie die Kindersprache ist es eine Kompromissprache, wie viele andere Arten künstlicher Sprache eine Mischsprache. Von Erfindung im eigentlichen Sinne kann aber doch selbst hier nicht die Rede sein. Analogiebildungen mögen vorkommen, falsche Mischformen; aber auch dann wird nur eine für richtig gehaltene Form, die der besser Unterrichtete aufgeben würde, konserviert. Barnum, der berühmte amerikanische "showman", lud zur Besichtigung seines berüchtigten "weissen Elefanten" (er hatte einen weissen Fleck auf dem Rücken) alle "Elephanthropen" ein. Der Autodidakt hatte ein Gegenstück zu "Philanthropen" bilden wollen: "Elefantenfreunde" nach dem Muster von "Menschenfreunden"; er hatte nur das Unglück, für "Freund" den falschen Bestandteil zu erwischen. Genau so geht es zuweilen bei den sonderbaren Wortbauereien altdeutscher Romane. Es wird dann eben nur ein individueller Sprachfehler festgehalten.

Seit das interessante Büchlein von Mayer und Meringer über "Versprechen und Verlesen" erschienen ist, hat man die Bedeutung erst voll erkannt, die Sprachfehler als Wegweiser

der Sprachentwicklung haben. Wo sich erst ein Versprechen einstellt, da liegt offenbar für die redende Generation eine Schwierigkeit vor, die im Lauf der Zeit überwunden werden wird; und die Art des Versprechens deutet auf die Lesung hin. Dass man "Adjutant" aussprach, war Sprachfehler, bis die notwendige Dissimilation in "Adjutant" allgemein durchgeführt war. Nun begeht der den Sprachfehler, der der Schreibung gemäss noch heute zwei *t* ausspricht — mindestens im Gebiet der mir geläufigen Aussprache. Er hat das Wort aber nicht absichtlich "geändert". Und wenn Felix Dahn seitenlang in einem künstlichen Dekorationsdeutsch reden lässt, ist diese gewiss nicht "natürliche" Sprache nur die konsequente Weiterführung solcher Einzelheiten.

b) Die Gruppe erst schafft durch Bewahrung sonst abgeschlossenen Sprachgutes Sprachen, die als eigentlich künstliche schon empfunden werden.

α) Der lehrreichste Fall, obwohl der einfachste, ist die Kindersprache. Das Unvermögen des Kindes, vorgesprochene Worte genau nachzuahmen, aber auch der tastende Versuch eigener Sprachbildung schafft allerlei "Worte", die für gewöhnlich spurlos im Lauf der Entwicklung verloren gehen. (Eine liebevolle Charakteristik dieser Kinderworte und ihrer "volksetymologischen" Hintergründe gibt A. Keber Zur Philosophie der Kindersprache Leipzig<sup>2</sup> 1890 S. 8 f.; wenig bei P. v. Schönthan Kindermund Univ.-Bibl. N. 2188). Das Kind ist eben nicht stark genug, um das zu erreichen, was Könige oder Schulmeister können: seine Idiotismen zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Es muss sich schon gewöhnen, statt "Hottehüh!" "Pferd" und statt "Konta" "Konrad" zu lernen. Aber zuweilen kommt die Familie ihm entgegen. Sie nimmt die kleinen netten Missbildungen zärtlich auf. Wilhelm Grimm's Kinder bilden "in naivem und primitivem Dissimilierungstrieb" neben dem kosen den "Papa" für Vater Wilhelm für den Onkel Jakob das neuerfundene Wort "der Apapa", und Papa und Apapa klangen nun durcheinander von den noch lallenden Lippen der Kinder, die dann jene Worte auch beibehalten haben fürs Leben" (Zarncke Kleine Schriften 2, 223).

Vereinzelt werden solche Kinderworte fast in jeder Familie fortgeführt; ich kenne z. B. ein Haus, wo der Vater von den längst erwachsenen Kindern noch heute "Bäp",

die Mutter "Mimm" genannt wird. Sehr häufig werden besonders wieder kindliche Namensverstümmelungen konserviert; in demselben Haus heisst eine "Anna" fortgesetzt "Aennes", ein "Rudolf": "Ruddel". Aber auch aus späteren Stadien des Familienlebens werden Necknamen, die einer augenblickliche Inspiration ihren Ursprung verdanken, und ebenso auch eigentümliche Benennungen für Dinge und Handlungen von den Verwandten wie Ausdrücke einer Geheimsprache bewahrt und erhalten oft räumlich weitgetrennten Mitgliedern eine spezifische Sprachgemeinschaft. Der Fremde, der in diesen Familienjargon hineinschneit, fühlt sich verraten und verkauft wie unter einer Verschwörerbande. Höchst wirksam schildert Helene Böhlau in ihrer Erzählung "Verspielte Leute" (bes. S. 12 f.) solche Familiensprache, wenn sie sie auch höchst einseitig erklärt. "So sagte man bei Schnaases im teilnahmsvollsten fragenden Ton 'Leberwürschtehen?', wenn man sich nach dem Befinden erkundigen wollte. Niemand wusste, woher dies stammte, und weshalb man das that; und 'krankes Schalmeichen!' sagten sie sonderbarerweise — wenn sie einem Familienmitglied Mitleid ausdrücken wollten. In zärtlichen Augenblicken sagte Söphchen zu ihrem Vater 'Schlapperdons, Papelons, Papelorum' — Erfindung von Schnaase dem Älteren." Man kann sich dann nicht wundern, dass solche Laute dem Fremden wie Mysterien klingen, bei denen ihm der Verstand still steht, während sich die Eingeweihten ausserordentlich amüsieren. In der That, hier scheint zunächst, wie auch Helene Böhlau selbst meint, "Erfindung" vorzuliegen; und sogar so, wie Whitney (a. a. O. S. 17) es fordert: dass aus einem bestimmten Zeitpunkt heraus eine neue Benennung erwächst. Sieht man genauer zu, so ist die "Erfindung" auch hier nur Bewahrung. Die Stimmung eines Moments macht sich Luft, schafft sich Ausdruck sei es in rein lautsymbolischer Weise — "Schlapperdons, Papelons, Papelorum" — sei es in inhaltlich symbolischer, andeutender Art — "Leberwürschtehen". Dergleichen kommt fortwährend vor und hat im Zusammenhang mit den motivierenden Umständen auch gar nichts Auffallendes. Nun hat es aber einmal sehr gefallen und wird deshalb zu weiterer Benutzung von der Familie Schnaase aufbewahrt, während andere solche Improvisationen verschwinden lassen. Maximilian Klinger, der Dichter, entdeckte einmal als

russischer General, dass eine Schildwache mitten auf einem Rasenfleck aufgestellt war. Es stellte sich heraus, dass die Kaiserin Katharina dort einmal eine aufblühende Rose gesehen und zu ihrer Bewachung den Posten hingestellt hatte. Die Rose war seit Jahrzehnten verblüht, zerfallen, in Staub aufgegangen — die Schildwache wurde immer noch erneut. So ist es mit solchen Familiengeheimnissen. Willkürliche Erfindung scheinen sie, weil sie ganz von der ursprünglichen Gelegenheit abgelöst sind; einst hatten sie ihren guten Grund.

r) Den gleichen Charakter einer fortgeführten Gelegenheitssprache tragen nun auch die konventionellen Sprachen freierer Gruppen.

Helene Bühlau erzählt (a. a. O. S. 15) weiter, wie H. Schnaases Gattin ihren Gemahl jeden Tag mit einem neuen hypokoristischen Thiernamen weckt. "Heute ein Karpfen, morgen ein Esel, ein Pferd, ein Hahn. Und als was er geweckt wurde, als das musste die zukünftige Excellenz sich behandeln lassen. Erwachte er als Karpfen, so wurde er auf das reichste gefragt, ob er in seinem Schlämmchen gut geschlafen, ob er seine Tasse voll guter kleiner Würmer schnappen wolle, ob er Reissen in den Flossen habe und so fort. Sie fiel selten aus der Rolle; als Pferd bekam er Hafer, striegelte sich, wurde gesattelt und gezäumt. Sie brachte ihm statt der Stiefel Hufe, statt der Halsbinde einen Zaum, statt der Brille — Scheuleder".

Das ist noch Familienspiel: der momentane Einfall wird unter Eingeweihten durchgeführt. Ebenso erzählt aber auch G. Keller (Leute von Seldwyla 2, 122), wie "Einer von Paris den Witz heimgebracht hatte, den hohen runden Manneshut Hornbüchse zu nennen, welchen Ausdruck sie mit Jubel aufgriffen. Seither sagten sie statt Deckel, Angströhre, Ofenrohr, Schlosser, Lausepfanne, Grützmass . . . und dergleichen für jede Art Hut nur Hornbüchse und sie benannten Viggis Kopfbedeckung demgemäss ein artiges Hornbüschchen und meinten jene Hörnchen müssten noch ganz jung, zart und klein sein, ansonst er eine festere Büchse brauchte". Also ganz dasselbe Spiel wie "bei Schnaases": es wird eine bestimmte metaphorische Ausdrucksweise zu Grunde gelegt und ausgebeutet. Der Hutmacher heisst dann gewiss auch Büchsenmacher, das Hakenholz, an dem die Kopfbedeckungen aufgehängt werden, Büchsenstand usw. Für den Uneingeweihten entsteht so eine Räu-

bersprache; wie denn auch bei G. Keller Viggi den harmlos gemeinten Ausdruck falsch versteht.

Immer bleibt hier doch noch der Zusammenhang mit dem sprachschöpfenden Moment fühlbar: die ganze Gruppe bleibt unter der Nachwirkung des Augenblicks, in dem die neue Benennung "Hornbüchse" sie begeisterte. Gehen wir zu einer Verlängerung des Abstandes zwischen "Gelegenheit" und "Weiterführung" über, so erhalten wir konventionelle Gruppensprachen, die äusserlich der Familiensprache Helene Böhlaus, dem Kneipenjargon G. Kellers völlig gleichen, sich aber durch stärkere Absichtlichkeit des Sondergebrauchs von ihnen unterscheiden.

Die Familie, die Kneipgesellschaft hält an dem zufällig aufkommenden Ausdruck fest, gibt ihn aber nicht weiter. Geschieht dies dagegen, wird der unterscheidende Sprachgebrauch der Gruppe durch Tradition festgehalten und überliefert, so entstehen eigentliche Sondersprachen.

Über die Sondersprachen hat die Zeitschrift "Am Urquell" seit 1894 eine Umfrage eröffnet, die mancherlei Material zu Tage gefördert hat, der systematischen Bearbeitung aber Alles zu thun übrig lässt. Sie finden sich bei gänzlich unkultivierten Völkern so häufig wie inmitten der Überkultur; sie finden sich überall, wo ein Bedürfnis zu engerem Zusammenschluss auftaucht, vor allem aber da, wo die Vereinigung (wie bei den Geheimbünden Afrikas — oder bei unsern Studenten) sich in bewusstem Gegensatz zur Mehrheit fühlt. (Reiche Litteraturangaben in dem unheimlich fleissigen Buch von L. Günther *Recht und Sprache* Berlin 1898 Anm. 24).

Ich gebe ein paar charakteristische Proben von solchen durch Festhalten augenblicklichen Sprachstoffs entstandenen Sondersprachen.

aa) Eine Metaphersprache genau vom Zuschnitt der Morgenunterredungen zwischen Herrn und Frau Schnaase ist die der italienischen Carbonari, über die Moritz Busch (*Wunderliche Heilige* S. 232) berichtet. Das zu grunde liegende Thema ist die Vergleichung der Bundesglieder mit Kohlenbrennern. Dies aus irgend welcher gelegentlichen Inspiration entstandene Bild wird nun zur Grundidee einer Geheimsprache gemacht. "Das Feuer z. B. ist die heilige Flamme der Freiheit, der Meiler das Bild der gemeinschaftlichen Arbeit der Brüder am Werke der Be-



freierung Italiens, die Kohle enthält verborgnes Licht und latente Wärme, der Wald stellt das italienische Vaterland vor, die "Wildniss" Dantes, "erfüllt von Raubtieren", den fremden Unterdrückern." Es ist ja klar, wie diese Verschwörersprache zustande kommt. Man denke etwa an die Erzählung, die Kaiserin von Byzanz habe dem Eunuchen Narses im Spott sagen lassen, er solle sich ans Spinnrad setzen, wie eine Magd, und er habe wütend ausgerufen: Ich werde dir ein Netz spinnen, aus dem du nicht wieder herauskommst. Was wäre natürlicher, als dass die Verschwörer nun Termini aus der Arbeit des Spinnens angewandt hätten? Oder die holländischen "Geusen" nennen den Unterdrücker den "Bettelvogt". So hat sich etwa einmal ein italienischer Patriot als Kohlenbrenner verkleidet; bei einer Visitation hat es ihn vielleicht — ein psychologisch sehr wahrscheinlicher Vorgang — gereizt, mit zweideutigen Worten Lüge und Wahrheit zu verbinden wie Grillparzers Leon (in "Weh dem der lügt"); und was sonst als Augenblickseingebung verschwunden wäre, bleibt gewahrt. Ähnlich steht es mit andern symbolischen Berufssprachen, z. B. der Freimaurer; aber auch mit Karnevalsreden u. dgl.

Auch die Kindersprache kann, unabsichtlich freilich, zur Metaphernsprache werden. Behaghel (Zs. f. deutsche Wortforschung 1, 80) berichtet: "Im Anschluss an kerzengrad bildet mein vierjähriger Junge die Wörter kerzensatt, kerzenvoll, kerzenvergnügt". Freilich ist das nicht metaphorisch gemeint, sondern rein lautliche Analogie. Aber wenn etwa in den holländischen Kolonien die Kinder alle höheren Beamten "Vater", "hoher Vater" u. dgl. nennen — wer will da bestimmen, wo die Metapher aufhört und die rein sprachliche Analogie anfängt? — Ebenso schuf Lindners Sohn ("Naturgarten der Kindersprache" S. 105) nach "mausetot" die prächtige Analogiebildung, ein Apfel sei "mausetrocken" und sogar nach "eiskalt" "eisheiss!" Hier ist die Metapher ganz in Präfixbildung aufgegangen, gerade wie wenn wir sagen: "er ist schrecklich sanft". (Vgl. zu der ganzen Erscheinung Bréal Essai de sémantique S. 182, wo auch weitere nhd. Beispiele.)

ββ) nicht auf Einer Metapher, sondern auf einer Vereinigung verschiedener Metaphern bauen sich andere Berufssprachen auf. So vor allem die so lehrreiche Studentensprache, über die Kluge (Deutsche Studentensprache 1895) und Erich

Schmidt (Zs. d. Ver. f. Volkskunde V 1895 S. 225 f. 334 f.) so gelehrt und belehrend gehandelt haben; dazu noch die speziellen Untersuchungen zur Hallischen Studentensprache von K. Burdach (Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren) und John Meier (Hallische Studentensprache; vgl. auch Zs. f. d. Wortforschung 1, 254 f.). Die Studentensprache ist der Hauptsache nach eine kombinierte Metaphernsprache, allerdings unter Beimischung fremdsprachlichen und archaischen Materials. Aber charakteristisch ist an ihr doch vor allem das Festhalten und Fortführen bestimmter Metaphern. Soweit die Studentensprache Mischsprache ist, haben wir sie später anzuziehen; aber im Gebrauch griechischer, lateinischer, latinisierender oder auch hybrider Ausdrücke unterscheidet sie sich doch nicht prinzipiell von der gelehrten oder akademischen Sprache überhaupt. Der Student bildet ein gräcisierendes "burschikos" (Kluge S. 47 f. J. Meier S. 26) wie der hochgestellte Richter ein "Austrägalinstanz". Speziell studentisch sind dagegen die Metaphernkreise

1) der Deposition, vgl. Schade im Weimar. Jb. 6, 315 f.: auf der Fiktion, dass der neu Aufzunehmende "ein stinkender Bock" od. dgl. sei, beruht wie das ganze Ceremoniell so auch die einheitlich durchgeführte Ausdrucksweise. Entsprechend bei den Gesellenweihen (vgl. Schade ebd. 4, 258 f.), z. B. beim "Schleifen" der Büttner: der "Ziegenschuz" erhält vom "Schleifpaffen" seinen "Schleifnamen"; oder bei den Tischlern wird der Lehrling "auf die Bank gestreckt, behackt, behobelt" (ebd. S. 293). Die bei der symbolischen Weihehandlung motivierten Ausdrücke werden nun aber fortgeführt auch ausserhalb der Zeremonie: der "Fuchs" hat seine "Fuchsmappe" (Kluge S. 91) usw.

2) des Studierens: das versetzte Buch "lernt hebräisch".

3) des Trinkens: "Im Mittelpunkt der Studentensprache steht die Nomenklatur des Zechens" (Kluge S. 21). Aber das Trinken holt sich nicht nur Metaphern aus allen Gebieten, sondern gibt sie auch her.

4) der Kleidung; z. B. "Schnalle" (Vollmann Burschikoses Wörterbuch S. 416).

5) des Musizierens; z. B. "Flöte" (Kluge S. 90).

6) der Jagd: z. B. Hase, Hasenfutter usw. (Vollmann S. 213).

7) des täglichen Lebens: "Besen" u. dgl. m.

8) der Thierwelt; vgl. Kluge a. a. O.

Die Studentensprache hält sich vorzugsweise in einem beschränkten Kreis von Anschauungen, ganz in einem begrenzten Gedankenkreis; daher ein Vokabular, das für eine geringe Auswahl von Begriffen (Kneipen, Schuldenmachen, Liebeshändel) aus einer nicht grossen Zahl von Metapherkreisen (Studieren, Kleidung, Musizieren, Jagd) Worte enthält, die nur den Eingeweihten verständlich sind, von ihnen aber treulich bewahrt und überliefert werden.

Eine Steigerung der Studentensprache ist die offizielle Rede des Bierkomments (vgl. z. B. Universalbibliothek N. 4070): gewissermassen eine Vereinigung von Ceremonial- und Gruppensprache. — Über die psychologische Grundlage der Studentensprache Nietzsche Werke 3, 321.

Die gleichen Eigenheiten kennzeichnen die von P. Horn (Die deutsche Soldatensprache 1899, vgl. die inhaltsreiche Rezension von J. Meier Zs. f. d. Phil. 32, 115 f.) analysirte Sondersprache der Soldaten. Inhaltlich bezieht sich das Lexikon auf Dienst, Uniform, Mahlzeiten, Vergütungen, Strafen; und die Ausdrücke hierfür sind wieder vorzugsweise dem täglichen Gebrauch entlehnt: die Tressen heissen Gurkenschaln, Kartoffelschaln (ebd. S. 70), die Kanone heisst Pfeifer, Singerin, Brüllaffe (ebd. S. 46). Es ist nur natürlich, dass bei den überall gleichen Vorbedingungen eine "vergleichende Soldatensprache" (P. Horn Beil. zur M. Allg. Ztg. 16. Mai 1899 N. 111) vielfältige Übereinstimmungen ergibt: das Seitengewehr heisst bei dem deutschen wie bei dem französischen Soldaten "Krautmesser"; die Ulanen sind hier "reitende Laternenanzünder", dort "allumeurs de gaz". Ähnliches gilt übrigens auch für die Terminologie der Tafel (vgl. u. 2, c, β); oder von der Druckersprache, die H. Klenz (Strassburg 1900) analysiert hat; man denke nur an Ausdrücke wie "Brille" (a. a. O. S. 23) oder "Fahne" (S. 38).

Aus dem modernen Zeitungsstil hat F. Kürnberger (Literarische Herzenssachen Wien 1877 S. 1 f.) mehrere Grundmetaphern herausgehoben. Wir haben einerseits (S. 3 f.) den "ritterlichen Zeitungsstil": da wird das Banner hochgehalten und die Lanze eingelegt, man kämpft mit offenem Visir und verdient seine Sporen. Andererseits (S. 6 f.) den pöbelhaften Zeitungs-

stil: da wird "in den Koth gezerrt", "mit ätzender Lauge übergossen", "begeistert". Diese beiden Extreme der Metaphernsprache finden sich friedlich zusammen und werden oft noch weiter durch eine kaufmännische oder landwirtschaftliche Terminologie verstärkt! — Aus der Gemütsphäre heraus nimmt dagegen G. Freytag (Briefwechsel m. H. v. Treitschke S. 117) die scherzhaften Termini der "Wühlersprache": da arbeitet die Agitation mit "gemütvoller Ermahnung", "tugendhafter Entrüstung", "verächtlicher Behandlung" und gelangt schliesslich zum "Brüller"!

Diese kombinierten Metaphernsprachen verleugnen immer noch nicht den Gelegenheitscharakter. Der Ulan sieht nicht immer wie ein "reitender Laternenanzünder" aus, sondern nur wenn er die Lanze schräg in die Höhe hält; der Ausdruck wird aber dann verallgemeinert. Schon beim ersten Auftauchen der "Draisine" nannte Achim v. Arnim (Werke 2, 347) das Fahrrad ein "wild gewordenes Spinnrad", wie man heut Velozipedisten "tollgewordene Scheerenschleifer" tituliert; die Metapher hat nur Sinn, wenn man den Radler in toller Eile hinarasen sieht, wird dann aber ohne Rücksicht auf die Fahrgeschwindigkeit angewandt.

Es sind also immer noch starr gewordene Gelegenheits Sprachen, Die nächste Stufe ist die, dass man nicht auf eine Gelegenheit wartet, sondern von vornherein mit der Absicht, sich neue Ausdrücke zu schaffen, an den Sprachstoff herantritt. So entstehen verabredete Gruppensprachen, die einen künstlichen Ersatz der gewöhnlichen Rede zum Zweck haben: Geheimsprachen, vor allem Verbrechersprachen. Diese schliessen an Metaphersprachen von der Art der Studenten- und Soldatensprache dicht an, sind aber im Prinzip von ihnen dennoch in zwei Punkten wesentlich verschieden:

1) die Hauptsache ist bei ihnen nicht die Prägung neuer Worte, die gewissermassen in die Vereinskasse fallen und als Gemeinbesitz Vergnügen machen — sondern vielmehr die Vermeidung der gewöhnlichen gemeinverständlichen Ausdrücke. Die negative Wortwahl ist für sie bezeichnend: Worte wie "Einbruch", "Polizei" u. dgl. müssen ersetzt werden. That sächlich ist die Wirkung ja fast dieselbe, wie wenn der Bursch die Philisterworte für "Mädchen", "Geld", "trinken" verab-

scheut; dennoch ist bei einer systematischen Übersicht der Unterschied wohl zu beachten.

2) sie verdanken ihren Ursprung schliesslich wohl auch der Gelegenheit, einem Anstoss irgend welcher Art; aber dieser ist nicht zufällig bewahrt und weiter ausgenutzt, sondern es wird mit voller Absicht eine Differenzierung der Sprache angestrebt. Deshalb fallen diese Sprachen aus dem Bereich derjenigen heraus, die nur durch Störung des gewöhnlichen Sprachlebens entstanden sind; sie sind um ein beträchtliches "künstlicher" als die bisher aufgezählten.

Aber wie sie sich mit den letztbesprochenen durch den starken Gebrauch der Metapher als sprachschöpfenden Mittels berühren, so erinnern sie auch durch ihre negative Wortwahl an die zweite Klasse der zur ersten Kategorie gehörigen Kunstsprachen, diejenigen die entstehen durch

2) Abstossung des allgemein bewahrten Sprachstoffs.

a) der einfachste Fall ist der, dass von verschiedenen gleichberechtigten Ausdrücken nur eine Minderheit bewahrt, die Mehrheit aber und damit gerade die am meisten üblichen Ausdrücke vermieden werden. Es entsteht so eine lexikologisch normalisierte Sprache und zwar meist von archaisierendem Gepräge.

Der Fall ist grundverschieden von dem oben besprochenen der gelehrt-archaistischen Rede etwa bei G. Freytag. Wenn Ludwig Uhland sagt "vierfarbig Kleid zur Wat", so ist die Anwendung dieses veralteten Ausdrucks das Auffällige. Wenn aber der Jäger von den Synonymen "Blut" und "Schweiss" oder "krank" und "verwundet" nur den seltenern Ausdruck gebrauchen darf, so ist die Vermeidung des üblichen Wortes das Charakteristische. Das tritt gerade bei den Jägern höchst bezeichnend in ihrem "Jägerrecht" hervor: wer den falschen Ausdruck gebraucht, d. h. wer die gewöhnlichen Termini anwendet, der wird durchgeprügelt (vgl. z. B. Schade Weim. Jb. 6, 296). Und das ursprünglich mit gutem Grund: denn er gefährdete den Erfolg der Jagd. Von dem alten abergläubischen Namentabu bei Fischfang, Jagd u. dgl., über den (nach dem Zitat bei Kahle Anz. f. d. A. 24, 272) Nyrop gehandelt hat, sind Spuren noch jetzt auf den Shetlandinseln lebendig. Wir haben hier eine negative Gruppensprache: "dabei ist

zu bemerken, dass häufig eine Anzahl Ausdrücke nur auf dieser Insel im Gebrauch ist, ja zuweilen nur innerhalb einer Familie, einer Bootsmannschaft" (Kahle a. a. O.). Die shetländischen Tabuworte zerfallen in zwei Klassen: entweder sind es poetische Umschreibungen, Heiti oder Kenningar — wie in der Gaunersprache (deren poetische Wortfindung J. Grimm Kl. Schr. 4, 165 bewunderte), oder aber, wie in unserer Jägersprache, alte, sonst nicht mehr gebrauchte Ausdrücke. Der mythische Grund des Brauchs ist also Zeuge dafür, dass hier nicht die Bewahrung alter Worte wie altisl. *djúp* 'Schweiss' in der Bedeutung 'Blut' das Wesentliche ist, sondern eben die Vermeidung der üblichen Worte. (Allgemein vgl. Lembke Studien zur deutschen Waidmannssprache Dresden 1898 und dazu Kluge Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1900 S. 89 f.)

Ich denke mir, so ist auch das Rätsel der griechischen und germanischen Göttersprache sowie der indischen Dämonensprache (Grimm Mythologie 1, 275 und 3, 101) zu erklären: es handelt sich um ältere Ausdrücke, die mit Vermeidung der alltäglichen ursprünglich in der Ansprache an Götter und Dämonen verwandt werden mussten. Diese kultusmässige Verwendung liess sie dann für den gewöhnlichen Gebrauch absterben — wie der "eigentliche Name" Gottes bei den Juden nur Einmal im Jahr an feierlicher Stelle von Einem Berufenen ausgesprochen werden durfte — und man fasste dann diese für den Verkehr mit den Göttern bestimmten Worte als Idiotismen der Götter selbst auf.

b) konsequente Durchführung des Prinzips, dass allgemein übliche Ausdrücke zu vermeiden sind, ergibt terminologische oder Berufssprachen. Es ist z. B. nicht auffallend, dass die Rechtssprache Ausdrücke wie "Vertrag", "Frist", "Schenkungs" verwendet — alle Welt verwendet sie. Das Charakteristische ist vielmehr, dass für sie eben nur diese Ausdrücke existieren und alle im gewöhnlichen Sprachgebrauch vorhandenen gleichbedeutenden Worte abgestossen werden. Ich kann zu einem Freund sagen: wir wollen das so abmachen, oder so ausmachen, oder wie sonst; vor dem Notar muss ich sagen: ich will einen Vertrag abschliessen. Ich mag mündlich erklären: "ich hinterlasse mein gesamtes Vermögen dem und dem"; beim Testament soll ich nur sagen: "ich setze zum Universalerben ein". Die bewusste Vermeidung aller Ausdrücke

mit Ausnahme des Einen, den das Gesetzbuch sanktioniert, macht die Rechtssprache schon rein lexikologisch zu einer künstlichen Sprache. Sie gehört freilich auch hinsichtlich der Wortfügung zu den normalisierten Sprachen.

G. Roethe (Die Reimvorreden des Sachsenspiegels S. 88 f.) hat neulich glänzend in erschöpfender Darstellung die Entstehung einer individuellen Rechtssprache, derjenigen Eikes von Repkow, vorgeführt. Wir finden auch hier den feierlichen Gebrauch altertümlicher Worte (S. 89), auch hier die Sanktion eines einzelnen Synonyms für bestimmte Rechtsformeln ("mit erven gelove", während Eike sonst in der Regel "urloub" sagt S. 90). Dennoch ist diese Sprache künstlich, wie gerade Roethe zeigt, nicht etwa in dem Sinn, dass sie zu der natürlichen Rede des Volks sich in bewussten Gegensatz stellte; nein sie wurzelt in ihr. Sie stösst nur einen Teil des üblichen Sprachstoffs als minder geeignet oder minder würdig ab. Die allgemeine Entwicklung hat sich (a. a. O. S. 88) zum Teil wieder hergestellt: die verbreiteteren Worte sind wieder eingedrungen. Aber den Charakter einer teilweise normalisierten Sprache konnten sie nicht mehr verdrängen. — Über die neuere Rechtssprache handelt mit ungeheurem Material L. Günther Recht und Sprache; zur Literatur Anm. 39, 56 u. ö.

Mein Kollege Hr. E. Berneker hat mir freundlichst Nachrichten über die russische Schneidersprache gegeben. Über diese haben gehandelt N. L. Usov Die Sprache der Schneider an der Ugra (einem Nebenfluss der Oka) in den Nachrichten der Abteilung für russ. Spr. u. Lit. in der Kais. Akad. der Wiss. (russisch) 3, 247—50 und V. J. Černyšev Wörterverzeichnis der Schneidersprache ebd. S. 251—262. Hier scheint aber ein eigentliches Rotwelsch vorzuliegen: "Zum überwiegenden Teil sind die Wörter etymologisch unklar, aus fremden Sprachen stammen wenige, z. B. aus dem Griechischen und Deutschen. Die Suffixe sind russisch. — Hafer wird durch 'Pferdebrot' übersetzt; Diakon durch 'kleiner Pope' . . . Die Verbalflexion ist russisch". Bisweilen sind die "künstlichen Weiterbildungen" nur Weiterbildungen der russischen mit angefügten Suffixen. Selten ist die Bildung aus dem Russischen durchsichtig; so bei "heiraten" (von der Frau): eigentlich "sich mit einem jungen Mann versehen". "Bisweilen verstümmelte russische Worte, aber selten."

All dies stimmt genau zu dem Habitus der Gaunersprache (vgl. u. III c). Hier wäre also die Berufssprache über den Kreis des Terminologischen heraus zu eigentlichen Geheimsprache erwachsen. Das muss wohl spezifische Ursachen haben.

c) Schreitet der Prozess der normalisierenden Auslese noch weiter fort, so erhalten wir Sprachen, die nicht nur in der Wortwahl, sondern auch in der Syntax, im ganzen Habitus eine Abwehr verbreiteter Elemente aufweisen. Sie wirken immer archaisch — ganz natürlich, da sie ja das neu zufließende sprachliche Material kalt abstossen, wie der Fels die Brandung. Aber ihrem Ursprung nach archaisieren sie durchaus nicht; im Gegenteil: sie wollten seiner Zeit das eben gerade ganz Moderne, Zeitgemässe geben. Der Moment ist nur wieder erstarrt und die Abwehr der Neuerung tritt gegenüber der Bewahrung des Alten immer stärker in den Vordergrund.

d) Dem Proskribieren einzelner Worte zu Gunsten anderer steht die feierliche Ceremonialrede am nächsten. Hierher gehören schon alle Titel: die Wahl der Anredeformen ist eingeschränkt, insofern ich "Exzellenz" sagen muss und weder "Herr Generalleutnant" noch "Herr So und So" sagen darf. Noch fester verschränkt ist der Kurialstil, der neben den Anreden auch für Einleitung und Schluss, ja fast für den ganzen Inhalt bestimmte ein für allemal geheiligte Formeln mit Ausschluss jeder natürlichen Ausdrucksweise vorschreibt (vgl. z. B. Behaghel Deutsche Sprache S. 89). Wie die Kurialsprache wird auch die Ceremonialsprache z. B. der Handwerker nur bei feierlichen Gelegenheiten verwandt; wie z. B. bei der Losprechung der Lehrling auf feststehende Ansprachen des Altgesellen feststehende Antworten zu geben hat; es heisst dann immer "Ich sage mit Gunst" "Gunst genug" u. dgl. (Schade a. a. O. 4, 259 f.). — Hierher gehört dann auch der Bierkomment vgl. o. 1) γ) ββ) Über die sozialen Grundlagen der Höflichkeitssprache vgl. K. O. Erdmann Alltägliches und Neues S. 91 f.

Das ewige Muster einer ernst feierlichen Sprache bietet die Bibel dar. Nicht bloss der Stil ist übereinstimmend in Abwehr gewöhnlicher Rede gehalten (natürlich nicht ohne Ausnahme) — auch die Bilderwahl entspricht der Wortwahl. Ein altmodisches aber in seiner Art vortreffliches Werk, der "Biblische Physikus" von Joh. Jakob Schmidt (Leipzig, 2. Aufl.



1748) stellt die aus dem genannten Naturbereich genommenen Gleichnisse mit den nicht allegorischen Nennungen von Tieren, Pflanzen usw. zusammen. Da erkennen wir die Wurzel der mittelalterlichen "Physiologi": schon den biblischen Autoren selbst ist es natürlich, alles Erschaffene "zur Erkenntnis und Preis des Schöpfers, und zum rechten Verstand der h. Schrift" auszudeuten. Sieht man etwa (S. 250) Zweige, so werden sie sofort zu dem Verhältnis zwischen Vater und Kind in moralisierende Beziehung gebracht. Alle Betrachtung der Natur in rein ästhetischem Sinn fehlt so vollständig wie etwa eine solche in wissenschaftlicher Absicht. Und grade dies negative Moment gibt der biblischen Bildersprache ihre Eigenart.

Allgemeiner noch wird die Vermeidung der nächstliegenden Ausdrücke angestrebt

β) in der Sportsprache, für die Behagel (a. a. O. mit Recht "die Sucht sich aristokratisch von der grossen Masse abzuschliessen" verantwortlich macht. Doch liegt immerhin ein systematisches Differenzieren, wie bei den Geheimsprachen, hier noch nicht vor; es wird nur die Freude an der esoterischen Terminologie kultiviert, wie bei den Studenten, aber diesmal nach der negativen Seite. Es erinnert an das Jägerlatein, wenn es als unfein gilt, ein Pferd zum Ziel zu "lenken": man muss es "steuern". Ganz ebenso würde aber der Bankier über den lächeln, der die eigentümlichen Ausdrücke der Börsensprache (humoristisch angewandt in Trojans Scherzgedichten S. 95) durch andere ersetzen würde; die negative Wortwahl wird zum Schiboleth gemacht. — Übrigens verbreitet sich die Sportsprache doch immer nur über einen verhältnismässig engen Kreis von Ausdrücken; so konsequent wie etwa in Ibsens "Komödie der Liebe" oder Th. Storms "John Riew" oder gar in gewissen niederen Possen und Romanen spricht kein Mensch in Sportworten. — Wundt (Völkerpsychologie 1, 568 f.) wirft die Sportsprachen mit den Berufssprachen völlig zusammen.

Die einfachste und verbreitetste Sportsprache ist die "Terminologie der Tafel", von der R. Kleinpaul (Gastronomische Märchen, Leipzig o. J.) zahlreiche amüsante Beispiele gibt. Es handelt sich hier, wie wenn ein Pferd zum Ziel "gesteuert" oder ein neuer Rock "gebaut" wird, um "populäre Metaphern" (a. a. O. S. IX) und jede Stadt ist auf die spezi-

fische Benennung der lokalen Gerichte und Gebäcke stolz, Freiberg auf die "Bauerhasen" (S. 123), Leipzig auf die "Polizeifinger" (S. 133). Die sonderbaren Termini geben sogar Anlass zu ätiologischen Mythen, zur Erfindung von Eponymis (a. a. O. S. 235) und zu plastischer Verwirklichung (S. IX). Gerade das Spiel mit den Worten, das Hänkeln der Uneingeweihten, die Vermeidung banaler Benennungen bildet den eigentlichen Reiz dieser Sprache. Wie das Rotwelsch ist sie aber ihrer volkstümlichen Grundlage wegen frischer, gesunder als die blasse Metaphernsprache des Rennstalls und der Regatta.

γ) Eine Stufe weiter kommen wir zu Berufssprachen höherer Art, wie der Kanzelrede und besonders der Dichtersprache. Sie unterscheiden sich von einfacheren Berufssprachen sowohl durch die Höhe des Gesichtspunktes als durch die Strenge der Durchführung. Keine zufällige Metapher, kein aus praktischen Gründen gewählter Terminus sondern das Gefühl für die Würde des Orts hält ganze Kategorien von Worten oder Wortfügungen fern. Was irgend "vulgär" scheint, wird bewusst vermieden. Daher haben es z. B. die "Decadents" und "Symbolisten" in Frankreich durch stete Vermeidung der üblichen Ausdrücke nötig gemacht, dass für ihre Schriften ein eigenes Wörterbuch abgefasst wurde (J. Plowert Petit *glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents et symbolistes*) "Devenir cave" ist "bourgeois"; man sagt dafür "se caver" (a. a. O. S. 20), gerade wie die Romantiker "Jemanden fänzeln" sagen (Petrich Drei Kapitel vom Romantischen Stil S. 86). (Genauer sucht der schwedische Aesthetiker Hans Larsson in der Schrift *Poesiens Logik* Lund 1899 S. 89 f. die allgemeinen Prinzipien der Dichtersprache festzustellen, ohne viel Neues zu bringen; vgl. auch meine *Altgerm. Poesie* S. 483 f. und die hübschen Ausführungen von K. O. Erdmann *Bedeutung des Worts* S. 78 f.) Man weiss, dass diese zunächst rein negative Sprachkunst bis zur Herstellung ganz und gar verkünstelter Rede führen kann; in Holland hat die orthodoxe Geistlichkeit die "spraak van Kanaan" (te Winkel in Pauls *Grundriss* 1, 716) zu einer biblisch-niederländischen Mischsprache, im Norden die Skaldenpoesie ihre technische Rede zu einem fast unverständlichen Netz gesuchter Ausdrücke herausgebildet (vgl. u. III 1, e). Aber zunächst sind Kanzel- oder Dichtersprache doch nur Ausschnitte aus der allgemein üblichen Sprache;

durch Ausstossen massenhaft sonst üblichen Sprachstoffs charakterisiert. Freilich fehlt von Anfang an auch hier das Andere nicht: die Bewahrung poetischer oder pathetischer Ausdrücke, wie denn fast nirgends eine der beiden Störungsformen der natürlichen Sprachentwicklung völlig isolirt auftritt. Aber weit überwiegend ist doch das negative Moment, wie man schon an der häufigen Abwehr neu zudringenden Materials durch poetische Zionswächter erkennt: Vaugelas und die Pretiösen gegen die natürlichere Sprache etwa Molières; Gottsched und sein Schönaich (mit dem "Neologischen Wörterbuch") gegen Klopstock und die Schweizer; die akademische Kritik im 19. Jahrh. gegen Victor Hugo usw. (vgl. Darmesteter *De la création actuelle de mots nouveaux dans la langue française* S. 18 f. 31 f. u. ö.).

Weiterhin ist aber auch jede Schriftsprache als solche in diesem Sinn eine künstliche Sprache. Ihr Wesen beruht in der Abwehr bestimmter, den Dialekten und der täglichen Rede angehörigen Sprachformen. Schriftsprachen können deshalb auch von Einzelnen in bewusster Differenzierung gegen die Dialekte "geschaffen" werden. Ich erinnere z. B. an die Verdienste Kl. Groths und K. Müllenhoffs um die niederdeutsche Schriftsprache. Der negative Charakter der Auslese tritt dabei jederzeit deutlich hervor. So sagt G. Paris (*Penseurs et poètes* S. 111) von der neuen "langue des félibres": "Je n'ai parlé jusqu'ici de la langue de Mistral qu'en la considérant comme un parler populaire; mais il a voulu en faire un langage littéraire, et pour y arriver il l'a d'une part épurée et de l'autre fixée. L'épuration a consisté surtout à éliminer autant que possible les mots français qui avaient remplacé, dans l'usage même du peuple, leurs correspondants provençaux . . . La fixation de la langue s'est produite sous l'apparence modeste d'une fixation de l'orthographe". Also durch Ausscheidung von Worten und Formen, die zu dem provenzalischen Habitus nach Mistrals Auffassung nicht passten, hat er die neue künstliche Schriftsprache zu Wege gebracht. — Noch schroffer hebt Ibsen das Negative solcher Bestrebungen hervor, wenn er in "Peer Gynt" (übs. von L. Passarge S. 108) die norwegischen "Sprachstreber" auf die Orangutangs verwies, die von langen Zeiten her eine kräftige Urwaldsprache bewahrt haben (vgl. H. Jaeger *H. Ibsen übs. v. H. Zschalig* S. 164). Und doch treibt eine Schriftsprache nur das Prinzip,

auf dem sie überhaupt beruht, auf den Gipfel, wenn sie äusserste "Reinheit" anstrebt, wie die deutsche Sprache es in verschiedenen Epochen mit geringem Erfolg, das Schwedische und vor allem das Holländische es mit grossem Erfolg gethan haben: die Abwehr aller nicht zum Grundton stimmenden Worte, vor allem der entlehnten, ist nur die äusserste Konsequenz jenes Ausstossens zahlloser "Parias der Sprache", ohne das eine Schriftsprache schlechterdings nicht denkbar ist.

Besonders deutlich tritt dieser künstliche Charakter der Schriftsprache in einem merkwürdigen Spezialfall hervor: in jener konventionellen Vulgärsprache der Bühne, die besonders Tieck (Kritische Schriften 3, 137 f.) vortrefflich charakterisiert hat. Sie will den Dialekt von Paris oder Berlin geben, nähert ihn aber doch dem Schriftsprachlichen an, um gemeinverständlich zu bleiben. Deshalb werden sowohl zu stark dialektische als andererseits zu entschieden "gebildete" Ausdrücke vermieden. Eine eigentliche Mischsprache entsteht nicht; wohl aber eine auf eigener Dialektgrundlage beruhende, durch negative Wortwahl gekennzeichnete Schriftsprache.

3) Bewahrung des sonst abgestossenen Sprachstoffs mit Abstossung des allgemein bewahrten vereint.

Wir erwähnten schon, dass eine gewisse Vermischung beider Störungsformen ganz unvermeidlich ist; aber in allen bisher besprochenen Fällen ist doch das positive oder das negative Prinzip entschieden ausschlaggebend. Beide durchdringen sich dagegen vollkommen, wenn tote Sprachen als lebendig behandelt werden. Solche Fälle sind nicht selten: ich erinnere an die Kawi-Sprache, an das Sanskrit, das Hebräische, vor allem das Latein. Diese Sprachen werden nicht nur in schriftlicher, sondern auch in mündlicher Anwendung fortgeführt, obwohl sie eigentlich längst erstorben sind. Man hat sogar versucht, sie Kindern als ihre Vatersprache einzupfropfen; so machte es der berühmte Lehrer Trozendorff in Goldberg, so Montaignes Vater (andere Beispiele theilt Diels in der Deutschen Rundschau März 1898 S. 405 mit). Nun ist das eigentlich der stärkste Fall von Störung der natürlichen Sprachentwicklung, der überhaupt denkbar ist. Eine Sprache, die so zu sagen gar nicht mehr existiert, wird künstlich bewahrt; mitten unter Schlesiern oder Franzosen vermeiden ein

paar Leute den ganzen Gebrauch der rings um sie gesprochenen Sprache! Also ein künstliches Fortleben der toten, ein willkürliches Abthun der lebendigen Sprache. Und dennoch kann man selbst bei diesem Gipfel der Künstlichkeit nicht eigentlich von einer künstlichen Sprache reden. Nicht nur sind die angewandten Idiome nicht erfunden, sondern historisch gegeben und ihre Anwendung beruht thatsächlich nur auf eben den Momenten, die so viel leichtere Fälle, wie die Familien- oder die Soldatensprache, zu Wege bringen. Der Lehrer setzt sich ja doch nicht plötzlich hin und beginnt, eine Sprache zu reden, deren Klang ihm bisher fremd war. Sondern er hat sie schon früher bei bestimmten Gelegenheiten angewandt: beim Beten, beim Unterrichten, beim Verkehr mit Amtsgenossen von fremder Herkunft. Nun wird diese gelegentliche Verwendung der toten Sprache von der Gelegenheit losgelöst, wie jene Carbonari-Metaphern; nun wird, was man sonst ausserhalb des Betpults oder der Lehrkanzel von sich warf, auch an den Mittagstisch und auf den Spaziergang mitgenommen und schliesslich selbst an einsamen Meditationen als gegebenes Medium benutzt. Also selbst hier liegt zwar gewiss ein künstliches Verhältnis vor — aber es ist doch nur Übertreibung eines alltäglichen Vorkommens. Vereinzelte Stückchen der toten Sprachen gebrauchen wir ja Alle, der Arzt am Krankenlager, der Botaniker beim Demonstrieren der Pflanze, der Geistliche, der Lehrer — nach diesem Muster bildet nun der Vater des grossen französischen Essayisten seine Dienerschaft zu einer griechischen Sprachinsel um und die vor Jahrhunderten verstummte, auf diesem Boden überhaupt nie gehörten Klänge der Rede Plutarchs wachen wie nach einem Winterschlaf auf, schallen in die Welt hinaus wie die eingefrorenen Klänge von Münchhausens Postillon!

Wir haben also in allen bisher gemusterten Fällen keinerlei Spracherfindung vorgefunden, sondern lediglich Auslese, lediglich anormale Störung der natürlichen Sprachentwicklung. Bildungen, die sonst verschwinden, werden aufgehoben; Bildungen, die sonst herrschen, werden abgewiesen. Aber diese Mittel, zumal in ihrer Vereinigung, genügen, um allerlei hervorzubringen, was allerdings wie eine "künstliche Sprache" wirkt. Ein Grammatiker noch aus Adelungs Zeit hätte auch keinen Augenblick bezweifelt, dass die Schriftsprache durch vernünf-

tige Regelung der erfahrenen Sprachmeister "gesetzt" wurde — was für extreme Fälle wie den Mistrals ja in gewissem Sinn beinahe zutrifft; er hätte die Berufssprachen lediglich als das Produkt willkürlicher Festsetzung durch Meister und Altgesellen angesehen. Dergleichen sollte uns schon gegen den Begriff der willkürlichen *théorie* misstrauisch machen. Aber freilich sind wir erst im Vorhof. Einen Schritt weiter — und wir werden eine gewisse Willkür in der Behandlung des Sprachstoffs allerdings zugeben müssen.

II. In einer weiteren Reihe von Fällen entstehen künstliche Sprachen durch unwillkürliche oder absichtliche Veränderungen des Sprachstoffs.

Scheinbar gehören hierher schon Fälle wie der zuerst besprochene der persönlichen Redeform: S. Heinzerlings Vokalismus oder "la carrosse" des Roi Soleil. Doch halten sich solche Änderungen immer in der Nähe der normalen Aussprache, weil ja eben das Bedürfnis einer gewissen Übereinstimmung mit der üblichen Ausdrucksweise normalisierend wirkt; man will verstanden werden. Aber gerade auch wieder der Wunsch, verstanden zu werden, ruft die einfachsten Fälle wirklicher Sprachdifferenz hervor.

1) Mayer und Meringer haben in ihrem lehrreichen Büchlein gezeigt, wie das Versprechen unendlich oft nichts anders ist, als ein unwillkürlicher Versuch, Sprachschwierigkeiten zu beseitigen. Es sagt einer "sozialistische Zekten" statt "Sekten" (a. a. O. S. 49), weil es bequemer ist, den Zischlaut zu wiederholen, als nach *s*, *z*, *sch* wieder ein *s* zu artikulieren. Was hier vereinzelt geschieht, findet in bestimmten Fällen massenhaft — bewusst oder unbewusst statt: es ist die euphonische Differenzierung.

Ein hübsches Beispiel aus dem Leben! Erich Schmidt will Julius Rodenberg, den Herausgeber der "Deutschen Rundschau" besuchen, der Portier tritt ihm gleich entgegen: "der Herr Dr. ist nicht zu Haus — er ist kondolieren gegangen — der Herr Tabúramú ist gestorben". Tabúramú! klingt es nicht nach Chamisso Otaheiti oder Pierre Lotis Hawaii? Gemeint aber war — du Bois Reymond! Nun ist es klar: der Pförtner kann niemals "Tabúramú" gehört haben: er hatte ein Lautbild im Gedächtnis, dass ihm nicht recht einging, und das er wie ein

entferntes Echo wiedergab, nachdem er es sich so sprechbar wie möglich gemacht hatte; Assonanz und Reim haben den französischen Namen in einen tahitischen gewandelt.

Ganz dieselbe Methode wenden aber alle Völker der Welt an, um sich fremde Namen oder Worte anzueignen. So sind die Stammes- und Personennamen der Indianer bei Cooper stilisiert, so hat Fr. Rückert das Landmädchen Marie Lies wunderhübsch zur "Amaryllis" gräzisiert oder Haeckel in seinen "Indischen Reisebriefen" schwierige Namen mundgerecht gemacht. Ganz so aber wandeln mit der Zeit die Sprachen selbst schwierige Lautkomplexe in leichtere um; die Entwicklung vom Sanskrit zum Prakrit entspricht völlig der von "du Bois Reymond" zu "Taburamu". Ebenso hat das Griechische die Schwierigkeit der verschiedenen Vokalfärbungen durch seinen Itazismus radikal beseitigt. In gewissem Sinn sind solche Sprachen also künstliche, durch euphonische Rücksichten herausgebildete Idiome!

So machen sich überall die Kinder schwere Worte sprechbar (französische Beispiele bei Rzesznitzek Entwicklung der Kindersprache S. 12). Am stärksten kommt die euphonische Veränderung überall bei Eigennamen vor. In den verschiedenen Lebensaltern wirkt die gleiche Tendenz charakteristisch verschieden; denn natürlich ist "wohlklingend", ist sogar "leicht sprechbar" ein relativer Begriff. "Wie zeugungskräftig ist das Kind im Erfinden und Verändern von Worten; mit welchem Wohllaut sind die Namen ausgestattet, welche Kinder den Personen und Dingen aus ihrem ästhetischen Verstande heraus verleihen", sagt Bogumil Goltz (Drei Vorlesungen S. 107). "Elvire wird in Awia, Ottilie in Tileto, Laura in Lola, Julius in Aulu, Louis in Lulu, Wilhelm in Willu usw. verwandelt". Wenig weiss dagegen eine moderne — ach sehr moderne! — Schriftstellerin die Namenveränderungen der Backfische zu rühmen: "Da ist Alles Issy Cissy Missy, eine Mischung von Kätzchenmiauen und Babygelalle, als ob ihnen ein ordentlicher honetter christlicher Vorname unmöglich wäre" (Hans v. Kahlenberg Das Nixchen S. 21). Immerhin ist auch hier, wie bei den zurecht gemachten Namen der Kinderstube, ein Prinzip erkennbar: eine Art Vokalharmonie, die wohl auch bis zur Durchführung Eines Vokals, des hellen *i*, gesteigert wird — was wieder an den neugriechischen Itazismus erinnert. Solches Behagen an

Einem Vokalklang tritt früh auf; meinem ältesten Jungen, der auffallend richtig sprach, machte es Vergnügen, zu sagen "gab mar dan Schlassal"; und noch später üben Schüler in den Zwischenstunden das Spiel, etwa bei dem Verschen "Es ist kein Dörfchen noch so klein, ein Hammerschmied muss drinne sein" der Reihe nach jeden Vokal durchzuführen. Und ebenso hat das Altindische das *a*, das Neuhochdeutsche das schwache *e* fast systematisch auf Kosten anderer kräftigerer Vokale durchgeführt. Wenn es skr. *aśvas* gegenüber idg. *\*ek̑ros* heisst, ist das im letzten Grund von dem Kinderspiel "Schlassal" für "Schlüssel" kaum wesentlich verschieden!

Aber uralt ist auch die Abtönung der Vokale, wie wenn in jenem "Tiletö" für "Otilie" das Nebeneinander von *o* und *i* vermieden wird. Wie stark solche euphonische Rücksichten in der Sprachentwicklung mitspielen, beweist die ungeheure Ausdehnung des Umlauts und verwandter Erscheinungen. Wir finden auch hier, was wir immer und überall finden: dass selbst die scheinbar willkürlichsten "Erfindungen" sich auf den grossen Bahnen der allgemeinen Sprachentwicklung halten. Dieselbe musikalische Freude an dem Glockenspiel des Ablauts, die die ganze Wortbildung des Idg. und zumal der germ. Sprachen durchdringt, hörte J. Grimm mit herzlicher Freude in dem piffpaffpuff, dem bimbambum der lautnachahmenden Kinderspiele wiederklingen. (Vgl. über die kindlichen Lautsubstitutionen Wundt Völkerpsychologie 1, 298, der jedoch 1, 296 Anm. betont, die allgemeine Entwicklung der Sprache laufe der der Kindersprache nicht parallel.)

Vieles gehört auch hierher, was man mit zu starker Betonung des inhaltlichen Moments ganz der Volksetymologie zurechnet. Wenn z. B. "Milano" "Mailand" wird, ist die befremdliche Umtaufung einer Stadt in "-land" gewiss erst sekundär. Man machte aus "Milan" zunächst aus lautlichen Rücksichten "Milant", gerade wie aus "wilen" "weiland" ward; das lange *i* wurde diphthongiert und die inhaltliche Umdeutung in "Mailand" ging aus der euphonischen Umgestaltung erst nachträglich hervor (anders Kluge ZsfdPhil. 31, 499 gegen Wrede ZsfdAlt. 41, 295). Ebenso ist "Canterbury" schwerlich gleich als "Kantelburg" umgedeutet worden: man suchte sich den schwebenden Laut des zweiten Teils zu adaptieren, sprach etwa "Kanterbörrieh" aus und "börrieh" und dann auf "burg"



zurückinterpretiert. Und so gewiss in vielen Fällen; bei "Nau-gard" für "Nowgorod" z. B.

Besonders charakteristisch für diesen Prozess — erst euphonisches Bequemmachen, dann Volksetymologie — ist ein lustiges Beispiel, das R. Hildebrand (Aufsätze und Vorträge S. 152) erzählt. Ein Schüler hat in einem Aufsatz die berühmte Brücke über das Gölt-schthal vorgebracht — die nun inzwischen in Trümmern gegangen ist —; geschrieben aber hat er — "die Geldstahlbrücke". "Thal" bedarf von vornherein keiner etymologischen Deutung; aber der Schüler führt zunächst eine Silbentrennung ein, die ihm die Aussprache erleichtert: "Gölt-schthalbrücke", und nun kommt beim Rückübersetzen ins Hochdeutsche die "Geldstahlbrücke" heraus. "Stahl" ist nun einmal ein unglücklicher Wortteil: "Diebstahl" ist eine Tautologie (vgl. Kluge Etymol. Wb.<sup>5</sup> S. 4) und "goldene Stahlfeder" ist ein Paradebeispiel für *contradictio in adiecto*. — Ein hübsches Beispiel, wie euphonische Umgestaltung und Volksetymologie sich in die Hände arbeiten, bietet Lindner (Naturgarten der Kindersprache S. 95) aus Kindermund.

2) Die Veränderung von Namen und Worten aus rein lautlichen Ursachen oder, mit andern Worten, aus Gründen der bequemer Aussprache, ist über die ganze Welt verbreitet. Aber daneben treten kaum minder häufig andere Motive der Veränderung ein. Zunächst das der Vermehrung und Unterscheidung. Zwei Menschen, die sich oft gleichzeitig genannt finden, haben denselben Namen; man muss sie unterscheiden können. Sehr früh tritt deshalb die Verwendung von Beinamen auf (J. Grimm Kl. Schr. 3, 354 f.). Aber man benutzt auch kleine Verschiedenheiten in der Aussprache des Namens selbst; gerade wie wir schon bei W. Grimms Kindern "Papa" und "Apapa" für zwei "Väter" ausgemünzt fanden. Doch auch bewusste Umgestaltungen müssen die Namen sich gefallen lassen, um z. B. Pseudonyme herzugeben (Sintenis Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur 1899): "Bettelheim" wird "Tellheim", "Zitelmann" wird "Telmann" (ebd. S. 16) — beinahe schon wäre ein Lautgesetz zu formulieren, wonach Eigennamen mit "tel" in der zweiten Silbe die erste abstossen! Die hebräischen Kabbalisten hatten eigene sehr komplizierte Mechanismen zur Umgestaltung und Vermehrung

der Namen (vgl. Siegfried in der Deutschen Literaturzeitung 16. Okt. 1897 S. 1603). — Die Übersetzungen spielen eine eigene Rolle; sie sind nicht hier zu behandeln.

Offenbar liegt hier im Prinzip der gleiche Vorgang vor wie bei den "Doppelwörtern". "Knabe" und "Knappe", "Rabe" und "Rappe", "Ritter" und "Reiter" sind ursprünglich identisch; die Doppelformen werden in der Bedeutung differenziert wie wenn der gleiche Name bald als "Jean", bald als "Hans" oder "John" (wie etwa in der elsässischen Posse "D'r ney Jean" von Ferd. Bastian) verschiedene Personen bezeichnen muss.

Ebenso werden aber auch, wenngleich seltener, Appellativa willkürlich differenziert. Wir unterscheiden in Berlin "das Schloss" und "das Palais": das Palais bewohnte Kaiser Wilhelm I., das Schloss bewohnt der jetzige Kaiser. Das ist eine gemachte, künstliche Unterscheidung, die ein unterscheidendes Beiwort (wie "altes" und "neues Schloss") oder eine andere Bestimmung ("das Palais des ersten Kaisers") erspart. Es ist aber auch hier doch nur Sprachgebrauch normalisiert, willkürlich fixiert; gerade so wie wenn die Hauptstadt allein die allen Städten zukommende Bezeichnung πόλις (Stambul), ἄστυ (Athen), urbs (Rom) erhält.

3) Viel wichtiger sind solche Umgestaltungen des umlaufenden Sprachstoffs, die zu ganz bestimmten individuellen Zwecken vorgenommen werden. Und erst hier, nach vielleicht zwanzig andern Fällen künstlicher Sprachbehandlung, kommen wir zu solchen, die allgemein als "künstliche Sprachen" angesehen werden. Wir werden sehn, wie wenig sie sich von den besprochenen Vorstufen unterscheiden. — Auch über die "Geheimsprachen" bringt die Umfrage "Im Urquell" allerlei Material.

a) Wir beginnen auch hier mit den Kindern. Geheimsprachen der Kinderstube sind sehr beliebt. Behaghel (Deutsche Sprache S. 86) erwähnt die *p*-Sprache: "in jede Silbe des ursprünglichen Wortes wird die Silbe *p* mit einem Vokal eingeschaltet, z. B. "wipir wopollepen foport gepehn" = "wir wollen fort gehn". Schlimmer ist noch die "Erbsensprache", die hinter jeden Anfangskonsonanten das ganze Wort "Erbse" einschiebt: "duerbse woerbse illerbse sterbse nerbse ichterbse" = "du willst nicht"? (So wenigstens würde ich nach meiner Schulerinnerung in die Erbsensprache übersetzen;

es mag nicht ganz korrekt sein — Grammatik oder Wörterbuch sind mir nicht zur Hand!) Niemand wird behaupten, dass diese schreckliche Verunstaltung der Sprache dem Wortklang oder der Bequemlichkeit dient; man müsste denn die bekannte Busse, dass Jemand mit Erbsen im Schuh eine Wallfahrt macht, als Erleichterung der Pilgerfahrt auffassen. Die Absicht ist hier eben gerade, das Gesprochene unkenntlich zu machen, nämlich für jeden Uneingeweihten. Der Kenner vermag selbst bei schneller Aussprache die Erbsen wegzuwischen; für Andere rollen sie betäubend über die Lautbilder weg.

b) Die gleiche primitive Art der Sprachverschleierung findet sich aber auch ausserhalb der Kinderstube. Die Brüder Goncourt beschreiben in ihrem "Journal" (1, 339) die "langue javanaise", die Geheimsprache der Pariser "impures", die übrigens auch in der Mädchenpension erfunden sein soll. Nach jeder Silbe wird der gleiche Vokal erst mit *d*, dann mit *q* wiederholt: "Je de que vais dai qai bien den qen" = "je vais bien". Die Goncourt haben diese Dirnensprache in ihrem Roman "Charles Demailly" zur Anwendung gebracht. Sie erwähnen selbst ein einfacheres "Javanais", dass nur nach jeder Silbe ein "va" einschaltet. Die "lingua papanesca" (aus "javanescia"?) bildet übrigens auch eine Form der ital. Gaunersprache (K. Sachs Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1899 S. 416 nach Niceforo Il Gergo; Torino 1897). Bald werden die Konsonanten umgestellt: *sini* wird *nisi*, *pani* wird *nipa*; bald wird *f* oder *icasse* eingeschoben oder statt *a* *aven*, für *e* *ender*, für *i* *inis*, für *o* *omber* und für *u* *ufurt* gesprochen. Russische Analogien weist mir E. Berneker nach P. V. Sejn Nachrichten der Abteilung für russ. Spr. u. Lit. in d. Kais. Akad. d. Wiss. 4, 277—300 nach. Da werden bestimmte Silben wie *ku* vorgeschoben; oder bestimmte Silben werden systematisch durch andere ersetzt; Laute wie *sch* oder Silben wie *lesch* werden eingeschoben; Buchstaben umgestellt usw.

Solche Künste kommen ganz entsprechend auch in Geheimschriften vor. In der bescheidenen Verstecksprache der Mönche (MSD VII) wird z. B. für jeden Vokal der folgende Konsonant gesetzt: "nvx fbtxb" = "nux fatua". Doch haben wir auf Verunstaltungen der Schrift hier nur nebenbei einzugehn.

Dies Einschalten von ganzen Silben nun wie in den angeführten Geheimsprachen scheint doch gewiss etwas absolut

Künstliches, Willkürliches, wirklich *θécic* im Sinne Whitneys. Aber dennoch — selbst hier könnte normalisierter Zufall vorliegen! Mayer und Meringer weisen (S. 86 f.) auf den bedeutenden Umfang des Lautstotterns hin. Das Schulkind, auf irgend einer Sünde ertappt, stottert vielleicht im ersten Schreck — und gerade weil der Lehrer es nicht versteht, entgeht es der Strafe; und das macht man sich dann in p- und va-Sprachen zu Nutze? Jedenfalls ist das Stottern bei Kindern sehr häufig (Preyer Die Seele des Kindes, 2. Aufl. S. 295, Rzesznizek Entwicklung der Kindersprache) und kann also zu solchen Sprachbildungen so leicht führen wie die beliebte "Echosprache von Endsilben und sogar Endlauten" (Lindner Naturgarten der Kindersprache S. 50) mit ihrem *maken-ken-ken* für "Marken".

Analoge Erscheinungen im allgemeinen Sprachleben sind schwerlich nachzuweisen; denn die Allitteration beruht nur etwa auf verwandtem Behagen an der Wiederkehr gleicher Laute, die Reduplikation aber ist etwas völlig Anderes. Sehr merkwürdig aber ist es, dass bei Geisteskranken "die hie und da beobachtete eigentümliche Verdoppelung oder Anhängung tonloser Silben" (Kraepelin Psychiatrie S. 502) als Kennzeichen der *dementia paralytica* angegeben wird — ebenso wie das "Silbenstolpern" (vgl. dazu Wundt Völkerpsychologie 1, 369; 374) im Sinn einer blinden Nachgiebigkeit gegen bequemes Aussprechen schwieriger Lautkomplexe: "dritte reitende Artilleriebrigade" wird "drittende reitere Artilleriebrade". Der Geisteskranke in seiner Schwäche, der "Spracherfinder" in seiner Anstrengung treiben eben beide nur Neigungen zum Extrem, die in viel geringerem Grade allgemein vorhanden sind.

c) Auch das "argot", der Jargon der "bohémiens" beruht auf künstlicher Entstellung der herkömmlichen Worte, wie wenigstens Marcel Schwob in seiner "Etude sur l'argot français" behauptet. Ich kenne diese Untersuchungen nur aus dem Zitat bei W. G. Byvanck *Un Hollandais à Paris en 1891*. Dort heisst es: "bath" ou "bate", qui en argot signifie beau et bon, est formé artificiellement, suivant l'opinion de Marcel Schwob. On a gardé seulement la terminaison -ate-, assez fréquente en argot. Ainsi "moche" dans le jargon des voleurs ne serait autre que "mal" = "m-oche" (a. a. O. S. 23 Anm.). Das wäre also das gleiche "Anhängen tonloser Silben", wie bei den Paralytikern; das wäre dasselbe Verfahren wie bei

der studentischen eo-Sprache (vgl. zu derselben Kluge Studentensprache S. 62: "schl-eo" für "schlecht" würde dem "moche" völlig entsprechen).

Wenn Schwob allgemein behauptet, "que les termes de jargon sont des mots déformés du langage ordinaire, et non des métaphores, comme on croyait jusqu'ici" (a. a. O.), so ist der Satz in dieser Unbedingtheit zweifellos unrichtig. Wir haben bereits gesehen, und werden es noch weiter beobachten, dass die Metaphern in der That in den künstlichen Sprachen eine ungemeine Rolle spielen. Aber wir haben hier allerdings ein völlig anderes Prinzip: ein rein lautliches statt des inhaltlichen. Das ständig wiederkehrende -eo oder -ate oder -oche entspricht gewissermassen als Endreim dem Stabreim der p- oder va-Sprache. Eine behagliche Lust am sinnlosen Klang als solchem ist bezeichnend für diese Erscheinungen; und eben dadurch erinnern sie an uralte Phänomene wie den sog. "sinnlosen Refrain", das tralala, heirassassa u. dgl., über dessen vermutlich prähistorische Grundlage ich schon vor langen Jahren (Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. 1, 32 f.) Vermutungen geäussert habe, die Büchers schöne Studien über Arbeit und Rhythmus nun vielfach bestätigen.

d) In allen drei Fällen haben wir kunstmässige Umgestaltung des gegebenen Sprachstoffs vor uns — durch Einschieben, durch Streichen und Anhängen wird das Wort so entstellt, dass es nur noch dem verständlich ist, der den Schlüssel davon besitzt. Ganz allgemein herrscht dies Verfahren bei den Kosenamen. (Wir verstehen darunter die offiziell gewordenen, allgemein anerkannten Namensumformungen, die mit jenen "Tileto" und "Cissy" der Kinderstube und des Backfischzimmers nicht zu verwechseln sind). Bei den altdeutschen Namen wird gern aus einem zusammengesetzten ein Kurzname gebildet, in dem ein Namensteil — in der Regel der zweite — durch einen einzelnen Laut gleichsam symbolisch vertreten wird. Dietrich wird Diez, Heinrich wird Heinz: das z ist hypokoristisches Symbol für den Namensteil -rich. Das erinnert an die Art, wie in "schleo" oder "bath" das eigentliche Wort nur durch seinen Anlaut vertreten wird: wie denn auch gerade dies bei Kosenamen begegnet.

Dass "Hinz" und "Künz" die grossen Kaisernamen "Heinrich" und "Konrad" vertreten, ist für den naiven Hörer min-

destens so unwahrscheinlich wie dass "Kreo" einen "Krätzer" bedeutet. So bilden aber die Namensabkürzungen und -umformungen in ihrer Gesamtheit eine konventionelle Sprache, die sich aus lauter scheinbar willkürlichen und dennoch nach bestimmten Gesetzen veränderten Sprachstücken zusammensetzt. Die Namengebung ist überhaupt immer derjenige Teil der Sprache, an dem die sog. "Spracherfindung" sich am liebsten und fast auch am freiesten bethätigt. Aber wirkliche Erfindung fehlt selbst hier noch. Die -eo, die -va usw. mögen willkürliche Improvisationen sein (was wir zwar bezweifeln) — der andere Teil des Wortes wahrt immer noch den Zusammenhang mit dem umlaufenden Sprachstoff.

III. In einer weiteren Reihe von Fällen entstehen künstliche Sprachen durch Übersetzung aus dem gewöhnlichen Sprachstoff.

1) Übersetzung ist auch eine Differenzierung. Aber die Freiheit der Veränderung ist hier durch das Muster der andern Sprache eingeschränkt.

Im Grund ist jede Übersetzung ein Stück Mischsprache: etwas von der inneren Form des Originals und seiner Sprache wird auch bei dem untadeligsten Dolmetsch in die neue Sprachbekleidung herüberdringen. Wir fühlen das bei den vollkommensten Übersetzungen z. B. des "Faust": Bayard Taylor, der unvergleichliche, Pradez, Sabatier — Jeder nimmt ein Stückchen deutsche Seele in die fremde Form, das uns dort nicht ganz behaglich eingeschnürt scheint. Thomasin von Zirklaere beherrscht das erlernte Deutsch; aber ein Kenner wie Schönbach (Anfänge des Minnesangs S. 75) bemerkt doch, dass er oft "bei der Übertragung lateinischer Worte ins Deutsche den Begriff mit einspielen lässt, den der Ausdruck im Italienischen hatte". Wenn der Chor im Nachspiel zu Molières "Malade imaginaire" singt:

Dignus, dignus est intrare

In nostro docto corpore,

so kommt der Solöcismus dadurch zu Stande, dass die Raumanschauung der französischen Sprache in die lateinische übertragen wird: "dans notre corps savant" empfindet man auch in Verbindung mit "entrer" als Lokativ und nicht als Akkusativ. Wir sind stolz darauf, die herrlichsten Meisterwerke

der Weltliteratur in klassischen Nachformungen zu besitzen; aber sehen wir selbst von den sonderbaren Donnerschen Griechen und Brausewetterschen Nordleuten ab, bei denen der Gypsabguss den Marmor so völlig verläugnet, halten wir uns nur an die Übersetzer, die selbst Wilamowitz' gestrenges, übergestrenges Urteil (vor seinen "Griechischen Tragödien") anerkennt — man wird es doch selbst bei Schlegel, bei Gildemeister oder Heyse durchfühlen, dass dieser Inhalt nicht in dieser Form gedacht war. Die Sprache des Vossischen Homer aber hat A. W. Schlegel (Werke 10, 150) geradezu als "ein selbst-erfundenes Rotwelsch" bezeichnet. Die Sprache jeder Übersetzung ist im letzten Grund eine Kompromissprache, die auf mittlerem Gebiet zwischen zwei Idiomen, bald dem ältern näher bald dem neueren, sich schwankend bewegt.

Damit ist die Grundeigenschaft aller künstlichen Übersetzungssprachen angegeben. Nicht naive Auswahl, nicht kecke Änderung ist für sie bezeichnend, sondern eine mehr oder minder berechnete Vermittelung zwischen der Alltagssprache, aus der man übersetzt, und dem vorschwebenden Ideal einer Sondersprache.

a) Auch dies Verfahren hat in der Kinderstube seine Anfänge. Wie wir uns der Redeweise der Kleinen lautlich anpassen und "Baba" und "babbá" sagen, so übersetzen wir auch in ihr Fassungsvermögen. Das Kind weiss noch nicht, was ein Zahn ist; wir wollen ihm keinen neuen Begriff zumuthen und sagen deshalb "Beisserchen", denn was "beissen" ist, weiss es schon. Statt "Augen" sagt man in Süddeutschland gern "Guckerchen" und eine ganze Säuglingsanatomie liesse sich in derartigen Anpassungsworten geben.

b) Diese Ammensprache beschränkt sich aber doch auf ein enges Vokabular. Die nächste Stufe bieten wieder Berufssprachen. Sehr lehrreich ist wieder jene shetländische Fischersprache. Wir sahen, dass ihr Tabu-Charakter die üblichen Ausdrücke perhorreszierte; nun kommt sie aber doch mit seltenen alten nicht aus und muss nachhelfen. Ihre Neubildungen aber sind nichts anders als Übersetzungen ins einfachste Fassungsvermögen. Das Pferd wird "der Geher", der Hund "der Knochenbeisser", die Kuh "die Brüllerin" (Kahle a. a. O. S. 272) — höchst naive nomina agentis wie aus der ältesten Epoche der Sprachschöpfung, reine Übersetzungen aus

dem Abstrakten ins Konkreten. Was ist ein "Pferd"? ein Begriff! was ist ein "Geher"? eine anschauliche Charakteristik — wie "Beisserchen" in der Kinderstube, wie "der Zerreißer" als Name des Wolfs in der idg. Urzeit. — Vgl. über Standes-sprachen allgemein v. d. Gabelentz Sprachwissenschaft S. 45. 194. 281—83. Günther Sprache und Recht S. 19 Anm. 24; über ihren Einfluss Bréal *Sémantique* S. 316 f.

c) Diese Manier wird systematisch ausgebildet in den Verbrechersprachen. Das Rotwelsch hat seine eigene grosse Litteratur; schon Conrad Gessner in seinem "Mithridates" von 1558 achtet (nach R. v. Raumers *Gesch. d. deutschen Philologie* S. 228) auf die künstliche Gannersprache und neben Sprachforschern wie J. Grimm und Hoffmann v. Fallersleben haben Kriminalisten wie Avé-Lallemant und Hans Gross (*Handbuch für Untersuchungsrichter*) diese in der That höchst merkwürdige Erscheinung untersucht und analysiert. Eine sehr ausgedehnte Bibliographie gibt wieder L. Günther (*Ann.* 20, für das italienische Rotwelsch vgl. K. Sachs *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1899 S. 415). Für das Russische verweist mich E. Berneker auf N. A. Smirnow *Wörter und Ausdrücke der Diebessprache*, gesammelt aus Krestovskys Roman "Petersburger Spelunken" (*Nachrichten der Abteilung für russ. Spr. u. Lit. in d. Kaiserl. Akad. der Wissensch.* 4, 1065—87; russisch). — Von F. Kluge ist in nächster Zeit ein Werk über das Rotwelsch zu erwarten; auch J. Meier bereitet ein solches vor (*Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil.* 1899 S. 358).

Das Rotwelsch ist schon rein äusserlich wichtiger als die verbreitetste aller künstlichen Sprachen; und es hat fast auf jede andere abgefärbt: stark auf die Studentensprache (vgl. Kluge a. a. O.), auf die Handwerkersprache (eine Probe bei W. v. Polenz *Der Büttnerbauer* S. 229); manche Ausdrücke sind in die Sprache des täglichen Lebens eingedrungen. So gut wie die Soldatensprache beruht das Rotwelsch auf so einfachen Prinzipien, dass wir uns nicht wundern dürfen, überall verwandte Bildungen zu treffen. Leichte Entstellungen und Übersetzungen ins Konkrete bilden überall neben hebräischen Lehnworten das Hauptkontingent. Wie man einen Polizisten in Deutschland "Polyp" nennt, tauft man ihn in Italien "polimma" (*Niceforo e Sighele La mala vita a Roma* S. 168) und wie das Gold wegen seiner rötlich glän-



zenden Farbe bei deutschen Gaunern "Fuchs" heisst (Hoffmann v. Fallersleben Weim. Jb. 1, 331), so heisst es jenseits der Alpen "gialletto" (Niceforo S. 170). Hiess doch ebenso bei unsern Urvätern das Silber "das blanke Metall"; bei den italienischen Räubern heisst es "bianchetto"! Auf wirklicher Beobachtung beruhen all die neuen Benennungen: Bimbam die Schelle (Weim. Jb. a. a. O.) und Sumsum die Bassgeige (G. Freytag Werke 15, 158), Kleebeisser das Schaf (Weim. Jb.) und cacafuoco Gewehr (Niceforo S. 170; eine besonders charakteristische Neubildung). Eben deshalb spielt unter den Neologismen des Rotwelsch die Metapher eine so geringe Rolle. Die gelehrte Studentensprache vertauscht die Anschauungen und benennt nach abgezogenen Qualitäten: "Kameel", "Fink", "Besen"; die naive Gaunersprache taucht überall von neuem in die Anschauung ein und benennt nach ziemlich wahrnehmbaren Thätigkeiten oder Eigenschaften: Plapperling der Pantoffel, Grünspecht der Jäger. Ebenso anschaulich nennt das Pariser Argot etwa den Coiffeur 'gratte-poux' (Rossignol Dictionnaire d'Argot S. 56) oder das Transportschiff 'sabot', 'Holzschuh' (ebd. S. 97). Ebenso im Russischen: das Rotwelsch heisst "Musik" und enthält neben polnischen und kleinrussischen auch romanische, deutsche, häufiger aber tatarische, finnische, zigeunerische Lehnworte. Aber es zeigt selbst dabei Metaphern anschaulichster Art wie "Schelm" für "Mantel". — Über die künstlichen Sprachen im Russischen allgemein P. V. Sejn Zur Frage der künstlichen Sprachen a. a. O. 4, 277—300: die Räder und die Kartoffeln heissen "Roller", der Stiefel "Schnarrer" oder "Schlürfer" usw.

Diese ausserordentliche Kraft der Anschauung hob schon J. Grimm in seiner inhaltsreichen Besprechung von Grolmanns Spitzbubensprache (Kl. Schr. 4, 164 f.) hervor: "Die meisten dieser Ausdrücke tragen das Gepräge der einfachen Natur und sind aus lebendiger Beobachtung der Tiere, Felder und Völker hervorgegangen". Deshalb grade hat diese Sprache in ihren Neubildungen ein so uraltertümliches Gepräge; deshalb besitzt sie auch, wie ältere Sprachperioden, so viel mehrdeutige Worte: "Blankert" heisst "weisser Wein" oder "Schnee" (a. a. O. S. 66), "Hitzert" so gut "Sonne" wie "Ofen". In der Regel freilich ist die Bezeichnung so sicher gewählt, dass der Rätselcharakter fast verloren geht: "Schwarzreutery der Floh"

(G. Freytag a. a. O. S. 158), "Regenwurm eine Wurst" (J. Grimm S. 165, Hoffmann v. Fallersleben S. 332), "fungo (Pilz)" für "Hut" (Niceforo S. 171). Es ist nur natürlich, dass dies kräftige Vokabular von Sebastian Brant (Weim. Jb. 1, 233) bis zu Hoffmann v. Fallersleben (ebd. S. 341) zahlreiche Dichter angeregt hat, es poetisch zu verarbeiten: Pamphilus Gengenbach, Wenzel Scherffer, Joh. Michael Moscherosch sind im Weim. Jb. durch solche Proben vertreten. Neuerdings hat besonders H. Ostwald mit seinem Roman "Vagabunden" sich in diese Tradition gestellt (vgl. A. L. Jellinek in der "Nation" 27. Oktoker 1900 S. 64); daneben R. Bredenbrücker mit seinem "Dörcherpack" (z. B. S. 129: "Radling" Karren, "Biebrich" Kälte usw.). Ich will wenigstens zwei Beispiele geben, damit man den fremdartigen Klang dieser Kunstsprache beurteilen kann:

Wenzel Scherffer (1652):

Lasset das Briefen im Schocherbett bleiben,  
 Wollet der Derrlinge Jonen nicht treiben,  
 Leget den Blankert aus mühsamer Hand,  
 Trefft mit Beschöchern heut einen Anstand!

(Weimb. Jb. 1, 339: "Briefen" mit Kartenspielen. "Schocherbett" Wirtshaus. "Derrling" Würfel. "Jonen" spielen. "Blankert" Kanne aus Zinn "Beschöchern" spielen).

Hoffmann v. Fallersleben (1854):

Funkert her! hier lasst uns hocken,  
 Hol der Ganhart das Geschwenz!  
 Auf dem Terick ists ja trocken,  
 Wie am Glatthart in der Schrenz.

(ebd. 341: "Funkert" Feuer. "hocken" liegen. "Ganhart" Teufel. "Geschwenz" Umherlaufen. "Terid" Erdboden. "Glatthart" Tisch. "Schrenz" Stube).

Das Rotwelsch ist das Muster einer Mischsprache. Für das Italienische zeigt das schlagend K. Sachs' schon erwähntes Referat über Niceforos "Gergo": Metaphern neben Archaismen, langue juvanaise neben einfachem Argot. Gemischter Herkunft sind schon die neuen Worte: hebräische Lehnworte (J. Grimm a. a. O. S. 165) und veraltete Ausdrücke unserer eigenen Sprache (S. 168) neben jenen Umschreibungen, die freilich besonders charakteristisch sind; vereinzelt begegnen auch hier Metaphern wie "Spitznase" für "Gerste" (ebd.

S. 165). "Mit diesen poetischen Wörtern (es sind fast nur Nomina, selten Verba) und den jüdischen (hier sind auch manche Verba, selbst Partikeln im Gang) verbinden nun die Gauner die gewöhnlichen deutschen Auxiliaria, Partikeln und Flexionen, kurz alles worauf kein Nachdruck liegt, drücken sie in der Jedermann verständlichen Sprache aus. Eigentümliche Flexionen benutzen sie nicht" (ebd. S. 166). Wohl aber haben sie eine eigene Wortbildung, über die wieder der Altmeister am besten gehandelt hat: "Es gibt gewisse (doch wenige) an sich bedeutungslose oder bedeutungslos gewordene Ableitungssilben, namentlich -ling, -hart (später abgeschliffen und tonlos -ert), -mann, -hans und -rich, durch deren sonst ungewohnte Verbindung mit an sich deutlichen Wurzeln diese für Nichtwissende verdunkelt werden. Beispiele: "Schreiling" (Kind), "Rauschart" (Floh), "Feldmann" (Pflug), "Sauerhans" (Zwiebel), "Härtrich" (Messer) (a. a. O. S. 166). Das ist im Prinzip nichts anders als das -ikos und -aten der Studentensprache, das -at und -oche des französischen Argot. Dennoch verläugnet sich selbst hier nicht die realistische Eigenart des Rotwelsch. Gewählt werden fast nur solche Suffixe, die als zweite Namens-teile beliebt sind: -hart (wie in Richard), -mann und -hans wie in Kosenamen: Karlmann, oder Necknamen: Schmalhans, -rich wie in Dietrich; nur das allerdings besonders häufige -ling macht eine Ausnahme, die sich jedenfalls aus Münznamen wie Silberling erklärt. Was bedeutet aber diese Suffixwahl? offenbar eine Neigung zur Personifikation, zur Vermenschlichung. Das Ei heisst "Dickmann" und wird also einem kleinen runden Mann verglichen, wie es auch im Volksrätsel als unbehilfliches Männchen vorkommt (Wossidlo Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 18 N. 20). Die Bohne heisst Langhans als wäre sie ein guter Freund, wie wieder ein Volksrätsel "Frau Bohne" (die ja schon bei Walther v. d. Vogelweide Lachm. 17, 25 vorkommt) nach Brandenburg, von Brandenburg nach Mühlenburg, von Mühlenburg nach Kanne reisen lässt (Wossidlo S. 24 N. 30 vgl. R. Petsch Neue Beiträge zur Kenntnis d. Volksrätsels S. 70).

Eine aus lebendiger Anschauung geschöpfte Umnennung der für die Spitzbuben wichtigsten Dinge legt sich also auf den Knochenbau und die Muskulatur der Sprache; und die künstliche Rede ist doch auch in ihren neuen Teilen von der

gewöhnlichen abhängig. Grade dadurch hat das Rotwelsch typische Bedeutung. J. Grimm spricht es aus, was wir für die künstlichen Sprachen überhaupt als leitenden Grundgedanken zu erhärten suchen: "der notwendige Zusammenhang aller Sprachen mit Überlieferung zeigt sich auch hier, kaum ein Wort dieser Gaunermundart scheint leer erfunden, und Menschen eines Gelichters, das sich sonst kein Gewissen aus Lügen macht, beschämen manchen Sprachphilosophen, der von Erdichtung einer allgemeinen Sprache geträumt hat" (a. a. O. S. 165). Auch für die noch unerklärten Worte lehnt Grimm (S. 167) die Annahme, dass die "ersonnen" sein könnten, ab.

d) Wiederholt nahmen wir oben schon auf die Rätselsprache Bezug, über die R. Petsch (a. a. O.) überaus belehrend, wenn auch etwas unübersichtlich, gehandelt hat (S. 66 f.). Was er (S. 73) "Klangworte" und "Klangnamen" nennt sind fast durchweg Verstecknamen von der anschaulich kräftigen Art der rotwelschen Appellativa. "Wiga Waga" für die Wiege, "Fickfack" für die Egge (S. 77) erinnern an "Bimbam" Schelle, "Gigges gaggies" albernes Zeug (Hoffmann v. Fallersleben S. 331), "Sumsum" die Bassgeige; "Trupptrapp" die Maus mahnt an "Trappert" das Pferd (ebd. S. 332). "Hitzgeber" (Petsch S. 51) heisst der Ofen wie rotwelsch "Hitzert". Daneben die Heiti der Kinderstube: "Stüters" (Hörner), "Smecker" (Mund), "Rücker" (Nase ebd.) wie "Beisserchen".

Stärker als in der Gaunersprache tritt aber in der Rätselsprache die Metapher auf: "Krauskopp" für 'Baum', "Kahlkopp" für 'Nuss' (Petsch S. 80). Es ist ja auch vielmehr gelehrter Pfeffer beim Gericht.

Die Rätselsprache (vgl. über sie Useners Rezension von Wossidlos Buch DLZ. 21. Dez. 1900 S. 3365) ist sozusagen ein unschuldiges Rotwelsch, auf momentanes Verstecken angelegt. Vereinzelt begegnen Verstecknamen ja von der Urzeit her; ich erinnere nur an das uralte, auch in der Odysseussage verwandte Spiel mit den Scheinnamen "Niemand" oder dgl.; an die über die ganze Welt verbreiteten Märchen von dem Gnomen mit dem nicht zu erratenden Namen (reiche Belege in der Zs. d. Ver. f. Volksk. 10, 254 f.; vgl. u. zur Namens-erfindung); an die zum Teil uralten "Weisheitsproben" und "Halslösungsrätsel" (Petsch a. a. O. 13 f.); an Vexirnamen bei

den Minnesingern: "der schoene glanz" bei Hezvolt von Weisensee, "Hildegunde" bei Walther (a. a. O. 74, 19). Eigennamen werden auch heut noch gern verrätselt, bald durch Umstellung und Entstellung (Sintenis a. a. O. S. 18), bald durch metaphorische Ersetzung (ebd. S. 20 f.), am liebsten aber durch Übersetzung (ebd.): Goldschmidt wird "Aurifaber", Eiben nennt sich "Taxus", Volkmann "Leander". So bilden die Pseudonyme in ihrer Gesamtheit eine Rätselsprache mit vielen Entlehnungen ("Ossip Schubin" von einer Figur bei Turgenjew Sintenis S. 22), manchen Metaphern, zahlreichen Übersetzungen und willkürlichen Entstellungen.

e) Nehmen bei Übersetzung innerhalb ein und derselben Sprache die Metaphern einen noch weiteren Raum ein, so erhalten wir eine künstliche Sprache vom Charakter der Skaldensprache. Diese verglich schon J. Grimm (a. a. O. S. 165) mit dem Rotwelsch, und zwar im lobenden Sinn; aber er lobt sie damit zu sehr. Die Skalden mögen bessere Menschen gewesen sein als die Gauner es zumeist sind; bessere Sprachfinder waren sie nicht. Zunächst schadet ihnen schon das, dass sie nicht, wie die Erfinder des Rotwelsch, von der Umgangssprache ausgehn, sondern von der Dichtersprache, die an sich eine normalisierte Sprache ist (vgl. oben I 2 c γ). Deren Eigenheit, landläufige Worte zu meiden, trieben sie nun auf die Spitze; Heinzel (Anz. f. d. A. 14, 44) bemerkte sehr richtig, wie gerade die nächstliegenden Metaphern vermieden werden. Statt dessen verstricken sie sich in das kunstvolle Netz ihrer "Kenningar" (über diejenigen in der Edda vgl. meine Altgermanische Poesie S. 156 f.), die an sich auch wieder nur eine allgemein verbreitete Erscheinung sind, bei ihnen aber zu einem notwendigen, unentbehrlichen Kennzeichen der poetischen Rede werden (vgl. a. a. O. S. 158). Immer künstlicher bauen die Skalden ihren poetischen Jargon aus; für Synonym wird Synonym gesetzt und gerade die Entfernung von der natürlichen Rede macht zuletzt den Stolz dieser Dichter aus. — Ähnlich wie den Skalden ging es den Poeten anderer Epochen, wenn sie sich zu gesucht von der Alltagsrede entfernten; den Hoffmannswaldau oder Lohenstein etwa (vgl. Ettlinger Hoffmannswaldau S. 67 f.) oder selbst ihrem Gegner Zesen, der den Umschreibungen der Spitzbubensprache ganz nahe kam (meine Altgerm. Poesie S. 163). In bescheidenem Masse wird dies

metaphorische Übersetzen von der gewöhnlichen Sprache weg auch in andern normalisierten Sprachen mit wesentlich negativer Wortwahl geübt; in der Sportsprache etwa (vgl. o. I 2 c β), wenn die Termini des Rudersports auf den Reitsport übertragen werden: das Pferd wird "gesteuert", und umgekehrt: das Boot "geht als Erster durch das Ziel". Oder in der Ceremonialsprache (vgl. o. I 2 c α) etwa der feierlichen Kunstkenner, die bei Kritik einer Symphonie nur von Wärme des Kolorits, Verteilung des Lichtes, von dem tiefen Schlagschatten der Bässe, vom durchsichtigen Helldunkel der Mittelpartien, von gewagten Konturen des Schlusssatzes sprechen und wieder ein historisches Gemälde wegen der logischen Anordnung, der schneidenden Sprache, der polemischen Technik bei einem dennoch harmonischen Ausklingen der Skepsis loben so dass, wie G. Keller (Der grüne Heinrich 3, 197) diese parodistischen Zitate beschliesst, "jede Zunft im Habitus der andern einherziehen zu wollen scheint."

2) Übersetzung aus einer Sprache in die andere. In den besprochenen Fällen von Sprachmischung war immer eine Sprache entweder ganz allein oder doch ganz überwiegend herrschend. Freilich nähern sich die Studenten- und die Gaunersprache mit ihrem schweren fremdsprachlichen Ballast schon dem Begriff eigentlicher Mischsprachen; aber das Fremdwort wurde dann doch immer der heimischen Art angepasst, wie etwa im Rotwelsch das hebr. *boser* nach Analogie der vielen Neologismen auf -hart zu "boshart" (Fleisch) umgestaltet wird (J. Grimm a. a. O. S. 166). Den Charakter wirklicher Sprachmischung erhält ein Idiom erst, wenn die fremden Teile so zahlreich und so unverarbeitet vorliegen, dass die Verständlichkeit beeinträchtigt wird. Die Metapher- und Kenningsprachen übersetzen nur aus der deutschen Alltagsrede in volkstümlichere oder gesuchtere Sprechweise und haben freilich durchweg schon die Neigung, ihre Eigenart durch Aufnahme wirklich fremdsprachiger Bestandteile zu verstärken. Dahin gehört schon in der einfacheren Dichtersprache die Anwendung mythologischer Namen wie Apollo, Luna, Amor; in der Sportsprache die fremder Termini wie *skiff*, *pacemaker*, *start*; selbst in der Schriftsprache allgemein die bei uns viel getadelte Neigung zu entbehrlichen "gebildet" klingenden Fremdworten.

Im Grund findet Sprachmischung statt, "sobald sich überhaupt zwei Individuen mit einander unterhalten" (Paul Prinzipien S. 337). Ich kennzeichne die Phasen der Entwicklung zur vollauss gebildeten Mischsprache nur ganz kurz, weil diese Art "künstlicher Sprachen" unsere Hauptfrage, nach den Grenzen der Spracherfindung, am allerlockersten berührt.

a) Für noch nicht klar ausgebildete Begriffe werden Fremdwörter übernommen, so dass gewissermassen weniger eine Vermischung als eine Ergänzung stattfindet. So also etwa bei den ersten Berührungen zwischen Germanen und antiker Bildung und Sprache (vgl. Kluge in Pauls Grundriss 1, 305 f. sowie in der Vorrede zum Etymol. Wb.), zwischen Germanen und Slaven (Kluge bei Paul 1, 320) oder Finnen (Thomsen Einfluss des Germanischen auf die finnischen Sprachen): Stadium der Aufnahme von Lehnworten. Durch die massenhafte Aufnahme fremder Suffixe und Stämme werden die romanischen Sprachen von vornherein zu Mischsprachen; vgl. Caroline Michaelis Studien zur romanischen Wortschöpfung S. 97 f. A. Darmesteter *De la création de mots nouveaux dans la langue française* S. 169 f.

b) Neben den vorhandenen Ausdrücken werden fremdländische eingeführt: Stadium der Fremdwörterei. So also in Deutschland zu allen Zeiten, besonders aber im 17. Jh., Typus der berühmte ärztliche Ausspruch: "wenn die dolores erst cessieren, werden auch die Schmerzen aufhören", oder Fritz Reuters humoristische Erklärung: "die grosse Armut in der Stadt kommt von der grossen Povertē her!" (Literatur bei Günther Anm. 34 S. 301 f.).

c) Die Lehnwörter werden ganz verdaut und dem Sprachcharakter des aufnehmenden Volkes angepasst; die Fremdwörter bleiben unverdaut, wirken aber auf die Art der übernehmenden Sprache nur ausnahmsweise (wie in den Infinitiven auf -iren J. Grimm Kl. Schr. 1, 355 f. oder den Substantiven auf -erei) massgebend ein. Tiefer greift das scheinbar weniger gefährliche Übersetzen fremder Wortverbindungen ein. Es ist uralt und oft ist schwer zu unterscheiden, ob etwa "Gefahr laufen" und "encourir danger" stammverwandt d. h. der gleichen Metapher entsprungen sind oder im Verhältnis von Original und Entlehnung stehen (Heinzel Stil der altgerm. Poesie S. 1 f.). Sehr bald fügt dies Entleihen von Re-

densarten der Sprache ernstlichen Schaden zu. Man beginnt mit scherzhaften Barbarismen, wie wenn Felix Mendelssohn-Bartholdy in England gefragt wird: "Haben Sie einen Kalten gefangen" ("have you caught a cold?"); Freiligrath und Rodenberg haben längere Zeit mit einander scherzhaft in diesem Jargon korrespondiert für den sonst besonders die deutschen Ansiedler in Amerika berüchtigt sind. Allmählich führt dies Nachmachen von Verbindungen, die die deutsche Sprache eigentlich nicht zulässt, zu einer völligen Entfremdung vom Sprachgefühl, wohin das unschöne Häufen der Fremdwörter noch nicht zu führen braucht.

Lustige Beispiele der Sprachmischung, die aus solcher wörtlicher Wiedergabe einzelner Worte und Redensarten entsteht, gibt das Buch von Schaible Englische Sprachschnitzer im Deutschen (Strassburg<sup>3</sup> 1886; der Verf. nennt sich im Stil seines Buches mit einem schottisch klingenden Anagramm O'Carus Hiebslac). "Fürst der Unterwelt" wird "King of the Netherlands" (S. 35). "I like soft boiled eyes" wird übersetzt statt "eggs", und umgekehrt: "die Eier" — S. 103; ein hübscher Beleg Vossische Zeitung 7. Dez. 1900 Abendblatt — "die Eier dieses Mädchens sind träumerisch" (S. 69). Andere Wendungen: "Ich kaufte mir einen Trunk (a trunk) beim Sattler" (S. 56). "Das Baby ist sehr streng für sein Alter "very strong" (S. 55). Beispiele solcher internationalen Missverständnisse auch bei Wundt Völkerpsychologie 1, 387 Anm.; aus der modernen Zeitungssprache bei C. Abel Nation 17. Nov. 1900 Abendblatt aus McKinleys Botschaft; vgl. auch Dunger Gegen die Engländerei S. 14 f. — Ebenso wie eine englisch-deutsche gibt es eine französisch-deutsche Mischsprache, nämlich im Elsass; reiche Belege gibt Schuchardt (Romanisches und Keltisches, Strassburg 1886 S. 259 f.). Da heisst der Storch "chtork", die Schnake "chnôque" (S. 273). Oder der elsässische Deutschfranzose fragt "Est ce que cela vous goûté?" "Schmeckt Ihnen das? und ruft "Pas si beaucoup!" "Nicht so viel!"

Aber in der Zeit, da die Morgenröte unserer klassischen Dichtung aufging, schrieb ein Poet wie Lenz noch ganz ernsthaft: "Hüten Sie sich, sich so einen Lächerlichen zu geben" ("se donner un ridicule", Lenz Werke 1, 236). Und jeder Zeit hat eine Sprachmischung zwischen der Sprache der Gebildeten und der des Volks existiert ein "Missingsch", dem besonders



die Fremdwörter als Spielball dienen müssen (vgl. dazu Wundt *Völkerpsychologie* 1, 377). Hier also liegt wirklich eine Mischsprache vor, in jener konventionellen Vulgärsprache des Theaters (s. o. I 2 γ) nur scheinbar.

d) Aber dem natürlichen Sprachgefühl ist auch die prinzipielle Rückdeutschung gefährlich. Der Purismus beseitigt leicht Fremd- und Lehnwörter, die in den Organismus der Sprache eingewachsen sind und schädigt durch massenhafte Übersetzung einzelner Worte so gut wie der Auswanderer am Mississippi durch vereinzelte Aufnahme fremder Wendungen. J. Grimm selbst hat geklagt, wie die Pedanten, statt den Omnibus durch einen "Allen" zu ersetzen, mit einem "Allheitswagen" angefahren kommen; aber wenn mit pedantisch genauer Wiedergabe etwa (um moderner Sünden zu geschweigen) "disträit" mit "zerstreut" übersetzt wurde, so mochte Lessing mit gutem Grund einwerfen: "Ich glaube schwerlich, dass unsere Grossväter das Wort verstanden hätten"; noch Schlegel übersetzte "disträit" durch "Träumer" (Kluge *Etymol. Wb.* S. 416), "Träumer" gibt den Sinn wieder, "zerstreut" die französische Anschauung. Wir haben uns nun an "zerstreut" gewöhnt und sind weitergegangen; zu dem Partizip haben wir das ganze Verb gebildet: "Ich will mich zerstreuen". Wer kann das ohne Entsetzen hören, wenn man es anschaulich aufnimmt? Aber uns hat das übersetzte Fremdwort eben ein Stück Anschauung zerstört. Wie viel besser hätte man da noch den fremden Klang beibehalten und mit gutdeutscher Meisterschaft (Wackernagel *Die Umdeutschung fremder Wörter* Kl. Schr. 3, 252 f.) allmählich dem Sprachganzen einverleibt!

e) Durch Zerstörung der inneren Sprachform mittels solcher Übertragungen (vgl. Paul a. a. O. S. 339) und des Kolorits der Sprache durch zu viel unverarbeitete Fremdwörter wird schliesslich der Organismus der Sprache aufgelöst und nun, indem sich die aufgelöste Sprache mit einer zweiten gleich gelockerten zusammenfindet, entsteht die wirkliche Mischsprache; wofür ich nochmals auf Paul (S. 337 f., mit *Litteratur*) sowie auf Windisch *Zur Theorie der Mischsprachen und Lehnwörter* (Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 97 II) und Wundt *Völkerpsychologie* 1, 382 f., und auf den populären Vortrag von M. Grünbaum *Mischsprachen und Sprachmischungen* (Virchow-Holtzendorffs Vorträge 1886) verweise. Als Beispiel

sei etwa das humoristisch gemeinte Deutschfranzösisch Riccaut de la Marlinières oder des sogen. Deutschfranzosen Jean Toucement (Goedeke Grundriss<sup>2</sup> IV, 1, 24) angeführt.

f) Über die Grenzen der menschlichen Sprache geht die Mischung von Tier- und Menschenrede hinaus. Zwar die Anreden an Pferde, Hunde, Katzen, die "Hü!" und "Hott!" usw. sind erst Kompromissprachen vom Typus der Annensprache, bei denen der geistig höher Stehende sich in die Redeweise des niedriger Stehenden zu setzen bemüht. Auch wenn umgekehrt Tiere mit eingelernten Stücken menschlicher Rede uns entgegenkommen (vgl. v. d. Gabelentz a. a. O. S. 294), macht dies kümmerliche Einsprengen von Worten und Sätzchen, das ihre eigene "Sprache" völlig unberührt lässt, eine eigentliche Mischsprache noch nicht aus. Anders, wenn Aristophanes mit berechneter Kunst Tier- und Menschenstimmen einander annähert. Freie Erfindung liegt hier allenfalls in dem Gedanken der Mischung selbst — aber stammt der nicht auch aus Märchen und Kindergebrauch, aus der Notwendigkeit jener Kompromissprachen zwischen den Menschen und seinen Haustieren?

Lustig denkt sich Robert Hamerling (Homunculus S. 253) "eine allgemeine Sprache, ein vereinfacht Volapük" aus, das für Menschen und Tiere passen soll:

eine Sprache

Angepasst den Stimmorganen  
Auch der Tiere: ganz aus Lauten  
Der Natur gebildet, Tönen  
Und Geräuschen in verschiedner  
Stärke, wechselnder Betonung,  
Abgestuft in Höhe, Tiefe,  
Und begleitet von Geberden,  
Deutungsvoll dem Sinn vermittelt.

Das wäre dann freilich das Ideal von Kunst und Natursprache zugleich und eine "allgemeine Sprache", neben der das Volapük und alle Weltsprachen zu Winkeldialekten herabsinken müssten! (Eine ähnliche Phantasie bei Schubart Das Paradies der Kunst S. 121. 123). —

Wir kommen nun erst zu den im engern Sinn so genannten "künstlichen Sprachen": Sprachen, die im Drang des Augenblicks oder auch in berechneter langsamer Herstellung

wirklich an die Stelle der gewöhnlichen Rede treten und mit dieser gar keine Gemeinschaft mehr zu haben scheinen. Zwar gilt dies letztere von der bekanntesten, zuerst zu besprechenden Klasse künstlicher Sprachen am wenigsten.

IV. Künstliche Sprachen entstehen durch berechnete Kombination und Kontamination mehrerer Einzelsprachen.

Hier liegt also eine künstliche Herstellung von Mischsprachen vor; und in der That sind solche Erfindungen fast immer aus Kreisen hervorgegangen, denen die Mischsprache irgendwie schon nahe lag. Schleyer, der Erfinder der bekanntesten hierhergehörigen Sprache, des Volapüks, ist als katholischer Geistlicher an das Durchweben deutscher Rede mit den lateinischen Sätzen und Worten gewöhnt, dazu noch in Konstanz auf einem Grenzgebiet wenn nicht der Sprachen so doch der Dialekte ansässig. Und dass diese Kunstsprachen überhaupt jetzt plötzlich wieder Mode werden, hängt nicht nur mit dem Geschmack unserer Zeit an Kombinationen aller Art zusammen, der Stillosigkeit in der Architektur, Kunstweine und Tragikomödien begünstigt; sondern es hat auch in den kosmopolitischen Tendenzen unserer Zeit einen Boden, in den Richtungen auf internationalen Vereinigungen und Verträge, Meterkonferenzen, Massbenennungen (Watt, Ohm, Ampère) und vor allem auf den gemeinsamen Besitz einer Terminologie des Verkehrs.

Eine ungefähre Übersicht der hierher zu rechnenden Bestrebungen gibt Hans Moser in seinem "Grundriss einer Geschichte der Weltsprache" (1888, in dem grossen Blütenjahre der Weltsprachenbewegung), wo allerdings lange nicht alle Versuche erwähnt und die älteren nur ganz flüchtig genannt sind. Mit der Frage, wie weit eine Weltsprache überhaupt Aussicht auf Verwirklichung habe, darf ich mich hier nicht befassen; meine negative Antwort hab ich schon vor 10 Jahren (Sonntagsbeilage der "Vossischen Zeitung" 27. Juni 1886) zu begründen versucht. Ich stelle hier nur zur allgemeinen Orientierung eine Anzahl charakteristischer Urteile kurz zusammen.

1766. Joh. Gottfr. Herder Über die neuere Deutsche Litteratur. Erste Sammlung von Fragmenten (in Suphans Ausg. 1, 191): "Betrachtet eine Philosophische Sprache! Wäre

sie von einem Philosophen erdacht, so hübe sie alle Inversionen auf. Käme eine allgemeine Sprache zu Stande, so wäre bei ihren Zeichen notwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt, als in unserer Dekadik . . . Nun stellet euch zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der eine spricht der andere höret . . . Je mehr sich die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affekt auf einen Augenpunkt heftet: je mehr will er dem andern auch eben diese Seite zeigen, am ersten zeigen, im hellsten Lichte zeigen — und dies ist der Ursprung der Inversionen. Ein Beispiel: Fleuch die Schlange, ruft mir Jemand zu, der mein Fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werde ich von selbst, so bald ich von ihr höre”.

1822. J. Grimm a. a. O. (über Grolmanns Spitzbubensprachen, Kl. Schr. 4, 165: die Gauner “beschämen manchen Sprachphilosophen, der von Erdichtung einer allgemeinen Sprache geträumt hat.”

1837. Th. Mundt Die Kunst der deutschen Prosa (S. 13 f.): “Eine allgemeine Völker-Assoziation, wenn sie wirklich historisches Ziel ist, wird dennoch die Volkssprachen nicht verwischen. Noch weniger wird sie aber die allgemeine Sprache herstellen, die eine Zeitlang ebenfalls als höchstes Ziel und Ideal des Völkerverkehrs angesehen ward . . . Mit der allgemeinen Weltsprache würde man bei seinem nächsten Wandnachbar kein Stück Brot fordern können, und wenn man noch weit mehr damit zu erreichen vermöchte, so würde es immer unnütz und wirkungslos sein. Denn da die einzelnen Gedankenverbindungen ebenso sehr etwas Individuelles und Nationales sind, als die Sprache, so würde mindestens jede Volksindividualität ein anderes nütanciertes System der Pasigraphie haben, mithin diese widersinnig und unnötig sein, da sie die volkstümlichen Trennungen doch nicht zu überwinden vermöchte. Das Problem einer allgemeinen Sprache bewies bei seiner Ausführung immer die notwendige Individualität der Sprache. Der Franzose wird daher fortfahren, französisch zu schreiben, der Engländer englisch, der Deutsche deutsch.”

1858. Ernest Renan De l'origine du langage (S. 95): “On ne peut admettre dans le développement des langues aucune révolution artificielle et sciemment exécutée . . . C'est

pour cela que le peuple est le véritable artisan des langues, parce qu'il représente le mieux les forces spontanées de l'humanité. Les individus n'y sont pas compétents, quelque soit leur génie; la langue scientifique de Leibniz eut probablement été, comme moyen de transmission de la pensée, moins commode et plus barbare que l'Iroquois."

1878. Friedrich Nietzsche "Menschliches Allzumenschliches" N. 267 [Werke 2, 250] erklärt das Sprachenlernen für ein notwendiges Übel; "welches aber, zuletzt, zum Äussersten kommend, die Menschheit zwingen wird, ein Heilmittel zu finden: und in irgend einer fernen Zukunft wird es eine neue Sprache, zuerst als Handelssprache, dann als Sprache des geistigen Verkehrs überhaupt, für Alle geben, so gewiss als es einmal Luft-Schiffahrt gibt. Wozu hätte auch die Sprachwissenschaft ein Jahrhundert lang die Gesetze der Sprachen studiert und das Notwendige, Wertvolle, Gelungene an jeder einzelnen Sprache abgeschätzt?"

1888. Hugo Schuchardt Auf Anlass des Volapüks (S. 33): "Eine Weltsprache liegt durchaus in der Richtung unserer praktischen Bedürfnisse; sie erscheint als die Ergänzung, als die Krönung unserer internationalen Einrichtungen. Aber eine Weltsprache ist auch — weit entfernt den Spott der Gelehrten zu verdienen — ein wissenschaftliches Desiderat."

1891. Gustav Meyer Weltsprache und Weltsprachen (in "Essays und Studien", 2. Bd., 1893 S. 37): "Die Sprache ist kein selbständiger Organismus, der nur seinen eigenen, ihm innewohnenden Entwicklungsgesetzen folgt, sondern sie ist an die vielen Millionen von Individuen gebunden, welche auf der Erde leben. Mit der Entwicklung dieser ist die Entwicklung der Einzelsprachen und ihre Einwirkung aufeinander unlöslich verbunden . . . Eine solche, die ganze Sprachentwicklung abschliessende Allsprache ist eine Träumerei, und ich mag die Lust an Träumereien Niemandem verkümmern; sie ist eine Utopie, wie Bellamys Gemälde von der zukünftigen gesellschaftlichen Erhaltung der menschlichen Verhältnisse" (Ebd. S. 43): "Man darf sich keinen Illusionen darüber hingeben, dass der überwiegend grösste Teil aller Bewohner unseres Erdballs an der Schöpfung einer Weltsprache nicht das mindeste Interesse hat. Ich meine damit nicht bloss die vielen Millionen der Naturvölker, sondern beispielsweise unsere stei-

rischen oder oberschlesischen Bauern, an denen für lange Zeit noch ganz andere Kulturarbeit zu thun ist, bevor man sie mit den Segnungen eines Volapük beglückt. Wer sich nicht am Weltverkehr beteiligt, hat von vornherein mit einer Weltsprache nichts zu schaffen."

1899. Ernest Naville spricht sich (nach dem Referat von R. Galle in der "Kritik" 15. Juli 1899) für eine internationale Sprache neben den Nationalsprachen aus.

Diese acht Kritiker aus fast 100 Jahren stellen, wie mir scheint, eine nicht uninteressante Kurve in der Beurteilung der Idee einer Weltsprache dar. Herder hält die Weltsprache nicht für unmöglich — was hätte sein Zeitalter der Vernunft nicht zugetraut! — aber sie ist ihm unsympathisch, weil sie die Individualität des Ausdrucks zerstören müsste, weil sie die Mitteilung zu abstrakt von dem Einzelfall loslöst. J. Grimm sieht — wie G. Meyer — die allgemeine Sprache als eine Träumerei an, weil nur aus dem wirklichen Leben kräftiges Sprachleben erwachsen kann. Th. Mundt betont, wie unpraktisch solche Weltsprache sein müsste, und Renan drückt das noch kräftiger aus und motiviert es wie J. Grimm. Aber Nietzsche, Schuchardt und Naville stellen sich mit Entschiedenheit auf die Seite der internationalen Sprache. Schuchardt sieht sie als Gipfel der immer zusammenfassenden Bemühungen wissenschaftlicher Art an — gerade wie Diels (s. u.) die Weltsprache als den Höhepunkt wissenschaftlicher "Integration" auffasst —, Naville als Vollendung der internationalen Bestrebungen, Nietzsche fasst beides zusammen. Ebenso meinte schon Hebbel ("Über den Styl des Dramas" Werke 10, 98), dass von einem bestimmten Gesichtspunkt aus "der Gedanke an eine Universalsprache, gegen die sich die verschiedenen Nationalsprachen wie ebenso viele ihr vorhergegangenen Exerzitien verhielten, wenigstens nicht unvernünftig und willkürlich erscheint". Im Gegenteil! Dieser so gefasste Gedanke ist eigentlich die notwendige Konsequenz der Lehre W. v. Humboldts von der allgemeinen "Entwicklung der Sprachidee". Wenn nach Hegel die Geschichte den Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit zeigt — warum sollte dann auf der höchsten Stufe der Sprachentwicklung nicht bewusste Sprachbildung die unbewusste Arbeit der Millionen ersetzen können? — Und wenn die Idee der Welt-

sprache heut wieder so viel Anhänger zählt, hängt das eben damit zusammen, dass auch die Vorstellung einer allgemeinen progressiven Sprachentwicklung wieder erneut ist, am entschiedensten von Baudouin de Courtenay vom phonetischen und von O. Jespersen (*Progress in language*, London 1894; Hauptsatz S. 127) vom syntaktischen Standpunkt aus. Und wenn Gustav Meyer seinem Freund Schuchardt widerspricht, so thut er es dennoch aus einem Grund, der W. v. Humboldt und J. Grimm gewiss, und wahrscheinlich auch Herder und Mundt sehr wenig zugesagt hatte: weil die Sprache kein Organismus sei und die Gesamtarbeit von Millionen sich nicht so einfach "integrieren" lasse. — Herder und J. Grimm sind aus ästhetischen, Mundt und Renan aus praktischen Gründen der Weltsprache abgeneigt; Nietzsche, Schuchardt und Naville lassen sich hierauf nicht ein (Navilles Aufsatz kenne ich zwar nur aus jenem kurzen Referat), weil die Überzeugung von der notwendigen Annäherung der internationalen Sprache ihnen genügt, und G. Meyer bestreitet nur noch diese Notwendigkeit, da die mannigfachen Richtungen und Interessen der redenden Menschheit nicht auf Ein Ziel weisen. Mit andern Worten: die Frage der Weltsprache ist aus einer ästhetischen und praktischen eine wissenschaftliche, empirische geworden; allerdings erst in den Anfängen. Das so ungemein lockende und wichtige Problem, ob in der Entwicklung der neueren Sprachen sich eine einheitliche Tendenz verrät, ist kann noch angefasst worden; etwa nach der lautphysiologischen Seite von J. Baudouin de Courtenay in seinem Vortrag "Vermenschlichung der Sprache" (1893), in flexivischer Hinsicht durch die häufigen Hinweise auf Ersatz der Flexion durch Umschreibung, Abschleifen der Endungen u. dgl., inhaltlich durch die Betonung zunehmender Spezialisierung im Ausdruck usw.

Von solchen Erwägungen aus ist man auch dazu gekommen, eine einzelne natürliche Sprache als Weltsprache der Zukunft zu proklamieren. K. Borinski (*Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik* S. 31) meint: "Eine im tiefsten Grunde generalisierende Sprache wie die englische kann uns bereits einen Vorgeschmack geben, woran die Sprachen oder die Sprache der Zukunft — seien sie noch so konservativ, wie z. B. die unsere . . . einmal anlangen müssen" (1891). Neuerdings hat Diels in einer Akademierede (Sitzungsber. d.

Kgl. Preuss. Akad. d. Wiss. 1899, XXXII; Referat in der "Vossischen Zeitung" 30. Juni 1899 Morgenblatt) ebenfalls ausgesprochen, dass das Englische durch seine Struktur geradezu zu einer Weltsprache vorausbestimmt sei. Das behauptete schon Jochmann in seiner (anonymen) Schrift "Über die Sprache" (Heidelberg 1828), der freilich noch das Französische daneben stellte (S. 200 f. 212 f. 338). Doch fügt Diels auch den Hinweis auf die vielen Millionen bei, die englisch sprechen. Nennt er noch als — überwundenen — Mitbewerber des Englischen das Französische, für das dagegen Schuchardt (Romanisches und Keltisches S. 302 f.) eintritt, so hält G. Meyer (a. a. O. S. 40) das Russische, Brunnhofer (Kulturwandel und Völkerverkehr 1891, nach dem Referat von G. Steinhausen in den Jahresber. f. n. d. Lit.-Gesch. III: I 24: 27) das Deutsche dafür. Ein reformiertes "Weltdeutsch" ohne Artikel wollte auch der Orientalist Martin Schultze zur Weltsprache machen (Vossische Zeitung 14. Sept. 1899 Morgens). Zu denken gibt es immerhin, dass über die Aussichten des Englischen auf eine sprachliche Weltherrschaft alle einig sind. Eine Statistik über den "Kampf der Kultursprachen", allerdings von einem Engländer, Lewis Carnac, aufgenommen, zeigt das allmähliche Ansteigen der jetzt regierenden Sprachen:

	sprachen Millionen Menschen					
Am Ende des	engl.	deutsch	russisch	franz.	ital.	span.
15. Jahrh.	4	10	3	10	9 $\frac{1}{2}$	8 $\frac{1}{2}$
16. "	6	10	3	14	9 $\frac{1}{2}$	8 $\frac{1}{2}$
17. "	8 $\frac{1}{2}$	10	3	20	9 $\frac{1}{2}$	8 $\frac{1}{2}$
18. "	20	30	31	31	15	26
19. "	116	80	85	52	54	44

(Umschau 5. Aug. 1899 S. 632. Mir scheinen freilich diese Zahlen recht zweifelhaft und besonders das riesige Anwachsen des Italienischen unerklärlich). Bei gleicher Progression würden nach demselben Gewährsmann sprechen am Ende des 20. Jahrh.:

	engl.	deutsch	russisch	franz.	ital.	span.
Millionen	640	210	233	87	77	74

Damit wäre denn freilich die Weltherrschaft des Englischen so sicher wie das Herabsinken der romanischen Sprachen zu "Weltwinkelidiomen"; obwohl man sich immer noch



vorstellen könnte, dass das Englische, wie das Latein im Römerreich, den Provinzialssprachen freien Raum liesse. Mir scheinen solche Prophezeiungen so gewagt wie etwa die Max Müllers, dass in Zukunft Christentum, Mohamedanismus oder Buddhismus Weltreligion sein werde. Mir kommt es vor, als läge das Ideal "Ein Hirt und Eine Heerde" eher hinter uns als vor uns.

Jedenfalls liegt auch in der Meinung, eine "natürliche" Sprache wie das Englische, oder doch eine nur halbkünstliche wie das Neulatein (für das Diels a. a. O. S. 22 unsicher, N. Sturmhoefel Neulatein als Weltsprache 1884 sehr energisch eintritt) werde internationale Verkehrssprache werden, eine Abwendung von der alten Idee der künstlich ersonnenen Gemeinsprachen.

Diese selbst kommen nun scheinbar dann für unser Thema gar nicht in Betracht, wenn sie aus wirklichen Sprachen kombiniert sind; denn von reiner Spracherfindung kann ja dann nicht die Rede sein, die Tradition, deren Wesen J. Grimm (a. a. O.) als von dem der Sprache untrennbar erklärte, hat ja ihr Recht. Dennoch ist eine kurze Durchsicht einiger solcher Typen nötig; denn wir müssen feststellen, wie weit der Gesichtspunkt der Sprachvermischung selbst ein ganz willkürlicher ist. Zur allgemeinen Charakteristik schicke ich die Worte von Diels (a. a. O. S. 21) voraus. "Alle diese Kunstprodukte erinnern etwas an den Faustschen Homunculus. Denn auch die Sprachen sind Organismen, die sich nicht in der Retorte brauen lassen."

1) Das Volapük wurde 1885 von Joh. Martin Schleyer, Pfarrer zu Litzelstetten bei Konstanz, veröffentlicht und hatte einen Erfolg, dessen sich keine andere Weltsprache rühmen kann. Als ich 1885 in Paris war, wurde man auf der Strasse überschrien von Männern, die "la langue universelle! la grammair du Volapuk!" feilboten. In romanischen Ländern fast noch mehr als in Deutschland bildeten sich "Volapükaklubs". 1890 sollen sich etwa 13000 Menschen im internationalen Verkehr dieser Handelssprache bedient haben (Galle a. a. O. S. 478). Ich besitze eine von Schleyer komponierte Volapük-Hymne für gemischten Chor, die so beginnt:

Yüin-ob-sòk slä-nè blodäla,  
Di-ko-di valite 'e-tòbs.

Tönöls jüli bala dala,  
Völa püke kösyubòbs,

auf deutsch:

Friede, Brudersinn zu pflegen,  
Eintrachtsinn sei uns Panier!  
Jauchzet diesem Werk entgegen!  
"Eine Sprache!" ruft mit mir . . .

Der Absturz, wie ihn G. Meyer (a. a. O. S. 46) gegen den Widerspruch von Alfred Kirchhoff und Hugo Schuchardt voraussagte, kam bald. Wo ist heut das Volapük? Wo der Enthusiasmus für Jägerhemden und Kneippkur geblieben ist: die Weltreligion ist zur Winkelsekte herabgesunken.

Über die Schwächen des Volapük haben z. B. Beermann "Studien zu Schleyers Weltsprache Volapük" (1890; vgl. G. Meyer a. a. O. S. 28, Diels a. a. O. S. 22) und Hans Moser (Grundriss einer Gesch. d. Weltspr. S. 40f.) gehandelt (andere Litteratur bei Moser S. 41 Anm.). Beermann sagt: "Volapük in seiner jetzigen Gestalt ist allenfalls für den schriftlichen Handelsverkehr geeignet . . .; in der Poesie sowie überall da, wo es auf Schönheit der Darstellung ankommt, hat es keine Statt; für den mündlichen Verkehr ist es unbrauchbar. Seine Erlernbarkeit ist nicht leichter als die der meisten Kultursprachen; denn was durch die Regelmässigkeit seiner Lautbezeichnung und seiner Flexion gewonnen wird, geht durch die Unregelmässigkeit seiner Wortbildung wieder verloren. Die einzigen Vorzüge, welche Volapük vor den Natursprachen hat, sind seine teilweise auf Kosten der Deutlichkeit erlangte Kürze und seine Internationalität, wenn letztere auch in der Hauptsache sich als nur scheinbar erweist, da sie nur das Äussere, nicht aber den Geist betrifft." Vollkommen zutreffend! Volapük bleibt eine Übersetzungssprache, ein unmöglich gemachtes Deutsch, im Grund nicht viel besser als das von Moser (a. a. O. S. 15) der Vergessenheit entrissene "Weltddeutsch" eines Anonymus P, der unsere Muttersprache zur Universalsprache "vereinfachen" wollte, indem, er z. B. folgenden Satz bildete:

"Hast du einen grosser Woltäter unter die tiers als mich?  
Das biene fragte den mensch. Ja wol, dieser erwiderte" . . .

Schleyer selbst gibt in seiner "Grammatik der Universal-sprache für alle gebildete Erdbewoner" (Dritte Aufl. 1884) als Prinzipien an: "Der Weltsprache liegt die englische

Volkssprache zugrunde, weil diese wohl von allen Sprachen gebildeter Völker die leichteste und verbreitetste ist" (S. 25) "Die Universalsprache vermeidet (um der romanischen und ostasiatischen Völker sowie der Kinder und Greise willen) häufig die Buchstaben r, rr, h, c, ch, ng, engl. th, russ. jtj u. ä." (S. 27; vgl. aber Diels S. 22). Ausserdem sieht sie auf Kürze, kennt wie das Englische keine Genera und vermeidet thunlichst alle Häufungen von Buchstaben, auch schon Verdoppelungen (S. 26).

Man sieht: dem Verf. wurde zunächst das Englisch als Grundlage von der Stimmung der Zeit entgegengebracht; und von hier auch die Geschlechtslosigkeit der Nomina. Die Vermeidung bestimmter Laute ist aus der Beobachtung gewisser Sprachen — übrigens mit grosser Inkonsequenz — abgeleitet.

Die Durchführung ist freilich willkürlich genug — und doch haftet sie an der Vorzeichnung der natürlichen Sprache! Der Genetiv Sg. wird durch *a*, der Dat. durch *e*, der Akk. durch *i* bezeichnet (S. 36) — Übernahme der auch bei den Kindern so beliebten Ablautsreihe, nur in thörichter Wendung vom Klang (*a, i, u*) zum Alphabet (*a, e, i*)! Der Plur. hängt immer ein *-s* an; das ist schon idg.! Die Suffixe sind ganz aus lateinischen (*-ik* = *-icus*) oder deutschen (*-il* Diminutiv S. 39) gebildet; sogar die substantivischen Partizipia erhalten (S. 67) eine Sonderstellung nach deutschem Muster! Oder es wird nach ungarischer Art der Vatersname vorausgestellt (S. 35) und eine Art Vokalharmonie erstrebt. Vor allem aber: der Erfinder bleibt völlig im Schematismus der europäischen Kultursprachen stecken, so völlig, dass er z. B. (S. 64) auf die Nachricht, es gebe Indianersprachen, "denen sogar der Infinitiv gänzlich mangelt (!)" mitleidig ausruft. "Welch eine Armut und Unbeholfenheit in diesen lebendigen Sprachen!" (Vgl. allgemein Schuchardt a. a. O. S. 24).

Eine gewisse Selbständigkeit, eine Annäherung an die Technik der "philosophischen Sprachen" zeigt sich nur in der Agglutination der Modi z. B. *elogofölsvli-la* "Frauen, die etwa möchten gesehen haben" (S. 65; Schleyer ruft voll Selbstbewunderung: "Welche Kürze, Feinheit und Geschmeidigkeit unserer Allsprache! Hier gibt es zu denken!" Vgl. S. 88 den Hymnus auf die Weltsprache: "Wer sie nicht achtet, kennet den Zweck ebenderselben nicht. Solche Menschen haben ein enges Herz" ...) Aber die ganze Art der Agglutination selbst

beruht ja doch auf dem Muster der gesprochenen Rede wie auch auf der Analogie der abstrakten Sprachen: der mathematischen, chemischen usw., über die noch später zu handeln!

Man sieht: es gibt auch hier keine Parthenogenesis. Die Form der Umgestaltung ist durch die lebende Sprache gegeben; ihre Prinzipien sind durch die moderne Sprachentwicklung vorgezeichnet; und so wird nach gegebenen Prinzipien das vorhandene Sprachmaterial kombiniert und umgestaltet.

2) Pasilingua von P. Steiner (Elementargrammatik 1885)

Mit Volapük (und zwar zu Gunsten der Pasilingua) verglichen von H. Moser (a. a. O. S. 40 f. und in der "Kritischen Studie": "Zur Universalsprache", 1887). Steiner beginnt einen Vortrag "Eine Gemein- oder Weltsprache Pasilingua" (1885) mit den Worten: "Das Bedürfnis einer Weltsprache scheint eine unbestrittene Thatsache geworden zu sein". Er sieht von der Bildung internationaler Worte ab und strebt (S. 5) nur eine neutrale Grammatik an, in der nun (S. 7) Jeder in seinem Idiom schreiben kann: er hat nur die Wurzel abzutrennen "Im Himmel" heisst z. B. (S. 11) griech. *ouranain*, lat. *coelain*, schwed. *himmelain*, frz. *cielain*, dagegen deutsch *Himmel*, engl. *heavena*. Er kommt so zu einem internationalen Idiom (S. 12), z. B. Anzeigen in einem Postbureau: *Tas büreaus schliesatesifas abendis ad ta octava ulra*". Die Abhängigkeit von den wirklichen Sprachen ist hier also viel grösser, wie z. B. in Mosers Studie eine vergleichende Tabelle der Deklination in Volapük und Pasilingua (S. 14) zeigt. Insbesondere hat den Erfinder das Latein im Bann, so dass er (Elementargramm. S. 49) sogar Plusquamperf. und Fut. exaktum ("Mi grandotefer" 'ich war vergrössert worden' und "Mi grandoterer" 'ich werde vergrössert worden sein') bildet, obwohl doch die Sprachentwicklung hier energisch genug für Umschreibung plädiert!

3) A. Volk und R. Fuchs haben gleichfalls eine "Weltsprache, entworfen auf Grundlage des Lateinischen" (1883) veröffentlicht. Galt doch das Latein selbst früheren Epochen als eine künstliche Sprache, "als ein litterarisches Kunstprodukt" (vgl. Vossler Poetische Theorien in der ital. Frührenaissance" S. 30), während es doch nur das Muster einer strengen Schriftsprache ist. "Die Weltsprache nimmt den grössten Teil ihrer Wörter aus der lateinischen Sprache, den Rest entlehnt sie den

romanischen Sprachen, in einzelnen Fällen wendet sie Kunstwörter an". Als Prinzip herrscht durchaus das von der neueren, besonders am Englischen sichtbaren, Entwicklung geforderte Abwerfen der Endungen — darin sind so ziemlich all diese Kunstsprachen einig, "lup" für lupus zu sagen. Sie folgen ja hierin auch der Ausbildung der lat. Sprache selbst von lupus zu frz. *loup* oder von musica zu frz. *musique*. — In der Suffixbildung zeigt sich die euphonische Umbildung mächtig: grandisso (S. 25) statt grandisto mit Assimilation. — Eine Weltsprache auf Grundlage des Lateinischen ist auch das von Galle (a. a. O. S. 478) empfohlene Esperanto des Russen Zamenhof.

4) Ein "Ideal-Romanisch" auf Grundlage des Latein streben eine Anzahl Spracherfinder an, über die G. Meyer (a. a. O. S. 42) spricht. Auch sie gehn von empirischen Gesichtspunkten aus: die grosse Zahl romanischer Bestandteile im Englischen, die Fremdwörter im Deutschen zeugen ihnen für eine Tendenz der Kultursprachen auf ein geläutertes Neulatein. Einer von ihnen, Liptay, erklärt sogar (a. a. O. S. 41), er habe seine Gemeinsprache nicht erfunden, sondern lediglich entdeckt. Meyer verweist zwar dem gegenüber auf sehr gewagte Erfindungen Liptays; aber sie werden an dem Charakter einer blossen Kombinationssprache auch schwerlich viel ändern.

5) Nur scheinbar unterscheidet sich von dem Volapük und seinesgleichen die "Zahlensprache" Ferd. Hilbes (1897). Der Erfinder blickt zwar mit Hohn auf die bisherigen Welt Sprachen, deren Lehrer keine Sprachen erfunden hätten, "da sie gezwungen waren, ihren Wortschatz anderen Sprachen zu entlehnen" (S. IV) und erklärt seine Sprache für die einzige neue (ebd.), weil er "einen von allen Natursprachen unabhängigen, in feste Formen gebrachten Wortschatz" gebildet habe. Thatsächlich ist seine Erfindung genau so sehr vom Muster der Natursprachen abhängig wie Volapük oder Pasilingua. Nach dem romanischen Artikel formt er sein la, le, li, lo (S. XVIII), wie er la pa "der Vater", la ma "die Mutter" (ebd.) aus pater und mater herausverstümmelt. Alle Wortklassen werden nachgebildet, sogar sämtliche Adverbien; nicht einmal das Genus erspart er sich. Ob dann diese "Millionen verschiedener, vollkommen selbständiger, festgeformter, einbis fünfsilbiger Worte" (S. XIII) mit Zahlzeichen (S. XXX), so unverständlich und missverständlich wie möglich, geschrie-

ben werden oder nicht, das macht natürlich gar nichts aus; Hilbes "Zahlensprache" wird deshalb noch durchaus keine Begriffszeichensprache (vgl. u. VI 2), sondern bleibt eine rohe Kontaminationssprache.

6) Die neueste Leistung dieser Art, die "Blaue Sprache" von Léon Bollak (Paris 1900) geht in ihrer Einteilung (S. 6 f.) etwas selbständiger als die andern vor; immerhin ist die Analogie der Nationalsprachen noch stärker bestimmend als die Logik. Werden doch auch hier sogar die überflüssigen tempora exacta gebildet (S. 9 Anm.). Die Korrelativadverbia (S. 38) und vor allem die Wurzeln selbst sind aus dem Latein, dem Englischen usw. abgeleitet: "lov" lieben, "fant" Kind. Es ist ein Versuch, die herrschenden Sprachen in das "Ideal" der chinesischen Einsilbigkeit einzuzwängen.

7) Fragmentarische Kombinationssprachen dieser Art sind schon lange vor der Mode von 1883—1885 aufgetaucht; freilich aus andern Tendenzen heraus. Ich nenne hier nur zwei interessante Versuche, einen berühmten und einen gänzlich vergessenen.

Fr. J. Kruger, der Begründer einer "Junggermanischen Gesellschaft", stattete deren Jahrbuch "Teut" (1859) auch mit einem Aufsatz "über die Reinigung und Fortbildung der deutschen Sprache" aus. Er geht hier von ästhetischen Rücksichten aus, will, wie Schleyer, unschöne Klänge vermeiden; besonders sind ihm (S. 46) die Zischlaute unerfreulich. Aber gleichzeitig ist er Purist und will der deutschen Sprache wiedergeben, was er ihr aus nationalen Gründen glaubt nehmen zu sollen. Hierbei kommt er, so viel ich weiss unter allen Neologen allein, auf das Prinzip, neue Wurzeln zu bilden — die er oft ganz wie die "Pasilingua" aus den lateinischen oder auch aus fremden Worten abstrahiert. So erklärt er für eine schöne Wurzel "Ton" und bildet daran "tonen" für musizieren, "der Toner" für Musikant. Noch näher an die neue Methode streift es, wenn er "Magnet" (S. 48) durch "Mat" ersetzt und nun bildet: "matisch" für "magnetisch", "Matung" für "Magnetismus"; oder aus "Plastik" eine Wurzel "plast" sieht: "plasten" 'modellieren', "Pläster" "bildender Künstler."

Die Neuerzeugung von Wurzeln ist bekanntlich ein sprachlich sehr seltenes Phänomen, aber sie kommt vor. Im Übrigen glaubt Kruger ja ganz auf den Wegen des deutschen

Sprachgeistes zu wandeln, behandelt die "Wurzeln" ganz wie ein heimisches Gut und stellt so eine Art Mischsprache her, die künstlich konstruierte Urworte mit den normalen Endungen versieht.

Berühmt ist dagegen R. Wagners Selbstzeugnis, das U. v. Wilamowitz in seiner Streitschrift gegen Nietzsche ("Zukunftsphilologie" Zweites Stück, 1873 S. 5) so ironisch kommentiert hat. "Dem Studium J. Grimms entnahm ich einmal ein altddeutsches 'heilawac', formte es mir, um für meinen Zweck es noch geschmeidiger zu machen, zu einem 'weiawaga' (einer Form, die wir noch heute in 'Weihwasser' erkennen), leitete hiervon in die verwandten Sprachwurzeln 'wogen' und 'wigen', endlich 'wellen' und 'wallen' über, und bildete mir so, nach der Analogie des 'eia popeia' unserer Kinderstudenlieder eine wurzelhafte syllabische Melodie für meine Wassermädchen."

Ein merkwürdiger Fall! Wagner beginnt mit der euphonischen Umgestaltung, die er noch, recht stark in die Irre gehend, auf vermeintliche Analogien stützt, geht aber von hier zur "syllabischen" Melodie über, d. h. zu dem Versuch, aus der konstruierten Wurzel ablautähnliche Kombinationen abzuleiten. Bei all diesem künstlichen Spiel glaubt er aber nur der Urmelodie der Sprache zu folgen. Er kommt aus Kombination zu Kombination und landet bei einem rein lautsymbolischen Gebilde, das leichter direkt zu holen war. (Über andere Wortschöpfungen Wagners vgl. Wolzogen Die Sprache in Wagners Dichtungen S. 33 f. 100 f.).

Dies führt uns zu einer neuen, fast nur in Fragmenten und Einzelstücken betriebenen Art künstlicher Sprache: zu der Sprachbildung aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus.

(Schluss folgt.)

Berlin.

Richard M. Meyer.

#### **Arica XIV<sup>1)</sup>.**

91. Die awestischen Texte des *Vičarkart i Denik* (Vd.)

Das Werk, über dessen Alter IF. 11, 120 eine Vermutung ausgesprochen wurde, ist nur mehr in einer Buchausgabe

1) Vgl. IF. 11, 112.

vorhanden, die Peshotan im Jahr 1848 zu Bombay veranstaltet hat. Über ihre handschriftlichen Grundlagen vergleiche man West GIrPh. 2, 89. In den deutschen Bibliotheken scheint nur ein einziges Exemplar dieser Ausgabe zu existieren, jenes der Münchener Bibliothek, das aus dem Haugschen Nachlass stammt; es trägt von Haugs Hand den Vermerk: "From Dastoor Peshootan Bombay 19<sup>th</sup> Septbr. 1861". Die Beschaffenheit der Texte — sowohl der in Awesta- als der in Pahlavi-Sprache — und die Art ihrer Ausgabe entsprechen einander vollkommen. Beide sind schensslich.

Den ersten Hinweis auf das Werk verdanken wir Spiegel Gel. Anzeigen d. Kgl. Bayr. Ak. d. W. 45 (1857), 185 ff., wo auch ein paar Stellen ausgezogen und übersetzt sind. Vgl. auch des selben Gelehrten Einleit. in die trad. Schriften der Parsen 2 (1860), 193. Dann hat man zwanzig Jahre lang nichts mehr von dem Buch gehört: bis 1880, wo West SBE. 5, 141 ff. einige Mitteilungen daraus gemacht hat. Reichere ebd. 37, 470 ff. Eine Anzahl weiterer Stücke habe ich selbst IF. 11, 120 ff. veröffentlicht.

Ich gebe nun im Folgenden alle awestischen Texte des Vd. in der Umschrift des GIrPh.<sup>1)</sup>, soweit sie nicht lediglich Zitate aus bekannten Texten sind oder aber, wie *fravarane*, *ašəm vohū*, *šyaodənanəm*, *gādābyō* usw. in rituellen Vorschriften sich vorfinden. — Die wagerechten Striche zwischen den Textworten (—) deuten an, dass der awestische Text an dieser Stelle durch Pahlaviübersetzung unterbrochen ist. Die Ziffern hinter der Reihenummer beziehen sich auf Seite und Zeile der Ausgabe.

1) 12, 11: *dāta ahura spənta mazdā*.

Die Worte sollen aus dem *Hadōxt Nask* stammen<sup>2)</sup>, eine Übersetzung ist nicht gegeben. Es heisst: *ka zūrak*<sup>3)</sup> *mē*—

1) Vgl. GIrPh. 1, 161. Der Nasal vor nichtlabialen Verschlusslauten, in der Umschrift *n*, ist immer mit dem Zeichen Nu. 33 gegeben.

2) Ich sage 'sollen'. Für den Inhalt mag ja die Angabe vielleicht richtig sein. Jedenfalls aber nicht für den Wortlaut. Es gilt das für alle Quellenangaben in den folgenden Nummern. Den Wortlaut aller grösseren Stücke hat ein und derselbe Dastur zusammengestoppelt; vgl. die Bemerkung zu *avi hē* (Nu. 2) und zu *ayaranəmca* (Nu. 9), ferner IF. 11, 129 zu *aouye*.

3) So lese ich versuchsweise das sonst mit *yannāk* od. *dgl*



*nūk framān burtar u dām (i)<sup>1)</sup> ohrmazd ast hač apastak (i) hadōxt d. a. sp. m. padtak.* Vgl. West SBE. 37, 485.

2) 23, 7: *āat yezi avi hē<sup>2)</sup> anuhe astavanti spitama zaraduštra — narām vā nāirinām vā pairi iriḍyāt — čvat aētaēšām ydāshuyanām avaratanām māēdanānāmčā vastra-nām paiti raēčyāt<sup>1)</sup> — (24) avaða hē x<sup>v</sup>atō pudrēm anhat aēvōbayēm hača avaratanām nisirinuyāt āat yezi hēqm nāirika bavaiti aēvōbayēm paiti nidadāiti yezi duḡdrāmḥēnti naēmēm bayēm frajasāt — āat<sup>2)</sup> yezičā hē narō irista hēa hizva uxδēm vāčēm nizdasča narō danhrēm paiti dyaēti<sup>2)</sup> vīspanām vāčēm uxδanāmčā avi yqm astavitīm gaēḍām harēdrēm frabarāt — (25) <sup>3)</sup> yezi nōit harēdrēm baraiti anāpərəḍa hača šyaodna<sup>3)</sup> — <sup>4)</sup> avat yat hē narō irista apu-drāi anhat<sup>4)</sup> upa hē pudrēm fradadāt spitama zaraduštra-yahmat hača pudrō haom urvānēm činvāt pərətūm vīdāryāt.*

Der Text soll dem *Hadōxt Nask* entnommen sein. Er wird mit den Worten eingeleitet: *hakar kas 1 hač ax<sup>v</sup> i astōmand apē vitirēt x<sup>v</sup>astak (i) ōi čand pa an (i) pus u nāirīk u duxt rasēt čīgōn hač apastak (i) hadōxt padtak.* Vgl. Spiegel Gel. Anz. 45, 191; West SBE. 37, 485.

1) Pū.: *čand . . apar apē hilet [kuš andar ēn gēhān hilet]<sup>3)</sup>.* — 2) Pū.: *ētōn hakirči<sup>4)</sup> an mart (i) rist hač*

umschriebene Wort, indem ich an das arm. *Arhamn (Haraman) xabeal* erinnere.

1) Von mir ergänzt. So immer bei ( ).

2) Die Verbindung *avi hē* ist dem Dastur, der die Texte fertiggestellt hat, sehr ans Herz gewachsen, er bringt sie alle Augenblicke an.

3) Ich habe die Erläuterungen der Pū. hier und im Folgenden in [ ] eingeschlossen.

4) So, mit *i*, lese ich nach dem np. *hagirz* (später *hargiz*; s. Horn GIrPh. 1b, § 100. 2). Doch wird neben *akrp* auch *akn rp* geschrieben, das wäre *hakurč*. Die arische Grundlage ist *\*sakrtkīd*. Ebenso führe ich jetzt mp. *čič*, np. *čiz* mit Hübschmann IFAnz. 10, 29 auf ar. *\*kītkīd* zurück. Ein alter Vokal wurde bei der Umwandlung der Doppelkonsonanz in *č* gedehnt, während für *r* *ir* (oder *ur*) eintrat; s. dazu Bthl. GIrPh. 1, § 57 No. 2.

Ich erwähne dabei, dass ich an Horns Erklärung des an gleicher Stelle verzeichneten np. *aknūn* 'jetzt' (s. auch ebd. 39) — *aknūn*, mit Prothese! — nicht zu glauben vermag. Ich stelle *ak* vielmehr mit jAw. *hakat* 'auf ein Mal, zu gleicher Zeit' zusammen. Auch sehe ich nichts, was im Wege stände, das bal. *k-* (Geiger GIrPhil.

*x<sup>r</sup>at huzvān sar<sup>r</sup>an (u) gōwišnih nazdist (i) mart i dānāk apar dahēt [ku handarz (i) x<sup>r</sup>ēs gōwēt]. — 3) Pū.: hakar nē sardārīh barēt anāpuhrakānīk bavēt hač ēn kunišn kartan [ku kas 1 ka handarz i ōi nē vičāret]. — 4) Pū.: ētōn ka an mart i rist apusar ast [kuš pus nēst].*

3) 83, 11: *gōuš vā aspahe vā varasa.*

Als Quelle wird der *Hadōxt Nask* angegeben. Vgl. Bthl. IF. 11, 129 und unten Nu. 8, 9, 16.

4) 89, 4: 1) *yaeībyō aētaēšam nasukašanam nōit xša-yamana avi jasantam* <sup>1)</sup> *vispanamčā apam aiwi tačaintam zaodranamčā haomaraitanamčā gaomaraitanamčā* <sup>2)</sup> *naēda ādramčā saosyantam nōit daraonō nōit mašyō yō yaoždā-dryō nōit nairikayā āsaonyā* <sup>3)</sup> *vispam ā ahmāt yač aētahe nsu kaša avi hē barsnūmčā yaoždadāiti* <sup>3)</sup> *frasnayāiti varasam vā tanūm vā vasō pasčāiti xšayamana jasōit* <sup>4)</sup> *avi vis-paēčā vohū mazdadāta āsačidra* <sup>4)</sup>.

Ohne Quellenangabe.

1) Pū.: *ka pa an (i) ošan nasāk kišan nē pa pati-xšāhzh apar rasand.* — 2) Pū.: *živamōmand.* — 3) Pū.: *hamāk hač an ka ošan nasāk kiš apar an barsnūm yōždāsrinēt.* — 4) Pū.: *apar an (i) harvisp apātīh i ohrmazddāt kē hač ahrāyīh padtak.*

5) 96, 16: *aparādēmčā hū frašmō(97) dāiti afrīnānti.*

Ohne Angabe der Herkunft. Es wird gesagt: *patmanīk hač sar bastan rad 2 gōwās* <sup>1)</sup> *grifan u pas hač hūfrašmōdāt kē hač a. h. fr. ā padtak.*

1b, 243) ebenfalls damit zu verbinden. Völlige Gleichheit von np. *ak°*, bal. *k°* mit jAw. *hakač* will ich nicht behaupten, vielleicht liegt ihnen \**hakam* zu Grunde, s. ai. *sākam*. In mp. *ak n dn*, Pāz. *agnīn*, *aṇnīn*, *aganīn* steckt das selbe Wort; ich lese also *hak°*.

1) Pāz. *guwāh*, *guvā*. Ich vermag, trotz Horn GIrPh. 1b, 50, das np. *guwāh*, *guvā* mit dem phl. *dn k a s* lautlich nicht zu vereinigen. Es scheinen im Iranischen drei verschiedene Wörter für 'Zeuge' vorhanden gewesen zu sein, die späterhin z. T. lautlich durcheinander geraten sind; nämlich: 1) \**wikaža-*, eig. 'der Scheider' (der Thatsachen), = jAw. *vikaya-* F. 8, 27b; — 2) \**wikāsa-*, eig. 'der Beobachter' (der Thatsachen); — 3) \**gaubāka-*, eig. 'der Berichter' (der Thatsachen), = mp. *gōwāk* bei Salemann Parsenhandschr. S. 99, Z. 19, wo es mit *gōyā* übersetzt wird, und SBE. 47, 115 (*gōwākpīt* having a testifying father' für Aw. *ərədat.fədrī-* [früher hatte West

6) 97, 6: *duye hazarāhe aspərənəm nidadat.*

Ohne Quellenangabe. Der Text lautet: *kus huzvān apāk dīl rāst pa ēn kār vičīn kartan d. h. a. n. hač kustak (i) šōd patīrišn.*

7) 116, 10: *nəmō avi zəmō vaydanəm hada urva baranti.*

Ohne Quellenangabe. Der mir z. T. unverständliche Text lautet: *čigōn kāmāk čāsmak u nēwakīh datār atas i var-*

*junbāk* gelesen, GIrPh. 2, 97], sowie enthalten in *gōwākīh* des Dk.; s. ArtāVīraf-Gloss. 273 und die Bombayer Ausgabe § 147.

Dass das Pahlavi-Wort *dn k a s* auf \**yi*<sup>o</sup> zurückgehe, ist darum ganz unwahrscheinlich, weil es, so viel ich sehe, nie mit *n*<sup>o</sup>, sondern stets mit *dn*<sup>o</sup> geschrieben wird; s. Hübschmann IF. 4, 118. Ich halte das Wort für eine Ausgleichsbildung zwischen den alten Wörtern 3 \**gaubāka*-, das den Anfang, und 2 \**yikāsa*-, dass den Schluss geliefert hat, und lese es demgemäss *gōkās*, wie es jetzt auch West thut, zuletzt Zs. 22. 10\*).

Pāz., np. *guvā* und Pāz., np. *guvāh* setze ich einander nicht gleich, wie Horn GIrPh. 1b, 97 thut; vgl. auch Hübschmann IFAnz. 10, 29 unten. Dagegen spricht ganz entschieden das im Pāz. häufige Abstraktum *guvāē* (Mx., Šg. 14. 48 f.), das phl. *gōkāsīh* wiedergibt, aber ein *ōākīh* voraussetzt. Ich sehe in Pāz., np. *guvā*, die regelmässige Entwicklung eines frühmp. \**viwāk*, das ist eine Kontamination aus den nämlichen beiden Wörtern wie bei *gōkās*, doch so dass \**yikāsa*- den Anfang und \**gaubāka*- den Schluss beigesteuert haben. Die Nebenform von Pāz., np. *guvā*, nämlich *guvāh* führe ich auf \**viwās* (s. unten), dessen *s* von *gōkās* bezogen ist. Eine Beeinflussung wieder von der entgegengesetzten Seite zeigt das im Glossary zu Vol. 1 der Bombayer Ausgabe des Dk., S. 16 aufgeführte, *gōyā* umschriebene Wort; es ist *gōkāk* zu lesen; die Schreibung *ad* statt *ak* am Wortende ist ja ungemein häufig. Endlich das eben in der Vd.-Stelle bezeugte Wort *dn nas* kann, wenn *gōwās* gelesen, \**gaubāka*- mit dem *s* von \**yikāsa*- repräsentieren; ist aber *dn* jüngere Schreibung für *n* = *yi*<sup>o</sup>, so hätten wir das eben konstruierte *viwās* vor uns. Es ist nicht viel Verlass darauf.

\*) Beiläufig bemerke ich, dass *Zātsparam* der Name eines Verfassers ist, der Name eines Dasturs, der um 900 n. Chr. lebte, nicht aber der Titel eines Buchs, wie Geldner GIrPh. 2, 21 meint ("der Z. teilt", "... erfahren wir weder aus dem Z."). Ich würde die Rüge des für einen Iranisten allerdings recht massiven Fehlers nicht für nötig erachtet haben, wenn Geldner nicht schon Schule gemacht hätte. Aber auch in Jacksons Zoroaster lesen wir "the Z. recounts" (32), "as the Z. indicates" (40), "the words of the Z." (49), "... is laid by the Z." (54) u. ö.



*frakərənaxintəm pasčaitē yaēvača yavatātāēča avi hē paōi-rim yasna upəməmčā madəməmčā fratəməmčā frabarōišt.*

Ohne Quellenangabe. Da es mit dem vorhergehenden unter 8) verzeichneten Stück zum selben Kapitel gehört, wird es wohl auch derselben Herkunft sein sollen.

1) Pū.: *ētōn pas hač 6<sup>1)</sup> rōčānčā<sup>2)</sup> mart i ahrav hač an vārs andar yazišn kartārīh uzgīrēt u hač veh mē-nišnīh yazēt.* — 2) Pū.: *ēigōn kē uzgīrēt vārs.*

10) 136, 5: *1) āat yat daraonō vanəntō stārō mazda-dato frayazyāt čadwārō daraonō frakərəntənti<sup>1)</sup> aiwi x<sup>va</sup>-rənti yat aēšō nā yō yaoždādryō.*

Angeblich aus dem *Nikātum Nask.* Vgl. West SBE. 37, 474.

1) Pū.: *ētōn ka sūr (i) vanand star .. frāč yazāt čahār sūr frāč karinīnēnd u apar x<sup>va</sup>rānd.*

11) 137, 9: *at 1) čadwārā ayananəmčā<sup>1)</sup> upa mānayəm yada 2) jivayəm humanəmčā<sup>2)</sup>.*

Ohne Quellenangabe.

1) Pū.: *4 rōč<sup>3)</sup>.* — 2) Pū.: *živām<sup>4)</sup> u hōm.*

12) 138, 7: *āat aoxta ahurahe mazdā azəm spitamōi zaraduštō avi hē iristanəm tanūm vastaranəm yaoždātanəm fradadāiti yada paōiryō sravārō bityō antēma aiwyañhanō θrityō vastrei ādravana tūiryō aiwyañhanō būjyamanō puxda zarādvehe xastri paiti dānahe išar pasča puxdəm bandəm bandyāt yada aēva anguštəm aouye žnaunəm θrā-yō(139) maidyehe tūirya zastaēibya puxda kuirisahe dva nara mat nizbyehe sraošō ašyō huraodahe vīspanəm vastaranəm ašya vanūhya fradadāiti spitama zaraduštā aēvākəm naranəm ašaonəm ahunvitīm gādəm frasrāvaynti pasčaiti avi hē iristatanūm upa daxma frabarōiš.*

Quellenangabe fehlt. S. im Übrigen Bthl. IF. 11, 120.

13) 145, 1: *yezi narō mazdayasnō hača gaēdābyō pairi iridyēiti<sup>1)</sup> āat hē nāma hada pitō fragēurvayāt<sup>1)</sup> yezi nāirika pairi iridyēiti<sup>2)</sup> āat yat hē nāma hada padanō uzgē-*

1) Für *xšavaidim*; Vgl. Y. 11, 9, IF. 11, 129.

2) Für *ayanənəmčā*. Der Verfertiger des Awestatexts hat dem Y. 1. 17 vorkommenden Wort eine falsche Bedeutung beigelegt. Vgl. zu Nu. 11, 15, 19.

3) S. eben zu Nu. 9).

4) So! Aber a ist ausgelassen.

*urvayāt*<sup>2)</sup> *spitma zarađuštra* <sup>3)</sup> *aētəm vāčəm nī antarə mazdayasnanəm frasastayāt*<sup>3)</sup>.

Als Quelle wird der *Häðox* *Nask* namhaft gemacht. Vgl. West SBE. 37, 487.

1) Pü.: *ētōn nām i ōi apāk pit i ōi frač gīrēt.* —

2) Pü.: *ētōn kēš nām i an apāk šōd (i) ōi uzgīrāt.* —

3) Pü.: *ēn vāčak frač vāfrīnakānīnāt*<sup>1)</sup> . . . *ēn sar'an apē gōw u frač vāfrīkan*<sup>1)</sup>.

14) 146, 4: 1) *avi hē antarə darmanəm yat iristanəm kašinəm ā nərəbərəzanəm kərəmuyāt*<sup>1)</sup>.

Ohne Bezeichnung der Quelle. Vgl. Spiegel a. a. O. 192.

1) Pu.: *apar an i andarōn har daxm ka an (i) ristān kišān an ka mart bālāk kunāt.* Dazu die Erläuterung: *aparak guft har kiš i rist tan rād andarōn (i) daxm mart bālāk adax apurnāk bālāk apē kunišn ėigōn ka pa ravān āsāntar bavēt u karpak vīndēt.*

15) 148, 3: 1) *yezi narō mazdayasnō avi antarəča yasnyanəm ėiðwārō ayananəm axavat ėit sāstrača frajasāiti*<sup>1)</sup> *aat hē narō havqm tanūm pairi yaoždāiti aētəm tūiryanəm yasnyanəm frakərənōit.*

Keine Quellenangabe.

1) Pü.: *hakar mart i mazdayasn rād apar an andark*<sup>2)</sup> *yazišn ėahār rōč*<sup>3)</sup> *i navak zūtīh and ėand ėič i sāsārih frač rasēt.*

1) So nach der Pāz.-Lesung im Šg. Was soll aber das anlaut. *v*?

2) So lese ich trotz Horn, der die Pāzandlesung *andarg* (Šg.) NpEt. 27 No. für Unsinn erklärt. Ich stelle mp. *andark* zum jAw. Adv. *antarəča* Vp. 20. 2 'inmitten von-' (Akk.) und setze die Gleichung an: *antarəča* : *andark* = jAw. *pasča* : *paskāt*. Doch will ich dabei nicht behaupten, dass dem mp. *andark* gerade die Ablativform zu Grunde liege; es könnte ebenso wohl ein Akkusativ auf \**kom* sein (wie ich ihn auch für got. *pairh* annehme)\*). Es kommt übrigens *antarəča-* auch als Adjektiv 'innen befindlich' vor; s. mein AirWb. Uhlenbecks Etymologie von ai. *pasčā* halte ich ebenso wie die von ihm für *sacā* und *sākām* gegebene für verfehlt.

3) S. zu 9).

\*) Auf einen solchen Akk. Sing. Neutr. geht auch das np. *farā*. Mp. *frāk* steht Vp. 12. 1. Gegenüber Hübschmann Pers. Stud. 84 und Horn GIrPh. 1b, die np. *farā* gleich ai. *prāk* stellen verweise ich auf IF. 4, 121. Ganz verfehlt ist Fr. Müllers Ansatz, WZKM. 7, 377. S. noch unten S. 114 zu mp. *āk*.

16) 155, 10: *gāuš varəšō*.

Ohne Quellenangabe. Vgl. unter Nu. 3, 8, 9.

17) 157, 14: *yezi narō panča dasənḥō sarəðō irīrai-  
θyāt avi hē urvānəm būjyānəm θrāyō ayara uzayarna ra-  
θw(158)ō hanjamanəm frajasōit̄ aat̄ hē apuθra anḥat̄ puθra  
fradaḍaiti yaḍača nara irista viṣpanəm avarətnəm šaētavai-  
tanəm avi hē frazaintim frajsōit̄ pasčaiti nēmanuḥaiti bavi-  
dyeitača urvāsnyā*.

Soll aus dem *Bayān Yašt* stammen. Vgl. West SBE.

37, 471. Pü. ist nicht beigegeben.

18) 160, 10: *yaṭ aēte yō mazdayasnō apərənāyūkō avi  
hē hapta sarəḍa frajasāiti stəhrpaēsənḥō aiwiyānhānō paitiš  
maidyāi būjyamanō avi hē nara pasčaiti nēmanḥanti*.

Quelle wie für Nu. 17. Vgl. West SBE. 37, 471, Bthl.

IF. 11, 128.

19) 179, 6: 1) *yezi nāirika aētahe apuθrīm ujuštānəm  
niḡasāiti aat̄ hē puθrām čaḍwārō māhyānəmča upa dasa  
ayaranəm nōit̄ bavaiti avai hē daxma nōit̄ upanḥarəzāt̄  
aētaṭ hē nāirika pasča dvadasa xšaprat̄ haom tanūm yaož-  
dāiti kərənaoiti yezi pasčiti čaḍwārō mānhō pairi dasa ayara  
bavaiti aēte yō mazdayasna aētahe daxma upanḥarəzaiti aat̄  
hē nāirika pasča čaḍwārəstəmča ayaranəmča haom ta(180)-  
nām yaoždāiti spītami zaraḍuštā<sup>1)</sup>*.

Ohne Quellenangabe.

1) Pü.: *hakar nāirik an (i) ōi apusiḥ uzustānih apē  
rasēt etōn an pusa 4 mäh<sup>2)</sup> apar 10 rōč<sup>3)</sup> nē bavēt  
an (i) ōi rist andar daxm nē apar hilišn etōn an nāi-  
rik pas hač 12 šap an i x<sup>r</sup>ēš tan yōždāsr kunēnd ha-  
kar pas hač 4 mäh u 10 rōč ku vēš bavēt etōn ōi kē*

1) Das soll heißen: "Wenn eine Frau mit einem toten Kind niederkommt, soll man das Kind, sofern es noch nicht vier Monate und zehn Tage alt ist, nicht zum *Daxma* bringen, die Frau aber soll ihre Reinigung nach zwölf Tagen vollziehen. Wenn dagegen (seit der Empfängnis) schon vier Monate und zehn Tage vergangen sind, sollen die *Mazdayasna* es (das Kind) zum *Daxma* bringen und die Frau soll sich nach vierzig Tagen reinigen, o *Sp. Z.*" — Also *Daxma*bestattung, sofern schon Kindsregungen zu spüren waren, sonst nicht.

2) Für *māhyānəmča*. Vgl. Y. I. 17 und oben S. 98 No. 2.

3) S. zu Nu. 9.

*mazdayasn ō ōi rist pa dæm apar hilet āngāh ān kē nāirīk pas hač 40 rōč xʿēs tan yōzdās kunēt spitāmān zartušt.*

20) 180, 14: *āať aoxta ahurō mazdā yať aēte yō mazdayasna aētām srīrām vastrām stāhrpaēsanhām hēqm tanūm bāda paoirim vanhanēmča hada 1) cranō paitanēmča 1) pas-čaiti airvyānhānō ara hē maidyānām bājyamanō aētām zī srīrām vastrām mainyū tāstām hača mainyaranqm dāmanqm avi mē fradađāt ahurō mazdā ašava yađa hē 1) varanō paitanām 1) astimanyan hvarərsətahe adāt hada hē vataranqm yaōždādranqm frāyaza vā nīzbaya vā ahurai mazdāi aməšnqm spəntanqm spitama zarađuštra.*

Angeblich aus dem *Nikatum-Nask*. Vgl. West SBE. 37, 474.

1) Pū.: *varavišnpān* (West: 'a preserver of faith').

21) 184, 14: *āať aētahe pañča ayara hamaspaθmaidəm paiti ratūm spəntayā armitōiš mānhō nōit frasrācayōit.*

Soll aus dem *Nikatum Nask* genommen sein. Vgl. West SBE. 37, 475.

## 92. Ein *Vaēθā*-Fragment.

Geldner hat im *GrPh.* 2, 9 darauf hingewiesen, dass in der Münchener Bibliothek unter Cod. Zend 35 sich ein *Vaēθā*-Stück befinde, das sich mit dem von Darmesteter JA. 1886. 8, 182 veröffentlichten nicht decke. Es hat folgenden Wortlaut:

*vaēθa daēnyā mazdayasnōiš ahuramazda mraoť tat narəm ašavanəm paoiryō frā darənjayaiti humatōibyasčā huxtōibyasčā hvarštōibyasčā paiti hvaršta šyaoθnāvarəzi narəm vā nāirīkivā pudrəm vā iriđyāt hađi spānəm naēšyāeti hamat hača nasā uta jāinti dva narə hā stariš hā barəziš.*

Voraus gehen als Einleitung die Worte: *pa nqm i yazatān dat ta 1) dātār ohrmazd en nask vəθā 2) padtāk hač apastāk padtāk 2) pa nqm yazdan 2).*

Das Stück geht auf die gleiche Quelle zurück wie § 1—8 des von Blochet *Rev. Lingist.* 33, 87; 187 übersetzten und kommentierten — leider nicht auch edierten 3) *Vaēθā*-Fragments

1) In neupers. Schrift ('bis').

2) In awestischer Schrift (*Pāzand*).

3) Blochet schreibt a. a. O. 88: "je me suis borné à reproduire



in einer für Darmesteter gefertigten Abschrift der Bibliothèque Nationale. Die § 23—39 bei Blochet entsprechen dem von Darmesteter a. a. O. wieder nach einer andern Handschrift veröffentlichten und übersetzten Stück. — Nach der Schreibung des *x<sup>v</sup>* mit dem *h*-Zeichen (G<sup>Ir</sup>Ph. 1, 161) zu schliessen stammt die Münchener Handschrift aus Iran. Eine mittelpersische Übersetzung, wie sie die Pariser Handschrift enthält, fehlt. Der Text ist erbärmlich und steht etwa mit dem des Vd. auf gleicher Stufe. Neu ist nur eine einzige Form darin: *našyaēti* (bei Blochet ebenso), richtig *našyāiti*, Futur zu *nayeiti*, = ai. *nesyāti*; vgl. den Konj. des *s*-Aor. *našat* Y. 31. 20; die Pū. freilich will nach Blochets Angabe (*nišast kartan*) es mit *nishidōit* usw. in Verbindung bringen.

93. Yt. 8. 6 f. und 37 f.

Die bezeichneten Stellen des *Tištṛ-Yašt* enthalten die älteste Darstellung der Sage von *Fraxša*, dem besten Pfeilschützen der Arier (Iranier). So oft nun auch in den letzten Jahren, seitdem Nöldeke ZDMG. 35, 445 in *Fraxša* den späteren *Ariš* wiedererkannt hat, darüber geschrieben worden ist — ich führe noch an: Darmesteter ZendAv. 2, 415, Justi Namenbuch 88, Marquart ZDMG. 49, 633, von Stackelberg ZDMG. 45, 621, IF. 4, 152 —, so fehlt es doch noch immer an einer grammatisch richtigen und sinngemässen Übersetzung jener Avestastellen.

Die beiden zitierten Stellen stimmen nur zu Anfang überein. Die an der zweiten gegebene Schilderung des berühmten Pfeilschusses ist wesentlich ausführlicher, schmuckreicher. Ich setze die beiden Versionen (mit den Abteilungen der Neuausgabe) zum Vergleich neben einander her:

(6 und 37) . . *tiyriš mainyavasā*  
*yim anhaṭ fraxšō xšviwi.išūš*  
*xšviwi.išvatəmō airyanam*  
*airyō.xšvadaṭ hača garōit*  
*x<sup>v</sup>anvantəm avi gairim*

---

tel quel le texte de mon manuscrit" und der Wortlaut des 'Commentaire' setzt an verschiedenen Stellen diese 'Reproduktion' voraus. Ist sie erfolgt? und wo? oder ist es bei dem Vorhaben geblieben?

- (7) *tada dim ahurō mazdā* (38) *aei dim ahurō mazdā*  
*arəṇ dāta taṭ apō ur-* *arəṇ aməšā spənta*  
*varāšča* *vourugaoyaoitiš hē miθrō*  
*pairi šē vouru.gaoyaoitiš* *pouru pantəm fračaešaē-*  
*miθrō frādayaṭ pantəm* *təm*  
*a dim paskāṭ anumaraza-*  
*təm*  
*ašišča vərəuhi bərəzaiti*  
*pārəndiča raorəda*  
*vīspəm ā ahmāt yaṭ aēm*  
*paiti apayaṭ vaxəmnō*  
*xʷancantəm aei gairīm*  
*xʷancata paiti nīraṭ*

Die vier Zeilen zu Anfang von § 7 und 38 sind ebenso bemerkenswert durch ihre Übereinstimmungen wie durch ihre Abweichungen. Ein bezeichnendes, sonst nicht vorkommliches Wort ist ihnen gemeinsam, d. i. *arəṇ*.

*arəṇ*: Geldner KZ. 25, 477 hat sich um die Erklärung des Worts überhaupt nicht bemüht, da er aus metrischen Gründen sich berechtigt glaubte, es als wertlose spätere Einschlebung anzusehen. Justi hatte im Handbuch *arəṇ* zusammen mit einigen anderen Verbalformen unter einem Verbalstamm *av-* eingestellt, dem er die Bedeutung 'gehen, sich wenden zu —' beilegt, aber gleichzeitig das ai. *av-*, *āvati* vergleicht. Demgegenüber behauptet Geldner KZ. 25, 515, dass es "eine Verbalwurzel *av* im Zend nicht gibt; alles was Justi unter *av* zusammenträgt, gehört zu *i + ava* oder dem Pron. *ava*". Das ist nur zum Teil richtig. Welche der von Justi unter *av-* verzeichneten Wortformen zum Pronomen *ava-* gehören sollen, weiss ich nicht. Zum Verbum *ay-* 'gehen' mit *ava* gehören *avāiti* Yt. 8. 20 (= 26), 13. 16, 14. 12, *avāitəm* Yt. 13. 77 (wofür Justi *avātəm* las; doch s. schon mein Air. Verbum 47, § 64), *avāin* Y. 57. 23 (= Yt. 11. 14) und *avaēn*<sup>1)</sup> V. 19. 13. Die Ablehnung eines awestischen dem ai. *āvati* entsprechenden Verbuns *avāiti* war aber falsch, wie sich jetzt mit Sicherheit erweisen lässt, und zwar aus N. (Nīrangastān) 3.

Die Stelle lautet: *katərəm ādrava* (so H.) *adaurunəm*  
*vā parayaṭ gaēdanəm vā aspərənō araṭ?* — *gaēdanəm*

1) D. i. \**ava-yən*, s. ai. *prāti yan* RV. 3. 4. 5

*asparənō avōit*. D. i. "Soll ein Priester auf Priesterdienst aus (dem Haus) gehen oder soll er für die Vollständigkeit (Integrität) seines Hausstands sorgen? — Er soll für die Vollständigkeit seines Hausstands sorgen". Pü. bietet für *avat* und *avōit ayāwārīnēt*<sup>1)</sup>, das wieder mit *sardārīh kunēt* erläutert wird<sup>2)</sup>.

Ebendazu ist meiner Meinung nach auch *avāmī* zu stellen in der *Gāḍā*stelle 44. 7.

*azəm tāiš θwā fraššnī avāmī mazdā  
spəntā mainyū vīspanqm dātārəm*

d. i. "ich (sorge =) bestrebe mich, dich damit, o *Mazdāh*, durch den heiligen Geist als den Schöpfer aller Dinge kennen zu lernen". Die Tradition hat: *man*<sup>3)</sup> *ōšān hač tō vas ayāwārīh mēnēm ohrmazd*, spricht also zu Gunsten meiner Fassung.

Dagegen ist *aomna* Yt. 13. 146 als IS. zu *aoman* (= ai. *ōman*-) zu nehmen, und nicht mit Darmesteter ZendAv. 2, 555 als Partizip, da Medialbildungen zu unserm Verbum im Arischen sonst nicht vorkommen; s. Delbrück AiSynt. 231.

Zu diesem Verbum würde sich *avān* als 3. Plur. Konj. ziehen und der Thatsache, dass *avān* in erzählendem Sinn genommen werden muss, durch den Hinweis auf GIrPh. 1, 57 § 104 No. 2 begegnen lassen. Aber eine 3. Plur. ist nicht am Platz, wir brauchen eine Singularform.

Für den Gebrauch des Plurals an der Stelle Yt. 8. 7 würde man sich ja allerdings auf die von Delbrück AiSynt. 85 angeführte RV.-Stelle 10. 108. 10: *indro vidur dngirasasca* berufen können. Aber erstlich bildet der Fall doch eine Ausnahme von der Regel, dass bei Subjekten verschied-

1) S. unten Anhang (S. 107).

2) Hätte Foy ZDMG. 54: 345 diese Stelle berücksichtigt, so würde er die Bedeutung von *gaēdā*- f. doch wohl etwas anders bestimmt haben als dort geschieht. Pü. erläutert *gēhānīkān ōspurīkīh ayāwārīnēt* mit *xwāstak sardārīh kunēt* und fügt hinzu: *ast ētar paštāk ku xwāstak sardārīh veh ku ēhrpatistān kartan* "es geht daraus hervor, dass das Vermögen bewahren besser ist als Priesterdienst verrichten". Eine durchaus praktische Lebensauffassung! — Auch *yātəm gaēdanqm* V. 19. 29, F. 4 f., A. 3. 11, ist bei Foy falsch gefasst; vgl. Hübschmann Arm. Gramm. 1, 232, Bthl. IF. 11, 141, AirWb. unter *yāta*-.

3) Vgl. ArtāVirāf-Gloss. 55 No.

dener Numeri sich das Verbum nach dem nächststehenden Subjekt richtet, und dann sind die Sätze *indro vidur āngirasaśca* und *tada dim ahurō mazdā arq̄n data taṭ apō urvarāśca* doch keineswegs gleichartig gebaut. Dort sind die Subjekte durch *ca* verknüpft und es geht das Verbum dem pluralischen Subjekt unmittelbar voraus. Hier dagegen haben wir Asyndese und Trennung des Verbums von dem pluralischen Subjekt durch ein singularisches Attribut des singularischen ersten Subjekts und noch durch ein weiteres Wort.

An der zweiten Stelle mit *arq̄n* Yt. 8. 38 scheint auf den ersten Blick Singular- und Pluralform gleich gut zu passen, insofern das singularische Subjekt unmittelbar vor, das pluralische unmittelbar hinter dem gemeinsamen Verbum steht. Nehmen wir aber die folgenden Zeilen hinzu und vergleichen wir die Parallelstelle Yt. 8. 7, so müssen wir, meine ich, zu dem Schluss gelangen, 1) dass auch hier *arq̄n* singularisch zu fassen und 2) dass *aməša spənta* als Einschubung zu betrachten ist, die wahrscheinlich ein oder einige andre Wörter verdrängt hat. Das dualische Verbum in Zeile 4 des § 38 verlangt notwendig neben *midrō* noch ein zweites singularisches Subjekt. Das könnte wie man angenommen hat, *ahurō mazdā* der Zeile 1, es könnte aber auch ein anderes, etwa *raśnuš razistō* sein, das im Urtext an Stelle von *aməša spənta* stand. Jedenfalls lässt sich *aməša spənta* mit dem folgenden Verbum *fračəšaētəm* gar nicht vereinbaren. Aber auch wenn wir die ersten beiden Zeilen gesondert, ausser Zusammenhang mit den folgenden betrachten, erwecken sie schwere syntaktische Bedenken. In auch nur halbwegs guten awestischen Texten kommt eine solche Satzverbindung, wie sie hier unter der Voraussetzung richtiger Überlieferung vorläge, nicht vor. Entweder müsste *avi* oder *avi dim* vor dem zweiten Satzteil wiederholt oder es müsste *aməša spənta* mit *uta* oder mit *ēa* angeschlossen sein. Man vergleiche Darmesteters Übersetzung: "Ahura Mazda lui donna assistance, et aussi les Amesha-Spantas"; für ihn existierten eben keine grammatischen Bedenken.

Fragen wir nun aber, wie die Abschreiber (oder Diaskeuasten) auf die Einfügung der beiden Wörter *aməša spənta* gekommen sind, so finden wir die Antwort bereits bei Geldner KZ. 25, 481. Es war die Erinnerung an Y. 57. 23, Yt. 11.

14, V. 19. 13, wo *avāin* oder *avaēn* (mit der Variante *avān*) *aməšā spənta*, der wir unsern unpassenden Text verdanken. Einen Versuch den ursprünglichen Text herzustellen mache ich nicht, er ist ja doch aussichtslos.

Ist *avān* 3. Sing., so muss es ein stammhaftes *n* enthalten, wohinter das suffixale *t* nach GIrPh. 1, § 85, 1 geschwunden ist. Ich zerlege *avān* in iran. *\*aya*, Praev. + *\*an* oder *\*an* (mit Augment), d. i. 3. Prät. Akt. zum ai. Präsens *ániti* 'er atmet', und zu ai. *ánit* sich verhaltend wie jAw. *as* oder *ās* zu ai. *ásit*. Die Bedeutung ist 'er atmete hin auf —, er richtete den Atem auf —'. Zu Yt. 8. 38 geht noch das Präverb *avi* voraus, ohne dass die Bedeutung dadurch wesentlich modifiziert würde. Das Objekt ist an beiden Stellen *dim*, das man fälschlich auf *ərəxša-* den Pfeilschützen bezogen hat. Vielmehr geht *dim* auf *tiyray-* das Pfeilgeschoss. Nur so kommt man mit dem Folgenden, insbesondere mit *nirat* in Ordnung, s. unten. Der Zweck des Beatmens ist, die Flugeschwindigkeit und dauer des Pfeils zu erhöhen.

*nirat* wurde bisher gänzlich missverstanden. Es ist nicht Ablativ-, sondern Verbalform, und zwar 3. Sing. Prät. Akt. in thematischer Flexion zum Präsensstamm *iyar-* : *ir* des Verbums *ar-* '(sich) in Bewegung setzen' mit dem Präverb *ni*; vgl. *iratu* Y. 53. 8 und *nīre* (Inf.) Y. 10. 17. *nirat* (mit *i* für *ī* wie so oft) bedeutet 'er (der Pfeil) kam, sank herab, zu Boden'.

Danach übersetze ich:

(6 und 37:) " . . der im Raum der Geister sich bewegende Pfeil, den der Pfeilschütze *Ṛəxša* schoss, der beste Pfeilschütze unter den *Aīrya*, vom Berg *Aīryō.xšuda* aus hin zum Berg *X<sup>v</sup>anvant*.

(7:) "Da richtete *Ahura Mazdah* auf ihn (den Pfeil) den Atem, da die Wasser und Pflanzen, *Miθra*, der Herr der weiten Fluren, bahnte ihm den Pfad."

(38:) "Auf ihn (den Pfeil) richtete *Ahura Mazdah* den Atem; . . und *Miθra*, der Herr der weiten Fluren, die beiden, bereiteten ihm weithin den Pfad. Hinter ihm drein flogen begleitend die gute hohe *Ašay* und die auf leichtem Wagen fahrende *Pərənday*, so lang bis dass er dahinschiessend zum Berg *X<sup>v</sup>anvant* gelangte. Auf dem *X<sup>v</sup>anvant* kam er zur Erde".

Anhang. Zu mp. *ayāwār*, Pāz. *ayār*, np. *yār*.

Als iranische Grundlage der obigen Wörter kann an sich ebensowohl *\*adja-bāra-* als *\*abja-bāra-* angesetzt werden. An der Verbindung der beiden Präpositionen av. *\*adhi* und *\*abhi* mit (folgendem) *\*a* wird man sich nicht stossen dürfen. Im Altindischen ist sie ja nichts weniger denn selten, wie man sich aus den Wörterbüchern überzeugen möge; s. dazu Delbrück AiSynt. 439. Aus dem Awesta führe ich *aiwyāstiš* an, mit *\*abhi* und *\*a*; s. unten S. 119 zu N. 9.

Ich nehme an, dass iran. *d* und *b* vor *i* im Mittelpersischen frühzeitig verloren gegangen sind. Für inlaut. *b* lässt das ja auch Hübschmann gelten, vgl. dessen Pers. Stud. 183 (zusammen mit IF. 9, 269). Danach führt mp. *gīrēt*, np. *gīrad* 'er ergrëift' auf ein iran. *\*gṛbīati*, dessen *b* zu einer Zeit ausgefallen sein muss, als der Wandel von iran. *yī* zu mp. *ī* noch nicht zum Abschluss gekommen war, s. Hübschmann a. a. O. 145 f. Aber sonst, ausser in der Stellung hinter *b*, soll nach Hübschmann in der Verbindung eines Konsonanten mit *i* im Inlaut stets der letztere Laut (*i*) gefallen sein (s. ebd. 152, IFAnz. 10, 21). Auch *d*, daher: "*miyān* 'Mitte' = *\*midān* = *\*madyān*". Bei Hübschmanns übrigen Beispielen handelt es sich um iran. *ari*, *anī* und *ahī*. Es schliessen sich diese Gruppen unter einander dadurch enger zusammen, dass mit dem Schwund des *i* eine Umfärbung des vorausgehenden *a*-Vokals nach der *i*-Seite zu Hand in Hand geht; cf. mp. *ērān*, *mēnūk*, *veh*<sup>1)</sup>; s. Hübschmann a. a. O. 181, 129, IFAnz. 10, 22. Für *adī* aber kann das doch nicht gelten.

Da *d* ( $\delta$ ) und *y* im Pahlavi der Bücher das gleiche Zeichen haben und da *d* ( $\delta$ ) zwischen Vokalen späterhin zu *y* geworden ist, so lässt sich etwas durchaus Sicheres für die Gestaltung eines inlautenden ir. *dī* leider nicht ermitteln. Ich meine aber, es sei an sich schon wahrscheinlicher, dass iran. *-dī-* die gleichen Wege wie *-bī-* gegangen ist; ich nehme also für np. *miyān* die Reihe so an: *\*madiāna-* = mp. *māyān* = (Pāz.,) np. *miyān*. Und eine gewisse Stütze für meine An-

1) Dazu vielleicht auch np. *kīh*, *mīh* und *sēr* (aus *sēhr*), für die dann sehr zeitiger Übergang von  $\theta$  in *h* anzunehmen wäre; s. dazu IFAnz. 10, 22 f. Alt ist er ja sicher.

schauung finde ich in Páz., np. *ǰān*- 'anima' (Seele — Leben). Hübschmann schreibt Pers. Stud. 49: "Ich setze (np.) *ǰān* 'Seele' = skr. *dhyanā*- 'Nachsinnen' ". Dem kann ich beistimmen. Aber ich bezweifle, dass np. *ǰān* auf dem S. 152 angegebenen Weg aus iran. *\*dīāna*- hervorgegangen ist, nämlich auf dem Weg unmittelbaren Wandels von *dī*- zu *ǰ*-, wie ihn auch Horn GlrPh. 1b, 73 lehrt. Die Richtigkeit der Hübschmannschen Etymologie voraussetzend, stelle ich vielmehr folgende Entwicklungsreihe auf: iran. *\*dīāna*- = mp. *yān* = Páz., np. *ǰān* (mit dem bekannten Übergang von anlautendem *y*- in *ǰ*-). Ich habe es so nicht nötig, für das anlautende *dī*- eine andere Gestaltung zu verlangen als für das inlautende, und ich vermeide so des weiteren die Annahme eines Lautübergangs *dī*- = *ǰ*-, der auf iranischem Gebiet ohne Parallele ist und seine Aufstellung vielleicht doch nur der Erinnerung an das arm. *mēj* 'Mitte', das mi. *ajja* 'heute' usw. zu verdanken hat.

Die Schwierigkeiten, die Hübschmanns Etymologie des np. *ǰān* von seiten des kurd. und im Dialekt von Siwand gebräuchlichen *gān*, sowie von seiten des syr. Lehnworts *gyānavaspār* (sva. np. *ǰānavsīpār*; s. Nöldeke WZKM. 11, 187) erwachsen, erkenne ich nicht. Allein der Versuch, eine gemeinsame Grundform für np. *ǰān*, kurd. *gān* und das aus dem syr. Lehnwort zu erschliessende mp. *\*gyān* zu ermitteln, muss ja von vornherein für aussichtslos gelten, wenn man alle drei Wortformen als rein lautliche Entwicklungen daraus herleiten will. Ich glaube, man darf bei mp. *yān* (aus iran. *\*dīāna*-) als gemeinsamer Grundform stehen bleiben, sofern man es zulässt, sowohl in *gān* als in *\*gyān* den Einfluss eines später untergegangenen Worts für 'Leben' zu erkennen, das mit *g* anlautete, wie das Aw. Wort dafür: *gaya*-. So würde *\*gyān* als Beweisstück gegen Hübschmanns Regel: iran. *dī*- = mp. *ǰ*- zu verwerten sein.

Dass ein iran. *\*abiābāra*- oder *\*adiābāra*- die Bedeutung 'Helfer' gewinnen konnte, wird man, denk ich, zugeben; vgl. jAw. *bairišta*- 'der am besten hegt, pflegt, beisteht' (Gegensatz von *niǰayništa*-, Yt. 12. 7), gAw. *aiβi.bairišta*- 'der zuträglichste, am meisten frommende' Y. 51. 1<sup>1</sup>). Ebenso halte

1) Fr. Müllers Ansatz eines iran. *\*ayīābara*- (WZKM. 5, 67) führt nicht zum Ziel. Aus *\*ayī*° wäre *\*ōy*° hervorgegangen, vgl. np. *ǰōi* 'Kanal' : ai. *yavyā*- f. 'Fluss', mp. *hōy* (*hōyak*) = ai. *savyā*-,

ich mich nach den oben gegebenen Ausführungen für berechtigt, daraus ein mp. *ayāwār* herzuleiten, dessen 'Allegro'-form im Pāz. *ayār*, im Np. *yār* ergeben hat. Die np. 'Lento'-form eines mp. *\*ayāwar* müsste *\*yāvar* lauten. Ich stimme mit Fr. Müller WZKM. 5, 66 und Hübschmann Pers. Stud. 158 in der Annahme überein, dass das wirklich bezeugte *yavar* mit dem gleichbedeutenden *yār* in der angegebenen Weise zu vereinigen und nicht mit Horn Np. Et. 251, GIrPh. 1 b, 55 aus *yārvār* herzuleiten ist. Horn ist gezwungen, einen sonst nicht nachweislichen Ausfall des *r* zu postulieren. Auch von einem dissimilatorischen Ausfall des *r* kann nicht die Rede sein. Ist ja doch die Lautfolge *-rr-r* ganz geläufig, vgl. *bārvār*, *barrār*, *sarvār* usw. Ich halte dafür, dass das im Sn. 1, 126, V. 1117 bezeugte *yārvār* 'Helfer'<sup>1)</sup> durch Verschweissung von *yār*, der Allegro- und *yāvar*, der Lentoform entstanden ist — ähnlich etwa wie das Scheffelsche *Verlurst* —, wobei das Suffix *var* unterstützend mitgewirkt hat.

So kommen wir schliesslich zur Frage: was steckt in dem np. *yār*, *yāvar*? Ar. *\*abhi* oder *\*adhi*? Sie wird meines Erachtens entschieden durch das mandäische Lehnwort *ady-āurā* 'Helfer', auf das Nöldeke Mand. Gramm. 418 No. aufmerksam gemacht hat; s. auch Hübschmann Pers. Stud. 106 No. Nach Nöldekes gütiger Mitteilung vom 28. 10. 00 steht der Annahme "nichts im Wege, dass auch bei der Aussprache *adjāurā* ein pers. *\*adjāwar* oder *\*adijāwar* zu Grunde liegt; die kleinen Veränderungen waren im aramäischen Munde notwendig". Die Herleitung des LW. aus einem mp. *\*adyāwar* würde uns zwingen, die Entlehnung in eine ausserordentlich frühe Zeit zu verlegen, da *d* vor *y* noch unversehrt war. Ob das angängig ist, entzieht sich meinem Urteil. Es ist aber

---

jAw. *haoya-*. Mit np. *kai* 'König', Plur. *kayān* gegenüber jAw. *kava*, *kaoyqm* (Gen. Plur.) hat es jedenfalls eine besondere Bewandnis. Hübschmanns Erklärung in Pers. Stud. 169 — auch bei Horn GIrPh. 1 b, 38 — scheint mir fraglich. Zum np. *xāya* bei Horn a. a. O. 24 s. Hübschmann IFAnz. 11, 20 (wo zu Ende Grdr.<sup>2</sup> 1, 183 zu lesen ist). — Ganz falsch ist Geldners Meinung, KZ. 30, 401, von einem *\*aidyū-dāta-* auf mp. *ayyār* (so!) kommen zu können; vgl. KL. 1, 16, GIrPh. 1 b, 192.

1) Es reimt hier auf *hunar*; kommt es noch sonstwo vor? Wohl nicht. So würde auch das Versbedürfnis ganz erheblich ins Gewicht fallen.



ebensogut erlaubt, \**adiāwar*<sup>o</sup> oder \**adi(y)āwar*<sup>o</sup> aufzustellen: Der Wechsel zwischen *y* und *i* (*iy*) am Ende zweisilbiger Präpositionen vor Vokalen ist ja ganz gewöhnlich — vgl. z. B. jAw. *pairi.aōjastarō* V. 4. 10 PūZ. und np. *pērōz* (aus \**pary*<sup>o</sup>, IFAnz. 10, 28); Sievers Festgruss Roth 203, ferner GIrPh. 1, 181 (12) und unten —, und dass mp. Wörter mit *d* aus iran. *d* vor dem, dass *d* in *y* übergang, ins Semitische aufgenommen worden sind, steht ja vollkommen fest; vgl. Horn GIrPh. 1 b, 44.

Hübschmann Pers. Stud. 6, IFAnz. 23 scheint allerdings die Existenz einer dem ai. *ādhi* entsprechenden Präposition (usw.) fürs Iranische überhaupt in Abrede stellen zu wollen. Aber der Satz "*adhi* das weder im Zd. noch im Ap. vorkommt" ist doch nicht zutreffend. Freilich, mit dem bei Darmesteter ZA. 3, 109 als letztem Wort von N. 46 gegebenen *adi* ist es nichts<sup>1)</sup>, aber das ap. *ahifraštadiy* Bh. 4. 14 enthält doch sicher das ar. \**adhi* als Postposition; vgl. Bthl. Handb. 89, GIrPh. 1, 227, IF. 9, 257. Und auch in gAw. *aidyūš* Y. 40. 3, *aidyūnam* Y. 39. 2 (zitiert Yt. 13. 154, wo *aidyūnam*) erkenne ich das selbe ar. \**adhi*. Ich nehme das Adjektiv im Anschluss an die Pū. zu Y. 39. 2: *ayāwar* in der Bedeutung 'helfend' und zwar 1) 'nützlich' von Tieren: *pasukanamčā . . daitikanamčā aidyūnam . . urunō* "die Seelen der zahmen und der nützlichen wilden Tiere", 2) 'brauchbar, tüchtig' mit Dat. 'zu-': *dāidī . . aidyūš vāstryōng darəgāi . . haxmainē* "mach . ., dass die Bauern tüchtig werden zu dauernder . . . Genossenschaft". S. mein AirWb. Als Stamm setze ich *aidy-ū-* an; *ū-* gehört zu *avanhe*, ai. *dvati* usw. (s. oben S. 103); vgl. zur Bildung ai. *adhibhā-*, *adhibhā-* Adj. zu *bhāvati* usw., sowie *ūtāye*.

Was Hübschmann IFAnz. 10, 23 über die Gestaltung ausführt, die ein ap. \**adiy* im Mp. lautgesetzlich erfahren musste, ist richtig. Ir. \**adi* kann nicht zu mp. *ē* werden. Und doch

1) Das Wort, Bomb. Ausg. 91 b, 3 ist überhaupt kein awestisches, sondern ein mp. Wort, nämlich *ēti* 'auch das'. [Es heisst: *bahr i apān apāc hilišn . . ka gōwēt ē hač ašaya dadāmi* (usw.; Y. 66. 1) *tāk tava ahurāne ahurahe* (usw., Y. 68. 1); *ast kē tava ahurāne* (Y. 66. 1 am Ende, FrW. 7. 1) *ēēi gōwēt*. D. i.: ". . indem man das Stück Y. 66. 1 bis 68. 1 aufsagt. Einige fügen auch noch die Formel *tava ahurāne* usw. hinzu".] Vgl. Pū. zu V. 5. 36, Y. 11. 18 u. ö.

glaube ich, es können ap. \**adiy* und mp. *ē* etymologisch zusammengehören, und zwar auf engste. Sie können sich nämlich zu einander verhalten wie griech.  $\pi\sigma\tau\iota$  und  $\pi\sigma\sigma$  in  $\pi\sigma\tau\iota\theta\acute{\eta}\omega$  und  $\pi\sigma\sigma\theta\acute{\eta}\omega$ ; s. Brugmann GrGr.<sup>3</sup> 142. Aus der alten antevokalischen Satzform \**proti* entstand lautgesetzlich urgriech. \* $\pi\sigma\tau\sigma$  und weiter im Jon. (usw.) \* $\pi\sigma\sigma\sigma$  (s. Brugmann a. a. O. 101); wurde dieses wieder in antekonsonantische Stellung überführt, so ergab sich endlich  $\pi\sigma\sigma$ . Ganz entsprechend entstand aus den beiden antevokalischen Satzformen ar. \**abhī* und \**adhī* im Mp. frühzeitig \**ay*, das wieder in antekonsonantische Stellung übertragen zu *ē* werden musste. Sonach können zwischen mp. *ēstat-an* und ai. \**adhīsthat-um* (*adhīsth°*) genau die nämlichen Beziehungen bestehen wie zwischen griech.  $\pi\sigma\sigma\theta\acute{\eta}\sigma-ete$  und ai. *prātidhās-atha*, und ferner, es kann sich mp. *ērōč-īmtan* (Mx. 55. 5, Gab. 1. 15) zu mp. *awrōč-īmtan*, np. *afrōz-ad*, sowie zu jAw. *aiwi.raoč-ayānte* und zu ai. *abhiroc-ayati* durchaus ebenso stellen wie griech.  $\pi\sigma\sigma\theta\acute{\eta}\omega$  zu  $\pi\sigma\tau\iota\theta\acute{\eta}\omega$ .

Ich kehre also zu Haug-Nöldekes Vorschlag (s. des letzteren Mand. Gramm. 418 No.) zurück, das öfter vorkommende, ad geschriebene Präfix mit ai. *ādhi* in Zusammenhang zu bringen, nur dass ich es nicht *ad*, sondern *ē* lese, und dass ich dieses *ē* ausser mit *ādhi* auch mit *abhī* verknüpfe. S. noch Horn GrPh. 1 b, 158.

Auf die diakritischen Zeichen der Handschriften ist kein Verlass. Der Kopenhagener Kodex des Mx. hat zu 55. 5 bei Andreas 58. 10 das Zeichen für *d*. Aber die Pāzandlesung ist *airōž°* in Awesta-, *ērōz°* in neupersischer Schrift. Zu Gab. entsprechend *āvaz°* und *ērōz°*. In Jamaspjis Glossary (746 f.) ist das Wort nicht verzeichnet.

Ein weiteres Wort, in dem ich ein gleiches *ē* erkenne, ist das mp. Verbum *ērixtan*, *ērēčīmtan* mit dem dazu gehörigen Nomen *ēring*.

SBE. 18, 376 führt West ein mp. Wort *rakhtō* auf, das er mit 'weakened' ("when the wind is weakened and paralyzed by me") übersetzt. Ich lese vielmehr *rixt* und sehe darin das genaue Gegenstück des ai. *riktā-*, PPfP. zu *riṇākti*, und des jAw. *irixta-* in *huirixtam*. Eine dialektische Nebenform dazu ist in *riftak*, *riftakīh*<sup>1)</sup> enthalten, womit das Aw. Sub-

1) So, *rift°*, ist überall (Y. 32. 7, 44. 2, V. 2. 40) zu lesen; vgl.

stantiv *irixta-* n. 'Vergehen (ἔκλειptic — *delictum*)' übersetzt wird; vgl. np. *gureftan* neben *gurēxtan*, np. *juft* gegenüber np. *yuwt* und Aw. *yuxta-* u. a. m., bei Horn GlrPh. 1 b, 79<sup>1</sup>).

In der Zusammensetzung mit *ē* findet sich *rixt* auch plane geschrieben; ad r at n wechselt mit ad r dat n; vgl. in Mills Gāthās die Pū. zu Y. 31. 3, 19, 47. 6, 51. 9, ferner Dk. 8. 20. 61 (s. unten), Šg. 3. 26 und Šg.-Vocabulary 242 a, sowie ArtāVirāf-Ausgabe 145, Zeile 2 (wo sogar ein d=i-Zeichen zu viel gesetzt ist). An allen angeführten Gāthastellen steht *buwt u erixt* als Erläuterung von *patkārđārān*, womit *rānōi-byā*, *raṇayā* übersetzt wird, d. i. 'gerettet und preisgegeben, erlöst und verloren': Sü. hat *suddham asuddhamca*<sup>2</sup>). An der

Darabs Pahlavi-Vend. 27, No. 3. Mills Gāthās bietet einmal *ristak* (?), einmal *raspatak*; s. S. 477.

1) Ich benütze die Gelegenheit zur Besprechung eines Worts, das bisher gänzlich missverstanden worden ist. Y. 30. 3 steht: *at tā mainyū paouruyē yā yēmā xʷafnā asrātəm* d. i. "und die beiden Geister zu Anfang, die sich durch Traumgesicht als ein Zwillingspaar offenbaren". Das wird übersetzt: *ētōn ān i har 2 mēnūk* [ohrmazd u zūrāk] *ēšān fratum ān i dn m ad xʷat srūt*. Das Wort, das *yēmā* übersetzt, hat alle möglichen Lesungen und, wie *yēmā* selber, Deutungen erfahren. Vgl. z. B. Geldner KZ. 28, 199; 405, BB. 12, 96, Th. Baunack Stud. 1, 468, Mills Gāthās 40, 437, Darmesteter ZA. 2, 221. gAw. *yēmā* ist gleich ai. *yamā* ND., das mp. Wort aber ist *yumāk* zu lesen, d. i. eine Ableitung aus \**yum* gleich ai. *yugmā-* 1) Adj. 'paarig', 2) n. 'Paar, Zwillingspaar'; zum Ausfall des ar. *y* vor *m* s. Horn GlrPh. 1 b, 60 (6 a). Zu Y. 10. 12, wo *yumāk* ebenfalls vorkommt und zwar als Übersetzung von *irīrađarə*, Perfektform des Verbums *rāθ-* 'haften' (s. u.), hat die Sü. ganz verständig *yuktah*. Zu Y. 30. 3 freilich hat man das Wort falsch gelesen und danach mit *bhūmaṇḍalam* wiedergegeben.

Eine andre Ableitung des selben \**yum* steckt in *hamyūmih*, womit *ham.īrista* (Lok. Sing., zum Verbum *rāθ-*, s. o.) übersetzt wird; *kēš hamyūmih i ošān urvar kē guft ku* .. heisst: "denen Geopartheit (= Verbindung, Mischung) mit den Pflanzen ist, die . .". Endlich: ein adverbial gebrauchtes *yumēv* (geschrieben *yum 1*) 'junctim' findet sich Šg. 4. 101, 14. 38, 39, 76. Pāz. hat ganz richtig *jumē*, und ebenso richtig ist die Sü.: *samavāye* (4. 101), *saha*. Geldner BB. 12, 96 hat sich durch West SBE. 24, 188; 228 irrführen lassen. Zur Bildung des Adverbs s. np. *bārē*, *gāhē* bei Horn GlrPh. 1 b, 163.

2) Geldners Deutung von *rāna-* in BB. 14, 15, der sich Jackson A hymn 25 angeschlossen hat, ist ebenso falsch wie die von Haug, der Roth und ich gefolgt sind; vgl. Justi Preuss. Jahrb. 88, 239 und mein AirWb.

zitierten Šg.-Stelle bildet *erixt* ebenfalls den Gegensatz zu *buaxt* (West SBE. 24, 126 übersetzt: '... is preserved ... is ruined'), ebenso an der in der ArtāVīrāf-Ausgabe abgedruckten Stelle des Dk. Die Bedeutung von *erixtan* ist 'im Stich lassen, preisgeben, dem Untergang, Verderben aussetzen'. Das passt auch Šg. 11. 256 (*hakar pa vīnāskarīh kas ērēcīnītan sačēt ōi ērēcīnītan sačāktar kē* . .), wo West wieder 'to ruin' hat, sowie GAb. 9. 2, 4, wo Barthelemy 'confondre, convaincre' bietet, und auch für das einfache *rix*t in SBE. 18, 376 kommt man damit aus, das West mit 'weakened' übersetzt hat (s. o.). S. noch unten zu F. 9. Über *erixtakīh* Dk. 8 20. 61, von West SBE. 37, 62 mit 'incrimination' übersetzt, möchte ich mich, bei meiner Unkenntnis des Originaltextes, nicht äussern. — Die gleiche Bedeutung hat das Aw. *raēk-* sowohl allein als mit *paiti*; vgl. Yt. 10. 41, Y. 65. 7 und Yt. 14. 47, P.<sup>1)</sup> 40, ferner die nominalen Zusammensetzungen mit *irīk-* Yt. 10. 75, sowie *airīričīnām* Y. 65. 7. Die Annahme von zwei verschiedenen Verbalbasen *raēk-*, wie sie Hübschmann SBayRAW. 1872, 700 vorgeschlagen hat, ist nicht nötig und nicht richtig.

Die Zusammengehörigkeit des im Pāz. *ərang* gelesenen mp. Worts *ad r n d*<sup>2)</sup> mit dem besprochenen *erixt* scheint mir ganz unzweifelhaft. Ich lese es daher *ering*, das sich nach seiner Bildung dem ai. *dyūnga-* des ŠBr. vergleicht. In den Übersetzungen zum Awesta gibt es *ərayant-* wieder. Es kommt aber auch sonst nicht selten vor, vgl. z. B. Šg. 11. 103, 13. 3, 14. 1; 51, 15. 3. Sū. hat für *ering* entweder das selbe Wort wie für *erixt*, nämlich *aśuddhah*, oder ein Wort von ähnlicher Bedeutung. Nur an einer Stelle dient *ering* als Übersetzung für ein andres aw. Wort als *ərayant-*. In F. 9 steht: *urvaēdas : ering*; *urudīdēiti : erixt*. Die beiden aw. Wörter sind jedenfalls Formen aus dem selben Verbale; es ist also an zweiter Stelle *urvidyeiti* zu lesen. *urvaēd-* mag etwa 'stürzen' besagen und mit ai. *vlīnāti*, jAw. *urvinyainti's* Yt. 13. 33 (so zu lesen, s. die Var.)<sup>3)</sup> zusammengehören. *urvaēdas* wird

1) *Pursišnīhā*; s. Geldner GIrPh. 2, 9.

2) Ganz merkwürdig ist die Lesung *aragān* zu Aog. 28.

3) *urvīnya-* : ai. *vlīnā-* = griech. κλινω/ε- : lat. *clīnā-*. Geldner hat die viel besser bezeugte Lesart, die zugleich die lectio difficilior ist, doch wohl nur deshalb nicht aufgenommen, weil sie ihm

‘stürzend = zu Grunde richtend’, *urvidyeiti* wird ‘er stürzt = er geht zu Grunde’ bedeuten. Damit lassen sich die Übersetzungen gar wohl in Einklang bringen.

Wie ich nun das np. *yār* beurteile, so auch das np. *yād* ‘Erinnerung, Gedächtnis’. Das Pāz. hat dafür *ayāt*, aber im Mp. lesen wir *ayāvāt*. Dass es ein jAw. *yāta-* ‘Gedächtnis’ nicht gibt, und dass darum das mp. *yāt*, womit zu V. 19. 29 eben jenes angebliche jAw. *yāta-* ‘Gedächtnis’ übersetzt wird, mit dem np. *yād* nicht zusammengeworfen werden darf, habe ich schon früher ausgesprochen; s. oben S. 104 No. 2. Die ar. Grundform von np. *yād* ist mit *\*abhiābhatis̥* oder *\*adhiābhatis̥* anzusetzen, d. i. ‘Aufleuchten, Zumvorscheinkommen’, zum ai. V. *bhāti*. Die Verknüpfung dieser Grundbedeutung mit ‘Erinnerung, Gedächtnis’ halte ich nicht für schwierig.

Das mit ad geschriebene mp. Wort, womit öfter das Aw. *ā* wiedergegeben wird — s. unten S. 137 zu Y. 8. 4 —, lese ich *ak*, das wie *frāk* — s. oben S. 99 \*) — zu erklären ist.

#### 94. Nirangastān 10.

Wer sich den bei Darmesteter ZA. 3, 85, in der Bombayer Ausgabe Blatt 13a, b und 14a abgedruckten Abschnitt des Nirangastān oberflächlich ansieht, der wird Darmesteter ohne weiteres Recht geben, dass er auf eine Übersetzung verzichtet hat. Die Überlieferung ist in der That greulich. In der Bombayer Ausgabe hat der awestische Text folgenden Wortlaut:

---

grammatisch anstössig erschien. Dergleichen kommt noch öfter vor, vgl. GIrPh. 1, § 320 zu *jihāt* Ny. 1. 1, IF. 7, 226 zu *perasaētē*. Zu Y. 11. 3 ist die schöne 3 Plur. Med. *zānaite* ‘nascuntur’ — so Mf 2, K 5 u. a.; wie hat Pt 4? — in *zānaite* ‘verbessert’. Mein AirWb. wird genug weitere Beispiele bringen.

Im Lauf der Jahre, während deren ich mich bei der Ausarbeitung meines AirWb. eingehender als vielleicht irgend ein anderer Gelehrter mit der Neuausgabe des Awesta beschäftigt habe, ist mein Urteil über den Wert der Leistung nicht unerheblich ungünstiger geworden. Dass, wie es allen Anschein hat, die Neuausgabe trotz aller Versprechungen bestimmt ist, unvollendet zu bleiben, halte ich für eine schwere Schädigung der Awestaphilologie, die mit den Bemerkungen zu Anfang der Prolegomena nicht entschuldigt werden kann.

- āaṭ hva tām aba aēḍrapaitīm  
 2 yeḥhe nisritām frāra  
 ahianistritim  
 4 yezi āaṭ he nōiṭ aiṣritīm frāra  
 nōiṭ aini sritim āstryeite  
 6 yaḍra apārəyūkō  
 nōiṭ hš anisriš  
 8 aḍa aiṣyaṇhām yaḍra ratuš ḍwayaṇhām yaḍra apārə-  
 nāyūkō  
 ahš aiḍsritim staryeiti  
 10 aḍa yaṭ vā yaḍra ḍwayaṇhām vā ḍwayaṇhām vā

Als Varianten der Talmuras-Handschrift werden ebd., Introduction 28 nur verzeichnet: Zeile 2, Wort 1: *yeḥhe*. Der letzte Buchstabe des zinkographierten Textes, der letzte auf der Seite, ist nicht recht deutlich. — Zeile 3: *ahi anastritim*. — Z. 5, W. 3: *sritim*. — Z. 5, W. 4: *āstryenti*. — Z. 8, W. 5: *ḍwayaṇhām*. — Z. 9, W. 1: *ahe*. Von Belang ist keine derselben.

So scheusslich aber auch die Gestalt des Textes uns auf den ersten Blick erscheinen muss, mit Hilfe der Pahlaviübersetzung und der Parallelstellen lässt sich, glaub ich, doch ermitteln, nicht nur was er uns sagen will, sondern auch, wie er ursprünglich, grammatisch richtig gelautet haben muss.

Zeile 1: Statt *hva tām aha* ist *havatām nana* herzustellen. Es folgt dies aus der Pü. und dem Vergleich mit N. 13, Blatt 22a, Zeile 8, worauf schon Darmesteter verwiesen hat. Hier lesen wir (Bl. 21a, b ff.):

1 *yō heapərəmnāi* (lies: *hē apərənəmndi*) *nōiṭ visaiti*  
*frāmrāiti* — 2 *kō he pōurunām* (lies: *hē pour°*) *aēḍrapai-*  
*tiṇāmčā* (streiche *čā*, s. Var.) *afrōxte* (lies *afraoxti*) *āstry-*  
*eiti nanānazdištō* (lies *nabān°*, s. Var.) — 3 *āaṭ havatām*  
*nana yahmi parənti* — 4 *vispaēšu parənti vispaēšu afrōti*  
 (lies *afraoxti*) *āstryeiti*.

D. h. "Wenn man (einem Schtler), der Einwendungen macht, Auskunft zu geben sich weigert<sup>1)</sup>, wenn der Lehrer viele sind, wer von ihnen versündigt sich dadurch dass ihm kein Bescheid wird? Der ihm verwandtschaftlich am nächsten

1) Vgl. zu dieser Bedeutung unten S. 137 zu Y. 8. 4 und *əvi-səmnō* P. 57.

steht. Aber von mehreren einander gleichstehenden der, bei dem er den Einwand erhebt. Jedesmal wenn Einwendung erhoben und kein Bescheid gegeben wird, versündigt er sich."

Der Inhalt der Stelle scheint mir durchaus klar, und auch über den Wortlaut können meines Erachtens keine wesentlichen Zweifel bestehen. *apəramnāi* wird in Pü. mit *ō ōi i patkārət* gegeben. In F. 4 c treffen wir *pəramnāi*, das mit *patkārđār* übersetzt wird. Die Form gehört also sicher zu den entsprechend mit *patkārītan* wiedergegebenen Verbalformen *pəraṇe*, *pəraṇāne*, *pəraṇāite*<sup>1)</sup>. In der überlieferten Gestalt ist sie ein grammatisches Unding; am nächsten liegt die Lesung *apəramnāi*; entsprechend zu F. 4 *pəraṇmāi*. Verderbt ist auch das zweimal vorkommende *pəraṇti*. Wie Zusammenhang und Übersetzung — das erste Mal: *an kē pataš patkārət*, das zweite Mal: *pa harvispīn patkār* (s. Var.) — gleichmässig zeigen, gehört es mit *pəramnāi* zusammen. Man verlangt an erster Stelle eine 3. Sing. — vielleicht *pəraṇte*, vgl. *varāntē*, GIrPh. 1, 204, § 351 —, an zweiter den Instr. Sing. eines Nom. act. — etwa *pəraṇti*, mit dem Präsens-*n* wie lat. *junctim*.

Die beiden Wörter, auf die es uns für die Stelle N. 10 ankommt, sind genau wie dort *hva tām aba* übersetzt, nämlich *aan n dn ap + hēnd* (oder *ōmand*). Jamaspji Gloss. 180 liest das *havand-vāzomand*, was 'relating to a proper Bāj, keeping silence' besagen soll. Jedenfalls steckt *havand* als Übersetzung von *havatām* darin; der Rest ist undeutlich; s. unten S. 117 No. 2. Die Bedeutung von *havant-* ist 'gleich-gross, -viel, -wertig', im Plur. 'einander gleichstehend'; vgl. V. 8. 31, 32, 15. 14<sup>2)</sup>, 7. 47, 49, Y. 10. 13, wo es wie N. 10 und 13 mit *hāvand* übersetzt wird. Die Stelle *yada havat vaēdaš* N. 68, wofür die Pü. *ka ētōn akās hāt* bietet, ist anscheinend verderbt.

Das Wort *nana* kommt noch Y. 48. 4 vor:

1) Dazu gehört doch wohl auch als ISKM. *pəraṇāi* in F. 10. Pü. will allerdings *patkār* 'Kampf'.

2) Wo zu lesen: *havanti* (so!, Jp 1, Mf 2) *aētahe śyaodnahe vərəzyqñ nāca kainīca hanača* 'tantadem ejus facinoris faciunt et vir et puella et anus', d. i. 'einen gleichgrossen Schuldanteil an der That haben . .'. *havanti* ist APn., gebildet wie *etāvanti* usw. in den Brāhmaṇas; s. Whitney Gr.<sup>2</sup> § 454 c.

*yā dāt manō vahyō mazdā ašyasā...*

*θwahnī xratā apēmām nanā anhaṭ*

Dass es hier mit dem ai. Adverb *nānā* zusammengehöre, habe ich schon BB. 8, 213 ausgesprochen. Aber was die Strophe besagen will, hat erst Geldner KZ. 30, 525, 530 erkannt<sup>1)</sup>. Sie handelt von den 'Gemischten', den *Hamistakān*, bei denen sich Gut und Böse die Wege halten und denen darum am Ende der Dinge weder der *vahištō anhuš* noch der *ačištō anhuš* zu Teil werden kann; sie kommen vielmehr an einen dritten Ort für sich: "wer sein Denken (jetzt) besser macht und (jetzt) schlechter . . , der wird nach deinem Ratschluss zuletzt abgesondert sein".

Ich setze für Aw. *nanā* Adv. zwei leicht zwei mit einander vermittelbare Bedeutungen an: 1) 'an einem besonderen Ort, abgesondert'; so Y. 48. 4. 2) 'an mehreren verschiedenen Orten', bei attributivem Gebrauch sva. 'verschiedene, mehrere'<sup>2)</sup>. So N. 13 und an unsrer Stelle, wo also zu übersetzen ist: "aber von mehreren einander gleichstehenden den Lehrer", Pū.: *ka*<sup>3)</sup> *hāvand yut*<sup>4)</sup> *hēnd ān kē ēhrpat*. Was soll damit gesagt sein?

Der heimischen Übersetzung ist eine grössere Erläuterung beigelegt: *sōšāns hač ēn yād padtakīnēt ku pa sardārīh i pus u duxt i čakarīhā pit i čakarīhā sačāktar*, d. i. "Sōšāns hat aus dieser Stelle die Erklärung gefolgert, dass für den Schutz der Kinder der Čakarfrauen der Vater der (einzelnen) Čakarfrauen am meisten geeignet sei." Wegen der Bedeutung von *čakar* s. SBE. 5, 143. Wie er darauf gekommen ist, vermag ich dem Text nicht anzusehen.

Dās scheint mir ganz zweifellos: Darmesteter hat die Scheidelinie zwischen § 9 und 10 des Nir. verfehlt. Das in

1) Die neueste Übersetzung der Strophe bei Gray Annals N. Y. Acad. Sci. 12, 557 ist nicht glücklich. Wie soll *ašyasā* 'and more righteous' bedeuten können? Hier hat schon der Pū. das Richtige gewusst.

2) Vgl. ai. *aneka-* für *nānā* bei ind. Lexikographen. — Nach dieser Bestimmung von *nana* liegt es nahe zu vermuten, es sei zu N. 10 und 13 die Übersetzung *aan n dn ap* für *havatqm nana* aus *aan n d + dn dt* verderbt, d. i. *hāvand yut* (= np. *jud*, gewöhnlich *judā*, in Sü. *prthak* oder *vibhinnah*).

3) Hds. *mn n* = *kē*; die Verwechslung ist sehr häufig.

4) So nach der Vermutung in No. 2.



Rede stehende Stück gehört noch zu § 9. Darauf weist mit voller Bestimmtheit die Aufeinanderfolge von *nabānazdištām* und *āat havatām nana*, die ebenso wie in § 13 zusammen genommen werden müssen.

Ich kann nicht umhin zur Begründung meiner Behauptung auch auf § 9 einzugehen. Hier lautet der überlieferte Text (Bl. 11 a, Z. 9 ff.):

<sup>1</sup> *aat yat hē aoxte aēša yeñhe apərənāyūkō* — <sup>2</sup> *hača-  
nuha mehana* (lies: *mē ana*) *apərənāyūka* — <sup>3</sup> *yaða vaši  
aða hašsaēte* (lies: *hā xšayete*) — <sup>4</sup> *vana* (lies *ana*) *pas-  
čaita* (lies *°čāeta*) *uzdanuḥučiṭ* (lies *°danḥu°*) *paða ha-  
tōit* — <sup>5</sup> *čavaṭ anā* (lies: *ana*), *dbōištām ayanām para-  
hačaiti* — <sup>6</sup> *yā frayarəna* (lies: *°ne*) *vā uzayeirine vā avan*  
(lies: *ayan*) *aiwyāstiš anḥaṭ* — <sup>7</sup> *yō aetahmāt* (lies *baoyō  
aetahmāt*) *paranḥačaiti* — <sup>8</sup> *nabānazdištām hē para* (lies  
*pāra*) *pasčaita* (lies: *°čāeta*) *raēšča adwadāityasča* (lies:  
*raēšaheča adwadāityāsča*) *astrainti* (lies: *astaraiti*).

D. h. "Wenn aber der, des der Knabe ist, zu ihm sagt: 'Geh mit ihm, mein Knabe, wenn du willst', so darf er dann auch auf einem ausser Land führenden Weg mit ihm gehen. — Wie gross ist der Weg, den er im Höchstfall mit ihm fortgehen soll? — Dass seine Zurücklegung im Lauf eines Voroder Nachmittags stattfinden kann. Wenn er darüber hinaus (mit ihm) geht, so macht er seinen nächsten Verwandten mit der Schuld des *Raēša* und der *Adwadatay* sündig."

Und nun schliesst sich sofort an: "aber von mehreren einander gleichstehenden den, der sein Lehrer ist".

Ich meine, das genügt, um meine Behauptung über die Zugehörigkeit des ersten Absatzes von N. 10 bei Darmesteter zu erweisen. Meine Herstellung und Übersetzung von § 9 bedarf allerdings wohl einiger erläuternder Worte.

(Zu N. 9.) Der Fall liegt so: Ein Priester (*Rataṭ*), der auswärts priesterliche Verrichtungen zu vollziehen vorhat, braucht dazu einen Knaben als Ministranten und wendet sich deshalb an einen, *yeñhe apərənāyūkō*, d. i. an einen Vater, ihm seinen Sohn, oder an einen Lehrer, ihm seinen Schüler, oder an einen Vormund, ihm sein Mündel mitzugeben. Wenn der Knabe selber bereit ist mitzugehen, können die genannten Personen ihre Einwilligung dazu erteilen, aber nur für eine Reise, die nicht mehr als einen halben

Tag in Anspruch nimmt; andernfalls belasten sie sich mit einer bestimmten Schuld (und natürlich auch mit der dafür festgesetzten Strafe).

Im einzelnen bemerke ich noch Folgendes:

Die Herstellung von *ana* im 2., 4. und 5. Absatz für *hana*, *vana* und *anā* ist durch den Zusammenhang geboten und auch durch Pü. angezeigt.

Zur Korrektur (*ada*) *hā xšayete* in 3 verweise ich auf Pü.: (*etōn*) *patiršah ē* "(so) bist du ermächtigt". Die Person stimmt nicht, man verlangte die dritte. Statt an *mu ad* wird an *mu at* zu lesen sein, d. i. *hat* 'sit'.

*haxtōit* (4): statt des ablativischen Infinitivs erwartete man eher den genetivischen. S. aber P. 23: *\*naēda pas-čāeta t̥hō nā ahmat̥ hača gatao\_ isaēta frašatōit nōit apa-šūtōit θrayam čina gāmanam*.

Abs. 5 ist wörtlich: 'Einen wie grossen (GIRPh. 1, § 268. 17; Var. *čvat*) als den grössten Weg soll er in seiner Begleitung fortgehen?' Zu *dbōišta-* vgl. Bthl. IF. 11, 137. Pü. hat (*pa*) *balist*, das vorn mit *n* (*v*) statt *b* geschrieben ist, vgl. AVGloss. 228 unten, Justi Bd., Var. zu S. 21, Z. 1, W. 10 und SBE. 37, 96 (21).

Die Korrektur von *avqn*, Abs. 6 in *ayqn* liegt ja nahe genug, kann jedoch nicht als sicher bezeichnet werden. Pü. hat nämlich nicht das Wort für Tag, sondern an *k d*, womit ich nichts anzufangen weiss.

*aiwya-stiš* ist Nom. act. zum idg. Verbale *sa<sup>w</sup>d-* (in griech. ὁδός, ksl. *choditi*); dazu gehören auch Aw. *āsnaōiti*, *nazdišta-* und *asna-*, *asna-* ('nahe'); s. hierüber mein AirWb. und oben S. 119.

Abs. 7: Die Einfügung eines Worts für 'mehr' ist durch den Zusammenhang geboten, der Wortlaut wird durch N. 4 (Bombayer Ausg., Introd. 21, Z. 1) bestimmt. Hier steht: *yō baōyō aētahmat̥ parāiti* mit der Übersetzung: *ka db na hač an apē rawēt* und der Erläuterung: (*ku*) *rās patmān vēš*. Genau entsprechend findet sich hier: *ka db na hač an apē apākīnēt*, und es wird hinzugefügt, ein Erklärer verstehe *vēš aš apē nītan*<sup>1)</sup>, ein anderer *yuttar aš apē nītan*<sup>1)</sup>

1) Mit dem Ideogramm für *kašītan* (dz r n° statt dz dr n°) ge-

darunter. Es ist klar, der Verfertiger der Pū. hat vor *aē-tahmāt* in N. 9 das nämliche Wort gehabt wie zu N. 4. In der überlieferten Übersetzung erscheint an beiden Stellen das Ideogramm für *mart*. Darmesteter ZA. 3, 81 No. 20 erklärt daher einfach genug: "*baōyō* est corrompu: le pehlevi suppose *nā*" und Darab, als dessen allzeit gelehriger Schüler will Introd. 19, No. 1 der Bombayer Ausgabe kurz entschlossen 'ac. to Pahl.' *muruyō* dafür eingesetzt wissen. Durchaus mit Unrecht. Schon Caland hat *baoyō* im Wesentlichen richtig bestimmt, KZ. 33, 466. Es ist ein ganz gutes Wort und ganz das Wort, das wir brauchen, ASn. als Adv., zum ai. *bhāvīyasā* IS. in der Bedeutung 'mehr'. Ich möchte annehmen, es habe im Original der Pū. *b n a* statt *db n a* gestanden, d. i. *apē*; *apē hač an* könnte wohl die Bedeutung 'darüber hinaus, noch mehr, weiter' gehabt haben. Die Änderung ist bei dem in N. so häufigem Satzanfang *čand mart*, *čigōn mart*, *ka 2 mart* usw., s. N. 17 ff. wohl begreiflich.

Der 8. Absatz ist von allen in der Überlieferung am schlechtesten gefahren, und es ist eine einigermaßen sichere Rekonstruktion um so weniger möglich, als uns auch die Pū. dafür nicht rechtes an die Hand gibt. Sie übersetzt: *ē nabānazdišt* (s. Var.) *pas ōi pa rēš ap p dāt āstrinēnd* mit der Erläuterung: *kuš hačāš apē ē girēnd*. *para* lässt sie aus und für *adwadāityasča* gibt sie statt der gewünschten Übersetzung nur eine Transskription; statt *ap p dāt* ist *at p dāt* zu lesen, *tp* aber umschreibt ebenso *dw* wie *dw* (z. B. in *rp dt p dn* = *rapidwin*, N. 49 u. ö.).

Der genaue Sinn der Stelle scheint schon frühzeitig bestritten gewesen zu sein, denn es werden uns im Folgenden die von einander abweichenden Ansichten gleich dreier Awestagelehrter mitgeteilt, von Aparak, Rōšn und Vehdōst. Dabei erfahren wir, dass man *adwad°* als *adātihā sardārīh* auffasste, womit zu V. 15. 16, 22, 40 *adāityō.amharəθra* wiedergegeben wird.

Das selbe Wort, das in Pū. an unsrer Stelle für *adw°*

---

geschrieben, vgl. West Šg. 253, 260. Die Verwechslung ist sehr häufig, sie findet sich auch in beiden Ausgaben des PPGloss., Kap. 20 (S. 16. 8 und 79. 11).

steht, finde ich noch fünfmal, nämlich Dk. 8. 17. 6, 20. 97 (SBE. 37, 40; 67), N. 15 (S. 24a, Z. 8) und F. 25b<sup>2</sup> (bei Reichelt WZKM. 14, 209 Z. 1 und 6); s. Darmesteter ZA. 2, 84 f. No., 89 No.

In dem leider rettungslos verderbten Stück N. 15 stehen als vierter Absatz die Worte: *anūha vāca tārō.pīḍwā aḥ-māt paiti adwā.* Die Pū. dazu lautet: *adāvaś hēnd apar* (s. Var.) *tar* (so statt t l t a) *pīhn i pa ham apar kuś ad-wadāt* (geschr. at p dat) *tar* (so statt t r t a) *patistān bāt estēt*, d. i. "oder ihm sind . . mangelhafte Nahrung, welche . . , d. h. ihm ist *Adwadāt* mangelhafter Oberrschaft geworden". Statt *tārō.p°* ist sicher nach V. 13. 20, 24 *tārō.p°* zu lesen<sup>1)</sup>; in der Pū. dazu ist das Ideogramm für *sē* "drei" statt *tar* (= *hīnaḥ* in St.) geschrieben, ein Fehler der sich bald drauf wiederholt. Von Wichtigkeit ist der Schluss der Pū., aus dem hervorgeht, dass *Adwadāt* mit schlechter "Pat"schaft, d. h. mit Pflichtversäumnis seitens des oder der rechtmässigen Vorgesetzten, Pflegebeauftragten in Zusammenhang steht.

In der erstzitierten F.-Stelle wird *Adwadāt* (hier geschrieben at p t dat) so definiert: *an bawēt ka x'ariśn u x'aliśn kē śud u tiśn pataś apāc dārēt*, d. i. "A. besteht darin, dass man dem, der Hunger und Durst hat, Speise und Trank vorenthält". Aus der zweiten Stelle des F., wo das Wort richtig wie zu N. 15 geschrieben ist, vermag ich nichts herauszulesen.

Über die beiden Stellen des Dk. mit unserm Wort weiss ich mangels genauerer Angaben seitens des Übersetzers nicht viel zu sagen. In Dk. 8. 17. 6 wird *Adwadāt* — at p d at n geschrieben — unter "the six modes of engaging in conflict" aufgeführt, in 8. 20. 97 wird es als eine Todsünde bezeichnet. West übersetzt "giving no food", liest *atapdat* und will np. *taba* zum Vergleich heranziehen, was nicht angeht; np. *atab°* wäre np. *dab°*.

Als ersten Bestandteil enthält *adwadatay-* offenbar das Wort *adwan-* "Weg". Dies zusammen mit der von der Tradition gegebenen Andeutungen führt zu dem Schluss: *adwadatay-* f., eig. "das Setzen an den Weg" war in der Gerichts-

1) P. 56 wird sogar *tānhrō* statt *tarō* geschrieben.

sprache der Term. techn. für 'Aussetzung', worunter sowohl das Verbringen einer Person in hilflose Lage als auch deren Verlassen in solcher zu verstehen ist, vgl. StGBfddR. § 221. Daraus dass Hunger und Durst für gewöhnlich die ersten Leiden sein werden, die eine in solcher Lage befindliche Person zu erdulden hat, erklärt sich die Fassung von A. in F.

Und wie *adwadātay-*, so ist auch das zu N. 9 damit verbundene *raēša-* M. ein Rechtsausdruck, nämlich für fahrlässige Körperverletzung, im Gegensatz zu den vorsätzlichen: *arəduš-*<sup>1)</sup>, *xəvara-*<sup>2)</sup> und *frazābaodah- snəθa-*<sup>3)</sup>. *pārəm raēšaheča adwadaityāśca* ist somit die "Schuld fahrlässiger Körperverletzung und Aussetzung". Sie fällt auf den nächsten Verwandten eines unmündigen Knaben als auf den, unter des 'Obhut' (StGB. a. a. O.) der Knabe steht, sofern er es erlaubt oder nicht verhindert, dass das Kind als Ministrant für länger als einen halben Tag auf Reise mitgenommen wird. Sind mehrere Personen dem Knaben gleichnah verwant, so trifft die Schuld den unter ihnen, der des Knaben *Aēθrapatay*, d. i. priesterlicher Lehrmeister ist. Zu der Anschauung, die sich hierin ausspricht, vergleiche man auch V. 15. 12, wo gesagt wird: wenn ein Mädchen aus Scham vor den Leuten ihre Leibesfurcht schädigt, so fällt Schuld und Strafe auf ihre erwachsenen Familienangehörigen (*ptərəbyō*); s. dazu Sd. 63. 4 f. Der Vormund ist für das Thun des Mündels verantwortlich.

Die ersten fünf Worte des S. 115 abgedruckten Textes sind also sicher abzutrennen und zum Vorhergehenden zu ziehen. Dagegen gehört der Rest eng zusammen.

Ein Wort, das sechsmal (Z. 2—5, 7, 9) in verschiedenartigen Verunstaltungen wiederkehrt, ist *nisritim*, bz. *anisritim*; am deutlichsten in 5. Die ursprüngliche Lesung ist durch die Übersetzungen *apē apaspārišn̄h*, bz. *anapāc apaspāriš-*

1) Vorsätzliche Körperverletzung mittelst einer Waffe ohne sichtbare Folgen, nur mit Schmerzgefühl verbunden.

2) Vorsätzliche Körperverletzung mittelst einer Waffe mit sichtbaren Folgen; s. dazu IF. 10, 6; 11, 142 sowie mein AirWb. unter *xəvara-* und *ava-θwara-*.

3) Vorsätzliche Körperverletzung mit tödlichem Ausgang; IF. 10, 6 No.

*nih*, die jener der Verbalformen *nisirinuyāt* V. 5. 62 usw. entsprechen, völlig sicher gestellt; *nisritay-* f. ist 'Anvertrauen, Überlassen', *anisritay-* f. 'Nichtanvertrauen, Weigerung anzuvertrauen'. Es gilt die Überlassung eines Knaben an einen Priester zum Zweck priesterlicher Hilfsleistungen; s. oben S. 118 zu N. 9. Das Wort erscheint auch noch im folgenden Paragraphen, N. 11: *nisritit* (lies °*ti*) *aētahe astryeiti nōit asriti* (lies *anisriti*), womit auf die Frage: *daēcayasnāhe vā tanu.pərəθahe vā apərənāyūka paramhačāiti* "Soll man das Kind eines D. oder eines T. (als Ministranten auf die Reise mitnehmen?"<sup>1)</sup> (Antwort:) "Bei dessen Anvertrauen (d.i. wenn man es anvertraut bekommt und mitnimmt) wird man sündig, nicht bei dessen Verweigerung".

Zweimal stossen wir auf das Wort *frāra*, das beide Male mit *frāč dahēt* wiedergegeben wird. Dabei ist erläuternd zugefügt: *ku(š) brīm žamān (nē) kart* "d. h.: es ist (ihm) eine bestimmte Zeit (nicht) gesetzt". *frāra* ist *fra+ara*, 3 SPfA. Das altiranische Verbum <sup>2</sup>*ar-* (zu griech. ἀρνύμαι, arm. *arnum* gehörig) hat die beiden Bedeutungen des nhd. gewähren, nämlich 1) 'zu Teil werden lassen' und 2) 'gewährleisten, zusichern, zusagen'; erstere Y. 9. 3, 4, 52. 3, 56. 3 (2. Stelle)<sup>2)</sup>, ferner mit *frā* Šnš. 11. 6 (SBE. 5, 338), Yt. 13. 46, 146; die letztere Y. 33. 9, 34. 3, 50. 5, 56. 3 (1. Stelle)<sup>2)</sup>; zu Y. 11. 4, wo das Verbum mit *us* und *frā* verbunden ist, übersetze ich "es hat mir, dem *Haoma*, der Vater *Ahura* als Anteil ausgesetzt und zugewiesen . .". Die zweite Bedeutung nehme ich auch für unsre Stelle in Anspruch.

In Z. 8 und 10 findet sich dreimal *θwayanəhəm*, einmal *aiwyanəhəm*. Die Pü. hat der Reihe nach *abīm*, *bīm*, *bīm*, *abīm*, und sie ist nach dem Zusammenhang zweifellos im Recht. Danach ist an erster und letzter Stelle *aiwyanəhəm* zu emendieren. *θwayanəha-* n. 'Gefahr' ist eine Ableitung aus *θwayah-* n., das in *θwayanəhatəm* Yt. 13. 20 enthalten ist. Dazu

1) Wörtlich 'in Begleitung des Kindes weggehen', was selbstverständlich sva. ist als 'das Kind in seiner Begleitung wegführen'. So auch N. 6, 7.

2) Wo zu übersetzen: "und des guten Looses, das uns als der Gerechtigkeit zufallend verbürgt ist und zu Teil werden wird" (*yā nō āraēča ərənavataēča ašamhāxs*).

*ḍwayam* 10. 23, 37, *ḍwayastəmaēšca* V. 2. 23 und allenfalls *ḍwayeiti* Vyt. 27.

Pü. und Zusammenhang zwingen uns aber noch einen zweiten Schluss auf. Für *yadra apərə(nā)yūkō* in Z. 6 hat Pü.: *bīm ānōk ku rat abīm ku apurnāyak*. Es ist klar, dass im awestischen Text die mit *bīm ānōk ku rat abīm* übersetzten Worte ausgefallen sind, d. i. entsprechend der Pü. und dem Wortlaut in Z. 8: *adra ḍwayanəhəm yadra ratuš adwayanəhəm*.

Noch schlimmer hat der Verfertiger der Abschrift, auf die sowohl H als T zurückführen, die folgende Textstelle verstümmelt, wo er schrieb: *nōit hš* (statt *hē*) *anisriš* (statt *anisritim*) *∴ astrēt kači xʷahēt*. Der awestische Text und die Übersetzung stimmen nicht zusammen, aber sie ergänzen sich einander. Es kommt das daher, dass der Abschreiber von *anisritim*, wohinter in seiner Vorlage *āstryeite ∴ nē ō ōi*<sup>1)</sup> *pa anapāč apaspārišnē* gestanden haben muss, wie aus Z. 5 und Pü. dazu hervorgeht, gleich auf die Übersetzung des folgenden Worts, nämlich *āstrēt* übergesprungen ist.

Dass auch in Z. 3 der Text durch eine Auslassung entstellt ist, bedarf keiner weiteren Ausführung; es fehlt das Verbum *āstryeite*, wie auch Pü. zeigt, die *ō ōi*<sup>2)</sup> *pa anapāč apaspārišnē āstrēt* bietet.

Nach diesen Darlegungen rekonstruiere ich den Urtext von Z. 2 an in folgender Gestalt:

- 2 *yeəhe nisritim frāra*  
*ā hē anisritim āstryeite*
- 4 *yezi āaṭ hē nōit nisritim frāra*  
*nōit anisritim āstryeite*
- 6 *adra ḍwayanəhəm yadra ratuš adwayanəhəm yadra apərə-*  
*nāyūkō*  
*nōit hē anisritim āstryeite*
- 8 *adra adwayanəhəm yadra ratuš ḍwayanəhəm yadra apərə-*  
*nāyūkō*

1) So nach der Übersetzung zu Z. 2 und 4 zu lesen. D. i. "nicht durch Nichtüberlassen an ihn". In der Übersetzung zu Z. 3 und 9 ist aus an n (= ō) der Urschrift ein zk i (*ān i*) geworden; vgl. dazu IF. 11, 144.

2) S. No. 1).

*ā hē nisritim staryeiti*

10 *ada yaṭ uva yaḍra ḍwayaṇḥam vā adwayaṇḥam vā*

D. h. "Wenn einer seine (des Knaben) Anvertrauung zugesagt hat, so begeht er Sünde, wenn er ihn (dann) nicht anvertraut; wenn er aber seine Anvertrauung nicht zugesagt hat, so begeht er durch Verweigerung keine Sünde. Ist da Gefahr, wo der *Ratar*, Nichtgefahr wo der Knabe (sich befindet), so begeht er (der darum angegangene) keine Sünde, wenn er ihn (dem *Ratar*) nicht anvertraut; ist da Nichtgefahr, wo der *Ratar*, Gefahr, wo der Knabe (sich befindet), so begeht er Sünde, wenn er ihn (ihm) nicht anvertraut, und auch (dann), wenn beide (sich an einem Ort befinden), wo sei es Gefahr sei es Nichtgefahr ist."

Für die Herstellung von *adra* statt *ada* in Übereinstimmung mit dem folgenden *yaḍra* spricht auch Pü. *ānōk*. Für *ada* hat sie, von den wenigen Fällen abgesehen, wo sie das Wort überhaupt weglässt (z. B. Y. 32. 6, 53. 6, N. 68), stets *etōn*.

Zu meiner Änderung von *vā* in *uva* in Z. 10 s. Pü.: *har* 2. Das gAw. *uba-* erscheint im jAw. als *ura* (*u u a*), *ura-* (*u v a*), *va-* (mit Anlauts-*v*) und *ava*. *va-* finde ich ausser an unsrer Stelle noch: F. 2 b: *vača*, *vayā*<sup>2</sup>, F. 27 b: *vayō* (in *vayōzuštō*), N. 94: *va*, N. 99: *va* (in *vanaēma*), V. 13. 31—37 Pü. Z.: *vaēibya* (*naēmaēibya*), N. 107: *va* (in *vaḍāityō*, s. IF. 5, 370), N. 5: *vā* (in Abs. 2). F. 9 steht *ura*. Endlich *av°* wird geschrieben. N. 11: *avayā*, P. 57: *ava* (s. IF. 7, 227) und Yt. 13. 35: *ava* (ND., ausgeführt mit *vyasča vyānasča*; vgl. Y. 34. 11, 57. 25, Yt. 5. 26, 9. 10, 10. 2, 93, 15. 43, 19. 96, N. 11, ferner Y. 55. 2, Yt. 19. 58, V. 18. 55; Geldner in der NA. und KZ. 30, 520 hat *ava* missverstanden).

Zur Konstruktion von *ā-star-* bemerke ich, dass das, womit man sich versündigt, ebensowohl im Instr. — das ist das Gewöhnlichere — als im Akk. (des Inhalts) stehen kann. Letztere Konstruktion zeigt ausser unsrer Stelle: F. 4 f. (s. IF. 11, 142), V. 6. 3, N. 4 und N. 42, wo die Konstruktion zwischen Lok. (an Stelle des Instr. wie oft) und Akk. wechselt: *x°araya . . bazuṣataya . . yātēm astryeiti*. Weitres in meinem AirWb. Die lautliche Differenz zwischen *ā . . staryeiti* und *astryeiti* ist entsprechend den IF. 7, 70, 106 besprochenen Fällen zu beurteilen.



## 95. Zu Yt. 1. 29.

In der Neuausgabe hat das zweite Sätzchen des Paragraphen den Wortlaut: *upa θwā azəm maire anu.dadayat*. Das ist so ziemlich die unglücklichste Lesung, die sich Geldner aussuchen konnte; vgl. Darmesteter ZA. 2, 343. Die Pahlaviübersetzung (bei Salemann Parsenhandschrift 44) hätte ihn davor bewahren sollen. Sie lautet: *kē n z n r d da šmāk pa zamīk dahēt*, dazu die Erläuterung: *ku nihan kunēt*.

Einen fast völligen korrekten Text bietet J 10: *apaša vā zamara ana dāye*; statt des letzten Worts ist *duye* zu lesen, wie die Mehrzahl der Handschriften hat, unter anderen auch F 1, die im Übrigen von J 10 nicht wesentlich abweicht. Die Richtigkeit der Lesung *vā zamara* wird durch Pü.: *šmāk pa zamīk* verbürgt; vgl. Y. 9. 15, FrW. 4. 3, wo *zamara.gūz* mit *andar zamīk nihan* gegeben wird. Ebenso die von *duye*, das, wie das abgetrennte Personalsuffix in Y. 48. 7, durch eine Form zu *dātan* übersetzt ist; dort, zu Y. 48, steht *dahišn*. Mit den Anfangsworten der Pü. weiss ich nichts anzufangen. *kē* ist mit dem Ideogramm geschrieben: m n n. Die folgenden Zeichen könnten zusammengekommen *vazurkīh*, das wäre np. *buzurgī* gelesen werden. Sollte m n n für m n geschrieben sein — was öfter vorkommt —, d. i. *hač*? *hač vazurkīh*? Für *apaša*, das mir durchaus sicher scheint, s. Var., wäre *apāč* (r a n a r) zu erwarten.

Das vorletzte Wort der Textstelle, *ana* ist in der Pü. nicht zum Ausdruck gebracht. Es als Präverb zu nehmen und gleich griech. *ἀνά* zu setzen, geht schon um deswillen nicht an, weil *ana* in dieser Funktion sonst nirgends vorkommt<sup>2)</sup>; auch als Pränomen ist es selten genug; vgl. Delbrück Vgl. Synt. 1, 734. Somit haben wir in *ana* den Instr. Sing. zu *aēm* zu sehen: 'damit'.

Ein bemerkenswertes Wort ist *duye*. Die Pü. nimmt es

1) Auch im vorletzten Sätzchen von Yt. 1. 27 hat Geldner meines Erachtens falsche Lesarten gewählt. Ich lese: *ham zaēna ava.zambayadvəm*, d. i. "zertrümmert ihre Waffen" nach Pü.: *hamāk hač awzār i tō vat dēnān rād škastak ape kanē*. Vgl. besonders die Lesarten in E 1.

2) Andernfalls würde man es in der Bedeutung 'zurück' nehmen können, was ja ganz gut passte.

als Verbum. Das ist richtig. Aber eine 3. Sing. kann es nicht sein. Es ist vielmehr 1. Sing. Med. eines Präsensstamms *dva-* (*dura-*), der mit *dava-* in V. 5. 24 zusammengehört. Hier lesen wir: *yadā masyayā<sup>1)</sup> āfš kasyanham apam<sup>2)</sup> avi-frāḍavaite* (so Jp 1, Mf 2; NA. °ti). In Pū. erscheint dafür *ēgōn ān i mas āp ka ān i kus āp apar frāč barēt*. Ich übersetze "wie ein grösseres Wasser kleinere Wasser mit sich fortreisst", womit auch Pū. im Wesentlichen zusammenstimmt.

Die beiden Präsensstämme gehören zu der im Dhātup. 22, 46 mit der Bedeutung *gatau* verzeichneten 'Wurzel' *du-* (*dāvatī*), die inzwischen von Schroeder im RV. (10. 34. 5: *nā daviṣāny ebhiḥ*) nachgewiesen hat, WZKM. 13, 119; s. auch ebd. 297, ferner Osthoff IF. 5, 281, Foy ZDMG. 50, 130<sup>3)</sup>, KZ. 36, 135, Brugmann Griech. Grammm.<sup>3</sup> 212, Hirt Ablaut 104. Als Grundbedeutung der Verbale kann man '(sich) entfernen' aufstellen.

Danach ist Yt. 1. 29: *apaša vā zamara ana duye* zu übersetzen: "Zurück jage ich auch damit in die Erde". Was das besagen soll und worauf *ana* 'damit' bezogen werden muss, ergibt sich aufs klarste aus Y. 9. 14 f. und Yt. 19. 80 f. (wozu Dk. 7. 4. 42). Sprecher ist, wie ja auch ausdrücklich gesagt wird (*aaṭ aoxta z°*) *Zaraduštra*, die angesprochenen (*vā*) die *Daēva* "*yōi para ahmāt vīrō.raoda apatayān paiti āya zāmā*", und der Zauber, mit dem die *Daēva* in die Erde zurückgebannt werden sollen, ist das *Ahuna Vairya*-Gebet: *tām*

1) GIrPh. 1, § 208. 2 No. 1.

2) Gen. an Stelle des Akk.

3) Foy ist a. a. O. durchaus im Recht, wenn er die von mir seinerzeit vorgeschlagene Korrektur des zu D. 5 (= Dar. Pers. e) 3 (23) überlieferten *duvaiṣatama* = *duvaiṣtam* in *daviṣ°* ablehnt. Ap. *duvaiṣta-* (d. i. ar. °a(ḡ)ṣṭha-; GIrPh. 1, § 81, § 208, IF. 7, 73 No.) verhält sich zu jAw. \**duva-*, Praesensstr. (in *duye*) wie jAw. *hvōiṣta-* 1) 'der höchste, erste' an Wort und Rang, 2) 'der älteste' (eigentlich 'der autoritativste') — N. 58 und N. 1, F. 4a — zu ai. *svā-* (in *svātī*).

Zur Erläuterung der fraglichen Stelle sei noch bemerkt, dass das vor *duvaiṣtam* stehende *hayāa* mit dem zweimal vor *param* vorkommenden *hayāa* identisch ist. Ich lese *hyāḥ*, das ich als AbS. nehme und als 'inde' im zeitlichen Sinn deute. *axaṣata* ist *axaṣatā*. Ich übersetze: "Wohlbehagen von da an auf lange hinaus ungestört, es wird sich einstellen . ."

*zaraduštra ahunəm vairīm frasrāvayō . . tūm zəmarəgūzo akərənvo* (Pt 4) *vispe daēva* und *daṭ tē aēvō ahunō vairiyō yim . . zaraduštrō* (Hds. °rəm) *frasrāvayaṭ . . zamarəguza* (F 1)<sup>1)</sup> *avazaṭ vispe daēva*. Das Verbum an zweiter Stelle *ava-zaṭ*, d. i. 3SPRA. zu *zā(y)* 'mittere' mit thematischer Flexion, hat wesentlich die gleiche Bedeutung wie *duye* in Yt. 1. 29; vgl. auch die 3. Plur. des redupl. Präs. *avazaza*, Y. 34. 9, das in Pū. mit *apē hilend* gegeben wird (St.: *pari-ksipyanti*).

96. Zu Bh. 4. 13 (Zeile 65).

Weissbach und Bang bieten in der Neuausgabe der altpersischen Keilinschriften nach Rawlinsons letzter Lesung den Text:

*naiy | šakaurim | naiy<sup>2)</sup> | . . . . . huvatam | zura | akunavam |*  
und übersetzen: "weder . . . . . noch . . . . . that ich Gewalt an". Warum sie trotz dem, was ZDMG. 46, 296, 329 dagegen gesagt worden ist, bei der Übersetzung 'Gewalt' für ihr *zura* stehen geblieben sind, begreife ich nicht. Das neusus. Wort dafür *appantukkima* übersetzt Weissbach selber mit 'Unrecht', Achämenideninschr. zweiter Art 73, 100. Und diese Bedeutung kommt auch sicherlich dem ap. *zūra<sup>h</sup>* zu, das dem np. *zūr* entspricht; s. dazu Hübschmann AGr. 1, 152. 'Gewalt' wäre, nach dem np. *zōr*, im Altpersischen in der Form \**zavar* zu erwarten. Vgl. noch Bthl. BB. 15, 43; 17, 146, Nöldeke LC. 1894, 151, Geldner VSt. 2, 20, Foy KZ. 35, 22, ZDMG. 52, 595. *zūra<sup>h</sup> kar-* bedeutete 'Unrecht thun' und wurde mit dem Akk. (der Person) verbunden; ein Analogon bietet jAw. *skəndəm kar-* mit Akk., Y. 9. 28.

Der letzte Versuch zur Herstellung der Rawlinsonschen Textbrocken stammt meines Wissens von Foy KZ. 35, 45. Er ändert *šakaurim* in *hukarim* und . . *huvatam* in *duškaram*. Zu der letztern Änderung bemerkt er erläuternd: "Bei einer Verstümmelung des Steins wie sie thatsächlich vorliegt, ist die Verlesung von *h* statt *d<sup>u</sup>*, *š* statt *v*, *t* statt *kr* wohl mög-

1) Und E 1, L 18; Pt 1 hat *zamarəgūza*, J 10 *zamarəgūžō. zəmarəgūza*, wie Geldner in der NA. schreibt, hat keine einzige der bessern Hds.

2) Kursivdruck deutet in der NA. an, dass die entsprechenden Zeichen in der Inschrift zerstört sind.

lich". Räumen wir einmal die Möglichkeit ein, gut. Was soll denn aber dann mit der Lücke vor Rawlinsons *huzatam* werden? Soll sie einfach ignoriert werden? Das geht nicht an. Zudem ist die Zahl der angenommenen Verlesungen bei einem Wortfragment doch wirklich etwas hoch bemessen. Auch die für *šakaurim* vorgeschlagene Verbesserung halte ich für unzulässig. Das natürliche Gegenstück von *duškaram* wäre doch *<sup>h</sup>ukaram*, nicht aber *<sup>h</sup>ukārim*. Und ein Nom. act. *kāray-* ist überhaupt nicht nachweisbar, weder auf iranischem noch auf indischem Gebiet; s. noch unten Anhang.

Das ist klar: diejenige Herstellung der von Rawlinson gegebenen Lesung hat am meisten Anwartschaft für zutreffend zu gelten, die einen sinnvollen Text bei möglichst wenig Änderungen gewährt. Sicher falsch gelesen ist der erste Buchstabe des zweiten Wortfragments *h*. Die Neuausgabe schreibt . . *huzatam*. Dabei ist aber die orthographische Regel, dass *h* vor *u* niemals geschrieben wird, ausser Acht gelassen, ebenso wie D. 6 (= N<sup>Ra</sup>). 3 (25), wo trotz BB. 13, 70 die Lesung *humavarka* wiederkehrt. *h<sup>u</sup> v<sup>u</sup>* . . könnte nur *hauva<sup>u</sup>* gelesen werden, damit aber wäre nichts anzufangen. — Dass *šakaurim* ein Ungetüm ist, bedarf keines Beweises. Rawlinsons erste Lesung war *šabu* . . . Es liegt näher, den Fehler am Anfang als am Ende des Worts zu suchen. Ich schlage vor statt *š<sup>a</sup>k<sup>u</sup>* des ersten Worts *a* zu lesen und die Lücke (einschliesslich des *h<sup>a</sup>*)<sup>1)</sup> vor dem zweiten mit *d<sup>u</sup>ur<sup>u</sup>* auszufüllen. So gewinne ich die Lesung:

---

1) Wie gross die Lücke ist, wie viel Buchstaben sie etwa fasst, das wird von Rawlinson leider auch in seinen ergänzenden Bemerkungen\*) vom Jahr 1850 nicht angegeben.

\*) Note on the Persian Inscriptions at Behistan; Beilage zum Vol. 12 des JRAS. (OldS.). In der Neuausgabe 4 sind diese Bemerkungen nicht erwähnt.

Auch Foy scheint sie, als er seine Bemerkungen zu Bh. II 75, 89 in KZ. 35, 39 schrieb, nicht zur Hand gehabt zu haben. Sagt ja doch Rawlinson a. a. O. IV ausdrücklich: "the mutilated word . . consists of four letters". Wie das fragliche . . *šam<sup>u</sup>* zu ergänzen sei, wird bei der Dunkelheit des folgenden Worts und der Zerstörung des assyrischen und neusasischen Textes immer unklar bleiben; vgl. WZKM. 1, 223; 4, 173; BB. 13, 250. Die Ergänzung *šaxšma*, wie sie die NA. nach Oppert bietet, ist auch mit G<sup>Ir</sup>Ph. 1, § 86 a. E. nicht zu rechtfertigen.

*naiy a<sup>h</sup>urim naiy duruwa<sup>nt</sup>am zūra<sup>h</sup> akunavam.*

D. i. "Weder einem *Ahurabek*enner noch einem Anhänger der *Drug* habe ich Unrecht gethan".

Das Adj. *a<sup>h</sup>uray-*, mit *V<sub>1</sub>ddi<sup>h</sup>* gebildet, "zu *Ahura* gehörig" usw. findet sich auch im Awesta, und zwar als Attribut von *tkaēša-*, *daēnā-*, *nmāna-*, *dahiyuma-* und des Eigennamens *asti.gafya-* (Yt. 15. 28, so!). *duruwa<sup>nt</sup>*- aber ist das ap. Gegenstück des wohlbekannten *dragvant-* im ältern, *drvant-* im jüngeren Awesta. Ihre gemeinsame iranische Grundform ist *drugvant<sup>1)</sup>*. Ich gehe dabei von der Annahme aus, dass der im GIrPh. 1, § 275 fürs jAw. nachgewiesene Ausfall eines iran. *g* vor *y<sup>3)</sup>* auch im Ap. schon stattgefunden hat, und ver-

1) Vgl. Bthl. Gāṇās 12 No., KZ. 28, 2, AF. 1, 53; 3, 31. Weitere Litt. GIrPh. 1, § 268. 10. Dazu noch Tiele Godsdiens<sup>2</sup> 2, 146 No. 1. Neuestens scheint auch Geldner zur Erkenntnis seines lange hartnäckig festgehaltenen Irrtums gelangt zu sein. Denn während er in seinen KZ. 30 und BB. 15 veröffentlichten Gāṇa-Übersetzungen *dragvant-* noch mit 'Ketzer, ketzerisch' wiedergibt, bietet er GIrPh. 2, 30 zu Y. 45. 1 'satanisch', zu Y. 45. 7 'Satanmensch' dafür, was ich mit Rücksicht darauf, dass er für *drugim* zu Y. 48. 1, 33. 4 'Satan' bietet (KZ. 30, 524, BB. 15, 249), als ein Eingeständnis seines Fehlers ansehe.

Übrigens kann ich 'Satan', 'satanisch' oder 'Satanmensch' nicht als vollgiltige Übersetzungen von *drug-* und *dragvant-* billigen *drug-*. fem. (!) ist das dem *asa-* ntr. gegenüberstehende Prinzip und dessen Verkörperung, *dragvant-* der, der in der beiden währendem Kampf auf Seiten der *drug-* steht, im Gegensatz zu *asavan-*, also 'Partner, Anhänger, Genosse der *Drug*'. Wer *asa-* und *drug-* in den *Gāṇās* nicht alle Augenblicke anders übersetzen will, was doch bestimmt eine Verwischung ihres Inhalts im Gefolge hat, thut am besten, auf deren Übersetzung überhaupt zu verzichten. Kann man doch auch nur selten sicher sagen, ob der Begriff oder dessen Personifikation gemeint sei.

2) S. ferner ebd., § 194 No. 1, wozu noch Bloomfield AJPh. 17, 422. Mit dem das. 426 besprochenen ai. *etava-* deckt sich lautlich vollkommen genau der jAw. Eigenname *aētava-* Yt. 13. 123. Zu ai. *śatagvīn-* Adj. 'having a hundred cows' sei noch bemerkt, dass es mut. mut. dem Volks- und Landesnamen *ṡataguš* der altpers. Inschriften entsprechen dürfte; vgl. ai. (ved.) *saptagvī-* und (klass.) *śatagvī-*. Endlich mache ich noch auf jAw. *duyδō.vā-* aufmerksam, den Namen der Mutter *Zaraduštras*. Das Adj. *duyδō.va-* bedeutete etwa das nämliche wie das ai. *godūgh-* und verhält sich dazu wie ai. *iddhāgnay-* zu *agnīdh-*. [Eine ganz abweichende Anschauung über *ndavagva-*, *dāsagva-* trägt neuerdings Weber SberlAW.

weise dazu auf mp., np. *marv*, das ebenso wie jAw. *maurum* ein iran. \**margu*<sup>o</sup> voraussetzt, s. BB. 7, 188, IF. 5, 358 No. Wer das fürs Altpersische nicht gelten lassen will, wenn schon meines Erachtens kein irgendwie triftiger Grund dagegen vorgebracht werden kann, dem stelle ich anheim, anstatt meines *d<sup>ur</sup>ur<sup>ur</sup>t<sup>m</sup>* ein *d<sup>ur</sup>ur<sup>ur</sup>ug<sup>ur</sup>* . . oder auch *d<sup>r</sup>ur<sup>ur</sup>ug<sup>ur</sup>* . . (vgl. die Schreibung *k<sup>ud</sup>ur<sup>ur</sup>us* = *kudurus*, d. i. *durugu-vautam* einzusetzen. Sachlich wird dadurch nichts geändert.

Vielleicht gewinnt so die Anschauung, dass die persischen Könige Zoroastrier waren, eine neue Stütze. Bangs Meinung es müsste Ahriman in den altpersischen Keilinschriften genannt sein, wenn er den Persern bekannt war, ZDMG. 44, 533, wird von Jackson GIrPh. 2, 628 mit Recht bestritten, und zwar mit dem selben Argument, das ich schon ZDMG. 42, 157 geltend gemacht habe. Bangs Hinweis auf Bh. 4 (so!). 11, 17 (58 f., 78 f.) ist auch nicht stichhaltig. Man lese z. B. Y. 49. 1.

Anhang. Zu den Textherstellungen in der Neuausgabe der ap. Keilinschriften.

Bang hat IF. 8, 292 aus Anlass der Foysschen Herstellung unsres Textes in KZ. 35, 45 eine Reihe von methodologischen Bemerkungen an dessen Adresse gerichtet. Ich finde sie ganz gut und muss nur bedauern, dass Bang seine Grundsätze nicht schon bei der Veranstaltung der Neuausgabe geltend gemacht hat. Es wären uns dann manche böse Dinge erspart geblieben.

1. Ganz greulich ist z. B. die Ergänzung von Rawlinsons *m...<sup>a</sup>k<sup>a</sup>aur<sup>a</sup>* Bh. 1. 18 (86), — mit Raum für ein Zeichen zwi-

---

1895, 841 vor; *étagva-* wird dabei nicht berücksichtigt, auch nicht griech. ἐκατόμη, und die iranischen Wörter natürlich erst recht nicht.]

Weitere Beispiele für jAw. *v* aus iran. *gy* zu GIrPh. 1, § 275 sind:

1) *rava<sup>t</sup>.aspam* G. 5. 5, gleichbedeutend mit *ran<sup>ja</sup>t.aspam* ebd., 'die Rosse flink (machend, d. i.) laufen lassend'. *ravant-* ist Part. zu *rava-*, Praes. 20 (GIrPh. 1, § 141).

2) *drvâšca* Yt. 5. 93. Die Bedeutung von *drva-* ist ja freilich nicht sicher, doch steht es unter einer Reihe von Wörtern, die alle körperliche Gebrechen bezeichnen. Ich verbinde *drva-* aus ir. \**dru-gya-*, idg. \**dhrughyo-* mit an. *duergr*, ahd. *twerg* 'Zwerg', indem ich auf Noreen Urg. Lautl. 224, Brugmann Grdr.<sup>2</sup> 1, § 279. 2 verweise, und nehme es in der Bedeutung 'zwergenhaft, verkrüppelt'.

sehen  $m^a$  und  $k^a$ <sup>1)</sup> — zu *madyakāwā*, in Tafel 3  $m^a d^a y^a - k^a a u r^a a$  geschrieben. Bekanntlich kann  $d^a y^a$  niemals *dya* gelesen werden, sondern nur *daya*, für iran. *dā* aber wird nach bekannter Regel  $d^a i y^a$  geschrieben; damit jedoch würden wir für die Lücke drei Zeichen bekommen, das sind zwei zu viel. Was *kāram m. . kā<sup>h</sup>u wā* — Lok. Plur. Fem.; diese Lesung liegt doch am nächsten — *avākanam* bedeutet, wird kaum je zu ermitteln sein, da uns auch die Übersetzungen im Stich lassen. Vielleicht handelt es sich um einen militärtechnischen Ausdruck. Foys Herstellungs- und Erklärungsversuch in KZ. 35, 35 gilt mir aus mehr denn einem Grund für unannehmbar.

2. Sehr wenig gelungen ist auch die Ergänzung von Rawlinsons  $m^a . . m^a$  Bh. 4. 16 (76) zu *mazānam*. *mazāna*- soll wohl Part. Praes. Med. zur 'Wurzel' *maz-* 'gross sein' vorstellen? *mazānam* ist kein Wort. Steht  $m^a$  als erster Buchstabe fest, so würde ich, mit Berufung auf das Awestische, *maḍitam* als das nächstgelegene vorschlagen; die Bedeutung 'gross' ist ja durch die Übersetzungen gesichert. Ich bemerke dazu, dass ich die Übersetzung von *nika<sup>nt</sup>uv* Bh. 4. 17, dem Gegenstück von  $m . . m$  *kunautuv*, durch 'er soll zerstören' nicht für zutreffend erachte. *vi-kan-* 'auseinandergraben' ist 'zerstören', *ni-kan-* aber bedeutet 'ein-, vergraben'. Ich nehme das als Gegensatz von  $m . . m$  *kar-* 'μεγαλύνειν' im Sinn von 'obliterare, in Vergessenheit bringen'. Die assyrische Übersetzung hat *lirur*, bei Bezold 'er möge verfluchen'; die neusussische *rippišne*, bei Weisbach in der Übersetzung 'er möge verfluchen', aber nach dem Wörterbuch 'er möge zerstören'. Es ist wohl zu beachten, dass für *vi-kan-* die beiden Übersetzungen ganz andre Wörter geben als für *ni-kan-*. Das war es wohl auch, was Oppert *Le peuple et la langue des Mèdes* 184 veranlasste, für *nika<sup>nt</sup>uv* die Korrektur *ha<sup>n</sup>dasatur* vorgeschlagen: ein Wort freilich, das ich nicht verstehe.

3. An der Stelle *a<sup>h</sup>ura<sup>h</sup>mazdā yaθā uvaina<sup>h</sup> imām būmīm yu . .* D. 6 (NRa). 4 (32) ergänzt die Neuausgabe das letzte Wort zu *yudiyā*, d. i. Lok. Sing. aus *yud-* mit postponiertem *ā*. "Als *AhM.* diese Erde in Aufruhr sah" soll eine

1) Rawlinson sagt ausdrücklich: "there is only one character wanting in the word *makā'uwa*".

wortgetreue Übersetzung dieses Textes sein. Mir möchte vielmehr scheinen, dass der persische Text eine wortgetreue Übersetzung des deutschen ist. Wo haben die Herausgeber ein arisches Verbum für 'sehen' mit einem solchen Lokativ verbunden angetroffen, in einer Wendung, darin "die Form der Ortsbestimmung auf Zustandsbestimmungen übertragen ist" (Paul Deusch. Wb. 411a)?<sup>1)</sup> Da war Bangs Vorschlag in ZDMG. 43, 530 "*yu* . . möchte ich in *yustam* ergänzen, . . von *yuz*" schliesslich doch noch besser. Freilich müsste es *yustām*, mit *s* und mit femininem Ausgang, heissen. Den Fehler *s* statt *š* wird Bang wohl von Geldner KZ. 25, 560 mitübernommen haben, als er von ihm die Anregung zu seinem Vorschlag empfing. — Von Foys *yaudaiy* (KZ. 45, 51) gilt wesentlich das selbe wie von *yudiyā*. FrMüller WZKM. 7, 254 hatte *yausānām* vorgeschlagen, womit er wenigstens der Syntax gerecht geworden ist.

Das awestische Verbum *raēna-* 'sehen' zeigt, wenn das Gesehene als in einer Thätigkeit oder einem Zustand befindlich geschildert werden soll, ganz die selbe Konstruktion wie die altindischen und griechischen Verba für sehen, nämlich die Verbindung mit einem ergänzenden Partizip des Präsens; vgl. Delbrück Aind. Synt. 396, Kühner Ausf. Gramm. d. griech. Spr.<sup>2)</sup> 611. Vgl. Yt. 5. 68: *yaṭ spādēm pairi.avaēnaṭ dūrāt ayantēm rasmaoyō* "als er das Heer von fern her in Schlachtreihe anrücken sah", H. 2. 13: *yaṭ tum ainim avaēnoiš saočayača kərənavantēm* . . "wenn du einen andern . . treiben sahst und . .", P. 21: *yadā nā snaidiš asne niymatēm*<sup>2)</sup> *paiti.vaēnoit* "wie wenn ein Mann eine Waffe nahe (auf sich) herunterkommen sieht". Nur an einer Awestastelle finde ich eine andre Ausdrucksweise, nämlich Yt. 19. 34: *avaēnō xʷarəno fraēštō yō yimō* . . *brasaṭ*<sup>3)</sup> . . *ašatō dēuš.manahyaiča*

1) An der Stelle Y. 43. 5: *hyaṭ θivā anōhəuš zaḡdōi darəsəm paourvīm* sind die Beziehungen des Verbs *darəsəm* zum Lokativ *zaḡdōi* ganz andre. Ich verweise auf die Übersetzungen von Geldner KZ. 30, 318, Darmesteter ZA. 1, 180 und Mills Gāthās 160; die Pü. ist ganz ungrammatisch.

2) ASn. zu *ni-ymant-*, mit thematischem Ausgang. Die Pü. der Stelle hat uns Darmesteter leider nicht mitgeteilt.

3) Inkoh. zu ai. *bhramati*, *bhrāmyati*. Wir befinden uns so im Einklang mit der Sage, nach der *Jamšēd*, als er sein Reich an



*hō staratō nidarat*<sup>1)</sup> *upairi zam* d. i. "als *Yima* die Herrlichkeit entweichen sah, begann . . (er) betrübt umherzuirren<sup>2)</sup> und, der Feindseligkeit (sua. seinen Feinden) erlegen, hielt er sich verborgen<sup>1)</sup> auf der Erde". Hier haben wir an Stelle des ergänzenden Partizips einen ergänzenden Infinitiv; *istō* ist Infinitiv zu der in *radōišəmnam* (s. S. 148 No.) sowie in ai. *īšate* 'er eilt'<sup>3)</sup>, an. *aísa* 'sich rasch vorwärts bewegen' und griech. οἶσα enthaltenen Basis<sup>4)</sup>. Die nämliche Doppelheit der Konstruktion zeigen die Verba der Wahrnehmung bekanntlich im Lateinischen, wo ebensowohl *video puerum exire* als *video puerum exeuntem* gesagt werden konnte; vgl. Draeger Hist. Synt. d. lat. Sprache 2<sup>3</sup>, 381; 788; Kühner Ausf. Gramm. der lat. Spr. 2, 519, Schmalz Lat. Gramm.<sup>3</sup> 311.

Mein Vorschlag geht dahin: *a<sup>h</sup>ura<sup>h</sup>mazdā yaθā avainā<sup>h</sup> imām būmīm yauda<sup>nt</sup>īm* zu lesen, d. i. "als *AhM.* diese Erde

*Zahhāk* verloren, zunächst zehn Jahre lang umherirrte; s. Windischmann Zor. Stud. 36. Vgl. noch die folgende No.

1) Vgl. ai. *adāraya<sup>h</sup>* Bh. 2. 3, 3. 5, ebenfalls mit intrans. Bedeutung 'er hielt sich auf'. Die Bildung eines mit *dārayat* gleichbedeutenden *dārat* ist dem häufigen Nebeneinander von gleichbedeutenden Präsentiis auf *-aiti* und *-ayaiti* bei gleicher Wurzelform zu danken, wie *hačaiti* — *hačayeiti* usw.; s. GlrPh. 1, § 145, 151 und auch mein AirWb. zu *tap-* No. 1. Zur Sache s. Firdusi ed. Vullers 1, 34 V. 202 f.: *nihān gašt . . ču šad sālaš andar jīhān kas nadīd*.

2) Siehe Note 3 S. 133.

3) Die dem Verbum im PW. beigelegten Bedeutungen 'ent-eilen, fliehen' kommen ihm nur in der Verbindung mit Ablativ zu.

4) Für Darmesteter ZA. 2, 624 ist *fraēštō*, weil *fraēštānōhō* zu Y. 49. 8 mit *framān pat* gegeben wird, 'le commandeur'. Gleichwohl gelangt er zur nämlichen Übersetzung wie ich: "lorsque (le commandeur) *Yima* . . vit disparaître sa gloire . .". *avaēnō* kann ja natürlich ebensowohl 'nicht sehend', als 'ansehend' (vgl. Y. 30. 2, 46. 2) bedeuten. Aber 'etwas nicht sehen' und 'etwas verschwinden sehen' ist doch nicht ganz das selbe. — Geldner 3 Yt. 19, 24 nimmt *fraēštō* als NSm. des PPtP. und übersetzt: "Der Herrlichkeit bar wurde vertrieben . . *Yima*". Ich bezweifle, dass *avaēnō* die Bedeutung 'bar', und bestreite, dass *fraēštō* als PPtP. die Bedeutung 'vertrieben' haben konnte. In der Verbindung mit *pra* bedeutete das (ar.) Verbum vielmehr 'ausschicken, entsenden'; vgl. ai. *prā vācam induh īṣyati* RV. 9. 12. 6, *prā . . dūtām iva vācam īṣye* 4. 33. 1, *tā (āpah) adravann . . devāpinā prēṣitā . .* RV. 10. 98. 6, usw.; ferner *pasāva<sup>h</sup> adam kūram . . frāṣayam abīy . .* Bh. 3. 1 (und oft); endlich mp. *frēštak*, np. *firēšta*, *firišta* 'Bote' (Hübschmann Pers. Stud. 84, Horn GlrPh. 1 b, 25 (5 a).

in Aufregung geraten sah". Man halte dazu Yt. 13. 95: *iḍa apam miθrō . . fraḍat̐ fratamatātō dahyunam yaozaintišca* (näml. *daiñhūš*) *rāmayeiti*. Schon Geldner a. a. O. hat auf die Stelle aufmerksam gemacht.

4. Zu Bh. 2. 11 (61 f.) bietet die Neuausgabe folgenden Text: *thuravāharahya | māhyā | iyamanam | patiṃ | anathā-ṣam | hamaranam | kartam* mit der Übersetzung: "Im Monat Th., am Ende war es, als ihnen die Schlacht geliefert wurde". Hier hat die Neuausgabe allerdings nichts ergänzt. Wer ihr aber traut, wird erst recht irre gehen.

Zwischen dem 'Wortteiler', der in den Bh.-Inschriften bekanntlich den Wortanfang markiert, und dem *i*-Zeichen des dritten Zeichenkomplexes befindet sich auf dem Stein eine Lücke von der Breite, wie sie ein Buchstabe einnimmt; s. Rawlinson zur Stelle "The 4th character in this line is entirely lost, and the word to which it belongs . . I am unable to restore it". Die Herausgeber unterlassen jeden Hinweis auf das Vorhandensein der Lücke, sie nehmen *iyamanam* als ein vollkommen erhaltenes Wort und schreiben ihm die Bedeutung 'Ende' zu. Wie diese herauskommen soll, vermag ich nicht zu sehen. Die von Oppert vorgeschlagene Ergänzung *xšiyamanam* — zuletzt bei Foy KZ. 35, 39 — ist zu lang und führt zudem nicht einmal zu der gewünschten und nach den Übersetzungen notwendigen Bedeutung 'Ende'. Das Wort könnte doch nur ein Part. Praes. Med. in der Bedeutung 'schwindend' sein. Wir brauchen aber ein Substantiv. Das zwingt uns, *ana-m* als Suffix abzutrennen, *m* also zur 'Wurzel' zu ziehen.

Ich fülle die Lücke vor dem Wortbruchstück mit dem Zeichen *n* aus. So bekomme ich *ni-yamana-m* zum V. *yam*-, eig. 'Niederhaltung, Einhalt'; der Weg von da zu 'Beendigung, Ende' scheint mir ohne Schwierigkeit gangbar. Vgl. zum Bedeutungsübergang ai. *nīdhāna-* n.

Eine Vermutung übrigens, auf die mich die Stelle V. 5. 8 gebracht hat, möchte ich doch nicht unterdrücken. Es steht hier: *aθra adāt̐ frajasaiti baxta adāt̐ niḡasaiti* d. i. "es sind die Bestimmungen des Schicksals, die hier (sva. bei ihm) sich vollziehen und ihren Abschluss erreichen". Die Bedeutung von *niḡasaiti* an dieser Stelle und die des np. *faržām*, das auf iran. \**fraḡama-* zurückweist, lassen mir die Vermutung nicht als eine besonders gewagte erscheinen, es könnte in dem ap. Wort *y*<sup>a</sup>

verlesen oder verschrieben sein für  $j^a$ , so dass wir also *nija-manam* hätten. Die Zeichen  $y^a$  und  $j^a$  unterscheiden sich ja nur durch die Anordnung des wagerechten Keils und  $iy^a$  ist eine sehr geläufige Verbindung, während für die von  $i$  mit  $j^a$  nur wenig Wörter Anlass geboten haben können. Das kann ebensowohl den Leser als den Schreiber zum Entgleisen gebracht haben.

5. Ein ähnliches nur noch gewaltsameres Verfahren haben die Herausgeber bei ihrer Herstellung von Bh. 4. 10 (Zeile 54) eingeschlagen. Sie schreiben hier: . . . . . nuram | thuvām | varnavatām | tya | manā | kartam | avathā | *avahyarādiy* | mā | apagaudaya. Nun lese man aber Rawlinsons Note zur Stelle, JRAS., OldS. 10, LXI "On the left hand of the fissure . . the writig is entirely destroyed, and I cannot restore, even conjecturally, the word of three or four letters which intervenes between *awathā* and *avahyardīya*". Die Lücke mit Raum für ein Wort von drei oder vier Buchstaben ist in der Neuauflage glatt verschwunden. Ich verweise zur Herstellung der Stelle auf KZ. 29, 585; 33, 421; 35, 34.

6. Der Gipfel der Selbständigkeit gegenüber den Mitteilungen derer, die die Inschriften sicher mit eignen Augen gesehen haben, erreichen die Herausgeber in der grossen Suez-Inschrift Sz c (D. 17). In § 3 bietet hier die Neuauflage folgenden Wortlaut:

*tya* | hacā | pārsā | aitiy | iyam | yuviyā | *akāniy* | pasā-  
va | adam | niyaštāyam | ut . . . . . āyatā |

Ich frage mich vergeblich, auf welchem Weg denn Weissbach und Bang zu diesem Text gelangt sind. Haben sie die Inschrift selber eingesehen oder konnten sie neuere und zuverlässigere Mitteilungen über deren Wortlaut benützen, als die von Menant und Daressy in Recueil de Trav. Vol. 9 und 11? Auch im GIrPh. 2, 59 finde ich darüber keine Andeutung, und doch wäre eine Aufklärung des Sachverhalts dringend erwünscht, nicht zum wenigsten auch im Interesse der Herausgeber selbst.

97. jAw. *aēta*- m., *aētā*- f., *aētahmāyav*- Adj. :  
griech. οἶτρος (usw.).

1) Zu Anfang des 5. Kap. des *Frahang* (WZKM. 14. 196) lesen wir:

*fkæšō : frahist yāδ datastān; apē ast ku datawar.*

D. h. "*fkæšō* bedeutet meist 'Richterspruch', es gibt aber auch Stellen für die Bedeutung 'Richter'". Und nun wird als Beleg für die seltenere Bedeutung zitiert:

*kō asti fkašō vīśdatō* (Var. *vīśdatō*)? *yō aēta pairi arəθra frazanaiti.*

Die Übersetzung dazu lautet:

*katār ast datawar i akāsdāt? kē [hæč]<sup>1)</sup> an datastān hæč srar apē frač dānēt.* (Es folgt eine längere Erläuterung, deren Wortlaut offenbar verderbt ist; vgl. West SBE. 37. 64 No., Darmesteter ZA. 3, 23.)

Es ist klar und wird auch von der Tradition bestätigt, dass *aēta* an dieser Stelle nicht als irgend eine Kasusform des farblosen Pronomens *aēta*- 'dieser' genommen werden kann. Wie Darmesteter a. a. O. sich den Satz zurecht gelegt hat — er übersetzt "qui voit la décision à rendre en tel cas" —, ist mir nicht klar geworden.

2) In Y. 8. 4 = N. 71 (Bombayer Ausg. 148a) steht: *yasča aētaēšqm mazdayasnanqm pərənāyunqm aiwi.zū-zuyanqm imq vačō nōit vīsaite* (so N.) *framrūite aētqm ā yātumanahe jasaiti.* D. i. "Wer von den mündigen Mazdayasnern, wenn er dazu aufgerufen wird, sich weigert<sup>2)</sup> diese Worte<sup>3)</sup> aufzusagen, . . ."

Die Pū. ist leider gerade an der entscheidenden Stelle undeutlich, . . . *ak<sup>4)</sup> i yātūkīh rasāt*, erläutert: *kuš daxšak ē i taštīk pataš padtak bavāt.* Das erste, für *aētqm* stehende Wort zeigt sich in den Varianten: an n dd dn da (bei Spiegel), an b d dan da (N. 71 H.) und an b n d dan da (N. 71 T.). Sicher scheint mir, dass das Wort auf *-īh* ausgeht, also ein Abstraktum ist, wahrscheinlich ein solches aus *-išnīh*. Die Sū. hat *taṃ sā rākṣasi prapnuyāt*: was weder zum awestischen Text noch zu dem der Pū. stimmt. Wie ganz unmöglich es ist,

1) Zu streichen.

2) S. oben S. 115 zu N. 13 mit N. o.

3) Nämlich *aməša spənta* usw., Y. 8. 3.

4) Für *ā*, s. oben S. 114. Der Glossator und Sū. haben das Wort für das Demonstrativ genommen. Mp. *āk* : jAw. *āča* (Y. 57. 3, 68. 9, Yt. 10. 58, 77—78<sup>4</sup>, V. 3. 35; s. auch PW. 1, 604, wozu jedoch RV. 1. 164. 31, Yt. 8. 54, 14. 47 zu vergleichen) = mp. *frāk*, np. *farā* : mp. *frāč*, np. *farāz* oder = np. *bā* : *bāz* 'zu'.

*aētqm* als Pronominalform zu fassen, kann am besten Darmesteters Erklärungsversuch, ZA. 1, 77 verdeutlichen.

3) An zwei Stellen in V. 15 finden wir *aētahmāyus*: V. 15. 10 und 21 (= 25, 28, 31, 34, 37, 39, 42). Es wird beide Male mit *paiti* und Akk. konstruiert. An ersterer Stelle steht:

*yeziča aēša yā kaine mašyānqm parō fšarēmāt tarō daxštēm parāiti tarō apēmča urvarēmča aētahmāyus paiti varšta šyaoθna.* D. i. "Und wenn das Mädchen aus Scham vor den Menschen heimlich die Regel (wieder) hervorruft, heimlich durch Wasser und Kräuter, . . .".

Die Pū. gibt für die letzten Worte: *pa ōi kunišn varz apar vinās. apar vinās* ist offenbar erläuternde Glosse. Dem *aētahmāyus paiti* entspricht *pa ōi*.

An der andern Stelle lesen wir:

*yō hē anhaṭ nazdištēm nmānēm uzdasta* (oder *yō aētēm uštrō.stanēm uzdasta* usw.) *aētahmāyus paiti harəθrēm.*

D. i. "Wer sein Haus am nächsten davon gebaut hat, . . .".

In der Pū. wird der Schluss so gegeben: *aš* (oder *hačaš*) *pa ōi apar sardārīh.* Also auch hier scheint *pa ōi* für *aētahmāyus* zu stehen.

Die auf Grund der Pū. für *aētahmāyus* von Spiegel vorgeschlagene Erklärung lautet: "Die seltsame Form *aēt°* kann ich mir nicht anders erklären, als dass an den Dativ *aētahmāi* die Endung *-us* angetreten sei," Komm. 1, 250. Wers versteht, mag glauben. Darmesteter übersetzt an erster Stelle: "c'est un péché qui vaut sa [première] faute", an zweiter: "c'est à lui de l'entretenir". Geldner KZ. 25, 194 f.: "so ist sie der Sünde schuldig" und "der ist zu ihrer Wartung verpflichtet". Eine Erklärung haben beide nicht zugefügt.

Ich sehe in *aēta-*, das auch in *aētā-* enthalten ist, einer haplogologischen Kürzung aus *aētata-*, das genaue Gegenstück des griech. οἶρο-c.

Das griech. οἶρος 'Loos, Geschick' (bes. unglückliches) wird gewöhnlich dem ai. *éta-* Adj. gleichgestellt, dem Grassmann die Bedeutung 'eilend, dahinschiessend' zugesprochen hat. Der Letzte, der die Gleichung bringt, ist Brugmann Griech. Gramm.<sup>3</sup> 201. So auch Prellwitz Etym. Wb. 220 u. a., sowie Hirt Idg. Akz. 270, wo die Erklärung gegeben wird: "griech. οἶρος 'Geschick', ai. *étas* 'eilend', eigentlich wohl 'die Eile'". Aber die Grassmannsche Bedeutungsbestimmung des ai. *éta-*

verdanken wir lediglich seinem Bestreben, eine Etymologie des Worts zu gewinnen. Dabei ist aber eine entscheidende Tatsache ausser Acht geblieben: die Femininalbildung des Adjektivs. Nur solche Adjektiva auf *-ta-* haben das Feminin auf *-nī-*, die eine Farbe bezeichnen; vgl. Pāṇini 4. 1. 39, Benfey Vollst. Gramm. § 689. 4, Whitney Gramm.<sup>2</sup> § 1176 d; s. auch jAw. *spaṭṭinī-* neben *spaṭṭita-*, GlrPh. 1, § 207. 2. Also muss sich eben auch *éta-*, dessen Feminin *énī-* lautet, auf eine Farbe beziehen, und die indischen Gelehrten waren ja auch nie im Zweifel darüber, dass dem so sei. Uhlenbeck EtWb.AiSpr. 35 ist mit Recht zur alten auch im PW. vertretenen Bedeutung 'schimmernd, schillernd' zurückgekehrt. Dass aber von dieser Bedeutung zu der des griech. *oīroc* keine Brücke zu schlagen ist, unterliegt keinem Zweifel.

Der erste Gelehrte, der sich nach dem Erscheinen von Grassmanns Wörterbuch über *oīroc* geäußert hat, ohne in dessen Kielwasser zu schwimmen, war Bezzenberger; er verbindet BB. 4, 323 griech. *oīroc* mit josk. *aeteis*. Ihm schliesst sich jetzt Osthoff an, BB. 24, 209. Ich halte diese Zusammenstellung für richtig und füge noch eben jenes jAw. *aēta* hinzu.

Die Grundbedeutung des idg. *\*oīto-* m. ist 'Teil, Anteil'. Die Bedeutungsentwicklung, die das Wort im Griechischen genommen hat, bedarf keiner Erläuterung. An der oben unter 1) zitierten Avestastelle nehme ich *aēta* als Akk. des Dualis und verstehe darunter 'die beiden Anteile', die auf den, dessen That vor Gericht gezogen ist, auf Grund eben dieser That entfallen, ihm gebühren, d. i. 'Schuld und Strafe'. Die Wiedergabe von *aēta* in Pū. mit *dātastān* ist ja dann nicht genau, sie liegt aber auch nicht weit ab.

Ich übersetze danach jene Stelle so: "Wer ist ein erle-sener Richter?" 'Wer Schuld und Strafe aus der Verhandlung zu ermitteln weiss.'" Die Pū. besagt: "Wer ist ein gesetz-eskundiger Richter?" 'Wer das Urteil auf Grund des Verhörs zu schöpfen vermag.'"

Das in Pū. durch *akasdāt* gegebene Epitheton von *ṭkaēšō* ist in beiden Handschriften verderbt. In *viviśdatō*, beide Male mit dem Anfangs-*v*, liegt offenbar nur eine versehent-liche Doppelschreibung der ersten Silbe vor. Der Kodex, auf dem sowohl M 6 als K 20 beruhen, hatte also *viśdatō*. Ich denke mir, dass dessen Schreiber *viśatō* vor sich hatte,

das mit dem *s*-Zeichen Nu. 44 der Tabelle in GIrPh. 1, 161 geschrieben war; vgl. *šatō* in Pt 4, J 2, K 5 zu Y. 60. 11 und in Pt 4, J 2 zu Y. 72. 29; s. dazu GIrPh. 1, § 90, 2. Ich stelle *višatō* aus ar. \**vi-kīātō* mit mp. *vičitak*, np. *gu-zīda* aus ar. \**vikit*<sup>o</sup> zusammen; vgl. Hübschmann Arm. Gr. 1, 248<sup>1</sup>). Danach habe ich oben übersetzt<sup>2</sup>).

*arəθra*: ist als juristischer Ausdruck mit *arəθahe* F. 27 b (Pü.: *dātastān sax'an*), *arəθavanō* ebd. (Pü.: *dātastān-ōmand*), *arəθyanqm* Yt. 11. 5 (Pü.: *dātastān*) und *arəθamat* Yt. 12. 7 zusammenzuhalten. Unter *sra*v, womit *arəθra* übersetzt wird, — bei West SBE. 37, 64 (und sonst) 'state-ments' —, verstehe ich die vor Gericht gemachten Angaben des Beschuldigten und der Zeugen oder auch der Parteien und der Zeugen.

*aētā*- an der zweiten Stelle, nehme ich, wie schon erwähnt, für \**aitatā*-, das ich mit 'Strafbarkeit' übersetze. Zur Bedeutungsentwicklung 'Teil' — 'Strafe' vgl. unter 'nun hat er sein Teil' usw., Heyne Wb. 3, 951. Dass das Wort ein Abstraktum ist, scheint auch der Pü. gesehen zu haben, s. oben. Die Verbindung des Verbuns *gam*- mit dem Akkusativ eines Abstrakts ist vom Altindischen her hinreichend bekannt.

Sonach übersetze ich den Schluss von Y. 8. 4: "... der verfällt in die Strafe dessen, der sich mit Zauberei befasst". Vgl. Pü.: "Zu ... hin der Zauberei soll er kommen".

*aetahmāyus* an den unter 3) aufgeführten Stellen zerlege ich in *aēta*- + *māyav*- Adj., d. i. eigentlich 'seinen Anteil, sein gebührend Teil abmessend, abzählend' sva. 'schuldig' und zwar a) einer That, d. i. dafür 'verantwortlich', b) einer Leistung,

1) Es besteht ja freilich die formale Möglichkeit, das jAw. *višata*- dem ai. *vikhyāta*- 'berühmt' gleichzusetzen; die Wahrscheinlichkeit dieser Gleichung deutet mir aber sehr gering in Anbetracht dessen, dass das ai. Verbale sonst im Iranischen ganz unbekannt ist. Zu Spiegel Ar. Periode 97 vgl. Bthl. ZDMG. 42, 157, Wackernagel AiGr. 1, 209.

2) Darmesteter ZA. 3, 23 schwankt, ob er *vivišdātō* für eine lautliche Veränderung von \**vivid-dātō* oder für 'une faute de copiste pour *viduš-dātō*' nehmen soll. Letzteres stünde mit der Pü. trefflich im Einklang, ist aber schwer mit der Überlieferung zu vereinbaren. Auch wird ja in der Antwort das Schwergewicht nicht in die Kenntnis des Gesetzes gelegt, sondern in die Erkenntnis des Sachverhalts. Die andere Annahme bei Darmesteter ist schauerhaft.

d. i. dazu 'verpflichtet'. Den Schluss von V. 15. 10 übersetze ich sonach: ". . so ist es (das Mädchen) für die begangenen Thaten verantwortlich" — hier ist *aētahmāyus* NSf. —, den von V. 15. 21: ". . der ist zur Wartung verpflichtet". Den Sinn der Stellen hat also schon Geldner wesentlich richtig wiedergegeben.

Zu dem anscheinend unberechtigten *h* in *aētahmāyus* verweise ich auf ai. *askṛta* neben *akṛta*, Bthl. GrPh. 1, 33 zu 4a; d. h. ich halte dafür, dass *h* auf Nachbildung des regelmässigen Wechsels von *m-* mit *hm* in jenen Fällen beruht, da idg. *sm-* zu Grunde liegt. Man könnte ja freilich zur Umgehung dieser Annahme einen Stamm *aētah-* neben *aēta-* ansetzen, aber die bequemere Erklärung ist keineswegs immer die bessere. Und so meines Erachtens auch hier nicht.

#### 98. Absolutivbildung im Awesta.

Bei der Besprechung der ersten beiden Bände von Delbrücks Vergl. Syntax im Literaturbl. f. germ. u. roman. Philol. 1899 habe ich Sp. 334 darauf aufmerksam gemacht, dass die altindische Absolutivbildung auf *-am* sich auch im Iranischen nachweisen lasse, also höheres Alter beanspruchen dürfe, als Delbrück ihr zubilligen wollte. Ich habe dort den vedischen Satz: *ṛcā kapótam nudata praṇódam* RV. 10. 165. 5 mit dem awestischen: *yaṭ . . mašyāka . . vohunīm vā tāčayeinti frašaēkəm vā frašinčanti* Yt. 14. 54 verglichen. Man wird zugestehen, die Satzfügungen *kapótam nudata praṇódam* und *vohunīm frašaēkəm frašinčanti* stehen einander völlig gleich. Da nun *praṇódam* und *frašaēkəm* sich auch der Bildung noch durchaus decken, so wird notwendig, wer *praṇódam* ein Absolutiv nennt, diese Bezeichnung auch für *frašaēkəm* gelten lassen müssen.

Eine zweite derartige Bildung findet sich Yt. 8. 42: *kada*

---

1) Im Jahresber. Germ. Philol. 21 (1899), 11 berichtet Bethge darüber in einer Weise, dass ich zweifeln muss, ob er denn die Besprechung auch wirklich sorgfältig gelesen hat. Wegen griech. *vuóc* möge er jetzt Brugmann GrGr.<sup>3</sup> 367 mit No. nachsehen, vielleicht vermag er sich dann zu überzeugen, dass auch ich schon über das Verhältnis von *vuóc* zu ai. *snuṣā* nachgedacht habe, wohl noch eine Weile früher als er selbst.



*xā aspō.staoyehiš apqm ʔžārqm aiwiʔžārəm* "wann werden die Wasserquellen stärker als ein Rossleib herzu(fliessend) fließen?". *apqm* ist von *xā* abhängig zu machen, wie Yt. 8. 5, Y. 42. 1, V. 13. 51 zeigt; schon darum also ist z. B. Geldners Übersetzung KZ. 25, 473 falsch. Dagegen hat Geldner ebd. 476 richtig *ʔžārqm* fürs Verbum in Anspruch genommen; es ist 3. Plur. Konj. Akt. wie *dnahqm* (GIRPh. 1, § 303, 7). Die Stelle hat insofern mit den beiden zuvor zitierten grosse Ähnlichkeit, als auch hier das Absolutivum mit dem Verbum finitum des Satzes zur selben Basis gehört; s. dazu Pāp. 3. 4. 46.

Ganz ebenso ist drittens *upa.skanbəm* gebildet, V. 8. 10: *dva dim nara isōide [vizōištqm vizvārəntqm] mayna anaiwi.vastra zəmōištve vā zarštve vā upa.skanbəm vičičaešva dim paiti aiñhā zəmō nidaīdyqn* "zwei Männer [regsame, tüchtige] sollen nackt, unbekleidet, indem sie ihn (den Leichnam) an (mittelst) Lehmziegeln oder Steinen fest machen, ihn über einer Kalkunterlage auf der Erde hinlegen".

Ich bemerke Folgendes zur Erläuterung der Stelle: Die Neuausgabe setzt hinter *vičičaešva* eine Interpunktion. Abgesehen davon, dass der Satzban dadurch zerrissen wird, bekämen wir so als erstes Wort des Satzes hinter dem Kolon ein Enklitikum *dim*: was selbstverständlich nicht möglich ist. Auf die traditionelle Abteilung darf man sich hier umsoweniger berufen, als in Pū. das Wort *vičičaešva* ausgelassen ist; die Ordner der Texte wussten eben desshalb nicht, ob sie das nach Pū. überschüssige *vičičaešva* zum vorhergehenden oder zum folgenden Sätzchen zu ziehen hätten.

Die in [ ] eingeschlossenen Worte halte ich für glossematisch. Pū. hat: *zēnāvandtum*<sup>1)</sup> (*tuxšāktum*) *apē paktum* (*frahaxtaktum pa an kār*). Nach diesen Übersetzungen und Erläuterungen habe ich mich oben gerichtet. *vizōišta-* ist danach Superlativ zum ai. Verbum *hinōti*, aus \**yi-žha(ḡ)iš-tha-* hervorgegangen und zusammengehörig mit *zaēniš*, *zānibudrəm*, *zaēnawha* (NS. aus \**ṇhan-*), *zaēnawuhantəm*, *zāma* (Y. 44. 5), *zāmanō*, die alle entsprechend übersetzt und

---

1) So ist das Wort zu lesen und nicht *zivānd*<sup>o</sup>, wie Darmesteter, oder *ziv-hāvand*<sup>o</sup>, wie Mills Gathas 190 will. Peshutan umschreibt zu *Handarz i anōšakruvān Xvasrav* 2 f. ganz richtig *zīnāvand*; s. auch Salemann Mél. As. 9, 242.

glossiert werden. Über *vizcarəntəm* weiss ich nur das eine zu sagen, dass es mir wegen seines *zv* (s. GrPh. 1, § 74) überaus verdächtig erscheint.

*nīdaiḍyaṇ* ist Infinitiv, abhängig von *isōiḍe*; vgl. *isaētu mē yaozdāitīm* V. 8. 100 und GrPh. 1, § 255, 2. Die Bet-tung der Leiche auf Kalk hat den Zweck, die Verunreinigung der Erde durch absickernde Flüssigkeit zu vermeiden; ihre 'Festmachung' mittelst Steinen usw. soll die Verschleppung durch Hunde und Vögel verhindern, s. V. 6. 46.

Die Wiedergabe von *upa.skanbām* in Pti. durch *apar ō katak* halte ich für ganz verfehlt und wertlos.

Als viertes Beispiel reiht sich *anaēšām* an, V. 8. 100: *īda tanūm iristāhe ava.hišta anaēšām manō anaēšām vačō anaēšām syaoḍnām*, d. i. "Ich bin da auf einen Leichnam gestossen, ohne dass ich (danach gestrebt, sva.) etwas dazu gethan hätte in Gedanken, in Wort und in Werk". Zur Komposition des Absolutivs mit der Negation verweise ich auf ai. *ānapēkšam*, *āparivargam*, *anavānam* u. a.

Dazu stelle ich endlich fünftens das nichtkomponierte *jum* (d. i. \**jivəm*, GrPh. 1, § 268, 25) Yt. 5. 63: *yezi jum frapayemi aoi zəm ahuraḍatəm* d. i. "(tausend *Zaoḍrās* will ich dir bringen . .,) wenn ich lebend hingelange zur *Ahura*-geschaffenen Erde". Im Aind. ist das entsprechende *jivam* in der Komposition mit *yavat* — *yavajjivam* — häufig belegt; vgl. Pāṇ. 3. 4. 30<sup>1)</sup>.

Die beiden letztangeführten Beispiele scheinen sich freilich in einem Stück von den entsprechenden indischen Formen zu unterscheiden. Delbrück AiS. 401 schreibt nämlich: "Das Absolutivum auf *am* habe ich nur komponiert gefunden. Das vordere Glied des Kompositums bilden dabei gewöhnliche Präpositionen, bisweilen auch Nomina"; s. auch VglS. 1, 604. In *anaēšām* aber ist das Absolutiv (bloss) mit der Negation komponiert, während *jum* ganz selbständig gebraucht erscheint. Ist aber Delbrücks Aufstellung richtig?

Allerdings ist vor den belegbaren *am*-Absolutiven des Aind. — es gibt deren etwa hundert verschiedene — weitaus

---

1) Bei Whitney Wurzeln fehlt die Form. Er hat sich durch den Akzentfehler im grossen PW. (°*jivām*) verleiten lassen, das Wort unter die *Avyayībhāva*'s zu stellen, Gr.<sup>2</sup> § 1313 c.

der grössere Teil, mehr als neunzig Prozent in der Weise komponiert, wie Delbrück angibt. Es bleibt aber doch ein Rest, über den man sich nicht einfach hinaussetzen kann. Whitney Gr.<sup>2</sup> 995b drückt sich anders hierüber aus: "No uncompounded examples are found in the older language, and extremely few in the later". Wenn man aber unter "ältere Sprache" die Sprache in *Veda*, *Brāhmaṇa*, *Upaniṣad* und *Sūtra* versteht, wie Whitney Wurzeln VI sie definiert, so ist jene Angabe auch nicht ganz richtig.

Bei Whitney Wurzeln werden folgende Absolutiva als ausserhalb der Zusammensetzung vorkommend verzeichnet:

*ōṣam*, *dhyāyam*, *móham*, *smāram*, *leham*, *lopam*;

die letzten beiden in den Nachträgen.

Ich bin leider nicht in der Lage für alle diese Beispiele den Fundort festzustellen. So nicht für *mókam*, das in den *Brāhmaṇas* enthalten sein soll, ich finde nur *vimókam*. Ferner nicht für *leham*, das ich nur in *kṣīraleham* kenne. Wo *dhyāyam* und *smāram* allein stehen, weiss ich auch nicht; aber in Doppelsetzung, als *āmredīta-*, sind sie in den Wörterbüchern nachgewiesen. Sie kommen also, wenn schon komponiert, so doch in anderer Weise komponiert vor, als Delbrück sie für die Absolutivbildung als allein zulässig bezeichnet, und die Art, wie sie komponiert sind, setzt doch eigentlich die Möglichkeit ihres selbständigen Gebrauchs voraus. Das gleiche gilt noch für *darsam* und *śravam*, die bei Whitney Gr.<sup>2</sup> § 996c aufgeführt werden. Pāṇini 3. 4. 22, 24 erlaubt *bhojaṃbhojaṃ vrajati*, aber auch *agre bhojaṃ vrajati* zu sagen.

Die Absolutiva, die ich in selbständiger Verwendung, ausserhalb jeder Komposition nachweisen kann, sind *ōṣam*, *lopam* und, was Whitney nicht anführt, *chedam*, *śamsam*. Die letzte Form findet sich Śāṅkh. Śr. 18. 16. 2 (4, 57). Für *lopam* verweise ich auf Boehtlingks Wörterbuch; nach Whitney Wurzeln 251 ist es auch in der *Sūtralitteratur* belegt. *ōṣam* steht ŚBr. 2. 2. 4. 5, freilich in einem Zusammenhang, der uns grosse Vorsicht auferlegt: *ōṣaṃ dhayēti tātaḥ śādhayaḥ śā-mabhavaṃś tasmād śādhayo nāma*. Mit *ōṣaṃ dhaya*, nach Sāyaṇas Kommentar *sva. pakvaṃ kṛtvā pība*, soll das Wort *śādhayaḥ* etymologisch erklärt werden. Auf *chedam* endlich hat Ludwig Rigveda 4, 6 verwiesen. LSS. 8. 5. 4 steht in der Ausgabe der Bibl. Ind.: *yatra stambā vṛkṣā vā bahulā*

*jātāḥ syus tāms̄ chedan derayajanam kuryuḥ*. Der Kommentar erläutert *chedan* mit *chitrā* (*chitrā*), und ich meine ganz mit Recht, wenn schon es nicht gewöhnlich ist, dass der Sandhi -n für -m vor Dentalen auch in der Schrift zum Ausdruck kommt; s. aber Bthl. BB. 15, 50, Wackernagel AiGr. 1, 333.

Aus dem angeführten Material ergibt sich jedenfalls soviel, dass die *am*-Absolutiva im Indischen ohne zusammengesetzt zu sein zwar selten gebraucht wurden, aber doch nicht durchaus unüblich waren. Wir haben also kein Recht, denselben Gebrauch im Altiranischen als von vorn herein unmöglich oder unwahrscheinlich zu bezeichnen, ganz abgesehen davon, dass ja eine Erscheinung auf dem einen Sprachgebiet ganz geläufig sein kann, die auf dem andern gänzlich unerhört ist.

Eine zweite Art awestischer Absolutivbildungen stellt sich äusserlich als maskuliner Akk. Sing. eines sei es aktiven, sei es medialen Präsenspartizips dar. Der sonst üblichen Verwendung des Partizips entsprechend hat dann das Absolutivum teils aktive teils medio-passive Bedeutung. Solche Formen finde ich:

V. 6. 26: *yaṭ aēte yōi mazdayasna pāda ayantəm rā tačintəm rā barəmnəm rā vazəmnəm rā tači.apaya nasāum frajasən* "wenn die *Mazdayasner* schreitend oder laufend oder reitend oder fahrend auf einen Leichnam in fließendem Wasser stossen". Ebenso V. 8. 73, nur mit anderem Schluss: *vazəmnəm rā ātrəm nasupākəm frajasən* "wenn... auf ein Feuer stossen, das zum Kochen von Leichenteilen verwendet wird". In Pū. zu V. 6. 26 erscheinen die Absolutiva (dem Verbum finitum koordiniert<sup>1</sup>): *ka . . pa pād rawānd adāv tačānd adāv barānd adāv vazānd tačāk āp i nasākōmund frač rasānd*, zu V. 8. 73 werden sie mit dem *ān*-Partizip gegeben<sup>2</sup>): *ka . . pa pād rawān adāv tačān adāv barān adāv vazān ō ātaš i nasākpāk frač rasānd*.

1) Doch s. die folgende Note.

2) So nach Darab. Aber die Mehrzahl der Hds. hat: *rawānd . . tačānd . . barān . . vazān*. Es ist also an zwei Stellen Ausgleichung mit dem Verbum fin. erfolgt. Das macht es wahrscheinlich, dass auch V. 8. 73 wie hier -*ān* zu lesen ist, nur dass dort die Abschreiber viermal ausgeglichen haben.

V. 6. 46: *jezi nōit sūnō vā kərəfš. xʷarō vayō vā kərəfš. xʷarō aētawham astam ari apamča urvaranəmča barəntəm frajasan. barəntəm ari frajasaiti* ist "er kommt unter Tragen (von . . hin) (zu . .)", d. i. sva. "er verträgt, verschleppt . . hin zu . .". Also: "sonst könnten fleischfressende Hunde oder fleischfressende Vögel irgendwelche Knochen (Gen. part. als Objekt) zu Wasser oder Pflanzen (Gen. part. statt Akk.) verschleppen". Vgl. 6. 47, wo die ganze Stelle mit geringfügigen Abänderungen wiederkehrt.

Yt. 19. 80: *vaēnəmnəm ahmat para daēva patayən vaēnəmnəm mayā frāvōit vāēnəmnəm apa[ra] karsayən jainis hača mašyakaēbyō āat tā snaodəntiš gərəzānā hazō nivarəzayən daēva* "sichtbarlich trieben sich vordem die *Daēva* herum, vor aller Augen geschahen ihre Begattungen, vor aller Augen schleppten sie die Weiber den Menschen weg und dann thaten ihnen, den schreienden, jammernden, Gewalt an die *Daēva*".

Y. 19. 34: *vaēnəmnəm ahmat hača xʷarənō mərəyuhe kəhrpa frašusat* "sichtbarlich entfernte sich von ihm die Herrlichkeit in Gestalt eines Vogels".

*vaēnəmnəm* ist 'unter Sichtbarsein', d. i. sva. 'so dass es gesehen werden kann, sichtbarlich, vor aller Augen'. Zu Yt. 19. 34 würde man ja *vaēnəmnəm* allerdings als ASu. auf *xʷarənō* beziehen können, aber Yt. 19. 80 ist eine solche Beziehung nicht herzustellen, und es empfiehlt sich doch wohl nicht die Worte auseinanderzureissen.

Meine Übersetzung von Yt. 19. 80 bedarf einiger erläuternder Bemerkungen gegenüber den Übersetzungen von Geldner 3 Yasht 53 f. und Darmesteter ZA. 2, 636, wozu man noch die mittelpersische Übersetzung Dk. 7. 4. 44 (SBE. 47, 59) nehme. Dass die Worte *ahmat para daēva patayən* nicht anders genommen werden dürfen als *daēva . . yōi para ahmat . . apatayən* Y. 9. 15, ist wohl unbestreitbar. Also übersetzt Darmesteter an einer von beiden Stellen falsch. *vaēnəmnəm* gibt er mit 'à sa vue', wobei sich sa auf den zuvor genannten *Zaraduštra* beziehen soll. Das kann es sicher nicht bedeuten. Die Pahlaviübersetzung soll nach West besagen "At his appearance the demons haven fallen before him". Wie der Text der Pū. lautet, weiss ich nicht.

Ich vermute: *pa vēnākīh*<sup>1)</sup> *pēs haē an dēvān patit hēnd*, ich vermute es nach der Pū. zu Y. 9. 15: *dēvān . . kē pēs haē an vīrārōḁṣṇ patit hēnd apar pa ēn zamik*, wofür wieder Sū.: *dēvān . . ye prāk tasmāt vīrārikramāḥ apatan uparī asyām jagatyām* bietet. Dann würde die Pū. mit der oben von mir gegebenen Übersetzung durchaus im Einklang stehen.

Für *vaēnāmnam mayā frāvōit* hat Geldner die Übersetzung "sichtbar hohen alle Freuden", wozu ich bemerken möchte, dass für gewöhnlich 'Freuden' weder zu den körperlichen noch zu den Lichterscheinungen gehören. Darmesteter weiss sich überhaupt keinen Rat und lässt daher die Worte unübersetzt. Ich zerlege *frā-vōit*, welche letzteres nach GIrPh. 1, § 268, 37 für *\*wōit* geschrieben steht, mit *w* für *b* aus *bhy*, ebd. § 70, 3. Ausserhalb der Komposition würde die Form *\*brōit* lauten, d. i. *\*buōit*, und es verhält sich jenes *\*vōit* zu diesem *\*brōit* wie lat. *\*bat* in *sedēbat* zu lit. *būro*; s. Bthl. Stud. 2, 116. Zur Flexionsform s. GIrPh. 1, § 324 mit Literaturbl. f. germ. und rom. Phil. 1899, 366. Wegen der Pū. s. unten.

*mayā* stelle ich, und insofern gebe ich Geldner Recht, mit dem gleichlautenden A. 3. 4 bezeugten Wort zusammen. Es steht ferner F. 11; hier ist es in Pū. mit *madn* gegeben, ein Wort, das auch in der Übersetzung von *anumayanam* H. 1. 5<sup>2)</sup> und *māyavāitibyasā* H. 2. 16, 34 wiederkehrt; s. ArtāVīrāfGloss. 210, wo es *māyūd* (*māyūt*) gelesen wird. Dagegen bietet Pū. zu A. 3. 4 *madan* und das selbe Wort steht jedenfalls nach Wests Lesung *māyagān* auch an der Dk.-Stelle. Nach West soll diese besagen: "At his appearance (s. dazu oben) their semen also

1) West bemerkt a. a. O. zu 'at his appearance': "Reading *vēnāvdahakih*, but the first letter is omitted in all three occurrences of the word". Das Wort *vēnāvdahakih* verstehe ich nicht. Sollte in der Handschrift nicht *pnn dn dak da* statt *pnn ndn ak da*, d. i. eben *pa vēnākīh* stehen? Ich verweise auf *vēnākīhā* (WZKM. 14, 206, Zeile 4).

2) Hier unpassend; *anumayanam* muss doch wohl im Gegensatz zu *gōuš* genommen und wie dieses von *xvaraitinam* abhängig gemacht werden. Darmesteter hat freilich: "dix milles prières dans l'action conjugale"; s. auch Haug ArtāV. 307.

drops" <sup>1)</sup>. Vermutlich ist West zu dieser Übersetzung seines *māyagān* — ebenso wie zuvor Spiegel Komm. 2, 689 und Haug ArtāV. 307 — durch das np. *māya* 'Materie' bestimmt worden; aber dem entspricht mp. *mātak*; s. Hübschmann Pers. Stud. 194. Es besteht meines Erachtens nicht der geringste Grund, die traditionelle Fassung von *mayā* usw. bei Seite zu schieben; danach aber bedeuten die Worte 'Beischlaf' od. dgl.; vgl.: Npü. zu A. 3. 4: *va sahabat i zan*, Sü. ebdzu: *strīmaithunāni*, NpGl. zu H. 2. 16: *bā zan mujāmaʒat*. Und das passt auch an unsrer Stelle ganz ausgezeichnet; es wird geschildert, wie die *Daēvas*, bevor *Zaraduštra* sie bannte, vor aller Augen unter sich die Begattung vollzogen und mit Menschenweibern ihre Schändlichkeiten trieben, d. h. sie notzüchtigten. m a d d a n n ist *māyakān* zu lesen, das andre Wort m a d n t enthält jedenfalls auch *māy* und ist mit *māyak* eng verwandt, aber den Ausgang verstehe ich nicht.

Statt des überlieferten *apara karsayən* lese ich *apa karsayən*, indem ich annehme, die Abschreiber haben sich von dem vorausgehenden *para* beeinflussen lassen. *apara* als Adverb bedeutet nur 'postea'.

Unsicher sind die anscheinend ebenfalls als Absolutiva gebrauchten Formen auf *-əntəm* und *-əmnəm* Yt. 15. 50 (51): *tāsca mē nāma zbayaēša ahmi . . yim sāsta daišhōuš hamō- xšadro patəntəm vā zbarəntəm vā irišəntəm vā radōišəmnəm vā* <sup>2)</sup> . . Der ganze *Yašt* muss als ein recht spätes Machwerk bezeichnet werden. Auch ist hervorzuheben, dass an der angeführten Stelle der Satz nicht zu Ende geführt ist: das Hauptverbum, etwa "(wenn . .) streitig macht" fehlt <sup>3)</sup>. Es ist ja

1) Für *frāvōit*. Schade, dass West das Originalwort nicht mitgeteilt hat.

2) Die Reihe *patəntəm vā zbarəntəm vā irišəntəm vā radōišəmnəm vā* entspricht von daēvischen Wesen gesagt der für *ahurische* gebrauchten Wortreihe in V. 6. 26, 8. 73: *ayantəm vā tačintəm vā barəmnəm vā vazəmnəm vā*. Wegen *radōišəmnəm* s. oben S. 134 zu *fraēštō*; es bedeutet eigentlich 'sich rasch im Wagen bewegend'. *zbarəntəm* muss 'laufend', *irišəntəm* 'reitend' bedeuten. Letzteres wird mit unserm *reisen* zusammengehören; auch unser Wort für *reiten* hatte ursprünglich eine allgemeinere Bedeutung.

3) Oder richtiger vielleicht: an Stelle des Hauptverbums er-

möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass das Stück von *patəntəm* an aus einem grammatisch korrekten Text ausgezogen ist; die Formen könnten aber freilich dort einfach Akkusative gewesen sein.

Wie hat man sich die Entstehung der Formen zu denken? Ich halte dafür, dass sie auf einer Verquickung der Partizipien mit den *am*-Absolutiven beruhen, wobei die letzteren den Ausgang, die ersteren das Übrige lieferten. Sie kam dadurch zu Stande, dass Absolutiv und Partizip in wesentlich gleichem Sinn und nebeneinander gebraucht wurden; vgl. die bei Delbrück AiS. 402 angeführte Stelle MS. 1. 4. 12: *yām abhikrāmaṃ juhōti . . yām apakrāmaṃ juhōti . . yām samāndra tiṣṭhan juhōti*. Yt. 5. 63 lesen wir: *yezi jum* (d. i. \**jivəm*) *frapayemi*. Ebenso gut könnte es natürlich *yezi jvō* (d. i. \**jivō*) *frap*° heissen. Nun aber hat im jüngeren Awesta der Nom. Sing. der *ant*-Partizipien den selben Ausgang -ō wie die *a*-Stämme. So konnte es leicht geschehen, dass sich neben einem *barō frajasaiti* 'tragend kommt er hin' ein *barəntəm fraj*° einstellte. Neben *taēintəm* aber fand sich dann *barəmnəm*, *vazəmnəm* ein, weil man eben neben *tačō barəmnō*, *vazəmnō* brauchte.

Bemerkenswert ist die Stelle Yt. 5. 55, über die Hübschmann Zur Casusl. 203, Spiegel Vgl. Gramm. 420, Delbrück VglS. 1, 362 wegen ihrer auffälligen Akkusative gehandelt haben: *mošu tat as nōit darəyəm yat frāyatayat θwaxšəmnō aoi zəm akuradətəm aoi nmānəm yim x'aēpaiθim drām avantəm airistəm hamadā yadā paračit* "Als bald geschah es — es dauerte nicht lang —, dass er, emsig sich rührend, hingelangte zur gottgeschaffenen Erde, zum eigenen Haus, gesund, nicht krank, ohne Schaden genommen zu haben, ganz so wie zuvor". Hübschmann hält die Setzung des Akkusativs (*drām*, *avantəm*, *airistəm*) in diesem Falle für "ungerechtfertigt". Spiegel dagegen "kann es nicht für gerechtfertigt finden, wenn man solche Konstruktionen für fehlerhaft erklären will", Delbrück endlich sieht darin "unzweifelhaft einen sog. Akkusativ des Zustands". Ich bin der Meinung, der Verfasser des Stücks ist zum Gebrauch der Akkusative durch den vorausgehenden

---

scheint *paitišəntəm*. mit Angleichung des Ausgangs an die vorhergehenden Formen *patəntəm* usw.



Satz *yezi jum* (= *jvəm*) *frapayemi* veranlasst worden. Mit *jvō jrahe* usw. (= *jv°*) in Beziehung gebracht verführte das Absolutiv *jum* (= *jvəm*) dazu, statt des streng korrekten *\*drvō* usw. die dem Absolutiv äusserlich gleiche Akkusativform zu setzen.

Giessen, 1. Dezember 1900.

Christian Bartholomae.

### Homerisch *μενοινάω* und gotisch *briggan*, zwei Fälle von Wurzelangleichung.

Es sind schon öfters Beispiele zusammengestellt worden für lautliche Umwandlung, die ein Wort im Bereich seiner Grundelemente, seines sogenannten wurzelhaften Teiles, durch Angleichung an die Lautung eines andern Wortes infolge von Ähnlichkeit der Bedeutung erfährt. Siehe u. a. Meyer-Lübke Grammatik der roman. Sprachen 1, 547 f. 2, 650 (unter 'Verschränkung'), Brugmann Indices zum Grundr. S. 170 (unter 'Angleichung von Wörtern infolge von Begriffsverwandtschaft') und Fleckeisens Jahrb. 1880 S. 225 ff., Bloomfield IF. 4, 66 ff., Meillet IF. 5, 333 f., Lidén Stud. zur altind. und vergleich. Sprachgeschichte (Upsala 1897) S. 36 f., Wundt Völkerpsych. I 1, 451 f.

Die Art und Weise dieser Umbildung ist sehr verschieden, und demgemäss kann die Gruppierung der sämtlichen Fälle von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus vorgenommen werden.

Eine Gattung von Fällen hat das gemeinsam, dass das induzierte Wort durch den Verschmelzungsvorgang den Zuwachs von einer Silbe erfährt. So ist ai. *jīvātu-š* 'Leben' durch Anlehnung von *\*jyātu-š* = av. Genit. *jyātōuš* Akkus. *jyōtām* 'Leben'<sup>1)</sup> an die Wortgruppe *jīvā-s jīva-ti* usw. entsprungen, was dadurch bewiesen wird, dass es ein 'Suffix' *-ātu-* im Altindischen nicht gibt (J. Schmidt KZ. 32, 378, Meillet De indoeurop. radice *\*men-* p. 51, Uhlenbeck Kurzgef.

1) Aisch *jyā-* = griech. ζῆ- in ζῆν 'leben', uridg. *\*gʷjē-*.

etym. Wörterb. der ai. Sprache 102). Die Abstraktbildung ir. *gabál* F. 'das Nehmen' kymr. *gafael* 'das Halten, Festhalten', die zum Indik. Präs. ir. *gabim* gehört und ein urinselkeltisches *\*gabaglā* voraussetzt, ist eine Verschmelzung von *\*kaglā* 'das Erhalten, Bekommen' = kymr. *cael* (zum Indik. Präs. *caf* = *\*kagam*) mit dem genannten Verbum ir. *gabim* 'ich nehme, ergreife, erhalte' (Thurneysen Festgruss an Osthoff, zum 14. Aug. 1894, S. 5 f.). Att. πεσῶμα 'Sturz' (πεσῶμα?) auf einer Vase (Kretschmer Vaseninschr. S. 122) war πῶμα + πεσοῦμαι πεσεῖν πέσος πέσημα (Verf. Griech. Gramm.<sup>3</sup> S. 570). ἐδεστός 'gegessen, was zu essen ist', ἐδεστέον, ἐδεστής, ἐδεσθῆναι aus *\*ἐστός* d. i. *\*ἐδ-το-*, *\*ἐστέον* usw. + ἔδω ἔδομαι ἐδητύς usw., (*\*ἐπόθεcca*) ἐπόθεcca 'ich habe Verlangen getragen' aus *\*ἐθεcca* *\*ἐθεcca* (ἐθεccάμην, Θέετωρ, πολύ-θεστος, Wurzel *g<sup>h</sup>hedh-*) + ποθέω πόθος usw. (von derselben Wurzel *g<sup>h</sup>hedh-*, spätlatein. Inschr. *vixit* d. i. *vixit* aus *vixit* + *vico vixus* usw. (Wackernagel KZ. 33, 36 ff.). Adv. ὀδάε 'mit den Zähnen beisend' aus δάε 'beissend'<sup>1)</sup> + ὀδοός 'Zahn'<sup>2)</sup>. ὀδύεσθαι 'grollen' aus ὄν- (ai. *duṣṭa-s* 'böse, grollend') + ὀδ- (lat. *odium*).

Zu dieser Klasse von Angleichungserzeugnissen dürfte sich aus der griechischen Sprache auch das homerische und überhaupt dichterische *μενοινάω* 'ich habe im Sinne, gedenke, überdenke, habe vor, trachte, begehre' stellen, dessen nächste Verwandten *μενοινή* 'Trieb, Verlangen' bei alexandrinischen Dichtern<sup>3)</sup> und *μενοινής* · *πρόθυμος* · *φροντιστής* bei Hesychius<sup>4)</sup> sind. Obwohl Zugehörigkeit zur Sippe von *μένος* auf der Hand

1) δάε zu δάκνω war eine Bildung wie λάε 'mit der Ferse stossend' (λάζω, λακτίζω), πύε 'mit der Faust schlagend' (πύκτης, ἀναμίε 'mischend, vermischt' (μιγῆναι) u. a. S. Ph. Wegener De casuum nonnullorum Graecorum Latinorumque historia, Berol. 1871, p. 26 sqq., Meister Die Mimiamben des Herodas S. 137 ff.

2) αὐτοδάε = αὐτο-δάε oder αὐτ-οδάε? Dass Prellwitz Etym. Wtb. S. 218 mit Berufung auf νωδός für möglich hält, dass ὀδάε aus *\*ὀδο-δαε* entstanden sei, beruht auf Verkennung des Ursprungs von νωδός. S. über dieses Adjektiv Ber. der sächs. Ges. d. Wiss. 1897 S. 189 f., Griech. Gramm.<sup>3</sup> 219.

3) Dieses *μενοινή* braucht nicht das Grundnomen von *μενοινάω* gewesen zu sein, sondern kann eine retrograde Ableitung aus ihm sein, wie πλάνη aus πλανάω, ἀγή aus ἀγάσμαι (= lat. *satiare*), ἥττα aus ἥττάσμαι u. a. (Verf. Griech. Gramm.<sup>3</sup> S. 302 § 362 Anm.).

4) Meineke vermutet *μενοινής* = *\*μενοινήεις* oder *μενοινήτης*, eventuell *μενοινής* · *πρόθυμος* · *μενοινήτης* · *φροντιστής*.

liegt, hat  $\mu\epsilon\upsilon\omicron\iota\nu\acute{\alpha}\omega$  doch weder als suffixale Ableitung aus der Wurzel  $\mu\epsilon\upsilon-$  im Griechischen ein Analogon<sup>1)</sup>, noch ist es als Zusammensetzung aus einem von dieser Wurzel kommenden Wort und einem andern Nomen begreiflich. Als Ableitung aus  $\mu\epsilon\upsilon-$  mit einem suffixalen Bestandteil  $-oin-$  wäre unser Wort höchstens mit aussergriechischen Formationen vergleichbar, mit den litauischen auf  $-ēna-$   $-ēnja-$ ,  $-ainja-$  (lett. auf  $-ina-$ ,  $-ainja-$ ), den altindischen auf  $-ēna-$  (av. auf  $-aēna-$ ), über die von mir Grundr. 2, 150 f. und von Leskien Bild. der Nom. im Lit. 262 ff. gehandelt ist (vgl. auch Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1900 S. 407 ff.). Doch wäre es mehr als kühn, dahintüber eine Brücke zu schlagen. Man dürfte daher, ausser  $\mu\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$ , die Wörter ahd. *meina* F. 'Sinn, Absicht, Meinung' *meinen* 'seine Gedanken auf etwas richten, bedenken, im Sinne haben, beabsichtigen, sagen', as. *mēnian* 'meinen, erwähnen', aksl. *po-měnъ* 'memoria' *měnja* *měniti* 'denken, gedenken, meinen, sagen, erwähnen' in der Weise heranzuziehen haben, dass man annimmt, ein mit ahd. *meina* identisches  $*\mu\epsilon\upsilon\iota\nu\acute{\alpha}$  oder ein davon ausgegangenes  $*\mu\epsilon\upsilon\iota\nu\acute{\omega}$  ist an die Sippe  $\mu\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$   $\mu\epsilon\upsilon\epsilon\alpha\iota\nu\acute{\omega}$  usw. angebildet worden. Die Frage, ob und eventuell in welcher Weise *meinen* mit der 'Wurzel' *men-* in ahd. *manōn* got. *nunan* griech.  $\mu\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$  usw. zusammenhängt, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Denn *meinen* und *mēniti* sind auf ein vor-einzelsprachliches  $*moin-$  zurückzuführen (nach den germanischen und den slavischen Lautgesetzen wäre auch  $*main-$  möglich), und so müsste die Vermittlung im Urindogermanischen gesucht werden (s. Noreen Abriss d. urgerm. Lautl. 214, Persson Stud. zur Lehre von der Wurzelerrw. 76. 120). Zur Flexion von  $\mu\epsilon\upsilon\omicron\iota\nu\acute{\alpha}\omega$  (hom.  $\mu\epsilon\upsilon\omicron\iota\nu\acute{\omega}\omega$  usw.) s. Schulze Quaest. ep. 367 sq., Danielsson Zur metrischen Dehnung im älteren griech. Epos (Upsala 1897) S. 66 ff.<sup>2)</sup>.

1) Att.  $\acute{\alpha}\rho\kappa\iota\upsilon\alpha$  (zu  $\acute{\alpha}\rho\kappa\acute{\upsilon}\nu$ ) ist fern zu halten.

2) Engeren Zusammenhang von  $\mu\epsilon\upsilon\omicron\iota\nu\acute{\alpha}\omega$  mit ahd. *meina* hat, wie ich hinterher fand, auch schon Prellwitz Etym. Wtb. 196. 202 angenommen. Aber unwahrscheinlich ist seine Ansicht, dass germanisches  $*main-$  aus  $*mēnain-$   $*mnain-$  hervorgegangen sei. Zwar verweist Prellwitz in betreff des Lautwandels auf ahd. *mos* 'Moos, Moor, Sumpf', das mit  $\mu\upsilon\omicron\omicron\varsigma$   $\mu\upsilon\omicron\upsilon\varsigma$  'weicher Flaum, Sumpf, Daunen' zu verknüpfen und demnach aus  $*mnuso-$  hervorgegangen sei. Indessen schon das von  $\mu\upsilon\omicron\varsigma$  nicht zu trennende  $\mu\upsilon\iota\omicron\upsilon$  'Seegras' beweist, dass diese etymologische Verbindung falsch ist: über die Ver-

Zahlreicher als die Klasse von Wurzelangleichungen, zu der *μενοιάω* gehört, sind die Fälle, in denen das Ergebnis der Mischung keinen Silbenzuwachs aufweist. Unter diesen kann man wieder als eine besondere Gattung diejenigen Fälle rechnen, wo das induzierte Wort eine konsonantische Vermehrung im Anlaut des wurzelhaften Teiles erfahren hat. Bekannte Beispiele dieser Art aus dem Germanischen sind: ahd. *heiskōn* mhd. *heischen* 'heischen', das aus ahd. *eiskōn* mhd. *eischen* (= as. *ēscōn*, zu ai. *icchu-ti* 'er sucht, sucht auf') durch Anlehnung an *heizzan* 'heissen' (= got. *haitan*), und ahd. *him* 'ich bin', das aus *\*im* (got. *im* aisl. *em* 'ich bin' = uridg. *\*esmi*) durch Anlehnung an das durch ags. *béo* air. *biu* usw. vertretene Präsens der Wurzel *bheu-* (ahd. Plural *b-irum b-irut* zu aisl. *erom erod*) entstanden ist. Beispiele aus dem Romanischen, wie franz. *lierre* 'Ephew' aus *ierre* (*hedera*) + *lier*, italien. *bruire* 'kollern, knurren' (*\*brugire*) aus *rugire* + *bradire*, s. bei Meyer-Lübke a. a. O. 1, 356.

Einen für unsern spezielleren Zweck besonders bedeutsamen Fall aus dem Griechischen habe ich in Fleckeisens Jahrbh. 1880 S. 217 ff. eingehend erörtert. Es handelt sich um gewisse Unregelmässigkeiten des mit *φέρειν* wurzelgleichen und seiner Bildung nach mit ai. *bībharmi* zusammengehörigen Verbums *-πιφράναι* 'etwas wohin bringen' (z. B. *ἐκ-πιφράναι* 'hineinbringen, hineinlassen, hineinstecken'), von dem ausser dem Präsens Aoristformen wie *-φρήναι* *-φρείς* und *-έφρησα* *-έφρησαν*, Konj. *-φρήσῃ* und das Futurum *-φρήσω* belegt sind<sup>1)</sup>.

wandten von ahd. *mos* sehe man Kluge Et. Wtb. unter *moos*. Aksl. *mēniti* erwähnt Prellwitz überhaupt nicht; auch dieses müsste er aus *\*mnoin-* herleiten. Gesetzt aber auch, das germanische und das slavische Wort könnten anstandslos mit dem griechischen auf uridg. *\*menoin-* *\*mnoin-* zurückgeführt werden, so wäre dieses Gebilde unmöglich von *\*menos* (*μέvoc*) zu trennen, und mit welcher Wortbildung der Ursprache könnte dann *\*menoin-* *\*mnoin-* verglichen werden? An die oben genannten Nomina mit den Suffixen lit. *-ėna-* usw. anzuknüpfen ginge nicht an. Denn diese Suffixe sind an o-Stämmen entsprungen, und ein Nomen *\*meno-* *\*mno-* ist nicht nachweisbar. Auch ergeben sich funktionelle Schwierigkeiten.

1) Diese Stufe *φρη-* neben av. *-brī-ra-* 'tragend' (Bartholomae Studien 2, 180) und ai. *bhari-tram* griech. *φέρε-τρον* *φapé-τρā* haben Hirt IF. 7, 204, Ablaut S. 145 und Hübschmann IF. Anz. 11, 50 bei der Besprechung der Basis dieser Wortsippe nicht in Rechnung gezogen. Es liegt aber kein ausreichender Grund vor anzunehmen,

Neben diesen regelmässigen Formen treten einige Bildungen auf, die dadurch entsprangen, dass -ῖνμ (in Verbindung mit Präfixen) infolge seiner begrifflichen Verwandtschaft mit -πι-φράναι im Anlaut φρ- annahm. So erstlich die Aoristformen -έφρηκα -έφρεντο, Imper. -φρεc, Inf. -φρέcθαι. Sodann ist das Präsens -φρίμυ durch Aristophanes Vesp. 125 belegt, wo zwar ἔξεφρίομεν überliefert ist, eine Form, die mit den gleichfalls handschriftlichen Formen 3. Plur. ἔύν-ιον A 273, Präsens 3. Sg. -ίει B 752. K 121, Imper. ἔύν-ιe Theognis 1240 auf gleicher Linie steht, aber höchst wahrscheinlich mit Nauck und Diindorf ebenso in ἔξεφρίομεν zu korrigieren ist, wie man in A 273 mit Aristarch ἔύνιεν zu schreiben hat.

Ein Seitenstück zu -φρίμυ -έφρηκα ist nun, wie mir scheint, unser deutsches Verbum *bringen*: got. *briggan*, ahd. *bringan*, as. *bringan* und *brenġian*, ags. *brinġan* und (kent., north., bisweilen auch altws.) *brenġ(e)an*, wozu als Präteritum got. *brāhta* ahd. as. *brāhta* ags. *bróhte* aus *\*branhta*, als Part. Perf. Pass. got. *\*brāhts* ahd. *brāht* usw. Johanssons Etymologie, wonach *bringen* aus Partikel *bi-* und einem mit ahd. *ringi* 'levis' mhd. *ge-ringe* 'leicht, schnell, bereit, gering, wertlos' und gricch. *ρίμω* verwandten Verbum bestünde und ursprünglich 'beschleunigen' bedeutet hätte (Paul u. Braunes Beitr. 15, 227 f.), kann aus mehr als einem Grunde nicht für gelungen gelten und hat denn auch, so viel mir bekannt ist, nirgends Zustimmung gefunden. Unhaltbar ist auch, was Peter Rheden in seiner an Missgriffen nicht armen Schrift Etymologische Versuche auf dem Gebiete der idg. Sprachen (Brixen 1896) S. 7 bietet: ihm ist *bringen* entstanden aus "der Schwundstufe von idg. *\*bherō* 'ich trage' mit perfektivierendem Suffix *-enk¹-*, idg. *\*bhr-enk¹ō*". Ein solches 'Suffix' hat es nie und nirgends gegeben. Trotzdem ist Rheden, wie wir gleich sehen werden, von dem, was ich für das Richtige halte, nicht weit ab gewesen.

φρῖ- sei erst auf griechischem Boden (nach dem Muster von πλῆ- 'füllen' u. dgl.) aufgekommen. Auch darf *\*bhrātor-* 'Bruder' (ai. *bhrātar-* lat. *frāter* usw.), das mit Rücksicht auf ai. *bhāra-ti* 'er erhält, unterhält, hegt, pflegt' als 'Pfleger, Ernährer, Beschützer' (nämlich der Schwester) mit diesem Verbum verbunden wird (vgl. Delbrück Die idg. Verwandtschaftsnamen S. 6. 84), nicht einfach beiseite gesetzt werden, wenn ja auch zuzugestehen ist, dass diese Deutung von *\*bhrātor-* unsicher bleiben wird.

Zutreffend ist dagegen der Vergleich mit kymr. *he-brwng* 'deducere' *he-bryngiad* 'deductor', corn. *hem-bronk* 'deducet' u. a., die auf urkeltische Formen mit *-iak-* *\*bronak-* weisen (Fick Wtb.<sup>4</sup> 2, 186, Zupitza Die german. Gutturale 209).

Aber mit dem Nachweis unseres *bringen* in dem unmittelbar benachbarten Sprachzweig ist nun nicht alles erledigt. Geht man nämlich von einem uridg. *\*bhreāk-* *\*bhronk-* aus, so fällt zunächst die Präsensbildung *briggan* auf: man erwartet von dieser uridg. Basis aus entweder *\*bruggan* oder *\*brihan* (vgl. aisl. *vega* 'töten': got. *weihan* 'kämpfen'). Als von Haus aus morphologisch zusammengehörig kann man as. *brenġian* ags. *brenġ(e)an* und as. *brāhta brāht* ags. *brāhte brāht* betrachten, vgl. got. *paġkjan* 'denken' (lat. *tongeo*) und *pāhta pāhts*. Dass aber nun erst nach *\*braggjan* ein *briggan* gebildet worden sei, ist unglaublich. Wäre ein starkes Verbum auf grund des schwachen aufgekommen, warum sollte man mit *briggan* nicht gleichzeitig ein starkes Präteritum *\*bragg* *\*bruggum* und ein starkes Partizip *\*bruggans* geschaffen haben<sup>1</sup>, und wie sollte man im Gotischen dazu gekommen sein, diese Neubildung *briggan* unter Ausscheidung von *\*braggjan* mit *brāhta* und *\*brāhts* zu gruppieren? Die Gruppierung *briggan*: *brāhta* steht ja im Germanischen ganz isoliert da, und gerade im Germanischen müsste man eher als anderwärts den Nachweis eines Musters verlangen, nach dem sie sich vollzogen hätte. Viel leichter liesse sich umgekehrt verstehen, dass es im Urgermanischen einmal nur die got. *briggan*, *brāhta*, *\*brāhts* gab und das schwache Präsens des Altsächsischen und Angelsächsischen erst einzeldialektisch nach dem Verhältnis von as. *thenkian* zu *thāhta* usw. gebildet wurde. Die chronologischen Verhältnisse sind dieser Auffassung günstig, die dem auch von Kluge in Pauls Grundriss I<sup>2</sup>, S. 439 vorbehaltlos vertreten wird. Auffallend ist aber auch der Umstand, dass keine alten und verbreiteten Ableitungen aus *briggan* begegnen. Die Annahme eines eigenartigen Ursprungs ist also von vorn herein nicht unwahrscheinlich.

1) Einzeldialektisch in jüngerer Zeit kam es allerdings zu diesen Formen als Produkten des Systemzwangs: im Ahd. *brungan* neben *brāht* und *brang brungun* neben *brāhta* (Braune Ahd. Gramm.<sup>2</sup> S. 241, Weinhold Mhd. Gramm. S. 438), im Ags. *brunġan* neben *brōht* (Sievers Ags. Gramm.<sup>3</sup> S. 235).

Zu grunde lag, denke ich, ein Verbum aus der Wurzel *enek- enġ- nek-* 'erreichen, bringen', die in ihrer vollen Gestalt am deutlichsten im Griechischen in Formen wie ἐπ-ενεχ-θεῖς ἐπ-ενεχθήσονται, ποδ-ηνεκής 'bis auf die Füße reichend' entgegentritt, mit qualitativem Ablaut Perf. κατ-ήνοκα bei Hesych, mit Reduplikation und qualitativem Ablaut Perf. ἐνήνοχα. Die eine der beiden schwächeren Formen *enġ-* ist z. B. durch ai. *āśa-s* 'Anteil, Erbteil, Teil', *aśnō-ti* av. *aśnaoti* 'er erreicht' (*aś-* = *ġġ-*), redupl. Perfekt ai. *anāśa* 3. Pl. *anaśūr*, gr. redupl. Aorist ἐνεγκέν 'bringen', mit o-Ablaut ὄγκο-с 'Tracht, Last, Masse' (vgl. lit. *nasztà* 'Tracht, Last'), ir. *-ticim* 'ich komme' (-c- aus -nc-), -ti 'veniat' aus \*-t[o]-inc-s-t, redupl. Perfekt *t-anaic* 'er kam' vertreten, die andere Schwächungsform *nek-* z. B. durch ai. *nāśa-ti* 'er erreicht, erlangt', lit. *neszù* aksl. *nesq* 'ich trage', got. *ga-nah* ahd. *gi-nah* 'es reicht hin, genügt' Part. got. *bi-naūhts*, got. *ga-nōhs* ahd. *gi-nuog* 'genug'. Indem gewisse Tempusbildungen aus dieser Wurzel und zwar aus ihrer schwächeren Gestaltung *enġ-* durch Verschmelzung mit irgend welchen verbalen Bildungen, denen der Stamm *\*bhrē-* (= griech. φερ-) 'tragen, bringen' zu grunde lag, im Anlaut die Konsonantengruppe *bhr-* erhielten, kamen die Bildungen zustande, als deren unmittelbare oder mittelbare Fortsetzung die historischen Formen des Britannischen und des Germanischen vorliegen. Die Vokalverhältnisse der kymrischen, cornischen und bretonischen Formen zu beurteilen muss ich den Keltologen überlassen. Was hingegen das germanische Wort betrifft, so sind wir nunmehr gegenüber den oben hervorgehobenen Schwierigkeiten, wie sie sich bei Zugrundelegung einer uridg. Wurzel *bhrenġ-* ergeben, in einer günstigen Position. *briggan* stellt uns einen Aoriststamm *\*enġé- \*enġó-* dar, der sich von griech. ἐνεγκέν nur durch das Fehlen der Reduplikation unterscheidet (vgl. Perf. griech. κατ-ήνοκα neben ἐνήνοχα, ai. *āśatur* neben *anāśa*)<sup>1)</sup>. Dieser Aorist war die einzige primäre Verbalbildung von *enek-*, die die Verbindung mit *\*bhrē-* einging. Daneben gab es, vorausgesetzt dass as. *brenġian* ags. *brenġ(e)an* keine westgermanische Neuschöpfung war (S. 155), ein sekundäres *éġo-*Präsens mit der Ablautstufe

1) Auch das Altindische hat unreduplizierte Aoristformen, wie Opt. *aśēma* und *aśyāt*. Doch zeigen diese nicht die Stufe *\*enġ-*, sondern die Stufe *\*ġġ-*.

*onk-* (vgl. griech. ὄγκο-). Ob aber dieses Präsens ursprünglich iterativ-ziellose Bedeutung gehabt hat, die sich später verwischte, sodass es mit dem Grundverbum gleichbedeutend wurde (vgl. Delbrück Grundr. 4, S. 109 ff. und S. 124), oder ob wir es mit der sogenannten Kausativbedeutung zu thun haben ('bringen' = 'ein Ziel erreichen lassen'), lasse ich unentschieden, um so mehr, da die Stufe (*bhr'onk-* auch in den mir nicht hinlänglich deutlichen britannischen Bildungen erscheint. *brahta*, *\*brahts* sind wohl wie *pahta*, *pahts* zu beurteilen. Wie aber bei den letzteren Formen bezüglich des Wurzelablauts auf osk. *tangin-om* 'sententiam' neben lat. *tongeo* Rücksicht genommen werden muss (vgl. lat. *candeo* : ai. *cāndrá-* aus *\*qendró-* u. a., Verf. Grundr. 1<sup>2</sup> S. 421 f. 2, 1163), so bei *brahta*, *\*brahts* darauf, dass im Lateinischen *nanciscor nactus* (*nactus*) mit *a* auftritt<sup>1</sup>. Eventuell sind also as. *bregian* und *brahta braht* im Wurzelvokalismus von Anfang an verschieden gewesen (vgl. wegen des Vokalablauts auch Osthoff BB. 24, 188. 208 f., Häbschmann IF. Anz. 11, 44). Auf Lorentz' Kombinationen Über das schwache Präteritum des Germanischen (Leipz. 1894) S. 53 f., wonach got. 2. Sg. *brahtēs* (= *\*brahtēs*) auf ein grundsprachliches *\*[é-]bhe-bhrāp-thēs* zurückginge, mag wenigstens hingewiesen werden.

Zwischen Germanisch und Keltisch sind schon genug besondere alte Beziehungen im Sinne der J. Schmidtschen Wellentheorie nachgewiesen, und für eine solche halte ich auch unsere Wurzelmischung. Der Mischungsvorgang ist also in eine jenseits der urgermanischen Tenuisverschiebung liegende Zeit hinauf zu setzen, da die beiden Völker in engerem sprachlichen Verkehr standen. Ob man dann aber das Verschmelzungserzeugnis bei den Germanen aufgekommen und durch die Kelten entlehnt oder umgekehrt von den Kelten auf die Germanen übergegangen, oder ob man — was ebenfalls denkbar wäre — die Verschmelzung von den beiden Stämmen gemeinsam vollzogen sein lässt, darauf kommt mir für jetzt wenig an. Vielleicht ergibt genauere Betrachtung der britannischen Formen Fingerzeige, die in dieser Beziehung eine Entscheidung ermöglichen<sup>2</sup>).

1) Dieses lateinische Verbum scheint eine Verschmelzung der beiden Wurzelformen *nek-* und *enk-* zu sein.

2) [Eine ähnliche, ebenfalls auf Wurzelangleichung beruhende



Schliesslich mag noch erwähnt sein, dass auch schon Leo Meyer Die goth. Sprache S. 404. 499 *briggan* zu *bairan* gestellt hat, freilich ohne jede Andeutung davon, wie man sich den Zusammenhang vorzustellen habe.

Leipzig.

Karl Brugmann.

## Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft.

### I.

#### Die Erklärung der Personalendungen.

Delbrück lehrt noch in der dritten Auflage seiner Einleitung in das Sprachstudium S. 11, dass Bopp erst in der englischen Bearbeitung seines Konjugationssystems den Zusammenhang der Personalendungen mit den Personalpronomina behauptet habe. Das ist unrichtig; schon Lefmann hat gegen Delbrück bemerkt, dass jene Erklärung der Personalendungen bereits in Bopps Erstlingsschrift auftritt, Franz Bopp SS. 51. 374. Während Bopp in der englischen Bearbeitung ausdrücklich Scheidius als seinen Vorgänger namhaft macht, fehlt im Konjugationssystem ein solcher Hinweis. Doch wird man wohl in Bopps Worten, Konjugationssystem S. 147, "schon aus der griechischen und lateinischen Sprache liess sich dies (nämlich, dass die Personalendungen Pronomina seien) mutmassen" eine Beziehung auf die Theorie der holländischen Philologen erblicken dürfen.

Es dürfte jedoch nicht ohne Interesse sein zu sehen,

besondere Übereinstimmung zwischen Germanisch und Britannisch weist K. F. Johansson Zeitschr. f. deutsche Philol. 31, 296 f. nach. Nach seinen Ausführungen sind ags. *éled* aisl. *eldr* 'Feuer' und kymr. *aelwyd* corn. *oiled* 'Herd' durch Vermischung von \**aidh-l-* (ags. *élan* 'Hammen' ir. *áel* 'lime', vgl. griech. αἶθω αἶθαλος αἰθάλη) mit einem uridg. Nomen \**alēto-* zustande gekommen, das durch ai. *alāta-m* 'Feuerbrand, Kohle' vertreten ist, und zu dessen Wurzel auch lat. *ad-oleo -olēvi* 'verbrennen' gehört. Auf S. 300 f. stellt Johansson Litteratur über derartige 'Konfusionsbildungen', wie er sie nennt, zusammen und charakterisiert den Vorgang nach seinen verschiedenen Arten. — Korrekturnote.]

dass Bopp noch andere Vorläufer hatte, die wie es scheint von den Holländern unabhängig waren. Schon R. v. Raumer hat darauf hingewiesen, dass J. Grimm vor Bopp den Zusammenhang der Endungen  $\mu\alpha\iota$   $\kappa\alpha\iota$   $\tau\alpha\iota$   $\mu\iota$  mit den Personalpronomina erkannt hat, Gesch. der germ. Philologie SS. 450. 465. Doch weicht Grimms Auffassung insofern von der Bopps ab, als er in den angehängten Pronominalformen nicht das Subjekt, sondern ein reflexives Objekt des Verbs erblickt: 'ἐγὼ ich gebe mich'. Früher als Grimm hat Adelung die Personalendungen für Pronomina erklärt. Auch darauf hat R. v. Raumer aufmerksam gemacht, a. a. O. S. 239. Adelung bemerkt nämlich in seinem Umständlichen Lehrgebäude der Deutschen Sprache (1782) I, 764: "Die Biegungssylben der Personen aber scheinen ursprüngliche alte Pronomina zu seyn; daher sind auch die meisten Sprachen darin ähnlich". Es folgt zum Erweis der Ind. Präs. von *ich lieb-e Am-o*  $\phi\iota\lambda-\omega$ ; in zwei Anmerkungen wird auf die altdutschen Formen *liebemes*, *liebent* hingewiesen. Adelungs Leser werden durch die Nebeneinanderstellung der drei Paradigmata kaum von der Richtigkeit seiner These überzeugt worden sein; welche Ähnlichkeit besteht zwischen *am-at* und  $\phi\iota\lambda-\epsilon\iota$ , *am-ant* und  $\phi\iota\lambda-\omicron\upsilon\kappa\iota$ ? Dass Adelung hier so unklar ist, geht darauf zurück, dass er eine fremde Theorie vorträgt, ohne ihre Begründung zu geben; er ist hier wie in manchen andern Punkten abhängig von Carl Friedrich Fulda.

Fuldas linguistische Ansichten sind systematisch dargestellt in seiner Preisschrift Über die beiden Hauptdialekte der Teutschen Sprache von 1771<sup>1)</sup>. Nach Fuldas Meinung besteht eine wahre deutsche Wurzel im allgemeinen aus zwei Konsonanten, mit einem Vokal in der Mitte. Bestimmend für die Bedeutung ist der anlautende Konsonant, oder vielmehr die Lautklasse, der er angehört. (F. unterscheidet drei Klassen, Vokale, 'Konsonanten' [*k, l, r, m, n, d, t, s*] und Aspiranten [*h, ch, th, gh, g; w, b, p, ph, f*]). Ja sogar zwischen den einzelnen Klassen kommen Berührungen vor, so zwischen *s* und *th*. Selten ist ein Vokal ursprünglicher Anlaut der Wurzel: *i, e* bezeichnet 'Selbstheit, Neigung, gesellschaftliches

1) Abgedruckt im ersten Band von Adelungs Versuch eines Wörterbuches der hochdeutschen Mundart 1774.

Band", daher *ik* (S. 14). "Der Artikel ist das emphatische *II* mit seinen Graden *gh th s*. Er ist der Selbstheit *ik. ch* (d. h. *ich*), *i*. entgegengesetzt." Vom Verbum heisst es nun S. 30: "Das Nomen, die Wurzel, ging durch Personas; anfangs zwo: die erste schlechthin, mit dem Vocalabfall (d. i. vokalischem Ausgang) oder *ik, i : i lev, lev i*; und die andere, zu oder von welcher die Rede war: *th', s' : th' lev, lev' th; s' lev, lev s*; woraus endlich eine dritte entstanden, welche in ihrer festen Bestimmung die eigentliche zweite Person worden ist: *levs, levst . . .* Prima plur. *m* ist im Norden noch in vollem Gang: *lefvom, älskom*" . . . dann Hinweis auf ahd. *-mes . . .* "Der Perser hat es auch. Seine prima sing. '*m, em* ist von *me*" und hier verweist Fulda auf eine frühere Stelle (§ 12, S. 21), wo *me* als angebliche ags. Form für *ich* aufgeführt ist. Hier hat also Fulda so deutlich, als es seiner abgerissenen Schreibart möglich war, die Lehre von der Gleichheit der Personalendungen mit den Pronomina ausgesprochen. S. 57 bemerkt er, dass die griech. Sprache in allen wesentlichen Stücken mit der deutschen stimme. "Sie coniugirt auf gleiche Weise: βαδω, εις, ει(-t), -μ-, -τ-, -ντ-." Hier ist die Vergleichung ganz klar. denn F. deutet an, dass die 3. Person Sg. im Griech. ein *t* verloren hat und gibt als Endung der 3. Plur. *ντ*, nicht wie Adelung das attische *-ουσι* an. Das *-w* der 1. Sg. gegenüber angebl. deutschem *-i* darf nicht berirren, denn wie F. einmal sagt (S. 14) "die Vocale grenzen oft zu nahe, und die Aussprache der alten Mäuler war allzu ungewis, als dass sich nicht *i* mit *e*; *e* mit *ö*; *i, ü; ü, u; ö, o; o, u* alle Augenblick vermischen sollten." Schliesslich bemerkt F. S. 58, dass auch die semitischen Sprachen "primam pers. verbi mit einem *i*, alteram mit *th*" bilden.

Eine nähere Beziehung zwischen Fulda und Bopp könnte man darin finden, dass beide annehmen, die 2. und 3. Sg. hätten eigentlich dieselbe Endung. Denn Bopp sagt a. a. O. S. 150 "*t* bezeichnet an Zeitwörtern die zweyte und dritte Person, und mehr durch zufällige als wesentliche Unterschiede gelingt es der Sprache, hier der Deutlichkeit nicht zu schaden." Allein Fulda ging von dem Wechsel von *s* und *th* im got. und ags. Artikel aus, Bopp von der Gleichheit des *t* in ai. *tam, tena* einer- und *tvam*, lat. *tu* andererseits.

Anhangsweise bemerke ich, dass im 18. Jh. auch eine

Theorie aufgestellt wurde, die mit der Lehre Bopps von der Einverleibung des *verbum substantivum* in die Verbalwurzel viele Ähnlichkeit hat. Bei Le Brigant, *Éléments de la langue des Celtes Gomerites ou Bretons*, Strassburg 1779 finde ich folgende hieher gehörigen Äusserungen: (p. 11 f.) "*bét* été, et *ét* allé participe unique, et modele de tous les Participes passés comme l'expriment ces deux monosyllabes dérivés l'un de l'autre *ét* allé, et *bét*, ou *bé ét*, qui est allé, qui a été, qui est passé. L'on observe ici, que dans le Verbe être, comme dans tous les autres, le Verbe à il va, est sous-entendu, quand il n'est pas exprimé. C'est ce qui ramène la Conjugaison à la même simplicité et qui fait que ce n'est toujours que la racine jointe avec le Verbe *aller*, duquel on va mettre la suite sur le mode personnel ou complet" . . . (p. 14) "Les deux (scil. verbes, *é* 'ist' und *à* 'geht') comme on peut l'appercevoir, sont réciproquement formés l'un de l'autre; ils sont, comme on l'a dit, le prototype de toutes les Conjugaisons des autres langues connues, et le Verbe *aller* seul est celui de cette même Conjugaison chez les Bretons. Elle se forme donc de la manière la plus simple en ajoutant au mot radical quel qu'il soit, la syllabe seule, qui fait le Verbe aller dans les tems, où il n'en a qu'une, et la dernière syllabe dans ceux, où il en a deux."

## II.

Rudolf von Raumer.

Auf den ersten Blick mag es seltsam erscheinen, wenn ich der Besprechung längst verschollener Theorien die Würdigung eines Mannes folgen lasse, dessen Name dem Gelehrten, wie dem Schulmann, dem Germanisten wie dem Sprachforscher gleich vertraut ist. Allein mich dünkt, dass eine Seite seiner Thätigkeit nicht die gebührende Schätzung gefunden hat. Bei Delbrück sucht man Raumers Namen vergebens. Paul hebt wohl hervor (Grundr.<sup>2</sup> 1, 119), dass er zuerst die Resultate der Lautphysiologie für die vergleichende Sprachforschung nutzbar gemacht und zwischen Schriftsprache und Mundart, geschriebener und gesprochener Sprache klar geschieden habe. Aber diese Charakteristik sagt vielleicht dem genug, der Raumers Werke schon kennt, dem ferner stehenden gewährt sie kein erschöpfendes Bild. In seiner eignen Geschichte der

germ. Philologie hat der vornehm empfindende Mann seinen Namen gänzlich unterdrückt.

Und doch wäre er selbst am besten imstande gewesen den Kern seiner wissenschaftlichen Art zu enthüllen. Rudolf von Raumer gehört nicht zu jenen genialen Naturen, denen auch ohne methodische Klarheit glänzende Entdeckungen in Hülle und Fülle gelingen; es sind verhältnismässig wenige Probleme, die ihn immer und immer wieder beschäftigen, was ihn aber auszeichnet, das ist das volle Bewusstsein von den Zielen und der Art der eigenen Forschung.

Als Raumer im Jahre 1863 den Ertrag eines Vierteljahrhunderts linguistischer Thätigkeit in seinen "Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften" zusammenfasste, da war er sich vollkommen klar, dass ein Band alle diese verschiedenen Aufsätze zusammenhielt, von der frühreifen Erstlingschrift des zweiundzwanzigjährigen Jünglings bis zu der letzten Rezension des angesehenen Gelehrten: das Streben nach der Erkenntnis der realen Faktoren sprachlicher Veränderung. Die Sprachwissenschaft ist wie jede Kulturwissenschaft vor die Frage gestellt: wie kommen gleichartige Massenerscheinungen zustande, da doch der wahre Träger jeder Entwicklung nur das Individuum ist? Die vorherrschende Denkungsart des 18. Jhs. war geneigt, diese Frage damit zu beantworten, dass sie die Veränderung der bewussten, zweckmässigen Thätigkeit einzelner Individuen zuschrieb, die ihren Willen den anderen aufdrängten. Bekanntlich erfolgte um die Wende des Jhs. der Rückschlag. Die traditionellen Mächte des Lebens, Religion, Sitte, Sprache, erschienen nicht mehr als träge Massen, die dem zweckmässigen Handeln sich entgegenstemmen, aber von ihm besiegt werden können, sie werden mit dem Glorionschein des Ehrwürdigen umgeben und erscheinen zugleich als unüberwindlich, der Ansturm des Einzelnen ebenso verwegen wie nutzlos.

So förderlich diese Geistesrichtung für das Aufblühen linguistischer, namentlich germanistischer<sup>1)</sup> Studien war, so

---

1) Die Geschichte der germ. Philologie bietet ein ganz anderes Bild als die Entwicklung der vergleichenden Sprachforschung. Ein epochemachendes äusseres Ereignis, wie es die Einführung des Sanskrit in den Kreis abendländischer Gelehrsamkeit war, hat die germ. Philologie nicht zu verzeichnen. Die Texte, die J. Grimm

musste sie doch im Laufe der Zeit den Fortschritt hemmen. Aus allen sprachlichen Erscheinungen wurde das Individuum vollständig eliminiert, jede Veränderung erschien als zauberische Wirkung des persönlichen Sprachgeistes, die Hypostasierung der Sprache hat lange vor Schleicher begonnen. Raumers Hauptverdienst besteht nach meiner Überzeugung darin, dass er hier Wandel geschaffen hat. Jakob Grimm hatte eine Menge sprachlicher Veränderungen erkannt, sich aber nicht damit beschäftigt, wie diese Veränderungen zustande kamen.

Raumers erste sprachwissenschaftliche Arbeit ist seine Schrift "Die Aspiration und die Lautverschiebung". Es ist bekannt, dass er hier als der erste den Unterschied von Spiranten und Aspiraten scharf formuliert hat, minder bekannt, dass hier schon das Grassmannsche Gesetz im Vorübergehn angedeutet<sup>1)</sup> und der Übergang alter Gutturale in aind. Palatale in Parallele gesetzt ist zu der Veränderung des lat. *c* vor *e*, *i* in den romanischen Sprachen. Doch davon habe ich hier nicht zu sprechen. Mir kommt es darauf an, dass hier ganz ernstlich die Frage aufgeworfen wird: wie kommt es, dass ein Laut an die Stelle des andern tritt, ist dies plötzlich geschehn oder allmählich, dem einzelnen Teilnehmer an der Sprachfortbildung unbewusst, beruht es auf einem Unvermögen der Sprachwerkzeuge einen Laut zu bilden oder auf andern Ursachen. Freilich findet sich in dieser Erstlingsschrift noch manches unfertige.

---

das Material für seine Grammatik lieferten, waren zum grossen Teil schon vor ihm bekannt. Was Grimm auszeichnete, war nicht nur die gewaltige Kraft der Kombination, sondern auch die Sorgfalt, die er auf die Feststellung der einzelnen Thatsache verwendete. Man vergleiche nur die Abschnitte, die vom Got. handeln, mit den Arbeiten seiner unmittelbaren Vorgänger Fulda und Zahn. Solche Akribie erscheint uns leicht als etwas Selbstverständliches; allein so lange man Regel und Gesetz als Erzeugnis höherer Kultur ansah, so lange man glaubte, die Sprache der alten Germanen sei roh und ungeschlachtet und daher unregelmässig gewesen, fanden sich die Forscher nicht bestimmt, peinliche Mühe an einen Gegenstand zu wenden, der ihrem Streben doch keine Belohnung versprach. Erst die Verehrung, die man der Vorzeit zollte, hat es ermöglicht, dass der Erforschung der germ. Sprachen dieselbe Sorgfalt gewidmet wurde, wie den Sprachen des klassischen Altertums.

1) Sprachw. Schr. 75, § 64, 2. — Die griech. Grammatik hatte schon früher Wurzeln mit zwei Aspiraten angenommen.

Die nächste sprachwissenschaftliche Abhandlung R.s "Über deutsche Rechtschreibung" ist um 18 Jahre jünger. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erhob sich von verschiedenen Seiten der Ruf nach Veränderung, Verbesserung unserer Orthographie. Die vorherrschende Richtung war dabei die historische, die neuhistorische oder pseudohistorische, wie R. sie genannt hat. Der radikalste und konsequenteste Vertreter dieser Richtung, Philipp Wackernagel, hat freilich nur auf engere Kreise Einfluss geübt. Den grössten praktischen Erfolg erzielte Weinhold. W. stellte die deutsche Schreibung als höchst schwankend hin, den Grundsatz "schreib wie du sprichst", verwarf er als thöricht, da die Aussprache von Dorf zu Dorf wechsele, sein Prinzip war: "Schreib wie es die geschichtliche Fortentwicklung des Nhd. verlangt". "Mögen sie", sagte W. von den Anhängern der phonetischen Orthographie, "ihre Schreibweise nach jedem Jahre und jedem Hause ändern. Ich aber glaube noch an eine Geschichte und ein inneres fest und fein gegliedertes Leben der Sprache und habe Ehrfurcht vor ihr als der Schöpfung des ewigen Geistes, an der nicht jeder nach seinem zufälligen Belieben und nach der Biegung seiner Zunge ändern darf." Hier tritt uns zum Greifen deutlich die Vorstellung einer immanenten Sprachrichtigkeit entgegen, die Vorstellung von einem Leben und einer Geschichte der Sprache, die ganz unabhängig sind von denen, die die Sprache sprechen. Und ebenso wird den einzelnen Lauten selbständige Existenz zugemessen. Für die neuhistorische Schule waren etwa "ss" und "sz" dem Wesen nach verschiedene Laute, mochten sie auch thatsächlich gleich gesprochen werden.

R. führte diese Theorie dadurch ad absurdum, dass er den Zirkel aufdeckte, in dem sie sich bewegte. Man soll schreiben, wie es die geschichtliche Entwicklung des Nhd. verlangt. Aber woher kennt man diese Entwicklung? Etwa aus der älteren Sprache? Nein; a priori lässt sich nie konstruieren, welche Veränderung ein Laut in der Zukunft erleiden werde. Also nur durch Vergleichung der älteren Sprache mit der heutigen, d. h. durch Vergleichung mit dem heute gesprochenen und geschriebenen Wort. Die Kenntnis der Entwicklung des Nhd. beruht somit auf demselben schwankenden Boden der geltenden Schrift und Sprache, der für unfähig erklärt worden war, das Gebäude einer wissenschaftlichen

Orthographie zu tragen<sup>1)</sup>. Im Wesentlichen war dies der selbe Beweis, den im Altertum Sextus Empirikus gegen die Analogiker geführt hatte, wie denn überhaupt die neuhistorische Richtung der Sprachregelung sich von der älteren, noch im 18. Jh. bestehenden, bloss dadurch unterscheidet, dass an die Stelle der Regel des Nebeneinander die Regel im Nacheinander auf Biegen oder Brechen durchgeführt werden sollte.

Aber mit der Aufdeckung des logischen Zirkels war es nicht gethan; um Eindruck zu machen, musste R. auch zeigen, warum sich im Nhd. keine durchgreifenden Lautregeln feststellen lassen. Er that dies schon in der ersten gegen Weinholt gerichteten Abhandlung, indem er darauf hinwies, dass die Schriftsprache Zuflüsse aus verschiedenen Mundarten erhalten hat. Sehr klar ist die Unterscheidung von "physiologischen" und "geschichtlichen" Wandlungen der Sprache, d. h. lautgesetzlichen und auf Sprachmischung beruhenden, ausgesprochen in der Rezension des Grimmschen Wörterbuchs (1858)<sup>2)</sup>.

Hier zeigt R. auch in voller Schärfe die Schwächen der Grimmschen Sprachbetrachtung auf. Grimm hat festgestellt, dass die Laute einer Sprache zu den Lauten der andern in einem bestimmten gesetzmässigen Verhältnis stehen. Den Thatbestand hat er festgestellt, in den Vorgang, dessen Resultat der Thatbestand ist, ist er nicht eingedrungen<sup>3)</sup>.

Die Untersuchung über den Vorgang der sprachlichen Veränderungen führt R. — von gelegentlichen Äusserungen sei hier abgesehen — in zwei Abhandlungen "Die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute" und "der wirkliche Vorgang des Lautwandels", die erste Abhandlung ist 1858, die zweite, einen Teil der Besprechung von Rumpelts Deutsche Grammatik bildende, 1861 erschienen<sup>4)</sup>. Charakteristisch ist in dem ersten Artikel gleich die Bemerkung: "Wenn von der Umwandlung der Sprachen und insbesondere der Sprachlaute die Rede ist, wird häufig sofort auf den 'Sprachgeist' und seine Wunder zurückgegriffen. Ich bin weit entfernt, dem Tiefsinn, durch den die neuere Forschung sich auszeichnet, etwas abbrechen zu wollen.

---

1) Sprachw. Schr. 135 ff.

2) A. a. O. 356 ff.

3) A. a. O. 352 f.

4) A. a. O. 368 ff. 432 ff.



Aber ich halte es an der Zeit, dass wir uns zuvörderst mit klaren und unbefangenen Sinnen an die Wirklichkeit und deren Erscheinungen selbst wenden. Wir finden dann, dass der 'Sprachgeist' nichts für sich allein, abgetrennt von den Menschen thut, dass vielmehr alle Veränderungen der Sprache durch die Menschen selbst hervorgebracht werden" <sup>1)</sup>). R. stellt dann fest, dass der Mensch im Laufe seines Lebens die Sprache ändert. Das Kind beherrscht sie noch nicht, der Greis bildet wegen körperlicher Gebrechen die Laute anders als früher, nicht einmal in einer und derselben Familie, die verschiedene Altersstufen vereinigt, wird ganz gleich gesprochen. Aber auch nicht alle Altersgenossen sprechen gleich. Das folgt aus dem verschiedenen Bau der menschlichen Sprachwerkzeuge. Auch kommt es nicht selten vor, dass ein Mensch einem Laut eine etwas andere Artikulationsstelle gibt als der andere. Wenn ein Individuum wegen eines Gebrechens seiner Sprachwerkzeuge einen Laut verändert, so wird es dies überall thun, wo der Laut vorkommt. Denken wir uns eine Sprachgenossenschaft, die aus lauter solchen Menschen besteht, so wird der alte Laut notwendig aus der Sprache verschwinden. Denken wir uns aber eine Familie, wo der Vater eine Eigentümlichkeit der Aussprache hat, die Mutter nicht, so kann es geschehen, dass die Kinder in einem Teil des Wortschatzes dem Vater nachsprechen, in einem andern der Mutter. Beruht die Veränderung des gehörten Lautes auf der Bequemlichkeit der neuen Aussprache, so werden gewöhnlich andere Folgen eintreten. Es können zwar einzelne Glieder der Sprachgenossenschaft an der alten Aussprache festhalten, aber da die Veränderung nicht durch individuelle Eigentümlichkeiten, sondern durch den Bau der menschlichen Sprachorgane im allgemeinen bedingt ist, so wird sich ihre Ausbreitung nicht nur durch Nachahmung sondern auch spontan vollziehen. Hieher gehören die meisten Fälle des kombinatorischen Lautwandels. Ausserdem gibt eine Klasse von Lautumwandlungen, die weder durch Ungenauigkeit der Überlieferung zu erklären sind, noch durch die Unfähigkeit den ursprünglichen Laut hervorzubringen, die auch nicht dem kombinatorischen Lautwandel zugehören. Hieher ist die Lautverschiebung zu rechnen. Schliesslich wird

---

1) A. a. O. 374.

eine doppelte Art des Lautwandels festgestellt. Entweder vollzieht sich die Veränderung sprungweise oder über eine kontinuierliche Reihe von Zwischenlauten.

In der späteren Abhandlung stellt R. wieder den Gegensatz zu Grimm fest. Bei Grimms Arbeiten bekommt man den Eindruck, "dass die Völker grosse einheitliche Massen bilden, die sich einer und derselben Sprache bedienen, so dass Abweichungen von dieser geschlossenen Einheitlichkeit nur als besondere mundartliche Abnormitäten erscheinen. Dass der 'Sprachgeist' so feste Gesetze einhält, das erfüllt uns mit dem Staunen des Unbegreiflichen. Aber wie es bei dieser Umwandlung der Sprachlaute eigentlich zugeht, das bleibt uns verborgen." Und doch ist gerade das Eindringen in diesen Vorgang das eigentliche Ziel der geschichtlichen Lautforschung. Dabei muss man nicht wie Grimm von der geschriebenen sondern von der gesprochenen Sprache ausgehn, d. h. von den Mundarten. Diese bieten uns aber durchaus nicht das Bild grosser einheitlicher Massen. Streng genommen spricht jeder Mensch seine eigene Mundart, so dass schon die kleinste Vereinigung den Keim der Sprachtrennung in sich birgt. Die Zersplitterung würde noch grösser sein, wenn nicht die individuellen Abweichungen meist zurückgedrängt würden durch die grosse Masse derjenigen, die gerade in den betreffenden Fällen am Überlieferten festhalten. Würde eine Sprache immer nur von einem Individuum auf das andere fortgepflanzt, so würde die jedesmalige Umwandlung der Sprache in den Eigentümlichkeiten jenes Individuums bestehn. Ein Teil der Eigentümlichkeiten, soweit sie Veränderung von Lauten betreffen, kann in vereinzelten Ungenauigkeiten in der Auffassung und Widergabe des Gehörten bestehn, ein anderer, viel wichtigerer Teil liegt in den Gehör- und Sprachwerkzeugen des Individuums. "Das sprechende Individuum hat die Absicht, das Gehörte wiederzugeben; aber statt mit seinen Lautwerkzeugen wirklich dasselbe hervorzubringen, was ihm überliefert ist, erzeugt es nur etwas dem Überlieferten Ähnliches. Indem aber diese Abänderung entweder auf der Beschaffenheit oder doch auf dem bestimmten Gebrauch seiner Organe beruht, entsteht für die betreffenden Laute eine durchgreifende Umwandlung. In dem von uns angenommenen Fall einer Sprache, die immer nur von einem einzigen Individuum auf ein anderes

einziges Individuum fortgepflanzt würde, müssten also in der angegebenen Weise die regelrechtesten Lautwechsel entstehen." In Wahrheit ist aber die Sprache nicht auf ein einzelnes Individuum beschränkt. Da aber die Individualsprachen verschieden sind, so sind Mischungen möglich, indem bei einem Wort die Sprache des einen, bei dem andern die Sprache eines andern Individuums durchdringt "Wenn dagegen die ganze Masse oder doch die überwiegende Mehrzahl der Sprechenden von einer und derselben Richtung des Umwandelns beherrscht wird, so tritt eine ähnliche Erscheinung ein, wie wir sie oben für die durchgreifende Lautänderung des Individuums nachgewiesen haben. Ein und dieselbe Umgestaltung der Laute trägt dann im ganzen Wortschatz oder doch in dessen grösstem Teil den Sieg davon, und so entsteht das, was man die regelmässige Lautvertretung nennt". In einer Anmerkung hatte R. ursprünglich bemerkt, es sei ein glücklicher Gedanke von Curtius gewesen, die regelmässige Lautvertretung von der unregelmässigen getrennt zu behandeln. 1863 fügte er hinzu, man dürfe dabei nicht ausser Acht lassen, dass auch die unregelmässige Lautvertretung daraus hervorgehen könne, dass der physiologisch regelrechte Lautwechsel einzelner Individuen in der gesamten Sprache nur für einzelne oder einige Wörter durchdringt.

Immer ist R. darauf bedacht, die Betrachtung des Individuums in den Vordergrund zu rücken. In einem offenen Brief an Frommann vom Jahre 1857<sup>1)</sup> stellt er die Forderung auf, die wirkliche Sprache einzelner Menschen aus derselben Gegend aufzuzeichnen. Die meisten mundartlichen Sprachproben gäben nur einen Durchschnitt. Die Mitteilung dialektischer Texte, wie sie R. wünscht "würde sich zur bisher gewöhnlichen Weise verhalten wie ein Porträt zu einem historischen Gemälde. Und auch das Porträt wäre zu unsrem Zweck nicht in der idealisierenden Weise des Künstlers, sondern in der streng abspiegelnden des Daguerreotyps zu fassen. Hätten wir einen Apparat, der das Gesprochene eben so treu auffasste und auf dem Papier befestigte wie das Daguerreotyp das Gesehene, so würden dessen Leistungen dem entsprechen, was ich wünsche." R. weist des weitern auf die Bedeutung hin,

1) A. a. O. 363 ff.

die derartige Aufzeichnungen für die Kenntnis des mundartlichen Satzbaus haben würden. R.s Forderungen sind heute noch nur zum geringsten Teil erfüllt. Wohl ist die Kunst mundartlicher Darstellung gewachsen. Aber in den meisten Fällen gibt der Berichterstatter seine eigene Sprache wieder, verhältnismässig selten findet man Angaben über die Sprache der Dialektgenossen.

Man hat vielfach als Kennzeichen der neueren Sprachforschung den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hingestellt. Wir haben gesehen, dass R. der Diskussion darüber nicht ausgewichen ist. Aber was in Wahrheit der modernen Linguistik das Gepräge gibt, ist die Änderung in den Grundanschauungen, das Streben, sich von Abstraktionen loszureissen und das wirkliche Geschehen zu erfassen. Und ich hoffe gezeigt zu haben, dass R. mit seiner Betonung des Individuellen, mit seiner Abkehr von der ehrfurchtsvollen Bestaunung des Sprachgeistes ganz modern anmutet. Dass er seine Lieblingsprobleme gelöst habe, fällt mir nicht ein zu behaupten. Aber wer kann sich dessen rühmen? Kennen wir denn heute wirklich so genau den Vorgang des Lautwandels? — Unerwähnt will ich nicht lassen, dass auch das Problem der Analogiewirkung in R.s Gesichtskreis getreten ist, nur fand er keine Veranlassung, sich eingehender damit zu befassen. Gelegentlich bemerkt er in seiner Abhandlung über die sprachgeschichtliche Umwandlung der Laute, er wolle keine erschöpfende Aufzählung der Arten des Lautwandels geben. "Sonst müsste z. B. auch von der Lautumwandlung durch blosse Analogie gesprochen werden. Aber ich verspare diese sowie manche andre verwandte Frage lieber auf eine andere Gelegenheit"<sup>1)</sup>. Diese Gelegenheit ist, soviel ich weiss, für R. nie gekommen.

Nicht jeder, der in seiner Erkenntnis ein Stück vorwärts gedrungen ist, hat auch die Wissenschaft weiter gebracht. Gar manche Anregung ist unbeachtet geblieben. Von R.s Wirken kann man dies nicht sagen. Wie mächtig seine Arbeiten auf Scherer wirkten, ist jedem klar, der die Geschichte der deutschen Sprache oder die Kleinen Schriften angesehen hat. Und dass wiederum die spätere Forschung durch Scherers Schriften befruchtet wurde, ist niemals geleugnet worden. So scheint

---

1) A. a. O. 376 Fussnote.

es mir, dass Rudolf von Raumer einen nicht unbedeutenden Platz in der Geschichte der Sprachwissenschaft verdient. Die Anerkennung seiner Verdienste ist nicht ein blosses Gebot der Pietät gegen den Lob und Tadel längst Entrückten, sie fördert uns selbst in unserem Wissen von der Entwicklung unserer Disziplin.

Wien.

M. H. Jellinek.

---

### Agens und Patiens im Kasussystem der indogermanischen Sprachen.

---

In den indogermanischen Sprachen sind im Neutrum der Nominativ und Akkusativ mit einander identisch. Dies gilt nicht nur vom Singular, sondern auch von den beiden andern Numeri. Deshalb liegt es nahe zu vermuten, dass Formen wie *yugám* — ζυγόν, *mádhu* — μέθυ einmal weder nominativische noch akkusativische Geltung gehabt haben, sondern eine allgemeinere, aus welcher sich die nominativische und akkusativische Funktion entwickeln konnten. Diese Vermutung wird verstärkt durch die Beobachtung, dass bei den *o*-Stämmen der Nom. Akk. Neutr. nicht vom Akk. Mask. Fem. verschieden ist. Das *-m* in *vřkam* — λύκον wird ursprünglich kein Akkusativsuffix gewesen sein, denn wie liesse sich dann die Übereinstimmung mit Nom. Akk. *yugám* — ζυγόν begreifen? Die Thatsachen erklären sich am besten, wenn wir annehmen, dass es im Indogermanischen in einer weit zurückliegenden Periode keinen Nominativ und Akkusativ, sondern einen Aktivus und einen Passivus gegeben habe. Unter Aktivus ist der Kasus der handelnden Person zu verstehen, der Subjektskasus bei transitiven Verben: er war im Indogermanischen charakterisiert durch ein suffigiertes *-s*, das kaum von dem demonstrativen Pronominalstamme *so* getrennt werden darf und wahrscheinlich als postpositiver Artikel aufzufassen ist. Der Passivus ist der Kasus der leidenden Person oder Sache, oder allgemeiner der Person oder Sache, wovon etwas ausgesagt wird ohne dass man ihr eine transitive Thätigkeit zuschreibt. Er ist also Objektskasus bei transitiven Verben und

Subjektskasus bei passiven und intransitiven Verben. Im Indogermanischen fungierte der reine Stamm als Passivus, nur bei den *o*-Stämmen finden wir *-m* als Kennzeichen.

Warum hat sich bei den Maskulina und Feminina ein Aktivus entwickelt, bei den Neutra aber nicht? Diese Frage beantwortet sich von selbst, denn die Neutra bezeichnen im Allgemeinen leblose Dinge, denen kaum eine transitive Thätigkeit zugeschrieben werden konnte. Aus eben demselben Grunde sind die Baumnamen Maskulina oder Feminina, während ihre Frucht Neutrum ist. Konnte man sich den Baum als belebt und thätig denken, die Frucht war nur ein lebloser Gegenstand, der nur als leidend gedacht wurde. Darum konnte bei den Fruchtamen kein *s*-Aktivus aufkommen, es fehlte also die äussere Veranlassung zum Übergang in die männliche oder weibliche Kategorie.

M. E. kann es nicht zweifelhaft sein, dass der indogermanische Sprachbau, wie wir ihn aus der Vergleichung der verschiedenen Sprachen rekonstruieren können, sich aus einem polysynthetischen, suffigierenden und infigierenden Sprachtypus entwickelt hat. Darauf deutet die Wurzelvariation mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, welche sich nur durch die Zusammenwirkung der verschiedenartigsten Faktoren erklären lässt; darauf die nasalierten Präsensklassen, deren richtiges Verständnis uns von de Saussure erschlossen ist; darauf das Mediopassivum, das uns an die Verba mit inkorporiertem Dativ und Objektskasus des Baskischen und der amerikanischen Sprachen erinnert. Auch in unserem Falle können wir uns auf schlagende Parallelen in stammfremden polysynthetischen Sprachen berufen. Um von den Sprachen der Ureinwohner Amerikas zu geschweigen, obwohl sich z. B. das Grönländische und das Dakota heranziehen liessen, so ist es doch allgemein bekannt, dass die Basken nur den Unterschied von Agente und Patiente, nicht aber den von Nominativ und Akkusativ kennen.

Leiden.

C. C. Uhlenbeck.

### Zur Syntax von ai. *nāma*, av. *naṃa*, ap. *nāmā* usw.

In dieser Zeitschrift Bd. 11, 307 ff. glaubt L. H. Gray nachgewiesen zu haben, dass in der indogermanischen Verbindung: Eigennamen + ai. *nāma*, av. *naṃa*, ap. *nāmā*<sup>1)</sup>, griech. ὄνομα usw. das letztere Wort ursprünglich bloss als Apposition zum ersteren fungiert hätte und dass es also keineswegs notwendig sei jenes als Akkusativ der Beziehung aufzufassen. Das ist nicht ganz verständlich ausgedrückt, wie überhaupt der Artikel etwas unklar gehalten ist. Wenn Gray sagen will, dass sich ai. *nāma* usw. 'namens, mit Namen' aus einem ursprünglich ausgedehnten appositionellen Gebrauch erklärt, dass es so auch noch in den historischen Sprachen vielfach vorliegt und erst später zu derjenigen Verwendung gekommen ist, wo es nicht mehr als Apposition, sondern allein, wie wir sagen, als "Akkusativ der Beziehung" aufgefasst werden kann, so verstehe ich seinen zweiten Satz nicht: denn kein Mensch hat ja den "Akkusativ der Beziehung" für ein von Haus aus gegebenes syntaktisches Gebilde erklärt, sodass etwa Gray nun derjenige wäre, der diese Annahme als unnötig erwiesen hätte. Glaubt er aber, dass ai. *nāma* usw. nirgends als Akk. der Beziehung aufzufassen ist, so verstehe ich erstens sein "ursprünglich" nicht, und zweitens sprechen dann die That-

---

1) Über die ap. Formen *nāma* und *nāmā* habe ich mich KZ. 35, 11 geäußert, halb im Anschluss an Thumb KZ. 32, 130 f., halb Bartholomae AF. 1, 58 folgend. (Ich bemerke beiläufig, dass *nāma* bei mir Z. 2 v. u. Druckfehler für *nāmā* ist.) Bartholomae Grdr. Iran. Philol. I 226, § 403 (Bemerkungen II) macht gegen Thumb denselben Einwand wie ich a. a. O. Anm.; er vermutet ferner jetzt in *naṃa*, das nach meinen Ausführungen KZ. 35, 2 ff. nur *nāma* gelesen werden kann, einen LS. Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Deutung das Richtige trifft. [Da aber ap. *𐬨𐬀𐬎𐬎𐬎* Bh I 20 am besten als AS. eines *n*-Stammes aufgefasst wird und im Ausgange vollkommen ap. *nāma* entspricht, so wird die von mir vertretene Erklärung des letzteren das Richtige treffen.] Dass in den ap. formelhaften Verbindungen mit *nāmā* keine Bahuvrīhi-Komposita vorliegen, hat schon Thumb a. a. O. 131 f. gegen Joh. Schmidt Pluralbildung der Neutra S. 82 gezeigt; trotz alledem ist diese Theorie von Justi Iranisches Namenbuch S. IV Anm. 1 beibehalten worden.

sachen gegen seine Theorie. Schon in den meisten seiner eignen Beispiele lässt sich ai. *nāma* usw. nicht als Apposition erklären, wenn anders es sich noch um eine Sprache, nicht um eine sprachwissenschaftliche Konstruktion handeln soll. Wie kann z. B. *mām dhur indram nāma* RV. X 49, 2 oder *havir asmi nāma* RV. III 26, 7 *nāma* Apposition zu *indram* bzw. *havir* sein? Das ist absolut unmöglich. Ebenso steht es mit avestischen Fällen wie *taxmō naṃa ahmi*, *taxmōtama naṃa ahmi* yt. 15, 46, oder mit ap. Stellen wie [*pasava Vaum'isa*] *nāma Pārša . . . avam frāišayam* Bh II 49 f., oder mit griechischen wie ἐγὼ δ' ὄνομα κλυτὸς Αἴθων, ὀπλότερος γενεῆς usw. τ 183 f. Nach Grays Ansicht müsste man doch z. B. die ap. Stelle nicht so, wie er selbst thut, sondern folgendermassen übersetzen: 'darauf — (es war) der Name Vanmisa ein Perser . . . — den sandte ich . . .<sup>1)</sup>'; danach wären die Menschen kurioserweise nichts anderes als herumwandernde Namen. Aber selbst Gray brächte nicht, glaube ich, eine appositionelle Konstruktion in folgenden Fällen (die ich nur beispielsweise anführe und den altarischen Sprachen entnehme, weil sie mir hieraus gerade gegenwärtig sind) zu Wege: *asāu nāmāham asmi* 'der und der (N. N.) mit Namen bin ich' Mān. Dharmaś. 2, 122, *kō nāmāsi* 'wer mit Namen bist du?' VS. 7, 29 und vor allem ap. *V(i)štāspahya nāma puθra* 'eines (gewissen) Vištāspa Sohn' Art. Pers. 18 f.<sup>2)</sup>

1) Ähnlich wären Stellen wie *Kuṇḍuruš nāma vardanam Mādaiy* Bh II 65 zu übersetzen: '(es war) der Name Kundruš eine Stadt in Medien'.

2) Dass die ap. Artaxerxes-Inschriften nicht etwa in verlotterter Sprache abgefasst sind, habe ich KZ. 35, 53 ff. gezeigt, und an dieser Thatsache ändert auch Horn nichts trotz seiner Bemerkung Grdr. Iran. Philol. I 2, S. 121, Anm. 3. Wieso sind die späten ap. Keilinschriften "in archaisierender Schrift eingehauen"? Wenn es sich bei dem von mir a. a. O. S. 56 f. behandelten Auslautsgesetze bezüglich *-am*, *-ām* nur um eine grammatische Unfähigkeit der späten Schreiber handelte, so müsste man dieselbe doch auch sonst zahlreich im Auslaute oder Inlaute beobachten können, es müsste sich z. B. auch *ā* für früheres *-a* finden: das ist aber (bis auf die Besonderheit *Artaxšaθrā*) nicht der Fall, ein Beweis dafür, dass mein Gesetz richtig ist. Ich werde auch an andern Orte [siehe jetzt WZKM. 14, 277 ff.] zeigen, dass die elam. Version der Inschrift Art. Sus. a gleichfalls nicht in einer Sprache des Verfalls geschrieben ist, wie man bisher zumeist angenommen hat.



Im letzteren Beispiele hat *ap. nāma* deutlich den Sinn von 'ein gewisser', denn voran gehen in der Inschrift nur Wendungen wie *Dārayavaus xsāyadīya puθra* 'des Königs Darius Sohn' (vgl. zur Erklärung der Form: Verf. KZ. 35, 55). Ebenso ist *Aršama nāma puθra* 'eines gewissen Aršama Sohn' Art. Pers. 20 aufzufassen, nur bilden diese Worte wie die zitierte Wendung *Dārayavaus xsāyadīya puθra* ein Kompositum, weshalb *Aršama* nicht im Genitiv steht. *Ap. nāma* dient also in den beiden genannten Fällen zur Charakterisierung eines noch unbekannten oder als unbekannt vorausgesetzten Eigennamens als solchen. Dafür gibt es noch eine Menge weiterer Belege. Zunächst ist hier Bh IV 82 ff. zu erwähnen: *adakaiy imaiy martiyā hamataxsatā an<sup>u</sup>siyā manā Vi<sup>i</sup>dafarnā nāma Vayaspārahya puθra Pārsa* usw. 'damals wirkten diese Männer als meine Anhänger: ein gewisser Vindafarnā, des Vayaspāra Sohn, ein Perser usw.' Ferner gehört hierher: *I Gaumāta nāma Mag<sup>u</sup>s āha* [*hauv ad<sup>u</sup>ru<sup>u</sup>jiya* 'ein gewisser'<sup>1)</sup> Gaumāta, ein Mager, war da, der log' Bh IV 7 f. Dass ich *āha* in dieser Stelle richtig aufgefasst habe, beweist Bh I 35 f.: *pa[sava] I martiya Mag<sup>u</sup>s āha Gaumāta nāma hauv udapatatā* 'darauf — ein Mann, ein Mager, war da, Gaumāta mit Namen — der erhob sich'. Dieselbe Konstruktion wie Bh IV 7 f., nur ohne *āha*, liegt z. B. unmittelbar darauf (Bh IV 10 f.) vor: *I [Āθrina] nāma <sup>u</sup>Uvajiya hauv ad<sup>u</sup>ru<sup>u</sup>jiya* 'ein gewisser Āθrina, ein Elamer, der log'. Ebenso ist zu verstehen: *Ka<sup>u</sup>bujiya nāma K<sup>u</sup>raus puθra amāxam taumāy[ā hauv pa]r<sup>u</sup>uvam idā xsāyadīya āha* 'ein gewisser Kambyeses, des Kyrus Sohn, aus unsrer Familie, der war früher hier König' Bh I 28 f.<sup>2)</sup> und *Marg<sup>u</sup>s nāmā dahyāus hauv maiy hašitiya abava* 'ein gewisses Margiana, ein Land, das wurde mir abtrünnig' Bh III 11. Trat nun eine Verbindung wie *Ka<sup>u</sup>bujiya nāma K<sup>u</sup>raus puθra hauv*, die ja von Haus aus den Satz beginnen musste (abgesehen von Konjunktionen), in den Akku-

1) Das 'ein gewisser' wird hier sowohl durch *nāma* wie durch den senkrechten Keil vor Gaumāta (= I) ausgedrückt; vgl. zum letzteren: Verf. ZDMG. 50, 131 Anm. 1.

2) [Desgl. *avahyā Karbujiyahyā brā[tā] Bardīya nāma āha hamātā hamapitā* 'jenes K. Bruder war ein gewisser Bardiya, von gleicher Mutter und gleichem Vater (stammend)' Bh I 29 f.; vgl. WZKM. 14, 287 f.]

sativ oder einen andern Kasus, so wurde derselbe nicht an allen Wörtern jener Formel bezeichnet, sondern nur an dem letzten, dem anaphorischen Pronomen, indem sie als eine Einheit betrachtet wurde. Das ist echt altpersischer Gebrauch. Denn Gleichartiges habe ich in *Darayavaus Xšhyā puθra* 'des Königs Darius Sohn' Art. Sus. b nachgewiesen (vgl. Verf. KZ. 35, 54). So erklärt sich z. B. [*pasāva Vaum<sup>i</sup>isa*] *nāma Pārsa manā ba<sup>n</sup>daka avam adam frāišayam* 'darauf sandte ich einen gewissen Vaumisa, einen Perser, meinen Diener, fort' Bh II 49<sup>1)</sup>. Natürlich konnte nun auch das anaphorische Pronomen jener Formel von einer Präposition regiert werden, und diese Konstruktion wurde selbst beibehalten, wenn die Formel in das Innere oder an das Ende des Satzes rückte. So finden wir z. B. *pasāva adam frāišayam Dādaršiš nāma Pārsa manā ba<sup>n</sup>daka Baxtriya xšaθrapāva abiy avam* 'darauf sandte ich zu einem gewissen Dādaršiš, einem Perser, meinem Diener, Satrapen in Baktrien' Bh III 12 ff. (vgl. dazu KZ. 35, 42 f.). Um die Konstruktion des Ap. in der deutschen Übersetzung einigermaßen zu wahren, können wir es hier auch folgendermaßen (ähnlich, wie ich es a. a. O. gethan habe) übersetzen: 'darauf sandte ich — (es war da) ein gewisser Dādaršiš, ein Perser, mein Diener, Satrap in Baktrien — zu diesem'; aber der Perser selbst wird die Konstruktion sicherlich nicht so (etwa nach Fällen wie die oben angeführte Stelle Bh I 35 f.) aufgefasst haben. Nun sind auch Fälle wie die folgenden verständlich: *Zāzāna nāma vardanam an<sup>uv</sup> <sup>h</sup>Ufrātauva avadā . . . āiša hadā kārā* '(es ist da) ein gewisses Zāzāna, eine Stadt am Euphrat, dorthin zog er mit dem Heere' Bh I 92 f., *Tauravā<sup>2)</sup> nāma vardanam Yautiyā nāmā dahyāus Pārsaiy avadā adaraya* '(es ist da) ein gewisses Tauravā, eine Stadt, ein gewisses Yautiyā, eine Landschaft in Persien, dort hatte er Besitzungen' Bh III 22 f. und *udapatatā hačā Pišiyā<sup>h</sup>uvādāyā Arkadriš nāma kaufa hačā avadaša* 'er erhob sich von Pišiyāhuvādā

1) Ebenso steht z. B. *I martiya Frāda nāma Mārgava avam madištam akunavartā* 'ein Mann, Frāda mit Namen, ein Margianer, den machten sie sich zum Obersten' Bh III 12 neben *I martiya Āθrina nāma Upadarama puθra hauv udapatatā* 'ein Mann, Āθrina mit Namen, des U. Sohn, der erhob sich' Bh I 74.

2) Vgl. dazu Verf. KZ. 35, 74; ZDMG. 52, 124.

aus — (es ist dort) ein gewisser Arkadriš, ein Berg — von da aus' Bh I 36 f.

Eine besondere Behandlung erfordert noch die ap. Stelle *hačā Pīrāva nāma rauta* Sz. c 9, wenngleich es von vornherein klar ist, dass *nāma* hier denselben Sinn hat wie in den bisher angeführten Fällen. Setzen wir zunächst einmal *x* für den in *Pīrāva* ausgedrückten Flussnamen, so sollte man allerdings nach dem sonstigen ap. Gebrauche folgende Konstruktion erwarten: *x nāma rauta hačā avadaša*. Möglich war es aber auch, dass, wie in unserm Beispiele, der als eine Einheit geltende Wortkomplex *x nāma rauta* direkt (nicht nur logisch) von einer Präposition abhängig gemacht wurde. Dann musste der von der letzteren regierte Kasus an einem Worte jenes Komplexes selbst bezeichnet werden. KZ. 35, 32 habe ich nun angenommen, dass die Verbindung *x nāma rauta*, die sich Sz. c 9 in einer solchen Lage befindet, als Kompositum behandelt<sup>1)</sup> und der Ablativ an *rauta*, für das *rautā* zu lesen wäre, zum Ausdruck gekommen sei. Die hier vorauszusetzende Konjekture sowohl wie die Annahme einer Komposition sind aber nicht ohne Bedenken, letzteres deshalb, weil doch *x nāma rauta* auf einer Stufe steht z. B. mit *Arkadriš nāma kaufa* Bh I 36 f., d. h. also *rauta* Apposition zu *x nāma* ist. Wenn man nun die Fälle wie *Dārayavaušhya Vištāspahyā puθ<sup>ra</sup>* 'des Darius (,der) des Vištāspa Sohn (ist)' von Art. Sus. a und Art. Ham. heranzieht, die ich KZ. 35, 54 f. behandelt habe und in denen ein zusammengehöriger Wortkomplex (*Dārayavauš . . . puθ<sup>ra</sup>*) bei der Stellung nach einem Regens durch Anfügung der Endung an das erste Wort (*Dārayavauš* + Gen.-Endung *hyā*) dekliniert erscheint<sup>2)</sup>, so könnte man an unsrer Stelle eine Konstruktion wie *hačā x + Abl.-Suffix nāma rauta* erwarten. Wäre es nun möglich, in *Pīrāva* einen Abl. zu sehen? Gewiss, wenn man als Nom.

1) Ich habe dabei nicht von *Pīrāva nāma* allein geredet, wie mir Gray S. 311 zumutet.

2) Ein weiteres Beispiel dafür ist [*vašnā AURAMAZD.Īha An(ā)h(ī)ta [u]tā [M<sup>i</sup>(ī)θ<sup>ra</sup>* 'nach dem Willen Auramazdās, Anāhitas und Miθras' Art. Sus. a 4, erschlossen aus dem elamischen Texte [vgl. darüber jetzt WZKM. 14, 293]. — Vgl. auch *hya mām Artaxša-θ<sup>ra</sup> xšāyaviya* (!) *ak<sup>u</sup>unauš* 'der mich, Artaxerxes, zum Könige machte' Art. Pers. 5 f.

eine Form *Pīrauš* voraussetzt. Denn wie zu *dahyāuš* der Akk. *dahyāum* gebildet ist, so wäre dazu als Gen.-Abl. kaum etwas anderes als *dahyāva* aus \**dahyāvas* wahrscheinlich (vgl. auch jav. *nasāvō*: Bartholomae Grdr. Iran. Philol. I 228, § 407, und zur Dehnstufe dieser *u*-Stämme überhaupt: ebd. S. 102 u. 103, 115). So hätten wir als Namen des Nils im Ap. *Pīrauš* (nicht *Pīrāva*!) nachgewiesen, und diese Form scheint mir auch besser zu der koptischen Namensform *iero* mit vorgesetztem Artikel *p* zu stimmen<sup>1)</sup>.

Dieselbe Funktion wie ap. *nāmā* 'ein gewisser' hat das avestische *naṃa* an zwei Stellen: *ar<sup>o</sup>dvī naṃa āpa Spitama Zaraδuštra hā mē apō yaozdadaṭi . . .* 'eine gewisse Ardvī, ein Wasser, o Sp. Z., dies mein Wasser reinigt . . .' vd. 7, 16 und *vīzar<sup>o</sup>šō daēvō naṃa Spitama Zaraδuštra urvānām bastəm vādayeti . . . . .* 'ein gewisser Dämon Vizarša, o Sp. Z., führt die Seele gebunden . . .' vd. 19, 29. Aus dem Ai. ist mir kein gleichartiger Fall zur Hand, aber es wäre nicht unmöglich, dass auch hier *nāma* in der Bedeutung 'ein gewisser' nachgewiesen würde. Wie steht es im Griechischen mit ὅποινα?

Neben der irgendwie aus dem sogenannten Akkusativ der Beziehung entwickelten Bedeutung 'ein gewisser' hat aber das ap. *nāmā* auch die ursprüngliche 'mit Namen' bewahrt, so z. B. in der schon zitierten Stelle *I martiya Mag<sup>u</sup>uš āha Gaumāta nāma* 'ein Mann, ein Mager, war da, Gaumāta mit Namen' Bh I 36 und in Fällen wie *I martiya Āθrina nāma Upadara<sup>n</sup>ma puθ<sup>r</sup>a hauv . . .* Bh I 74 usw. Ebenso ist es im Ai. (z. B. RV. III 26, 3 und wohl auch X 28, 12, VS. 7,

1) [Fr. Müllers Erklärung von ap. *Pīrāva* WZKM. 3, 148 (Verbesserung von 1, 224) ist also ganz richtig, was ich Gray a. a. O. S. 11 gegenüber bemerke; nur sind seine Ausführungen über ein altägyptisches *PIRU* falsch. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Prof. Steindorff geht koptisch πῆπο auf ein ägyptisches *p-jētr*-o, jünger *p-jēr*-o, *p-jēr*-o zurück; ein altägyptisches *pīru* hat es überhaupt nicht gegeben. Die assyr. Keilinschriften geben ägypt. *p-jēr*-o mit *pīr*'u wieder. — Gray schliesst sich in der Auffassung von *hačā Pīrāva nāma rauta* an Bartholomae BB. 14, 249 an, der es für einen Nominativ hält und Bh III 12 ff., I 36 f. vergleicht, aber das sind, wie sich aus der bei Bartholomae nicht zitierten Fortsetzung des Textes ergibt, falsche Parallelen.]

29, Män. Dharmaś. 2, 122)<sup>1)</sup>, im Av. (z. B. yt. 8, 51. 14, 55. 15, 46. 19, 56. vd. 18, 15), im Griechischen (z. B. τ 183 f.).

Ob sich unser (historisch in verschiedenen Sprachen vorliegender) "Akkusativ der Beziehung" vorhistorisch aus einer appositionellen Stellung entwickelt hat, ist eine andere Frage. Es kämen da mit Delbrück Vergleichende Syntax 1, 388 vor allem Sätze mit 'nennen' als Prädikat und mit einem Eigennamen + ai. *nāma* usw. in Betracht, wie yt. 8, 51. 14, 55. vd. 13, 2. 18, 15. ε 273. Aristoph. Aves 814 usw. Weiterhin beachte man auch Fälle wie Plaut. Aul. 164 und Beow. 78. Eine andre Quelle für den Gebrauch von ai. *nāma* usw. im Sinne von 'mit Namen' könnten solche Sätze wie Beow. 1457: *wæs þæm hæft-méce Hrunting nama* 'es war ihm ein Heftschwert, Hrunting (war) der Name' abgegeben haben. Doch sehe ich nicht ein, welchen Vorteil die Sprachwissenschaft davon hätte, hier zu einer sicheren Entscheidung zu kommen. Begnügen wir uns damit, die Verhältnisse der Einzelsprachen genau kennen zu lernen! Mein Artikel ist hoffentlich ein kleiner Beitrag zur Erreichung dieses Zieles.

Dresden, den 29. Juni 1900.

W. Foy.

## Über die Repräsentation von indogermanisch *skh* im Griechischen.

Die Frage nach der Repräsentation der indogermanischen *Tenues aspiratae* im Griechischen ist noch nicht gänzlich geklärt. Ziemlich allgemein scheint man aber jetzt anzunehmen, dass sie durch χ, φ, θ vertreten sind, idg. *sth* aber, wie es Zubatý (KZ. 31, 1 ff.) wahrscheinlich gemacht, durch στ. Die Theorie Moultons (American Journ. of Philol. 8, 207 sqq.): "original hard aspirates lose their aspiration in Greek except

1) In den Beispielen mit ai. *nāma* RV. II 27, 15 = V 37, 4 und I, 68, 4, die Gray anführt, ist *nāma* 'Namen' = 'Ruf, Ruhm', ebenso wie II 37, 2. *subhāgo nāma pūṣyan* RV. II 27, 15 = V 37, 4 heisst: 'reich, den (eignen) Ruhm fördernd'.

where the accent immediately precedes" hat wenig Beachtung gefunden; allerdings ist auch manches dagegen einzuwenden.

Es bleiben aber, wenn man obengenannte Repräsentation annimmt, einige Schwierigkeiten übrig, darunter das Nebeneinander von *ck* und *cχ* als Vertreter von (nicht labiovelarem) *skh*. Es sei mir erlaubt, folgende Hypothese zur Erklärung aufzustellen: tautosyllabisches (nicht labiovelares) *skh* wird im Griechischen durch *ck*, heterosyllabisches durch *cχ* vertreten. Von vornherein wird man diese Lösung des Problems für nicht unmöglich halten: die urgriechische Lautfolge Spirans *c* + explosiva *κ* + gehauchter Absatz (s. G. Meyer Griech. Gr.<sup>3</sup> § 204) in einer Silbe war gewiss nicht leicht auszusprechen, kann also leicht ihren letzten Bestandteil eingebüsst haben.

Ich möchte mich dabei auf folgende Zusammenstellungen stützen:

a) tautosyllabisches *ck*

κᾰάζω 'hinke', skr. *khañjati* 'hinkt'.

κία 'Schatten', κιοίος 'schattig', skr. *chāyā* 'Schatten'.

kret. κατα-κένει 'tötet', wenn es, wie nicht unwahrscheinlich, mit skr. *khānati* 'gräbt' zusammenhängt. Das Altperische aber hat *kan-* statt \**chan-*, deutet also auf idg. (*s*)/*k* (neben (*s*)/*kh*).

κολιός 'krumm, unredlich', skr. *skhālati* 'strauchelt', *chalam* 'betrug', arm. *şxalem*, *şxalim* 'gehe fehl, irre, strauchle', lat. *scelus* 'Verbrechen', lit. *skeliù* 'bin schuldig'.

κύζα 'Brunst, Geilheit', wenn es, wie G. Meyer annimmt, mit skr. *khudāti* 'stösst hinein' verwandt ist.

κῠτος 'Haut', κύλλω 'schinde', skr. *chavī* 'Haut', lat. *scūtum* 'Schild', *cutis* 'Haut', *obscurus* 'dunkel'. Das Skr. hat aber auch *skunāti* 'bedeckt', womit κῠτος ebenfalls verwandt sein kann; in diesem Fall ist idg. *sk* (neben *skh*) anzusetzen.

κεδάωννυμι 'zerstreue', wenn es zur Sippe von skr. *skhadate* 'spaltet' gehört.

Anm. Σχέδη und *cχedia* würden, wenn sie mit κεδάωννυμι und *skhadate* verwandt wären, meiner Regel widersprechen. Σχέδη aber bedeutet nur 'tabella, s. potius Papyrus, Philyra, Tilia, Charta, aliudve in quo scribimus' (s. den Thesaurus Linguae Graecae), niemals 'Brett'. Ist also (wahrscheinlich) von κεδάωννυμι und *skhadate* zu trennen. Und weil dann also *cχedia* 'Floss' kein Wort in der Bedeutung 'Brett'

neben sich hat, wovon es abgeleitet sein könnte, fällt der Zusammenhang mit κεδάννυμι weg; χεδία könnte sehr gut zu ἔχω gehören ('das Haltende, das Zusammenhängende').

κρόρ(ο)δον 'Knoblauch' wenn es, wie G. Meyer annimmt, zu skr. *chrnatti* 'speit aus', aksl. *skaređŭ* gehört.

Noch scheinen die Inchoativa wie διδάσκω, γιγνώσκω usw. meiner Regel zu widersprechen; ich nehme aber einen Wechsel von *sk* und *skh* im idg. Inchoativsuffix an (vgl. oben unter κατακένῃ und κῦτος, und ausserdem z. B. skr. *sthirás* neben *starīś*); das *skh* hätte sich in griech. πάχω erhalten<sup>1)</sup>.

b) heterosyllabisches *cx*

ἑσχάρα 'Heerd', aksl. *iskra* 'Funken', poln. *skra*, lat. *scintilla* (Kozlovskij A. f. slav. Phil. 11, 387 ff.).

πάχω mit idg. Inchoativsuffix *skh*.

Hier erregen die beiden Wörter χίζω 'spalte', skr. *chinnatti* 'schneidet ab, spaltet', av. *sid-*, lit. *skėdžiu*, und χά(ζ)ω 'schlitze auf, steche, ritze', skr. *chyati* 'schneidet ab' bedenken. Es lässt sich aber sehr leicht denken, dass sie ihr *cx* den augmentierten Formen ἑσχιζον usw. entnommen haben. Σχίζα 'Scheit' und χινδαλμός 'Splitter' könnten dann unter dem Einfluss von χίζω ihr ursprüngliches *ck* in *cx* verwandelt haben.

Die Etymologie von χελίς neben κελίς 'Schinken', κέλος 'Sehenkel', χέραφος neben κέραφος 'Schmähung', χένδυλα neben κενδύλη 'Zange, Zwinge', ist unbekannt; vielleicht enthalten sie idg. *zgh*. Sie können also ausser Betracht bleiben<sup>2)</sup>.

Gouda.

J. Heinsius.

1) Gegen die Ansicht, πάχω sei aus \*πρῆσσω entstanden, sprechen die Wörter ἀποθύσκειν · ἀποτυγχάνειν, ἐνθύσκει · ἐντυγχάνει und κλώσκειν · ἐπικλώθειν Hes.

2) Meinem verehrten Lehrer Herrn Prof. C. C. Uhlenbeck in Leiden, dem ich in manchen Punkten Auskünfte verdanke, spreche ich hiermit noch meinen verbindlichsten Dank aus.

Lateinisch *vicissim*.

Neben *vic*- 'Wechsel' (*vicem*, *vice*, *vicis* usw.) erscheinen in vorklassischer oder seit vorklassischer Zeit die Adverbia *vicissim* und *vicissatim* und die Substantiva *vicissitās* und *vicissitudo*, denen sich wohl erst später die nur glossographisch überlieferte Verbalform *vicissitur* 'compensatur' zugesellt hat. S. Funck Wölfflins Archiv 7, 505 f. 8, 97. 101, Landgraf ibid. 9, 440.

*vicissim* und *vicissatim* gehören in den Kreis der Adverbia auf *-tim* *-sim* wie *statim*, *raptim*, *scissim*, *passim*, *cursim*, *separatim*, *exquisitum*, *solūtim*, in denen man mit Recht den Akkusativus Singularis von *ti*-Abstrakta sieht (Delbrück Grundr. 3, 608 ff.). *vicissatim* neben *vicissim* wie *versatim* neben *con-versim*, *minutatim* neben *minūtim*: es setzt einen partizipialen Stamm *\*vicisso-* (*\*vicissā-*) voraus. *vicissi-tās* und *vicissi-tudo* sind gleich gut auf den *i*- und den *o*-Stamm beziehbar<sup>1)</sup>. *vicissitur* aber mag auf grund von *vicissim*, etwa nach dem Verhältnis von *partitur* zu *partim*, entsprungen sein.

Eine irgend diskutierbare Deutung der Silbe *-iss-* in diesen augenscheinlich mit *vicem* aus gleicher Wurzel entstammenden Bildungen ist mir nicht bekannt.

Zunächst denkt man vielleicht an einen von *vic-* ausgegangenen verbalen Stamm *\*vikid-* (oder *\*vikidh-*), von dem *vicissi-*, *vicisso-* als Verbalnomina mit den Suffixen *-ti-*, *-to-* gebildet wären. Die nächsten morphologischen Verwandten unserer Wörter wären dann *gāvīsus* zu *gaudeo* = *\*gavideō* (vgl. gr. γαίω aus *\*γαF-īw*), *clausus con-clūsio* zu *claudio* (vgl. *clavis*), *ausus* zu *audeo avidus* (vgl. *aveo*), *in-cūsus* zu *cūdo* (vgl. lit. *kduju* 'ich schlage, schmiede, kämpfe') u. dgl. *vicissim* stünde dann mit *ausim* 'audacter' (Prokrowskij Wölfflins Archiv 11, 356) auf einer Linie, dieses in ein urlateinisches *\*avissim* zurückübersetzt. Indessen verlautet von einer solchen Dentalerweiterung von *vic-* sonst nichts, und sie vorauszusetzen

1) Meyer-Lübke Wölfflins Archiv 8, 332 setzt für *vicissitās* ein *\*vicissis* voraus.



erscheint an sich darum bedenklich, weil derartige *d-* oder *dh-*Erweiterungen mit "Zwischenvokal" in den idg. Sprachen fast nur da auftreten, wo die "Wurzel" (nach alter Terminologie) auf *i*, *u*, Nasal oder Liquida ausgeht (vgl. Verf. Grundr. 2, 1045 ff.).

Weiter könnte man auf den Gedanken kommen, die Grundlage sei ein mit *capid-* = umbr. *kapiř-* *capirs-*, *cassid-*, *cuspid-*<sup>2)</sup> gleichartiger Substantivstamm *\*vicid-* mit einer von der Bedeutung von *vic-* nicht wesentlich verschiedenen Bedeutung gewesen. Von diesem Stamm müsste mit *-to-* ein Adjektiv *\*vicisso-* abgeleitet worden sein nach der Art wie *sceles-tu-s* von *scelus*, *onus-tu-s* von *onus*, *über-tu-s* von *über* u. a. An *\*vicisso-* könnte sich dann einerseits *vicissatim* (etwa durch ein mit *offensa*, *repulsa* u. dgl. gleichartiges Substantivum *\*vicissa* oder durch ein Verbum *\*vicissare* vermittelt), anderseits *vicissim* angeschlossen haben. Hiergegen ist aber einzuwenden, dass die tatsächlich vorhandenen drei genannten Substantiva auf *-id-* (mit uridg. *i*)<sup>2)</sup> alle einen durchaus konkreten Sinn haben, ferner dass es zu keinem Stamm auf dentalen Verschlusslaut im Lateinischen eine mit *sceles-tu-s* usw. zu vergleichende Adjektivformation gibt.

Ich ziehe unter diesen Umständen eine dritte mögliche Auffassung vor. Man darf *vici-ssi-* (*vicissim*) und *vici-ss-* (*vicissatim*) teilen und darin Nominalkomposita sehen. *vici-* war dann entweder eine Nebenform des Substantivstamms *vic-*, oder es war von *vic-* der Lokativus Singularis, also identisch mit *vice* (vgl. *ante* neben *anti-stes*). *-ssi-* und *-ss-* aber entsprachen etymologisch den Schlussgliedern der ai. Zusammensetzungen *bhāga-tti-ṣ* 'Glücksgabe', *dēvā-tta-s* 'gottgegeben', *punar-tta-s* 'wiedergegeben', zu Wurzel *dō-* 'dare'. War *vici-* Lokativform, so vergleicht sich gr. *ᾠπ-κτον* 'Frühstück' aus *\*ᾠπι-δτο-* 'in der Frühe gegessen', zu *ed-* 'essen' gehörig, ein Kompositum, dessen Schlussglied ebenfalls die Wurzel in stärkster Reduktion aufweist, ferner *δοπι-κτητος*, *πυρι-καυτος* u. a. Die Grundbedeutung von *vicissi-* war hiernach etwa 'das in

1) Vgl. Verfasser Grundr. 2, 383, Stolz Hist. Gramm. 1, 564, Skutsch Wölfflins Archiv 11, 582, von Planta Osk.-umbr. Gramm. 2, 70, Thomas Transact. of the Cambridge Philol. Soc. 5, 126.

2) *lapid-* war wahrscheinlich ursprünglich *\*lapēd-*. S. von Planta a. a. O.

Wechsel (Abwechslung, Wechselseitigkeit) Bringen oder Setzen', die von *vicisso-* 'in Wechsel gebracht, gesetzt'. Als eine Verbindung mit dem Lok. \**vici* liesse sich das Verbalsubstantivum *vici-ssi-* mit den kompositionellen Verbindungen wie *domum itio*, *domuitio*, *hūc ventio*, *Rōmam adventus* (Landgraf Wölfflins Archiv 10, 401) in Parallele setzen.

Der zweite Teil von *vici-ss-* vergleicht sich mit dem zweiten Teil des Gottesnamens *Cōnsus*. Denn nach Ostoffs Ausführungen Paul-Braunes Beitr. 13, 425 ff. ist dieser Name mit *condere*, *conditus* zu verbinden. Er war zunächst aus \**com-ss-* oder aus \**com-ssu-* (vgl. *Cōnsualia*) hervorgegangen und verhält sich bezüglich der Ablautstufe der Wurzel des zweiten Glieds zur Form *con-ditus* wie ai. *vy-ā-tta-s* 'auseinandergetan, geöffnet' zu *vy-ā-dita-s* mit gleicher Bedeutung.

Ferner sehe ich das Substantivum \**-d-ti-s* in dem *-sis* des Adjektivausgangs *-ēnsis*, z. B. in *forēnsis* 'auf dem Markt befindlich', *hortēnsis* (*hortēnsius*) 'im Garten befindlich', *Hispaniēnsis* 'in Spanien befindlich' (z. B. *exercitus*). Indem Prellwitz BB. 22, 123 f. für *forēnsis*, *circēnsis* die Grundformen \**forei-en-stis*, \**circei-en-stis* voraussetzte, "deren erster Teil dann wie in Θρῆναι-γενῆς als Lokativ aufzufassen wäre", ist er im wesentlichen auf dem richtigen Weg gewesen. Nur das ist nicht gut zu heissen, dass er in dem Ausgang *-sis* die Wurzel *stā-* 'stehen' annimmt. Denn es ist nicht erweislich, dass die uridg. Lautgruppe *-nst-* vor Vokalen im Lateinischen lautgesetzlich zu *-ns-* geworden ist, wie Prellwitz behauptet<sup>1)</sup>. Der vordere Teil von *hortēnsis* entspricht dem osk. *húrtín* 'in horto' = *hortēn* aus \**horte[ɣ]-en* mit nachgestelltem Richtungsadverbium; vermutlich war die Kontraktionsstufe *hortēn* schon in uralitalischer Zeit erreicht, vgl. lat. *trēs* osk. *trís* aus

1) Prellwitz beruft sich auf *cēnsus* gegenüber osk. *an-censto* 'incensa' und auf *vē(n)sica* gegenüber ai. *vasti*. Aber *cēnsus* kann mit *hausum* (neben *haustum*), *fixus*, *lapsus* auf einer Linie stehen (Verf. Grundr. 1<sup>2</sup> S. 666. 671). Und *vē(n)sica*, zu dem auch ai. *vanīsthū-*, ahd. *wanist wanast wanst* und aus dem Lateinischen selbst *venter* gehören, geht auf eine Wurzel *uenə-* zurück und muss nicht von Haus aus ein *t* besessen haben. Es scheint, dass die Wörter *vē(n)sica* und *venter* von den beiden suffixalen Konsonanten *s* und *t*, die in den indischen und den germanischen Formen vereinigt auftreten, von Anfang jedes nur einen enthalten haben.

\**tre[i]es* = ai. *tráy-as* (Verf. Grundr. 1<sup>2</sup> S. 844. 910 f.). *hortēsis* würde sich hiernach dem gr. ἑρ-χεῖπί-θερος an die Seite stellen, nur dass hier das Richtungsadverb seinem Kasus vorausging. Nach uritalischer Syntax kann indessen *en* in einer Verbindung wie \**hortēi-en-ssō*- wohl auch enger mit dem nachfolgenden Verbalnomen vereinigt gewesen sein als mit dem vorausgegangenen Lokativ, so dass *-en-ssō*- näher mit lat. *in-ditus* (gr. ἐν-θερος) zusammengehören würde. Auf diesen Unterschied kommt im letzten Grunde nichts an <sup>1)</sup>.

Dass ich für die Endstücke von *vici-ssim*, *Cōn-sus* und *forēn-sis dō*- 'dare, δίδοναι' und nicht, wie man vielleicht erwartete, *dhē*- 'τιθέσθαι' als Wurzel angesetzt habe, hat folgenden Grund. Wie schon öfters bemerkt worden ist (vgl. z. B. Osthoff Zur Gesch. des Perf. 236 ff.), erscheint *dō*- im Lateinischen gleichwie im Indischen in vielen Verbindungen, wo man dem Sinne nach *dhē*- erwarten sollte, und es geht dieser Synkretismus, wie man diese Erscheinung nennen darf, in beiden Sprachgebieten offenbar in sehr alte Zeiten zurück; Osthoff möchte ihn sogar in die Periode der idg. Urgemeinschaft hinaufdatieren. In unserm Falle empfiehlt es sich nun um so mehr, von \**-d-to*-, \**-d-ti*-, nicht von \**-dh-to*-, \**-dh-ti*- auszugehen, als die Lautung \**-dht-* (woraus zunächst, noch in urindogermanischer Zeit, *-ddh-*, weiter *-d<sup>z</sup>dh-* entstehen musste) in der historischen Latinität bei ungestörter Fortentwicklung nicht als *-ss-* (hinter Konsonanten *-s-*), sondern als *-st-* erscheint (s. Verf. Grundr. 1<sup>2</sup>, S. 626). Dieser Umstand würde freilich ein Zurückgehen auf Wurzel *dhē*- nicht gerade kategorisch verbieten. Denn man könnte annehmen, dass die Stämme *-d<sup>z</sup>dho-* und *-d<sup>z</sup>dhi-* im Italischen auf irgend einer Entwicklungsstufe der Lautgruppe *-d<sup>z</sup>dh-* ebenso analogisch umgestaltet worden seien, wie z. B. das (durch ai. *yuddhā-s* lautgesetzlich vertretene) uridg. \**iud<sup>z</sup>dho-s* (d. i. \**iudh-to-s*), welches in der historischen Latinität als *jussus* anstatt als \**justus* auftritt (Verf. a. a. O. 627). Diese analogische Ab-

1) Eine ähnliche Zusammensetzung mag das vielbesprochene *novensides*, *novensiles* (mars. *nouesede*) gewesen sein. Doch war vielleicht der erste Teil die bloße Stammform *novo-* in adverbialer Funktion, wie in gr. νεο-γνός 'neugeboren' = got. *niukl-ahs* 'neugeboren, jung, kindisch' (aus \**niwa-kna-* mit dissimilatorischem Übergang von *n* in *l*).

änderung müsste in einer Zeit geschehen sein, wo unsere Formen auf *-d=dho-* und *-d=dhi-* noch als gleichartig mit andern *to-* und *ti-* Stämmen empfunden worden sind. Aber die andere Auffassung, wonach wir *dō-* zu grunde legen, ist jedenfalls die einfachere. Daran, dass *dare* in *forēn-sis* und in *vici-ssim*, wenn man *vici-* als Lokativus von *vic-* nimmt, die Konstruktion des Verbums *dhē-* und überhaupt der Verba collocandi aufwiese (vgl.  $\tau\theta\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota \acute{\epsilon}\nu \tau\iota\upsilon$ ), darf man sich nicht stossen<sup>1)</sup>.

Leipzig.

K. Brugmann.

### Irish Etymologies.

*Adcuaid* 'he has related'.

In Kelt. Zeitschr. III 278, Zupitza explained the apparent root-syllable *-coid* of the perfective *docoid* 'he has gone' as a compound of the prep. *co* and the verbal root *feth-* 'gehen'<sup>2)</sup>. In like manner Strachan explains the *-cuaid* of

1) Möglicherweise ist das als lautgesetzliche Fortsetzung von *-dh-ti-*, *-d=dhi-* zu erwartende *-sti-* an anderer Stelle bis in die historische Latinität hinein am Leben geblieben, nemlich in *caelestis*, *agrestis* und in *domesticus*, das wahrscheinlich Erweiterung eines *\*domestis* nach dem Muster seines Oppositums *publicus* war (Sommer IF. 11, 24). Schulze KZ. 29, 270 hat angenommen, die Endung *-sti-s* von *caelestis* sei aus *\*-st-ti-s* = ai. *stīti-š* gr.  $\sigma\tau\acute{\alpha}\tau\iota\text{-}c$  (lat. *statio*) hervorgegangen, und der ursprüngliche Sinn dieses Nomens sei 'qui stationem habet in caelo' gewesen; so nach ihm auch andere, wie z. B. Sommer a. a. O. und Verf. Grundr. 1<sup>2</sup>, S. 636. Gegen diese Deutung spricht nichts. Aber ebenso unanstößig wäre jene andere Auffassung. Selbst wenn man den zweiten Teil von *vici-ssim* und *forēn-sis* nicht auf *dō-* zu beziehen, sondern als ein nach Art von *jussus jussio* u. dgl. durch Analogiewirkung abgeändertes ursprüngliches *\*-dh-ti-* zu betrachten hätte, brauchte *caele-stis* nicht von *dhē-* getrennt zu werden. Denn die morphologische Konstitution und die ursprüngliche Bedeutung von *caelestis* könnten sich frühzeitiger verdunkelt haben als die von *vicissi-* und *forēnsi-*; das Schlussglied von *caelestis* wäre in diesem Fall damals, als die andern Komposita mit uridg. *-dhti-* *-d=dhi-* in die Bahn der Formen mit uridg. *-tt-* *-tst-* hinübergeführt wurden, von dieser Analogieänderung unberührt geblieben.

2) The dental tenuis appears in *docoith* Wb. 11<sup>a</sup> 22, *fethid*

the perfectives *adcuaid* (gl. explicavit, Wb. 21<sup>d</sup> 11) 'he has said', *incuaid* (gl. indicavit) Ml. 123<sup>d</sup> 7, as a compound of *co* and the root *vet* 'to say'. Hence also the Irish noun *feith* .i. focul, H. 3. 18, p. 650<sup>a</sup>, the verbs *asfenimm* (\**ex-vetnō*) (gl. testificor) Wb. 22<sup>a</sup> 20, *t-aisfenim*, perf. sg. 3 *taisfeóin*, LU. 101<sup>a</sup> 21, and the Irish, Welsh and Latin words cited in Urkelt. Sprachsch. 266, s. v. *vetō*.

Even so, *forcuad* Tur. 49, is explained by Strachan as = *for-co-fad*, perfective pret. pass. of *forfenim* 'I complete'.

*co* may, accordingly, be added to the list of perfective particles in Sarauw's *Irske Studier*, pp. 27, 43—46.

*blicht* 'radiance'.

*Da ba an commeid sin do tsoillsi ocus do blicht alainn ara corp d'eis bais d'[f]agbail do gur'gabusa ocus na heaspail moran solais ocus aibneasa 'nar cridhib tridsin*, 'So great was the beautiful light and radiance on His Body after He died that I and the apostles received in our hearts much comfort and happiness thereby', H. 2. 17, p. 110<sup>a</sup>.

Here *blicht* (ex \**bhleg-tu*) is cognate with φλέγω, φλόξ, *flagrare*, *bhrājate*, etc.

*bruth* 'weight', 'mass'.

There are three homonyms (1) *bruth* 'weight', 'mass' (*bruth n-óir* .i. maiss *n-oir*, Rawl. B. 512, fo. 11<sup>b</sup> 2), cognate with βαρύς, βάρος, Skr. *gurú*, Goth. *kairus*: (2) *bruth* 'heat, ardour', cognate with Lat. *de-frutum*: and (3) *bruth* .i. seim gae 'the rivet of a spear', O'Dav. 56, cognate with Lat. *foro*, Gr. φάρος, Eng. to *bore*.

Compounded with *damna* 'material' we have *bruthdamna* LU. 112<sup>b</sup> 14 = *brudamna* LU. 95<sup>b</sup> 33.

*clíu* 'body'.

*mo chlíu* .i. mo chorp, LU. 119<sup>a</sup> 25. *Beir mo sciath . . . cor-raib ar clíu Chormaic Cais* 'carry my buckler that it may be on the body of Cormac Cass', LL. 146<sup>b</sup> 1, 2. *Ní boi dono*

LL. 121<sup>a</sup> 21, *dofethet* Ir. Texte III 551, and *dofaith*, Fiacc's h. 39, 47, which should probably be *dofaith*, a perfect with *ā* in the root-syllable, like *gáid*, *ráith*, *scáich*, *táich*. For this reason, and also because *docuaid* rhymes with *Duaid* (Celt. Zeitschr. III 455), and is, therefore, trisyllabic, it is impossible to connect it with skr. *codayāmī* 'treibe an'.

*cliu cen scieth, no lamh cin laighin, no crios cen cloidem leo* 'now among them was no body without a buckler, or hand without a lance, or girdle without a glaive', Bruden Dá Choca, Rev. celt. XXI 318. *gé beth i sith mo cliu chain. fuil mo menma arna fianaihbh*, Acallam na Senórach, l. 1583, 'though my fair body is in the elfmound (yet) my mind is (bent) on the Fians'.

As δέμας is cognate with δόμος, so *cliu* is cognate with An. *hlé, hly* 'schutz', and (according to Uhlenbeck) Aksl. *chlěvǔ* 'stall', borrowed from some Germanic dialect. If Uhlenbeck is right in his conjecture that Goth. *hlija* 'zelt, hütte' is miswritten for *hliwa*, we have here another cognate.

*Clí* (with loss of the final *u*) occurs in Ac. na Senórach ll. 5662, 6755. O'Brien has *clí* 'the body; also the ribs or chest of a man'; and *clí* 'ribs' is still, I believe, current in the Highlands. In dropping the *u*, *cliu* may have been influenced by its synonym *cri* from \**kree*, \**kripes* = Lat. *corpus*.

*coll* 'head', 'chief'.

*Coll* .i. ceann O'Cl. *coll fine*, SG. I. 18. The acc. sg. occurs in the Acallam in dá Suad: *fetar mo choll creth* 'I know my chief of wisdom', Rawl. B. 502, fo. 62<sup>b</sup> 1. The gen. sg. is *cuill*, but I omitted to note the place in which it occurs. *Coll* occurs in Ml. 2<sup>b</sup> 12, as the first element of a compound in the gloss *oc coll<ch>andoracht doib* (gl. ex quibus .iiii. uiros praeesse cantationibus constituit), literally 'at chief-chanting — hauptcantorschaft — by them'. Here *coll*, urkelt. \**kolso-*, is = Lat. *collum*, Germ. *hals*, and *candoracht* is derived from \**candor* <sup>1)</sup> borrowed from Lat. *cantor*, with the change, regular in Latin loanwords, of *nt* to *nd* <sup>2)</sup>.

*kollr* is one of the few words borrowed by the Norsemen from the Irish.

*cundrad* 'bargain'.

The *u-* stem *cundrad* (gl. merx) Sg. 68<sup>b</sup> 5, gen. *cundartha*, Rawl. B. 502, fo. 62, pl. dat. *cundradaib* (gl. merci-

1) In the late loanword *cantar-chaptha* 'choir-copes', Bezz. Beitr. XVIII 122, the *t* in kept. So in *cantaic*.

2) e. g. *cland*, *cointinn*, *talland* from *planta*, *contentio*, *talentum*.

dibus) *ML. 122<sup>a</sup> 3*, whence the verb *cundradaigim*<sup>1)</sup> 'mercor', generally means 'a bargain' or 'contract': see *Laws I. 14, 146, 190*. It occurs compounded with *teg* 'house' in the gloss *i cundrathtig* (gl. in *macello*) *Wb. 11<sup>b</sup> 19*, and is itself a compound of the prep. *cum-*, *G. C.<sup>2</sup> 873*. The *drath* (*urkelt. \*dratu*) seems cognate with Goth. *trudan*, An. *troða*, Eng. *tread*, Nhd. *treten*, under which Kluge says "Ausserhalb des Germ. findet sich keine idg. Wz. *dre-t*", though he thinks that Gr. *δρόμος* and Skr. *drámati* 'läuft' may be ultimately connected with these Teutonic words.

The fundamental meaning of *cundrath* would thus be 'a concurrence'; whence the meanings 'bargain', 'cheapened commodity', 'merchandise' naturally flow.

*déac* 'ten'.

As the disyllabic *óac* 'young' comes from *\*iuvenko-s* (Lat. *iuvencus*, Cymr. *iouenc*), so the disyllabic *déac* 'ten' (Fél. Oeng. July 15, Sep. 20), comes from *\*dvei-enko-*, where *dvei* (cogn. with *dvi-*, *δι-*, *bi-*, *twi-*) means 'two', and *en-* comes from *\*penko-*, cognate with *finger* from idg. *\*penkró-* and *fist* from idg. *\*pnksti-* (see Kluge s. v. Faust). *Dé-ac* would then mean literally 'two fists', 'two groups of (five) fingers'.

For another conjecture as to the meaning of *déac* see Brugmann's *Grundriss*, § 175.

*dochumm* 'to', 'towards'.

This word, treated by Zeuss, *GC.<sup>2</sup> 660, 661*, as a nominal preposition, meaning 'ad', is really a neuter noun governing the genitive<sup>2)</sup>, which has been reduced to a prepositional function. It occurs as a noun with possessive pronouns: *a dochum-si* 'to her' *Wb. 9<sup>d</sup> 5*, *far ndochum* 'to you' *ML. 34<sup>a</sup> 4*, *a ndochum* 'to them' *Wb. 27<sup>a</sup> 27*: infixed: *doluid im dochum iarom* 'he went to me then', *YBL. 10<sup>a</sup> 43*, *conaccaí in fer n-ingalair dia dochum* 'she saw the sick man (coming) to her', *Ir. Texte I. 126*, *cid dothaet innar ndochum* 'what has come to us?' *LU. 122<sup>a</sup> 32*, *co cualatar aní 'na ndochum* 'they heard this (coming) to them', *LU. 122<sup>a</sup> 28*.

1) *indus no cundradaiged* (gl. *quam mercari*) *ML. 39<sup>a</sup> 6*.

2) It is, in this respect, unlike *leth*, another noun used as a preposition, for *leth*, *le*, pretonic *la*, governs the accusative.

That *dochumm* is neuter appears from the transported *n* in *dochum n-irisse* 'ad fidem', Wb. 11<sup>b</sup> 22 = *dochum n-irse* Tur. 45, *dochum n-Herenn*, *dochum n-Isu*, Fiacc's hymn, ll. 13, 66.

As to its etymology, I conjecture that the second element *cummn* (like *ind* in the synonymous nominal prep. *cu ind*), means 'vertex', that it comes from an Old-Celtic *\*kudsmen*<sup>1</sup>), and that it is cognate with the reduplicated Lat. *cacāmen*, Skr. *kakut*, *kakudmān*. The first element, *do*, is less easily explained. If it were from *to*, when accented, as it would be when used as a noun, we should have had *tochumm-n*. But it is always *dochumm* or, in Middle and Modern Irish and in Scotch Gaelic, apocopated, *chum*<sup>2</sup>). The *do* seems = the Old Latin *do*, *du* in *en-do*, *in-du*. Or it may be from *\*dhu*, whence Goth. *du* 'zu'.

*don* 'ground', 'place'.

In the Archiv f. celt. Lexicographie I 294, the Irish *don*, dat. *dun* (gl. terra, gl. talmain), is connected with Skr. *dhanus* 'dürres, trocknes land'. It should also have been mentioned that this word is *belegt* four times in the Milan codex and once in that of Turin. Thus: *co dufailced don* (gl. incederet) i. *conna con beth leu etir* Ml. 35<sup>c</sup> 1, literally 'that it should yield ground, i. e. that it should not be with them at all'; *gabait don magistir* (gl. uice magistri) 'they take the master's place' Ml. 38<sup>a</sup> 8, *cia dud-failci don* (gl. si cesserit) Ml. 111<sup>b</sup> 23, *nad tairlaic don* (gl. non cedentem) Ml. 131<sup>b</sup> 2, *dofarlaic don* (gl. cessit) Tur. 102. See Sarauw, Irske Studier, p. 87.

*éssi* 'reins'.

I have not found this word in the nom. singular, which may have been *éiss* or *ésse*. In the plural it is frequent, e. g. LU. 79<sup>a</sup> 15: Ro gabastár éssi astuda a ech ina thuasri i. aradna a ech ina laim inchli, LL. 110<sup>a</sup> 20: Fosta latt éssi

1) So *tromm* 'heavy' from *\*trudsmo*, cognate with Goth. *us-priutan*, Strachan, BB. XX 18 (otherwise Zupitza, KZ. XXXVI 243 n.). For the suffix *-smen*, cf. *anm*, *boimm*, *seimm*, *ibid*.

2) e. g. *Do iarraid brocc, ol Cormac, chum fledi Taidg*, H. 3. 18, p. 42, *chum neith* [leg. *neich*] *dfágbaíl*, LB. 246<sup>a</sup> 25, et v. O'Don. Gr. 289. Atkinson P. & H. 622.



fostada th'echraidi. ML. 84<sup>b</sup> 10: *hua æsib* (gl. auenis — leg. habenis).

Strachan (BB. 20, 34), misled by me (BB. 18, 63), connects *ési* (stem \**ansi*-) with Lat. *ansa*, Lith. *qsa* 'handle' 'knot'. But the meanings do not suit well. I now propose to regard the stem as \**ansiā*, and to connect it with ἡνία, Dor. ἄνια, ex \**ansiā* cognate with Skr. *nasyā* 'der dem Zugvieh durch die Nase gezogene Zügel', Brugmann, Grundr.<sup>2</sup>, § 455.

*fāil*, *fóil*, *fael* 'bad'.

This adjective occurs twice in the Bruden Dá Derga: *is fail ní atágethar innocht* 'evil is what he dreads tonight', LU. 87<sup>b</sup> 24; *is f[a]il ní adage(thar) innocht*, LU. 92<sup>a</sup> 27. corruptly: *is fael madogdar indocht*, H. 2. 17, p. 479<sup>A1</sup>. Spelt *fóil* it is found in the Táin Bó Cualnge: *Ale atchíu ní fóil a mberai-siu*, LL. 62<sup>b</sup> 38. The modern spelling *faol* is in O'Mulconry's glossary 601 (Archiv f. celt. Lexicographie I, 262), where it is brought from the Greek "faolus .i. malam", leg. φαῦλος .i. malus.

*fāil* (better *fóil*?) 'bad' seems cognate with Lat. *vīlis*. "Die Gleichung *vīlis* = mhd. *feile* ist unhaltbar," Brugmann Grundr.<sup>2</sup> § 208. But *vīlis* = Ir. *fóil* is a parallel to *mitis* = Ir. *móith*.

*fie* = Lat. *vīres*.

So far as I know, this word occurs only in the phrase *ara fie* (or *ara fia*) *dom, duit, dunn, dúib* '(it is) in my (thy, our, your) power'. See KZ. XXXI 234 and Sarauw, Irsche Studier, p. 36. I cannot explain *ara*, except perhaps as the preposition *ar* with a suffixed possessive pron. But the *fie* may well come from an urkelt. *vīses*, and thus be equal to the Lat. acc. pl. *vīres*, and cognate with Gr. ἴς, Skr. *vayas*.

*follintar* 'suppletur'

sic *follintar assa chanoín* 'thus it is supplied from its text', ML. 123<sup>a</sup> 10. Why have we here a double *l*? Because the root of *fo-llintar* began with *pl*<sup>1</sup>). Similar traces of a ra-

1) The double *ll* in the nouns *fuillned* 'supplementum' ML. 26<sup>c</sup> 6 and (*f*)*uillnedche* 'ingluvies' ML. 98<sup>b</sup> 10, seems wrongly taken over from the orthotonic verb. These words are rightly spelt with one *l* in ML. 69<sup>b</sup> 6, 98<sup>b</sup> 11.

dical *p* beginning an accented syllable are found in *do-llécim*, *do-lluid*, *reme-lluid* ML. 132<sup>c</sup> 13, *ad-ru-llui* and *fo-llúur*. That *ll* may come from the sound-group *lp* is maintained by Zupitza, Kuhn's Zeitschr. XXXIII, 264; but his solitary example, *tallaim*, is unsatisfactory — see Sarauw, Irske Studier, p. 48, — and *cilornn* 'urceus', cognate with κάλπη, *calpar*, seems to prove that from a posttonic *lp* the *p* disappeared without leaving a trace. So also perhaps *col* 'sünde' (Cymr. *cwl*), from \**kulpo-*, cognate with Lat. *culpa*, and *molad* 'preis' (Cymr. *moli*) cognate with Gr. μολπή.

*forcæ* 'fenced'.

This word is, so far as I know, ἀπ. λεγ. It occurs in the Bruden Dá Derga, YBL. 433, l. 22: Dognitthe teach fithte, [leg. fichte] *forcæ* leossum di = Dogni[the] teach fichti *forche* leosum di, YBL. 91, l. 17 = Dogni tech fithi *force* lesom di, Stowe ms. 992, fo. 85<sup>a</sup> 2. 'a house woven (i. e. of wicker-work), fenced was built by them for her'.

Cognate with Cymr. *gorch* 'fence'. Also, I venture to think, with Gr. ἔρκος, ὀρκάνη, from \*Fέρκος, \*Fορκάνη. For the spiritus asper cf. ἐκών, ἦλος, ἐννυμι, ἔσπερος, ἐστία. For the digamma, Cypr. κατ-εFόρκων 'sie belagerten' Collitz, l. 29. As Brugmann, Grundr.<sup>2</sup> 583, connects ἔρκος with aksl. *sraka* 'vestis, tunica', and Prellwitz with Umbr. *seritu* beschütze, and as a digammated Fέρκος has not yet been found, I offer this etymology with doubt and deference. But see Leo Meyer, Handb. d. griech. Etymol., 457, 568.

*gó* 'sea'.

*gó* .i. muir, no fairrge, O'Cl. sg. gen. *a ngion goa* .i. *a mbeol na fairrge*, O'Cl. s. vv. *cruinniuc*, *nim*. sg. acc. *Tón re go*, O'Don. Hy-Fiachrach, 273 n. Compounds: *go-am* 'seafaring people', O'R. s. v. *am*<sup>1</sup>), *goibél* [leg. *góibél*] .i. *bél na fairrge*, lit.: 'the mouth of the sea', O'Cl. cf. τρομαλίμνη 'estuary'.

Bugge, Kuhn's Zeitschr. XXXII 84, says that the Armenian *cov* 'meer', has not hitherto been satisfactorily explained from the Indogermanic. I venture to think that it, may be cognate with Ir. *gó* (from \**gov* ..), just as Arm. *kov* 'cow' is cognate with Ir. *bó*, Brugmann, Grundr.<sup>2</sup> § 330.

1) leg. *ám* = Lat. *agmen*.

*gúr* 'keen', 'bitter'.

Uhlenbeck, Etym. Wtb. d. altind. Sprache, p. 87, connects the Ir. abstract noun *gúire* 'schmerzhaftigkeit' with the Skr. adj. *ghorá* 'furchtbar, grausig, heftig'. The corresponding Irish adj. is *gúr* i. *gér*, O'Cl.

*ind* 'vertex', 'end'.

This word is neuter, as we see from the nom. dual: *comraicet a da n-ind*, LU. 89<sup>a</sup> 29: its dat. sg. is *ind* (*ota m' ind gom bond*, GC.<sup>2</sup> 955), acc. *ind* Wind. Wtb. pl. dat. *indaib* YBL. 266<sup>a</sup> 25. Its urkelt. form is probably *indo-n*, which may perhaps be cognate with the Greek mountain-name Πίνδος. It certainly is not cognate with Goth. *andeis* = Skr. *ántya*, which would be in Irish \**éte*. The supposed Irish '*ét ende, spitze*', cited by Uhlenbeck s. vv. *andeis*, *antya*, and by Kluge s. v. *Ende*, does not exist.

For the nominal preposition *chu ind*, *chu inn*, synonymous with *dochumm*, see Irische Texte, Vierte Serie, SS. XIV, 387.

*óa* 'liver', *ae* 'liver', *iuchair* 'spawn'.

A curious interchange of meanings seems to have occurred between the words originally signifying 'egg' or 'spawn', and the word originally signifying 'liver'. For there can be no doubt that the Irish *iuchair* 'spawn' is borrowed from the Latin *jecur*, and there can be little doubt that the Irish *óa* 'liver' (Cymr. *au*) is = Lat. *ovum*, and that the Ir. *ae* 'liver' is = Germ. *Ei*, urgerm. *aīaz*, Brugmann Grundr.<sup>2</sup> S. 283 n., 944.

*sail* 'accompanying'.

In the Colloquy of the Two Sages, Rawl. B. 502, fo. 60<sup>b</sup> 1, Ferchertne asks Néde: *Can dodechad su?* 'whence hast thou come?' And Néde ansevers: *As-sail suad*, which words are glossed by *a comaitecht suad* 'from accompanying (Begleiten) sages'. The corresponding words in LL. 186<sup>b</sup> 33 are *Can dodechadais* and *A sail súad* i. *a comaitecht suad*. Hence probably O'Clery's *sail* i. *coimhideacht*.

*sail* (nom. sg. *sal?* *sail?*) seems cognate with Nhd. *Saal*, *Geselle*, Goth. *saljan* and Aksl. *selo*.

*teol* 'thief'.

As the acc. dual of this word is *teulaig* (Wind. Wtb.

818), we may assume a pre-celtic stem *\*teúplak*, an extension of *\*teúplo-*, cognate with Goth. *þiuþs*, Ags. *theof*, Nhd. *dieb*. Had *\*teuplo-* been oxyton we should probably have had *\*teoll* in Irish: see above s. v. *follintar*. But the syllable *-plo* being here posttonic, the *p* disappeared without leaving a trace.

*topp*, *tob* 'flame'.

Of this rare word I have three examples: first, of a comet, *métigthir fri rigtech for lasad cech topp tened ticced esti* 'as large as a palace ablaze (was) every flame of fire that used to come out of it', LB. 152<sup>a</sup> 25. Secondly, *dia ros-tarmchell tob tened di cach oenaird* 'when a flame of fire went round them from every quarter', Saltair na rann 7388. Thirdly, of the huge wood-fire kindled for Conaire: *intan doniscide* (i. *roberthi*) *crand asa thóib ba mét<ithir> daig ndáirthaige cach tob no théiged asa tháib for cach ndorus* 'when a beam was taken out of its side, every flame that used to issue from its side at every aperture was as large as an oratory on fire' (literally: as a fire of an oratory), LU. 86<sup>b</sup> 9. Compounded with *caindel* 'torch' it occurs in the Irish abridgment of the Aeneid, Book of Ballimote 454<sup>b</sup> 8, *adhaintier* <sup>1)</sup> *tobchaindeal i luing Aigmemnon i comarc fri Sinon* 'a flaming torch is kindled in Agamemnon's ship as a signal to Sinon', which corresponds with *flammas quum regia puppis Extulerat*, Aen. II 256.

K. Meyer, *Revue Celtique* XI 495, regards *topp* as borrowed from O. N. *toppr* (Germ. *zopf*). But the meanings of *toppr*, 'tuft or lock of hair', 'apex', Eng. *top*, do not suit the contexts of the Irish word. I think *topp* may be regarded as an instance of the assimilation of pretonic *n* (IF. II 167, KZ. XXXVI 202, 234), like *capp* 'chariot', *crip* 'swift', *gopp* 'mouth'. *Topp* may well descend from *\*topnó*, cognate with Skr. *tapati*, Aksl. *topiti* 'wärmen, heizen', and in ablaut-relation with Irish *ten*, *tene*, *té*, *tes*, and Lat. *tepeo*. Instead of the normal *pp* or *p*, we have *b* (certainly uninfected!) in the form *tob*, just as we have in the Milan codex *abelaichthi*, *diubarar*, *ebert* for the usual *apélaichti*, *diuparar*, *epert* (Zupitza, KZ. XXXVI 211) and in the Carlsruhe Priscian 63<sup>b</sup>

1) *MI. aghaintier*

*gibbne* for the usual *gipne*. Or beside *tep*, *top* there may have been a root *teb*, *tob* (Brugmann, Grundr.<sup>2</sup> § 701), whence *tob* (from *\*tobbo-*, *\*tob-nó*) would regularly descend.

*úar* 'outer'.

Besides the adj. *úar* 'cold', which Zupitza has lately equated with Gr. ὤχρός, there is an *úar-* 'outer', 'external', which occurs as a prefix in *úar-chrábud* 'external devotion', 'hypocrisy', *úar-both* 'an outhouse'<sup>3</sup>), and *úar-médon*<sup>4</sup>), literally 'outside the middle'.

I take this *úar* to come from *\*ōro-* > *\*udro-*, a formation from the preposition *ud*, resembling (though not identical with) Eng. *outer*, Germ. *auszer* from *out*, *aus*, Goth. *ūt*, Skr. *ud*. For the compensatory lengthening cf. Ir. *áram* ex *\*ad-rīmā*.

*úaran* 'a springwell'.

Though O'Donovan and Windisch spell this word *uarán*, the mss. have almost always, *úarān*, gen. *úarāin*<sup>5</sup>). Native etymologists derive it from *úar* 'cold'; but coldness is not the characteristic quality which has suggested the European words for a well. Consider the etymologies of κρήνη, *vāua*, πίδαξ (cognate with κέρας, *vāw*, πιδύω), *fons* (cognate with χέω), *source*, *sorgente* (cognate with *surgere*), *brunna* (cognate with *brinnan*), *quelle* and *kelda* (cognate with Skr. *galati* 'trickles'), *well* (cognate with OHG. *wallan* 'boil, flow'), *spring* (cognate with πρέφεται, πρεφνός).

*úaran* is, I think, a prepositional compound, and comes

1) *tícfat lucht an fhuarchrabuid, gebait orra dealbha Dé* 'the externally devout will come; they will take upon them forms of God', Lismore Lives II. 4579, 4580. Cf. the adj. *fuatheraibdig* pl. n. 'formally devout', Ir. Texté I. 188, l. 14.

2) *fuar-chrábhadh* 'hypocrisy or indevotion', O'Br., where the *f* is prothetic. In (*f*)*úar-bhaladh* 'a stench', O'Br., and *uar-chris* 'a great girdle', Lism. Lives, l. 2724, the *úar-* seems reduced to an intensive prefix.

3) dat. sg. *a bith in-uarboith fri less amuig*, Rawl. B. 512, fo. 48<sup>a</sup> 1: with prothetic *f*: *tíe iarom Find don fuarboith déod lai*, Corm. Gl. s. v. ore tréith.

4) gen. sg. *sithithir cúing u-úarmedoin* 'as long as an outside yoke', LU. 85<sup>b</sup> 39, *sithremithir cúing n-úarmedoin* 'as long and thick as an outside yoke', LU. 96<sup>a</sup> 1.

5) *úarán* occurs in LU. 98<sup>a</sup> 21. *úaran*, *uarán*, *úarán* in Trip. Life, 106.

from \**ud-rano-*, or *ud-rono-*, as *ucu* 'choice' from *ud-gusu-*. Here *ud* is = Skr. *ud* (Goth. *ūt*), and \**rano-* or *rono-* is cognate with Ir. *roinnim*, Goth. *rinnan*, root *ren*, *run* (cf. Ags. *ryne*, aus \**runi-*, Kluge). *Uaran* would thus mean 'that which runs out'.

Cowes.

Whitley Stokes.

### Kleine grammatische Beiträge.

#### 1. Die indogermanische Basis *sthewā*.

Ich habe Idg. Ablaut S. 106 § 426 angedeutet, dass idg. *sthā* 'stehen' aus *sthwā* entstanden und die V. II zu der Basis *sthewā* sein könnte. Auf den ersten Blick scheint das zwar ziemlich kühn zu sein, und es hat deshalb auch nicht Brugmanns Beifall Lit. CBl. 1900, 112 gefunden. Als ich die betreffende Bemerkung niederschrieb, übersah ich noch nicht alles, was man zu Gunsten dieser Vermutung hätte anführen können, wollte aber auch im Rahmen meines Buches alle ausführlichen etymologischen Erörterungen vermeiden. Da Brugmann aber diese Erklärung sogar als "nahe ans Abenteuerliche heranstreifend" bezeichnet, so will ich ausführlicher auf diese Basis eingehen, wobei ich zeigen zu können hoffe, dass bei der Annahme einer Basis *sthewā* diese mannigfache verzweigte Sippe überraschend klar wird.

Von einer Basis *sthewā* müssten wir folgende Ablautsformen finden:

V. I. *sthéwə*, V. II. *sthwā*, RS. *sthewə* = *sthū*, SS. = *sthwə* oder *sthū*.

V. I. liegt zunächst vor im Ind. in *sthāviras* V. 'fest, stark, gewaltig' und *sthāviras* RV. 'dick'. Dass diese Worte dem Sinne nach von *sthā* 'stehen' abgeleitet werden können, bedarf kaum einer Erörterung. In der That stellen auch die meisten Etymologen diese Gleichung auf. Uhlenbeck sagt EWB. s. v. *sthāviras*: "Jedenfalls gehört *sthāviras* zu einer zweisilbigen Wz. *sthewā*, welche sich mit *sthā* nahe berührt". Aus den europäischen Sprachen kann man zunächst got. *stiur* 'Stierkalb', ahd. *stior* hierherstellen, der seinen Namen von

seiner Kraft und Stärke trägt, *stiur* aus \**stewə-ro*. Die **RS.** zu ai. *sthavi* muss zweifellos *sthā* lauten, und diese Form ist in weitem Umfang belegt. Zunächst in ai. *sthārás* 'stark, dick, wuchtig, gross' im RV.; als N. ist es nach Sāy. 'Bezeichnung des männlichen Gliedes'. Wir werden sehen, dass die Beziehung auf geschlechtliche Verhältnisse, die wir im deutschen stehen gleichfalls haben, auch sonst noch wiederkehrt. Weiter ai. *sthūlās* AV., dasselbe wie *sthārás* bedeutend.

Im Griechischen entspricht *τῦλος* 'Säule, Pfeiler' bei Aesch., Eur. u. sonst belegt. *τῦλος* hat im wesentlichen die gleiche Bedeutung wie *τήλη*, und wie man dies von *sthā* 'stehen' ableitet, so wird auch bei *τῦλος* die Bedeutung keinen Anstoss erregen. Das Verbum *τῦω* mit langem *ū* ist beschränkt auf den geschlechtlichen Vorgang, und findet sich besonders bei den Komikern. Wir finden Aor. *ἐτῦκα*, *τῦσαι*, Perf. *ἐτῦκα*; Pass. *τῦομαι*. Es ist charakteristisch, dass wesentlich Formen des -s-Aoristes und des Perfekts vorkommen, wie man erwarten darf.

Aus dem Griech. dürfen wir weiter heranziehen *τῦφω* 'zusammenziehen, dicht, fest, hart machen', das auch Prellwitz mit *τῦω* in Zusammenhang bringt. Die Zugehörigkeit anderer Worte zu *sthewā* — *sthā* wie *τῦπη* 'Werg, Strick', ai. *stūpas*, *stūpas* m. 'Schopf' mit *st!*, *τυγεῖν* 'hassen' scheint mir unsicher.

Reich ist weiter das Germanische an hierher gehörigen Formen. Ahd. *stūda* 'Staupe' vergleicht Kluge EWB.<sup>6</sup> mit gr. *τῦλος*, *τῦω*, doch scheint mir dies nicht ganz sicher, da es auch zu gr. *τῦπη*, ai. *stūpas* gehören konnte.

Dagegen gehört wohl sicher hierher, mit kurzem *u* allerdings, das sich aber aus der Enklise herleiten lässt, nhd. *stützen*, ahd. (untar) *stutzen*, aisl. *styðja* 'feststellen, stützen', womit weiter ags. *studu*, *studu* 'Pfosten', engl. *stud*, schweiz. *stud* f. 'Pfosten' zu verbinden ist. Sievers hat Btr. 16, 235 allerdings das *u* dieser Worte aus *ə* erklärt, aber diese Erklärung ist einerseits nicht notwendig, und andererseits auch lautgesetzlich bedenklich, weil in vollbetonten Silben die Gleichung germ. *u* = idg. *ə* nicht zu belegen ist. In betonter Silbe wird vielmehr idg. *a* zu *a*.

Ausser in got. *stiur* finden wir nun aber V. I auch sonst. So in got. *stiurdan* 'etwas feststellen'; es übersetzt R. 10, 3 das

griech. *crḡcai*. In *Steuer* (Ruder) ursprünglich 'das feste' ist die alte Bedeutung noch erhalten. Dazu ahd. *stiuren* 'lenken, leiten, stützen'.

Im Litanischen finden wir *stūgstu*, *stūgau*, *stūgti* 'steif in die Höhe stehen' Kurschat LDWB., das dem Griechischen *crúw* in der Bedeutung genau entspricht. Schleicher hat Lesebuch *pastūgū*, *stugau*, *stūgti* 'steif werden'. Prellwitz stellt auch gr. *crυρέw* hierher.

Auf lit. *stovėti* 'stehen' mit seinem *v* möchte ich kein Gewicht legen. Die Form wäre zu mannigfach umgewandelt. Im Slavischen haftet die Bedeutung 'stehen' an den Formen mit *ū* und *ou* nicht mehr; abg. *studž* 'Kälte', *styděti se* 'sich schämen' könnten zwar hierher gehören, brauchen es aber nicht. Dies mag genügen, um den längst angenommenen Ablaut *sthewā* — *sthū* zu erweisen.

Zu der Basis *sthewā* muss es nun sicher eine V. II der Form *sthwā* gegeben haben, vgl. ahd. *wāt* 'Kleidung' zu lit. *audmi*, ai. *hvā* : *hāvitarē*, u. s. w., vgl. Verf. Ablaut S. 101 ff. Diese könnte wie in so vielen anderen Fällen ganz verloren gegangen sein. Aber wenn wir in allen Sprachen ein *sthā* finden und zwar mit aoristischer Bedeutung, die der V. II zukam, so heisst es m. E. den Skeptizismus zu weit treiben, wollte man hier nicht den idg. auch sonst belegten Ausfall des *w* annehmen. Vor allem ist auf die Aktionsart grosses Gewicht zu legen.

Im Indischen tritt die Stufe *sthā* vornehmlich im Aorist auf. *āsthāt* heisst 'er ist hingetreten, hat sich aufgestellt', gr. *ἔστην* entsprechend 'sich aufstellen, sich in die Höhe richten, stehen bleiben, Halt machen, sich feststellen, auftreten'. Die Bedeutung ist punktuell. Auf lat. *stare* kann man nicht viel geben, da *stō* sicher eine Neubildung ist.

Im Germanischen ist die Stufe *sthā* auf das Präteritum beschränkt, got. *stōþ*, ahd. *arstuat*, *gistuat* O. Ich habe dies Btr. 23, 316 aus einer Medialform *sthato* erklären wollen, wogegen schwerlich etwas einzuwenden ist. Aber sollte nicht got. *stōþ* direkt gleich ai. *asthāt*, gr. *ἔστη* sein?

Im Slavischen wird der Stamm *sta* wiederum nicht im Präsens verwendet, dafür *stanā*. Der Aorist *sta* kann direkt gleich *asthāt*, *ἔστην*, ahd. *stuat* sein. *stati* heisst 'κραθῆναι, crḡvai, consistere'.



Im Litauischen sind die Verhältnisse nicht mehr ursprünglich, aber *stóti* heisst 'sich stellen'.

Aus allem dem ergibt sich, dass es ein idg. *sthā* mit der Bedeutung 'stehen' nicht gibt, wir finden überall die punktuelle, aoristische Aktionsart. Da nun die Präsensbildungen durchaus verschieden sind, ai. *tišth-ami*, gr. ἵστημι, lat. *\*stajō?*, got. *standan*, ahd. *stēn* aus *stajō*, lit. *stóju*, abg. *stana*, so folgt daraus, dass es ein idg. Präsens zu *sthā* nicht gegeben hat, oder dass es verloren gegangen ist. Wie es läuten müsste, ist ganz klar. Wir können nur *\*sthewā-mi*, ai. *\*sthavi-mi*, gr. *\*crefa-μι* ansetzen. Man könnte versucht sein, eine Spur dieser alten Bildung in lit. *stóvmi* 'stehe' zu erblicken. Ich kann aber diese Form aus verschiedenen Gründen nicht für alt halten.

Da die Formen *sthewā*, *sthā* und *sthū* stark auseinanderfallen, so können Neubildungen nicht weiter Wunder nehmen. Indessen ist es nicht nötig, idg. *sthā* als Neubildung zu fassen, man kann es vielmehr aus *sthwā* herleiten, und damit hätten wir eine Ablautsstufe, die auch sonst belegt ist, vgl. lit. *kvāpas* neben *kūpūti*, got. *gapwastjan* neben *pūsundi*, Verf. Idg. Ablaut 71 f.

Formen wie gr. ἵσταμεν, *stetimus*, ai. *taṣṭhima* können direkt gleich idg. *\*sesthwā-mé* sein; ebenso kann *sthatós*, ai. *sthitás*, gr. στατός, lat. *status* usw. aus *sthwatós* hergeleitet werden. Die regelrechte Partizipialform würde in ahd. *stūda* vorliegen. Wir haben ferner neben einander ai. *sthūrás* und *sthi-rás* 'fest, haltbar, stark, kräftig', häufig in der Komposition, *gāvi-ṣṭhiras*, *jātū-ṣṭhiras*, *ṛbhu-ṣṭhiras*; ai. *sthitiṣ*, got. *staps* und ags. *studu*, *studu*.

In der Komposition müssen wir schliesslich den Typus SS. = *sthu* finden. Auch der liegt im Indischen vor. Neben *su-ṣṭhānds* 'schönen Standort habend' steht *su-ṣṭhūṣ* 'in gutem Zustande befindlich', später nur als Adverb = *su* gebraucht, also ein sehr gebräuchliches Wort; *anuṣṭhū* 'auf dem Fusse folgend'. Auch *vani-ṣṭhuṣ* 'Mastdarm' könnte hierher gehören.

Nehmen wir die Voraussetzung an, dass *w* nach *sth* im Idg. geschwunden ist, so erhalten wir eine vortreffliche Erklärung zahlreicher durch enge Bedeutung verbundener Formen.

Nunmehr bedürfen nur noch einige Worte der Erläuterung. Brugmann hat IF. 6, 93 gr. *creṓται* (*creṓto*) 'er stellt

sich zu etwas an' mit Worten unserer Sippe verbunden, führt es aber auf *stēutai* zurück. Dehnstufe ist indessen bei einer zweisilbigen schweren Basis unmöglich. *creūtai* kann direkt gleich idg. *stew* sein, das aus *stewā-* in der Enklise entstanden ist, vgl. Bartholomae IF. 7, 68, Verf. Ablaut 169 f. Es würde also dem vorausgesetzten Präsens *stewā-mi* genau entsprechen.

Grössere Schwierigkeiten bereitet aber gr. *τραπός* 'der Pfahl', lat. *restaurāre*, aisl. *staurr* 'Pfahl'. Als regelrechte Ablautsform der Basis *sthewā* weiss ich sie nicht zu erklären. Will man die Worte nicht von *sthewā* trennen, so muss man annehmen, dass ein *steu* durch *trā-* in der Qualität beeinflusst ist, oder man müsste *stā-wro-s* teilen. In *wr* könnte ja ein selbständiges Wort stecken.

### Exkurs.

Der oben angenommene Schwund eines *w* nach Konsonant in der indogermanischen Grundsprache kann billigerweise nicht bezweifelt werden, wenn wir auch die näheren Bedingungen, unter denen er stattfand, nicht kennen. Eine lässt sich allerdings angeben, er geschah in unbetonter Silbe.

Beispiele: ai. *tē*, gr. *τοί*, lat. *tibi*, ahd. *dir*, lit. *tī*, abg. *ti* neben ai. Lok. *tvē*. Der Stamm des Pronomens ist zweifellos als *tewo* anzusetzen. Dasselbe gilt von av. *hōi*, lat. *sibi*, got. *sis*, lit. *si*, abg. *si* neben *sewo*.

ai. *šāš*, lat. *se-*, got. *saihs*, lit. *šeszi*, abg. *šestō* neben av. *ššvaš*, gr. *féz*, nkymr. *chwech*.

lit. *sēsū*, abg. *sestra* 'Schwester' gegenüber preuss. *swestro*, lat. *soror*, ahd. *swestar*.

lit. *szēsuras* gegenüber abg. *svekrz* usw. Auch lit. *sāpnas* gegenüber ai. *svāpnas* könnte hierher gehören.

lat. *sē*, volsk. *se-*, gr. *αἰ*, ei, ἡ gegenüber osk. *svai*, umbr. *sve*, vgl. Solmsen KZ. 32, 278.

lat. *serēnus* zu ai. *svar* 'Glanz des Himmels', apers. *ham-ataxšaiy* 'ich wirkte' neben ai. *tvākšas* 'Thatkraft'.

Diesen Fällen schliesst sich *sthā* aus *sthwā* unbedenklich an<sup>1)</sup>.

1) [Korr.-Note. Vgl. jetzt Solmsen, Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre 197 ff.]

## 2. Die idg. Komparative auf *-ijos*.

Die Erklärung der idg. primären Komparativsuffixe, die Thurneysen KZ. 33, 551 ff. vorgetragen, hat, wie mir scheinen will, ziemlichen Beifall gefunden, und ich stehe nicht an, zu erklären, dass sie mir ebenso wie Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 208 eingeleuchtet hat. Bei näherer Betrachtung freilich bin ich von meiner Schätzung dieser Hypothese abgekommen, und ich muss jetzt gestehen, dass sie mir unhaltbar zu sein scheint. Der bestechendste Punkt in Thurneysens Erklärung schien mir der zu sein, dass er ἡδιον = got. *sutizan*- setzt, wobei freilich die im Griechischen vorhandene Länge unerklärt bleibt, denn nur *-jos* konnte mit *-is* ablauten und zu *-jos* könnte weiter nur *-ijos* gehören. Wollte man aber die griechische Länge unbeachtet lassen, so bliebe noch immer das Indische übrig, das ein, wie mir scheint, unüberwindliches Hindernis für Thurneysens Erklärung bietet. Denn wir können doch unmöglich ἡδιων von ai. *svādīyān* und den weiteren Formen mit langem *ī* trennen. Und dann muss ἡδιων doch wohl auf ἡδιων und nicht auf ἡδιον zurückgehen. Thurneysen erklärt selbst, dass ihm der Ausgangspunkt des langen *-ī* entgeht. Ohne diesen aufzuklären, bleibt seine ganze Hypothese sehr unsicher. Diese Lücke sucht Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 208 auszufüllen. Nach dem Vorgang Wackernagels Verm. Beitr. 11 leitet er das Komparativsuffix *-iwn* von den eigentümlichen Adjektivstämmen auf *-i* her, die auch sonst in der Komposition eine grosse Rolle spielen. Mag dies für einige Fälle zutreffen, in der Hauptsache haben wir es mit etwas ganz anderem zu thun. Es spricht in erster Linie gegen Wackernagel und Brugmann, dass die Komparative auf *-jos* primäre Bildungen sind, die aus der Basis und nicht von Adjektiven gebildet werden<sup>1)</sup>. Steht nun auf der einen Seite *-ijos* und auf der anderen *-jos*, so ist es klar, dass das *ī* zur Basis gehört, und in diesem Falle können wir nichts anderes thun, als von zweisilbigen Basen auf *-ēi* auszugehen. Im letzten Grunde hat das

1) Wie mir scheint, ist auch dieses *i* der Adjektiva in der Hauptsache stammhaft und nicht suffixal. Das von Wackernagel angeführte ἀπρι- gehört doch zu ἀπρή-*c*, ἀπρή-*roc* 'weiss glänzend'. Mit ai. *šviti-* vergleiche man abulg. *svitěti*, lit. *szvitėti* 'glänzen'.

schon Streitberg Btr. 16, 266 gesehen, und ich habe dem Idg. Akzent S. 242 zugestimmt. Freilich muss Streitbergs Ansicht etwas modifiziert werden. Denn die slav. Komparative auf *-ějъs*, die er heranzieht, müssen vorläufig aus dem Spiel bleiben, weil sie im wesentlichen sekundäre Bildungen sind; *nově-jъs* ist von einem Adverbium auf *-ě* abgeleitet. Derartige Bildungen finden wir sonst nur bei dem Sekundärsuffix des Komparativs gr. *-τερο-*. Man braucht aber nur zu bedenken, dass das Slavische das Sekundärsuffix ganz aufgegeben hat, und dass überall *-jis-* dafür eingetreten ist, um das richtige zu sehen. In *nově* usw. wird dieselbe Adverbialform vorliegen, die wir in lat. *bene* und mit Ablaut in gr. *καλῶς* finden. Auch im Griechischen ist ja dieses *-ω*, wie ich annehme, im Komparativ verbreitet, vgl. auch ai. *ucāiṣ-taram* usw., und es hindert meines Erachtens nichts, die griechischen Formen auf *-ωτερος* den slavischen auf *-ějъs* prinzipiell gleich zu setzen.

Muss also das Slavische aus dem Spiel bleiben, so thun wir, wollen wir die Natur des *-i-* in *-ijos* erkennen, am besten, uns an das Indische zu wenden, das den Unterschied zwischen *-seṭ* und *-aniṭ*-Basen am treuesten bewahrt hat.

Ich stelle nun zunächst eine Reihe von Fällen aus dem Rigveda zusammen, in denen der Zusammenhang des *i* mit dem sonst auftretenden *ī* und *ē* unverkennbar ist.

ai. *svādī-yān*, gr. *ῥδιωv* ist doch unzweifelhaft mit lat. *suadē-re* zu verbinden.

Bei *yōdhī-yān* finden wir das *ē* ebenfalls in lat. *jubere* und in ai. *ayōdhāt*, *yōdhiṣat* das *ī*. Auch *yūdhyati* weist wohl auf eine alte *ēi*-Basis.

Das *i* von *ōjī-yān* vergleicht sich dem *ē* von lat. *augere*, gr. *αὐξήω*.

ai. *tārī-yān* 'leicht durchdringend' stelle ich zu der Basis *terēi*, die ich Ablaut § 222 behandelt habe, vgl. gr. *τριῖω*, lat. *trivi*. Man wird aber *tārīyān* auch nicht von ai. Aor. *ātariṭ*, *tariṣāni*, *-taritā* V. trennen können.

ai. *vēdīyān* 'mehr erlangend' muss man ebenso offenkundig mit dem Stamm *veidē* verbinden, der in abg. *vidēti*, got. *witan*, lat. *videre*, gr. *εἰδῆω*, *ἑίδη*, ai. Konj. Aor. *vidāt* vorliegt.

ai. *skabhi-yān* gehört zur Basis *skambh* 'stützen'. Diese bildet zunächst ein Präsens nach der neunten Klasse *skabhnāti*,

das also zum mindesten auf eine zweisillbige schwere Basis weist, von der die *ē*-Qualität allerdings nicht zu erweisen ist.

Ebenso steht es mit *panī-yān*, dessen *ī* ich nicht von dem in Aor. *pani-ṣṭa*, Verb. *pani-tās*, Int. *pani-pnat*, *pani-tā* usw. trennen kann. Hier dürfte wohl *panāyya*, *pānyas* usw., dem *ī* idg. *i*-Qualität sichern.

ai. *vanīyān*. Hier ist das *ī* auch in anderen indischen Formen belegt, so im Intensivum *vanīvan*. Gehört zu ai. *van*, wie Uhlenbeck EWB. wohl mit Recht annimmt, got. *unwunands*, aisl. *una* 'zufrieden sein', ahd. *wonēn*, so würde die *ē*-Qualität des letzten Vokals gesichert sein, und dass ferner ein Diphthong *ēi* vorlag, lässt as. *wini*, as. *wunnja* im Verein mit ai. *vanīn*- (RV.) *vanī*- V. B. erschliessen.

Etwas anders steht es mit *kānīyān* 'jünger'. Hier lässt sich das *ī* nicht von dem in *kanīna* 'jung', *kanīnakās* 'Jüngling' trennen. Das Femininum *kanā* 'Jungfrau' wird für *kanai* stehen, und die ganze Sippe zu den wenigen Fällen gehören, die in der griechischen -*ō*-Deklination vorliegen (ἡχώ : lat. *vagī-re*).

ai. *variyaṇ* 'weiter' hängt mit *vārī-ma* 'Weite' zusammen, dagegen *variyaṇ* 'vorzüglicher', das erst in dem Up. belegt ist, mit abg. *velēti*, got. *wileis* usw.

Das lange *ī*, das wir in *tārī-yān* finden, liegt auch in *tavīti* vor.

*nēdīyān* 'näher' erklärt Uhlenbeck EWB. aus \**ne-zd*, wobei *zd* zu *sed* 'sitzen' gehört. Ist diese Etymologie, deren Unsicherheit ich nicht verkenne, richtig, so würde das *ī* von *nēdīyān* allerdings vorzüglich erklärt werden, indem man lat. *sedere*, ahd. *sitzen*, abg. *sédēti*, gr. καθίζῃω heranzieht.

*drāghī-yān* bringt Uhlenbeck ferner mit lat. *indulgere* zusammen. Auch hier bleibt die Etymologie unsicher, sie würde aber zur Erklärung des *ī* ausgezeichnet taugen.

In anderen Fällen finden wir, dass die indischen Komparative auf -*īyān* wenigstens zu *sēt*-Basen gehören, so *yāvī-yān* 'schneller' zu *jū*, *junāti*, *davī-yān* zu *dūras*, *bhavī-yān* zu *bhū*.

*sāhī-yān* gehört zu *sah*, das zweifellos eine leichte Basis ist, aber der Übertritt zu den schweren Basen hat auch in gr. σῆχῃω, ἔσχηκα stattgefunden. Daneben steht aber auch *sahyān*, das das ältere sein wird.

*yajīyan* gehört zu *yaj*. Hier macht aber gr. ἄζουαι mit dem eigentümlichen ἄρι-oc wahrscheinlich, dass das *i* zum Stamm gehört.

Bei *yjīyan* kann ich den alten *ei*-Stamm nicht sicher nachweisen, aber man vergleiche *yjīśās* 'vorstürzend' usw.

*tejī-yan* lässt sich wiederum nicht von *tigitās* RV. 'scharf, spitz' trennen.

Mit *ūd-yamīyan* 'mehr auseinandersperrend, mehr ausstreckend' weiss ich nichts rechtes anzufangen, denn die Vergleichung des Stammes *yamī* mit gr. Ζημία ist zu unsicher, um in Betracht zu kommen.

Neben *nāvīyan* steht *nāvyān*, wie neben dem Positiv *naryas* auch *nāvīyas* vorhanden ist.

*prāticīyavīyan* 'mehr sich herandrängend' gehört zu *cyu*, das eine leichte Basis zu sein scheint. Vergleicht man aber gr. ποιεῖν, ἐποίησα, so könnte auch dieser Komparativ alt sein, er brauchte nicht auf Übertragung zu beruhen.

*śāsīyan* 'häufiger' erklärt Uhlenbeck als unorganische Komparativbildung zu *śāsvān*. Um die Sache in Ordnung zu bringen, braucht man nur Schwund des *w* anzunehmen, worüber ich oben gehandelt habe. *śāsvī* aber vergleicht sich dann dem *śavī-ras*, und gr. ἐκύναι, κέκύναι, und weiter κνίκω<sup>1)</sup>.

*tvakṣīyan* zu *tvakṣ* muss auf Analogiebildung beruhen, ebenso *vārṣīyan* und *vāhīyan*.

Über *manhīyan* 'reichlicher schenkend' wage ich kein Urteil, weil ich die Formen *manh* und *mah* nicht auseinander wirren kann.

Überblickt man dieses Material des Rigveda im Zusammenhang, so scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, dass das alte *i* noch verhältnismässig gut in seinem Bestand bewahrt ist. Dass es mit dem *ī* der *sēt*-Basen und weiter mit dem *ē* der übrigen Sprachen zusammenhängt, ist nicht zu verkennen.

Das Griechische bestätigt diese Annahme, wenn auch in geringerem Umfang. Die Komparative auf -ων sind ja ver-

1) Die Zugehörigkeit der griech. Verben auf -ίκω zu den *ei*-Basen ist von mir schon IF. 10, 33 ausgesprochen und Idg. Ablaut § 827 bestimmter wiederholt worden. Ich bemerke dies, weil Joh. Schmidt KZ. 37, 26 meine Aufstellung mit Stillschweigen übergeht.

hältnismässig selten und offenbar auf dem Aussterbeetat, aber in einigen Fällen schimmert das alte doch durch.

Ausser dem schon erwähnten ἡδίωv, das zu lat. *suadēre* stimmt, sind folgende Fälle bemerkenswert:

ἀλγίωv gehört zu lat. *algē-re*, und ῥίγίωv zu lat. *rigēre* oder *frigēre*.

βραχύς stellt man zu got. *gamaurgjan*. Ich habe schon öfter bemerkt, dass das got. *j* oder *i* oft genug zum Stamm gehört, und wegen βραχίωv ist das auch bei *gamaurgjan* möglich, wenn auch nicht sicher.

gr. παχίωv entspricht zwar ai. *bāhīyān* (Māitr. Sāh. 1, 8, 3) ganz genau, aber weitere Anknüpfungspunkte fehlen. Ausserdem ist es jung.

Was αἰκίωv betrifft, so wage ich nur zweifelnd an got. *aiwiski* zu erinnern. Auch ist es möglich, dass zwischen γλυκίωv und dem *ē* von lat. *dulcē-do*, *dulcesco* ein Zusammenhang besteht.

Sonst sind die griechischen Komparative auf -ιωv βραδίωv, κυδίωv (vgl. κῦδι-άνειρα und κῦδιάωv), καλλίωv, κακίωv, βελτίωv etymologisch unklar. ἐχθίωv verbindet Prellwitz allerdings mit ὀχθέω. Hier könnte das schon in der Ilias belegte ὀχθήσας herangezogen werden.

Obgleich also hier manches unklar bleibt, wird man doch an dem Zusammenhang der Komparative auf -ιωv mit den ai. auf -īyān nicht zweifeln dürfen, und dann ist für das Griechische dieselbe Erklärung geboten, wie sie für das Indische wahrscheinlich ist. So verlockend also Thurneysens Herleitung von ἡδίον aus ἡδίστον ist, sie muss an diesem Zusammenhang scheitern, ganz abgesehen davon, dass ja die Formen wie μέζωv usw. ganz unerklärt bleiben.

Wenn so Thurneysens Erklärung der griechischen Formen unmöglich erscheint, so könnte er ja immerhin doch noch für die übrigen Sprachen Recht haben. Er legt vor allem grosses Gewicht auf die -n-Flexion des germanischen Komparativs, die, "wie bekannt, nichts mit der schwachen Deklination anderer Adjektive zu thun hat, die an gewisse syntaktische Bedingungen geknüpft ist". Die von Thurneysen als bekannt vorausgesetzte Anschauung war mir bisher noch nicht geläufig und ich bezweifle auch, dass sie allgemein anerkannt ist. Es spricht zunächst gegen sie, dass das Adverbium die

*n*-Flexion nicht kennt. Das Adverbium ist aber wohl der Nom. Sg. Neutrius, und wenn dieser das *-n* nicht hat, so ist dies für altertümlicher anzusehen. Denn das Adverbium als isolierte Form pflegt im allgemeinen für die Sprachgeschichte von grösserem Wert zu sein als im Systemzwang stehende Formen. Weshalb sich aber die *n*-Flexion nicht einfach aus der Syntax erklären lassen soll, sehe ich nicht ein. Die gewöhnliche Regel lautet ja, dass die Adjektiva schwach flektiert werden, wenn sie substantiviert sind. Das trifft aber beim Komparativ, wie wir gleich sehen werden, besonders häufig zu. Und was dem Komparativ Recht ist, müsste den anderen Kategorieen, die nur schwach flektieren, billig sein. Wir müssten also auch bei den Ordinalzahlen wie *pidja* idg. *-n*-Flexion annehmen, ebenso wie beim Partizipium auf *-nd-* und den superlativischen Bildungen auf *-ma*, *fruma*, die doch sicher auf *-n*-lose Stämme zurückgehen. Aber man braucht ja nur ein paar Seiten im Ufilas zu lesen, um zu erkennen, dass die schwache Flexion syntaktisch als Substantivierung des Komparativs sehr wohl zu verstehen ist. Ich führe einige Stellen an, indem ich vom Anfang beginne.

Matth. 3, 11: *ip sa afar mis gagganda, svinpoza mis ist*, 'aber der nach mir kommt, ist der stärkere im Vergleich zu mir'. Matth. 5, 20: *nibai managizo wairipizwaraizos garaihteins* ist eine sehr instruktive Stelle, denn *managizo* ist deutlich substantiviert, und *izwaraizos garaihteins* ist davon abhängig. Es ist genau zu übersetzen: 'Wenn nicht ein grösseres eurer Gerechtigkeit wird'. Matth. 5, 29: *batizo ist auk pus* 'das bessere ist aber für dich'. Matth. 5, 37: *ip pata managizo patm* 'Das grössere im Vergleich zu dem'. Matth. 5, 47: *Ive managizo taujip* 'wie thut ihr das grössere'.

Ich halte es wirklich für unnötig, die Beispiele zu häufen, Die schwache Flexion des Komparativs lässt sich syntaktisch durchaus rechtfertigen, und wir bedürfen dazu keiner idg. Ansätze. Wer noch daran zweifeln sollte, den verweise ich, worauf mich Leskien gütigst aufmerksam macht, auf das Slavische. Auch im Altbulgarischen hat der Komparativ fast stets die bestimmte Form, vgl. Leskien Handbuch S. 93 f.

Demnach ist auch die verlockende Gleichung got. *\*sūtiz<sup>a</sup>n* mit lit. *saldėsnis* sehr unsicher. Auch bei den litauischen Formen setzt sich Thurneysen zu leicht über die vorhandenen



Schwierigkeiten hinweg. Zunächst muss man das Litanische mit dem nächst verwandten Preussischen vergleichen. Und da finden sich diese Komparative bekanntlich nicht. Ist auch die Überlieferung in diesem Punkte nicht gerade reichhaltig, das eine zeigt sie doch, dass das Preussische die alten *n*-losen Formen aufweist, und da diese zum Slavischen durchaus stimmen, so ist es zum mindesten sehr kühn, das Litauische direkt mit dem Germanischen zu vergleichen. Zur Erklärung des lit. *-esnis* kann ich allerdings nichts beitragen, und muss auf das hinweisen, was Joh. Schmidt KZ. 26, 399 ff. ausgeführt hat.

Zum Schluss möchte ich noch einmal auf die germanische Komparativbildung auf *-ōz-* zu sprechen kommen. Der letzte Versuch, diese viel behandelte Kategorie zu erklären, stammt von Brugmann IF. 10, 84 ff., wo auch die früheren Erklärungsversuche besprochen, und, wie mir scheinen will, mit Recht abgelehnt sind.

Brugmanns Erklärung ist in Kürze die folgende: Es existierten im Germ. eine Anzahl Adverbien auf *-i*. Zu der Zeit, als diese Adverbien auf *-i* ihren Vokal noch hatten, hätten sich nach dem Verhältnis von *-i* zu den Komparationsformen mit *-iz-* sich *-ōz-* Formen neben den Adverbia auf *-ō* eingestellt. Wenn ich also Brugmann recht verstehe, so hätte sich nach dem Verhältnis *\*furi : furiz* zu *\*sniūmundō* ein *sniūmundōs* eingestellt. Ganz abgesehen davon, dass mir die Adverbien auf *-i* zu wenig zahlreich zu sein scheinen, um eine derartige Analogiebildung verursacht zu haben, bleiben für mich chronologische Bedenken schwerster Art. Nämlich die von Brugmann herangezogenen Bildungen enthielten gar kein ursprüngliches *-is*, sondern sie sind auf *-jas* oder *-jes* zurückzuführen. Das gilt von got. *airis*, und *nēhis* sicher. Als das Adverbium *\*airi* und *nēhi* lautete, da hiessen diese Formen *\*airjas* und *nēhjas*. Hier konnte also gar keine Parallele entstehen. Dass zu dem Adv. *\*furi* aber in urgerm. Zeit schon ein Komparativ gebildet wurde, ist sehr unwahrscheinlich, da er im Gotischen fehlt. Dafür steht *faurpis*, gewiss eine sehr alte Zusammensetzung. Ich glaube also, man muss auch Brugmanns Versuch, die germanischen Komparative auf *-ōz* als Analogiebildung zu betrachten, als gescheitert erklären, und unter solchen Umständen wird man unwillkürlich

zu dem Gedanken geführt, dass diese Bildungen doch lautgesetzlich sind.

Bekanntlich hat Streitberg eine ganze Abhandlung "Zur germanischen Sprachgeschichte" darauf verwendet, um nachzuweisen, dass die Mahlowsche Ansicht, nach der germ. *oi* zu *ō* geworden wäre, falsch sei. An seinem Ergebnis, dass *ōi* zu *ai* verkürzt wurde, ist schlechterdings nicht zu rütteln, aber das ist auch nicht nötig, um zu einer einwandfreien Erklärung zu kommen. Auf S. 107 f. bei Streitberg findet sich eine interessante Bemerkung, in der ich schon seit Jahren die Erklärung für die Komparative auf -*ōz-* geahnt habe. Es heisst dort: "II. Sekundäre *ō*-Diphthonge. Ein Beispiel findet sich im Gotischen. Die Endung -*ōs* der 1. Person Dualis in *bairōs* ist die der Endung *ai. -āras* in *bhārāras*. Die indogermanische Grundform hat \**bherōyes* gelautet. Das Endungs-*e* musste nach gotischem Lautgesetz synkopiert werden, wodurch ein sekundärer *ō*-Diphthong entstand. Dieser verlor, im Wortinnern vor Konsonanz stehend, sein *w*". Diese Erklärung scheint mir tadellos zu sein, und sie hat nur den einzigen Mangel, dass sie sich auf ein einziges Beispiel stützt. Es ist aber möglich, diesem Mangel in gewissem Grade abzuhelpen. Es lässt sich nämlich wahrscheinlich machen, dass auch die urgermanische Verbindung -*ōjes* und -*ōjis* zu -*ō* geführt hat. Schon Mahlow AEO. 42 ff. hat, um die Flexion der gotischen Verben auf -*ō* zu erklären, *salbōs* auf *salbōjisi* zurückgeführt. Streitberg hat dies zurückgewiesen (S. 13), und zur Erklärung der Doppelheit ags. *sealfje* und got. *salbō* auf die gleiche Verschiedenheit von lit. *pāsakōjame* und *dañgōme* verwiesen, worin ihm Bartholomae Stud. zur idg. Sprachgeschichte beigestimmt hat. Dabei bleibt freilich die eigentümliche angelsächsische Flexion unerklärt. Hier heisst es nämlich:

- |        |                 |   |         |                   |
|--------|-----------------|---|---------|-------------------|
| 1. Sg. | <i>lócize</i>   | = | urgerm. | <i>lōkōjō</i> ,   |
| 2. "   | <i>lōcas(t)</i> | = | "       | <i>lōkōs</i> ,    |
| 3. "   | <i>lōcað</i>    | = | "       | <i>lōkōþ</i> ,    |
| Plur.  | <i>lōciad</i>   | = | "       | <i>lōkōjanþ</i> . |

Das Angelsächsische hätte also die beiden Paradigma vereinigt, aber warum hat es gerade die athematischen Formen in die 2. und 3. Sg. eingeführt? Und nicht bloss dies. Kein einziger germanischer Dialekt zeigt in der 2. und 3. Sing. *j-* Formen. Die Flexion *lōkōjō*, *lōkōs* sieht aber entschieden

altertümlicher aus als *salbō*, *salbōs*; dass sie aus zwei verschiedenen Paradigmen zusammengesetzt sei, ist wenig wahrscheinlich. Fragen wir uns ausserdem nach der Art der *-ō*-Verben, so sind darunter die denominativen entschieden in der Überzahl, man sehe nur die wenigen Fälle, die Streitberg Ugerm. Gram. S. 313 für die primäre *-ā*-Klasse anführt. Also liegt der Schluss nahe, dass ugerm. *salbōs* aus *\*salbōjizi* entstanden ist. Der Weg ist natürlich nicht sicher zu bestimmen. Aber da das letzte *i* in vierter Silbe stand (sekundäre Personalendung käme auch in Betracht), wird es frühzeitig synkopiert sein, und dann wurde *salbōjiz* zu *salbōjz* und dies zu *salbōs*, wie *batrōs* aus *berōws*. Im Gotischen wären dann lautgesetzlich 2. Sg. *salbōs*, 3. Sg. *salbōþ*, 2. Plur. *salbōþ*, 2. Imp. *salbō* aus *\*salbōje*, ags. *lōca* aus *\*lōcoje* im Ags. ausserdem *lōcize* und *lōciad*. Die Formen wie got. 1. Sg. *salbō*, 1. Plur. *salbōm*, 3. Plur. *salbōnd* erklären sich als Analogiebildungen, z. T. unter dem Einfluss der primären Verba wie as. *tholon*. Dieser Erklärung fügt sich weiter das Komparativsuffix *-ōza* vortrefflich ein. Wie oben für das Slavische *-ějs* angenommen wurde, liegen auch für das Germanische Adverbien auf *-ō* zu Grunde. War die alte abstufende Flexion noch erhalten, so musste flektiert werden *\*frōdōjōs*, Gen. *\*frōdōiz-* zu *\*frōdais-* und Lok. *\*frōdojezi*, das zu *\*frōdojizi* wurde. Wir können nun entweder annehmen, dass *-jes* verallgemeinert wurde oder auch dass *-is* durch *-jis* ersetzt wurde, vgl. *harjis* für *haris* und slav. *nově-jis*. Die Stufe *-jes* liegt ja auch im Preussischen und Litauischen vor. Beides führte zu den Formen *\*frōdōjiz-*. Man sieht, dass diese Form mit dem angesetzten *salbōjiz-* ganz auf einer Linie steht, sie stützen sich gegenseitig. *\*frōdōjiz-* wurde zu *\*frōdōjz* und weiter zu *\*frōdōz-* rein lautgesetzlich.

Es kommt noch ein ähnlicher Fall hinzu. Auch die Verba causativa müssen ein *i* synkopiert haben, da die Herleitung des *ī* in got. *naseins* usw. aus idg. *ī* nicht angeht. Ich operierte PBrB. 18, 519 f., als ich diese Erklärung aufstellte, noch mit dem beliebigen Wechsel von *ī* und *ī̄*. Das kann ich jetzt nicht mehr aufrecht erhalten. Das Suffix der Kausativa ist *ei*, dessen Ablaut nur *i* sein kann, also wird ahd. *neris* auf *\*nosijisi* über *\*nosijs* zurückgehen.

## 3. Indogermanischer Konsonantenschwund.

Um zu beweisen, dass zwischen *i*, *u* und *r*, *l*, *m*, *n* im Idg. wesentliche Unterschiede der Funktion bestanden haben, weist Joh. Schmidt Kritik der Sonantentheorie S. 11 darauf hin, dass die diphthongischen Nominalstämme den Akk. Sg. gleich den *o*- und *a*-Stämmen auf *-m* bilden, die *r*- und *n*-Stämme dagegen wie die anderen konsonantischen Stämme auf urspr. *-em* = ai. *-am*, gr. *-α*, lat. *-em*. In der That scheint ja der Unterschied zwischen ai. *dyām*, Ζῆν, ai. *gām*, βῶν, ai. *rām*, lat. *rem*, ai. *pānthām*, dor. äol. Λατῶν und *pitār-am*, πατέρα, *patrem*, *áśmānam*, ἄσμονα fundamental zu sein. Andererseits behauptet Wackernagel Vermischte Btr. S. 45, dass die Grundsprache am Wortschluss hinter Diphthongen konsonantischen Nasal nicht kannte. Letztere Annahme ist nun entschieden falsch, wie die eben angeführten Formen beweisen. Denn Wackernagel wird wohl kein Bedenken tragen idg. *djēm* auf *djeun*, *rēm* auf *rēm*, ai. *pānthām* auf *pānthaim* zurückzuführen. Und weshalb ein konsonantischer Nasal nicht nach kurzem Diphthong hätte stehen sollen, wenn er nach langem berechtigt war, wäre schwer zu sagen.

Auch die Richtigkeit des von Joh. Schmidt angeführten Arguments muss bestritten werden. Ist auch die ganze Frage nicht von besonderer Wichtigkeit, so ist es doch nötig ausführlicher auf sie zu sprechen zu kommen. Ich gehe von der Voraussetzung aus, die ich hinreichend bewiesen zu haben glaube, dass nach dem Ton ein kurzer Vokal völlig schwindet. Der Akkusativ von idg. *pede* muss also *pēdm* lauten. Hier wurde nun *m* im absoluten Auslaut und vor folgendem konsonantischen Anlaut silbisch, vor anlautendem Vokal dagegen wurde es unsilbisch, und damit war notwendig Silbenverlust und Dehnung des vorausgehenden Vokals verbunden, wir erhalten also *pēdm̄* und *pēdm̄*. Es ist ja klar, dass sich eine Form wie die letztere sehr viel weniger leicht halten konnte, als die erstere. Aber erhalten sind derartige Formen gar nicht so selten.

Zunächst liegen sie in der That bei den diphthongischen Stämmen in den oben angeführten Formen vor. Aber neben gr. Ζῆν, ai. *dyām* liegt lat. *Iovem*, das schwer als Analogiebildung zu fassen ist. Denn die obliquen Kasus hiessen doch

\**diwós*, \**diwai*, Lok. \**djerci*, und der Nom. \**djēus*. Woher soll also die Stufe *djew* stammen, wenn nicht vom Akk. Sing. Denn für das Lateinische auf die Vollstufe des Lokativs zurückzugehen, scheint mir sehr gewagt zu sein. Ai. *divam* muss ja allerdings eine Neubildung sein, die aber sehr wohl für \**dyavam* eingetreten sein kann. Dasselbe gilt für lat. *bovem*, obgleich hier eine Neubildung wenigstens verständlich wäre. Heisst zu *panthā* im Aind. der Akk. *pānthām*, so finden wir im Griechischen als regelrechte Form ἥχῳ aus ἥχόϝα, und es ist nicht einzusehen, weshalb hom. Ἀηρώ notgedrungen jünger sein sollte als Ἀαρών. Beide sind als Satzsandhiformen durchaus verständlich. Dass also bei den vokalisch auslautenden Stämmen auch Formen mit silbischem *m* möglich waren, scheint mir sicher zu sein. Weshalb grade hier die antesonantischen Satzsandhiformen verallgemeinert würden, ist nicht schwer zu sehen. Idg. *rēs* : *rēm*, *gʷōs* : *gʷōm* ordnete sich eben dem allgemeinen Schema *-is* : *-im*, *-us* : *-um*, *-os* : *-om* auf das leichteste unter.

Etwas versteckter liegen die antesonantischen Formen der konsonantisch auslautenden Stämme, und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die in Verbindung mit nachfolgendem *-m* entstehenden Konsonantengruppen *-rm*, *-sm*, *-dm*, *-nm* den allgemeinen Aussprachregeln widersprachen, und daher zur Vereinfachung führten.

Am sichersten wurde *-s* an dieser Stelle ausgedrängt. Ein ganz sicheres Beispiel liegt in lat. *vēr*, aisl. *vár* vor, neben dem gr. ἔαρ aus idg. \**wesr* steht. *vēr* geht ja, wie schon längst bemerkt ist, auf idg. \**wēsr* zurück, es schwand also *s* vor *r*. Aber auch *s* vor *m* ist wohl geschwunden. Idg. *ausōs* war sicher ein *-s*-Stamm, vgl. gr. ἠώς, lat. *aurōra* usw. Dazu heisst der Akk. im Veda *uṣāsam*, *uśāsam* und zweimal ist *uśām* belegt. Unzweifelhaft lässt sich diese Form als Analogiebildung erklären, aber sehr wahrscheinlich ist mir das nicht, weil sie durch andere Fälle gestützt wird. Zunächst ist das im Veda erscheinende *jarām* herbeizuziehen, das neben *jarāsam* steht, und die einzige Form von einem andersartigen Stamm wäre. Auch zu *vāyas* N. 'Speise' ist ein heteroklitischer *a*-Stamm in *vayām* Akk. Sing. und *vayās* N. Plur. belegt. Ebenso so neben *mānas* ein *manām*, Instr. *manā*, Dat. *manāyē*. Es kann doch kaum ein Zufall sein, dass zu allen

diesen Formen ein Nominativ nicht belegt ist. Über die ganze Frage vgl. Brugmann KZ. 24, 25 ff.; dagegen J. Schmidt KZ. 26, 401 ff.

Aber auch in den anderen Sprachen gibt es wenigstens einen interessanten Fall, der mir hierher zu gehören scheint. Ai. *āyuš* 'Lebenskraft' usw. weist mit gr. αἰέε und Akk. αἰῶ auf einen *s*-Stamm. Daneben steht nun im gr. αἰών und im Germ. ist ebenfalls der *n*-Stamm belegt. Wäre es hiernit abgethan, so könnte man sich bei dem Nebeneinander von *s*- und *n*-Stamm beruhigen. Aber lat. heisst es *aevum*, und wir müssten daher noch einen dritten Stamm annehmen. Das ist des guten etwas zu viel. Aber sollte sich nicht gr. αἰών, ahd. *ēwa*, lat. *aivum* aus dem idg. Akk. *aiwōm* erklären. Dass man einen solchen Akk. zum Nominativ umdeutete, wäre doch kein unerhörter Vorgang.

Mit der Annahme, dass *-s-* vor Nasal geschwunden, könnte man auch versuchen die Thurneysensche Erklärung des Komparativsuffixes zu retten. Das Nebeneinanderstehen von gr. -jōn und sonstigem -jos könnte auf -josn- weisen. Freilich ist es schwer, diesen Fall mit den übrigen in Einklang zu bringen, denn nach kurzem Vokal wäre *s* schwerlich geschwunden.

Auch *n* scheint vor *m* geschwunden oder assimiliert zu sein. Denn der regelrechte Akk. zu *kšam*, gr. χθών lautet im Ved. *kšām*, das man doch wohl aus *kšānm* erklären muss.

Schliesslich möchte ich vermutungsweise noch eine eigentümliche Form aus der Verbalflexion hinzufügen, nämlich gr. ἔβην. Man war bisher genötigt eine Basis *zg<sup>w</sup>ē* neben *zg<sup>w</sup>es* anzusetzen, so Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 283, aber damit ist uns wenig geholfen, da in allen Sprachen klar und deutlich nur *zg<sup>w</sup>es* vorliegt, vgl. ai. *jāsamāna*, Aor. *ajījasata*, abg. *gasiti* 'löschen', lit. *gesti* 'erlöschen, ausgehen', got. *qistjan* 'verderben'. Nun könnte aber die 2sg. ἔβην direkt auf idg. *zg<sup>w</sup>ēss*, die 2sg. eines regelrechten Imperfektums zurückgeführt werden. Aber diese Form würde wohl nicht genügt haben, den Metaplasmus im Griechischen hervorzurufen. Setzen wir aber in der 1. Sg. idg. *zg<sup>w</sup>ēsṃ* und daneben *zg<sup>w</sup>ēsm* an, so hätte dies, wenn die oben angeführte Regel richtig ist, zu *zg<sup>w</sup>ēm* geführt, was in gr. ἔβην regelrecht vorliegt.

Ich habe diese Fälle hier nur angeführt, um erneut auf den Schwund von Konsonanten im Indogermanischen auf-

merksam zu machen. Wenn man bedenkt, welchen Veränderungen der Vokalismus in der Ursprache unterlag, so fällt es auf, wie wenig wir von Veränderungen des Konsonantismus wissen. Und doch steht es mit diesem ganz eigentümlich. Doppelkonsonanten sind so gut wie unbekannt, und auch schwierigere Konsonantengruppen sind selten, obgleich durch den Ausfall von Vokalen zu ihrer Entstehung genügender Anlass geboten war. Wahrscheinlich hat der idg. Konsonantismus nicht minder einschneidende Veränderungen erlitten, wie der Vokalismus. Ich vermute auch, dass viele der sogenannten Wurzeldeterminative dadurch entstanden sind, dass auslautende Konsonanten vor Konsonant schwanden, und so konsonantisch und vokalisch auslautende Basen nebeneinander traten.

#### 4. Die Bildung des Injunktivs und Konjunktivs.

Da ich mich demnächst über die Bildung des Injunktivs und Konjunktivs und deren Herkunft in einer Weise aussprechen muss, die von der herkömmlichen Auffassung sehr abweicht, so sei es mir gestattet, dies etwas ausführlicher zu begründen, wenngleich ich damit Streitberg in die Wege trete, der schon auf der Dresdener Philologenversammlung über den Injunktiv gesprochen hat und eine grössere Arbeit vorbereitet. Im Folgenden soll es sich nur darum handeln, die Bildung des Injunktivs und Konjunktivs in Beziehung auf mein Vokal- und Ablautsystem zu betrachten, woraus sich die syntaktischen Folgerungen von selbst ergeben.

Die Fülle der idg. Modi muss gegenüber dem sonstigen Charakter des Idg. billig in Erstaunen setzen. Dass dies neben dem Konjunktiv noch einen Optativ hatte, scheint schon des Guten etwas zu viel sein, was sich wenigstens daraus erschliessen lässt, dass sich die meisten Sprachen, wie es scheint, beeilt haben, einen dieser Modi aufzugeben; in welchem Verhältnis aber zu diesen beiden der Injunktiv stehen soll, ist mir stets rätselhaft gewesen. Es kommt hinzu, dass man einen rechten Bedeutungsunterschied zwischen Injunktiv und Konjunktiv noch nie hat entdecken können. Das hat mich an der Existenz des Injunktivs immer ein bischen zweifeln lassen.

Bei der Entwicklung der idg. Sprachen rechnet man im Allgemeinen nur mit Verlusten, aber Neubildungen sind auch nicht unerhört. Gab es doch, worauf erst jüngst Wackernagel Verm. Btr. 44 aufmerksam gemacht hat, keinen Optativ des sigmatischen Aoristes; er muss daher im Griechischen als Neubildung angesehen werden. Und auch sonst hat das Griechische nicht minder wie das Indische seine Verbalformen bedeutend vermehrt. Es wäre also wohl auch denkbar, dass der ausgeprägte Konjunktiv neben dem Optativ im Griechischen und Indischen jüngeren Ursprungs wäre. Denn dem Germanischen, Litauischen und Slavischen fehlen alle Konjunktivformen — die angenommenen Reste sind unsicher —, und neben sie treten Keltisch und Italisch, bei denen es an Stelle des Optativs und Konjunktivs nur einen Modus gibt.

Ich will auf die bisherigen Versuche, den Injunktiv und Konjunktiv zu erklären, nicht weiter eingehen — Delbrück gibt über die ganze Injunktivfrage, Grd. 4, 352 ff., eine völlig orientierende Übersicht —, sondern die Kritik Streitberg überlassen, und nur meine Auffassung darstellen. Sie beruht natürlich auf dem Grunde, den ich in meinem Idg. Ablaut gelegt habe, d. h. auf der Ansetzung zweisilbiger Basen. Zu den dort entwickelten Annahmen gehört es auch, dass es im Idg. ein Suffix *-e*, *-o* ebenso wenig wie *-ē*, *-ā*, *-ō* gegeben hat, dass vielmehr diese Elemente integrierende Bestandteile der Basen sind, die gegen das Ende der idg. Urzeit und noch mehr in den Einzelsprachen allerdings durch falsche Analogie zu wirklichen formativen Elementen geworden sind.

Nun lautet aber die Lehre von den Konjunktivsuffixen so: Bei athematischen, auf einen Konsonanten ausgehenden Basen ist das Konjunktivsuffix *-e*, *-o*, bei den themavokalischen dagegen *-ā*, *-ē*, vielleicht auch *-ō*, doch ist das letztere recht unsicher, da ja Griechisch *φέρωμεν* sehr gut eine Neubildung sein kann.

Diese "Suffixe" erinnern uns sofort an die Ausgänge der idg. Basen. Die auf Konsonant ausgehenden athematischen Verben sind ja von sogenannten leichten Basen auf *-e*, *-o* gebildet; griech. *ῥομεν* verhält sich zu *εἶμι* nicht anders wie ai. *vēdmi* zu *vidām* und die anderen Fälle, die ich IF. 8, 268 f. und Idg. Ablaut angeführt habe.

Wenn wir beim Konjunktiv als weiteres Suffix *-ā*, *-ē*



finden, so hat das schon Brugmann Grd. 2, 952 mit den Elementen *-ā*, *-ē*, *-ō* identifiziert, die er noch Grd. 2, 951 als an den Präsensstamm angefügt betrachtet, die aber in Wirklichkeit die Auslaute zweisilbiger schwerer Basen sind. Wenn ich ihm also auf diesem Wege folge, der jetzt viel sicherer zu beschreiten ist als früher, so befinde ich mich in guter Gesellschaft.

Die Elemente *e—o*, *ā*, *ē* und eventuell *ō* konnten sich im Idg. nur erhalten, wenn sie betont waren. Betonung der zweiten Silbe war aber mit aoristischer, genauer gesagt punktueller Bedeutung verbunden. Ich habe diesen Aorist-Präsens-typus Idg. Ablaut § 810 ff. genauer dargestellt. Idg. *éplēt*, ai. *āprāt*, gr. *μavῆναι* und *δρακεῖν* beruhen alle auf dem gleichen Prinzip.

Sehen wir uns nun im Indischen nach diesen Aoristen um, so gehören zu ihnen der Wurzelaorist (1), der *a*-Aorist (2) und der reduplizierte Aorist (3), nicht aber der *s*-Aorist (4), da dieser in seiner Betonungsweise und seinem Ablaut dem Präsens gleicht. Alle diese drei Formationen bilden aber keinen Konjunktiv, sondern gebrauchen dafür den Injunktiv. Whitney sagt § 848<sup>1</sup>: "Augmentlose Formen mit indikativischer oder konjunktivischer Bedeutung sind nicht selten". Dagegen wird im folgenden § bemerkt: "Die Konjunktivformen dieses Aoristes sind selten". Delbrück Ai. Verb. S. 194 führt in der That nur an *riṣātha*, *riṣāthana*, *vidāsi*, *vidās*, *vidāthas*, *vidātha*. Der Stamm *vidā-* scheint mir nun ohne Zweifel identisch zu sein mit dem sonst vorliegenden Stamm *vidē-*, abg. *vidēti*, got. *witan*, lat. *videre*, gr. *εἰδῆ-ew* usw., das heisst auch *vidās* ist keine Konjunktiv-, sondern eine Injunktivform gleich lat. *vides*, gr. *μάνης*, die zu dem zweiten Aorist in Beziehung gesetzt ist. Diese Verbindung kann schon alt sein, da ja auch im Griechischen zu dem Perfektum *οἶδα* der Plusquamperfektstamm *eide* gehört, vgl. Wackernagel Verm. Beitr. 45. Was mit *riṣātha* anzufangen ist, entzieht sich meiner Erkenntnis. Die Form kann uns aber nicht abhalten, zu sagen, dass es eine besondere Konjunktivform zu dem zweiten Aorist nicht gibt, sondern dass diese Stelle augmentlose indikativische Formen, die man Injunktive genannt hat, versehen.

Von dem reduplizierten Aorist heisst es bei Whitney § 869: "Wie in anderen präteritalen Bildungen werden die

augmentlosen Indikativpersonen dieses Aoristes konjunktivisch verwendet, und sie sind sehr viel zahlreicher als die wirklichen Konjunktivformen". Dieser reduplizierte Aorist ist ja aber mit dem vorhergehenden, abgesehen von der Reduplikation, ganz identisch, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, dass wir in Betreff des Injunktivs und Konjunktivs hier genau dasselbe antreffen. Whitney führt im ganzen folgende Formen an: *rīradhā* 1. Sg., *tītapāsi*, *ciklpati*, *sīṣadhātī*, *piṣpṛcati*. Bei diesen möchte ich bei *tītapā-si* an lat. *tepē-re* 'warm sein' erinnern. *ciklpati* und *sīṣadhātī* sind wohl jung. *piṣpṛcati* ist ganz regelrecht.

Bei dem Wurzelaoist liegen die Verhältnisse nicht ganz so einfach, weil im indischen Wurzelaoist verschiedenartige Formen zusammengefloßen sind. Zunächst sagt auch hier Whitney wieder § 835: "Im konjunktivischem Gebrauch finden sich Formen, die mit dem augmentlosen Indikativ dieses Aoristes identisch sind, viel häufiger als die eigentlichen Konjunktivformen". . . . "Von wirklichen Konjunktiven", heisst es dann weiter, "sind die Formen mit primären Endungen ganz selten. Im Aktiv ist *gāni* das einzige Beispiel der 1. Sg.; in der 3. Sg. kommen vor *sthātī*, *datī* und *dhātī*, welche fast indikativisch gebraucht werden." Diese Formen sind aber ganz regelrecht, es sind ganz normale unaugmentierte Formen mit primärer Personalendung. Die übrigen Formen wie *dārśam*, *tārdas*, *pārcas*, *yāmas*, *karat*, *garat*, *glaghat*, *yamat*, *yōdhat*, *śravat*, *spārat*, *sāghat*, *dārśan*, *garan*, *gaman* sind allerdings regelrechte Konjunktivformen, aber man beachte wohl, fast durchweg von leichten Basen.

Sehen wir von der Vollstufe in der Wurzelsilbe ab, so ist *dārśam* = gr. *δρακῆν*, ai. *dṛśan*, *tārdas* gehört zu *tṛṇātti*, *pārcas* : *pṛṇākti*, *yāmas* : *yāmsi*, *yāchati*, *karat* : *kārṣi*, *yōdhat* : *yōtsi*, *yuddhās*, *śravat* : *śrōṣi*, *sparat* : *spṛtās*. In der Hauptsache sind also auch diese Konjunktive regelrecht, indem sie das bei den leichten Basen auftretende *e—o* zeigen. Nur Akzent und Basisstufe sind unregelmässig.

Worin liegt nun der Grund, dass der starke Aorist keinen Konjunktiv bildet, oder vielmehr die augmentlosen Formen konjunktivisch verwendet. Er liegt einfach in der Bedeutung. Mit der Betonung der zweiten Silbe der Basis war aoristische oder besser gesagt punktuelle Bedeutung verbunden.

Daher bekam der Indikativ, sobald er nicht das Zeichen der Vergangenheit hatte, wie Streitberg Delbrück gegenüber in seinem oben zitierten Vortrag des weitem ausgeführt hat (vgl. Bericht über die Verhandlungen der Dresdener Philologenversammlung und IF. Anz. 9, 170), futurischen oder imperativischen Sinn, aus dem sich der konjunktivische mit Leichtigkeit entwickelte. Man kann sich das sehr leicht an modernen punktuellen Verben klar machen. Wenn ich sage: 'Ich bringe dir das', so liegt das in der Zukunft, es heisst eigentlich: 'ich werde dir das bringen' oder 'ich will dir das bringen'. 'Ihr bringt mir das' liegt natürlich auch in der Zukunft, und enthält je nach dem Satzton einen Befehl = 'dass ihr mir das bringt', oder einen Wunsch 'Bringt mir doch das her, seid so gut, thut es'. Dass der sogenannte Injunktiv thatsächlich konjunktivische Bedeutung hat, ist ja längst nachgewiesen, es ist also nicht auffallend, wenn sich aus dem Injunktiv ein Konjunktiv entwickelt. Das konnte geschehen, wenn sich neben die regelrechten Formen Neubildungen stellten. Auszugehen haben wir dabei von den *seṭ*-Basen.

Ich habe in meinem Ablaut zu zeigen versucht, wie sehr durch den Akzent die Basen differenziert wurden, und habe darauf hingewiesen, dass diese Differenzierung notwendig zu Neubildungen führen musste, die grössere Einfachheit boten. So ist das Verhältnis von *téra* *terā* fast nirgends mehr im lebendigen Gebrauch erhalten. Im Slavischen-Litauischen ist das Element *-ē*, *-ā*, *-ō*, das sich dem Sprachgefühl bot, für die Ausbildung des Präteritums benutzt, vgl. Idg. Ablaut S. 180, im Aind., Griech., Lat. ist daraus der Konjunktiv erwachsen. Ist dies richtig, so erklärt es sich auf das einfachste, weshalb das Lit.-Slavische die idg. "Konjunktivformen" nicht kennt. Es hatte diese Formen auch, aber in anderer Bedeutung. Die Konjunktivbildung ist, glaube ich, ausgegangen von Verben, wie sie in der indischen sechsten Klasse vorliegen. Diese Präsensformen beruhen zum guten Teil auf Neubildungen, weil sie zu schweren Basen gehören. Ich führe eine Reihe von Fällen an, wobei ich kurz andeute, dass wir es mit einer *seṭ*-Basis zu thun haben:

*suṇāti* (V. B. U.) : *sātās*,  
*dhuvāti* (AV. B.) : *dhātās*,  
*kirāti* (V.) : *kirnās*,

*girdti* (AV.) : *gīrṇás*,  
*tirāti* (V. B. S.) : *tīrṇás*,  
*gurātē* (V.) : *gūrtás*,  
*jurāti* (RV.) : *jīrṇás*,  
*turāti* (V. B.) : *tūrtás*,  
*bhurāntu* (RV.) : *bhūrṇi-*,  
*sphurāti* (B.) : *sphuritas*, E.

Dass derartige Bildungen schon in die idg. Ursprache zurückreichen, scheint mir ganz sicher zu sein. Man vergleiche *gīrdmi*, abg. *žvretz* und griechisch *ταρεῖν*, *θαρεῖν*, *κραεῖν* usw.

Sobald derartige Formen gebildet waren, konnten die älteren Formen wie *tirāti*, *tirātē* modale Bedeutung erhalten, und stand *tirāti* neben *tīrāti*, so stellte sich neben *tārati*, das ja ebenfalls neu gebildet war, ein *tāratī* ein, das heisst das *ā* wurde als ableitendes Element empfunden. Da aber die zweiten Stämme, von denen dieses Element ausging, auf *-ā*, *-ē* und eventuell auf *-ō* auslauteten, so kann es uns nicht Wunder nehmen, dass die eine Sprache diesen, die andere jenen Vokal verallgemeinert. Wir werden also kein Bedenken tragen, lat. *fuas* mit lit. *būvo* zu identifizieren, lit. *malia-u* mit lat. *molam*, *vēmia-u* aus *vēmē* oder *vēmā* mit lat. *vo-mām* usw.

Die Entwicklung der Einzelsprachen ist natürlich nicht im Einzelnen klarzulegen. Das Griechische dürfte nur *ē* verallgemeinert haben, da *ō* sehr gut als Neubildung nach dem Indikativ zu fassen hat. Das Lateinische behält die kurzvokalischen Formen als Futura bei (*ero*), und verwendet sonst *e* und *a*. Im Keltischen ist nur *ā* erhalten. Gerade diese Verschiedenheit weist darauf hin, dass die schweren Basen zu Grunde lagen.

Von diesem Standpunkt aus kommt man also zu einer auch syntaktisch brauchbaren Erklärung, die im Anschluss an Streitberg so formuliert werden kann: Formen punktueller Bedeutung können in zweierlei Weise verwendet werden, entweder durch Bezeichnung der Vergangenheit als Aoriste, oder als Futura. Mit dem futurischen Sinn ist der imperativische und voluntative so eng verknüpft, dass die Injunktivformen leicht diesen Sinn annehmen.

Ganz anders liegen nun die Verhältnisse beim *s*-Aorist. Halten wir uns nun zunächst an das thatsächliche: Whitney

sagt § 892: Die Indikativformen ohne Augment werden in konjunktivischem Sinne verwendet, besonders nach prohibitivem *mā* und sind nicht ungewöhnlich. Dagegen sind auch eigentliche Konjunktivformen im RV. nicht selten.

Dieser Stand der Dinge fällt nicht weiter auf. Der *s*-Aorist kann seinem ganzen Ablaut und seiner Betonung nach nicht mit dem starken Aorist, sondern nur mit dem Präsens auf eine Linie gestellt werden. Es ist mir daher auch wahrscheinlich, dass seine Aktionsart ursprünglich eine andere war, als die des starken Aorists, wenngleich sich ein Unterschied nicht mehr nachweisen lässt. Jedenfalls steht es mit den sonstigen Prinzipien im vollen Einklang, dass neben dem athematischen Indikativ ein "thematischer" Konjunktiv steht. Allerdings sind Akzent und Ablautsstufe der ersten Silbe nicht normal, aber das kann auf Ausgleichung beruhen. Formen wie *matsati*, *vakṣati*, *sakṣati*, *vakṣathas*, *yakṣathas* müssen sogar auf solchen mit Betonung der zweiten Silbe beruhen, da sie keine Dehnstufe zeigen. Dasselbe gilt von griech. ἄζετε, ὄψεσθε, die futurische resp. imperativische Bedeutung haben. Aber es sind im Indischen wenigstens ein paar regelrechte Formen erhalten in *dṛkṣasē* und *pṛkṣasē*. Diese Formen mussten naturgemäss futurische Bedeutung haben, da diese mit der punktuellen Bedeutung auf das engste verknüpft ist, und ich sehe keinen Grund, weshalb nicht in dem griechischen Futurum diese Formen regelrecht erhalten sein sollen. Wir müssen einerseits betonen, dass sich von dem *j* im Griechischen keine Spur findet, und dass andererseits das *sja*-Futurum im Rgveda noch sehr selten ist, es kommen im Ganzen nur 17 Formen vor. Die Formen nehmen zwar später sehr zu, aber das weist doch darauf hin, dass wir es im Indischen mit einer neuauftretenden Formation zu thun haben. Ich kann zwar den Ausgangspunkt nicht nachweisen, aber vielleicht entdecken wir noch den Grund, durch den *-j-* in das *s*-System eingedrungen ist. Jedenfalls könnte man die Formen ai. *vakṣyāmi*, *yakṣyāmana*, *asiṣyānt*, *vidhakṣyānt* als ganz regelrechte Formen betrachten; da *a* hier gleich schwachem *e* sein kann und der Akzent regelrecht auf dem thematischen Vokal liegt, so sehen diese Formen wie regelrechte Aoristpräsentien zu *-sjo*-Stämmen aus.

Die Reste des alten *so*-Aoristes, dessen unaugmentierte

Form futurisch verwendet werden musste, liegen noch im ai.-*sa*-Aorist vor, der natürlich wieder keinen Konjunktiv bilden kann. Ich halte von dem *sa*-Aorist nur die augmentierten Formen für jung, während die unaugmentierten, injunktivischen, sehr wohl alt sein können.

### 5. Gr. ὀνίνημι.

Das griechische Verbum ὀνίνημι, das sonst den Stamm *onā* zeigt (ὀνίσει, ὀνίσα, ὀνίσαρ), ist von Wackernagel Das Dehnungsgesetz der griech. Komposita S. 50 behandelt, und in ὀ-, schwache Form zu ὤ-, Wurzel *vā* in ved. *nā-thām* 'Hilfe', *a-nā-thām* 'Schutzlosigkeit', vgl. *nā-dhamānas* 'um Hilfe flehend', *nā-dhitās* 'hilfsbedürftig' zerlegt. Soviel ich sehe, stimmt nur Solmsen KZ. 32, 289 dieser gewiss möglichen Kombination bei. G. Meyer Gr. Gr.<sup>3</sup> 573 hält ὀνίνημι dagegen noch für etymologisch unklar. Brugmann äussert sich, soviel ich sehe, nirgends über das Wort und Prellwitz versieht es im etymologischen Wörterbuch mit einem Fragezeichen. Meine Erklärung deckt sich z. T. mit der Wackernagelschen, fasst aber doch einiges anders auf.

Wackernagel sieht in ὀνίνημι ein redupliziertes Präsens, was ja möglich ist, man kann aber in ὀνίνημι auch ein Präsens mit Nasal infix sehen nach der indischen neunten Klasse. Einen ähnlichen Gedanken hatte schon J. Schmidt KZ. 25, 48 Anm.

Dann erhalten wir als Basis *oniā*, und als volle Form, falls das *o* ein Präfix ist, *nejā*. Diese Basis liegt zweifellos im Indischen vor in *nī* 'führen, leiten'. Die Formen sind tadellos in Ordnung, und weisen mit Sicherheit auf eine *seṭ-*Basis, Part. *nītās*, *nītiṣ* 'Führung, Handlungsweise'. Der Aorist *anēṣṭa* wird aus *anayīṣṭa* kontrahiert sein, usw.

Die Bedeutungsentwicklung bereitet keine Schwierigkeiten. Grassmann gibt an 1. jemand führen, leiten, häufig mit dem Nebebegriff des Schutzes oder Heiles; 2. insbesondere parallel mit *tra*; 3. jemand (A.) wozu (D.) führen, ihm dazu verhelfen' usw. *ati-nī* heisst 'jemand fördern, vorwärts bringen'.

Die griechischen Bedeutungen von ὀνίνημι lassen sich daraus vortrefflich entwickeln. Man vgl. z. B. εἴ ποτε δὴ σε μετ' ἀθανάτοισιν ὀνίσα, ἢ ἔπει, ἢ ἔργω 'wenn ich dich gefördert habe' und viele andere Stellen.

Was die aufgestellte Gleichung noch schlagender macht, ist, dass im Indischen auch dieselbe Präsensbildung wie im Griechischen vorliegt. Wir finden in RV. *ninīthās*, und *ninīyāt* 181, 1, 604, 2, 911, 23. Grassmann fasst diese Formen als Perfekte auf (2 Du. Konj. und Opt.), Whitney zieht sie dagegen zum Präsens der dritten Klasse, versieht diese Deutung allerdings mit einem Fragezeichen. Die Bedeutung ist aber sicher präsentisch. 181, 1 heisst es: *kād u prēsthāv iṣām rayīnām adhvaryāntā yād unninīthō apām*. Grassmann übersetzt: "Was ists, o Liebste, was ihr aus den Wassern an Trunk und Reichtum dienstbeflissen herführt?" 604, 2: *svār yād āsmān adhipā u andhō 'bhī mā vāpur dṛśdaye ninīyāt*, das Grassmann übersetzt: "Was schön als Licht und dunkel prangt am Himmel, das führe mir der Herrscher her zum Schauen". 911, 23: *sām aryamā sām bhāgō nō ninīyāt sām jāspatyān suyāman astu devāḥ*, Grassmann: "Arjaman und Bhaga mögen uns insgesamt geleiten, leicht zu verwalten sei der Hausstand".

Wie man aus diesen Stellen ersehen kann, ist die Bedeutung entschieden terminativ, jedenfalls nicht iterativ, wenn gleich es mir zweifelhaft ist, ob die Präsensbedeutung der reduplizierten Verben iterativ war.

Ist unsere Vergleichung richtig, so haben wir in *ninīthās* und *ὀνίημι* das bekannte Ablautsverhältnis, das sich auch sonst findet. In *ninī-* läge ausserdem eine sehr altertümliche Form vor. Denn bekanntlich bilden die Stämme auf *-ī* das Nasalpräsens im Indischen mit langem *ī*. Dass dies erst sekundär ist, scheint mir in Hinblick auf *punāti*, *stṛṇāti* usw. ganz unzweifelhaft zu sein.

Einige Bemerkungen erfordert noch der Stamm *ōvā*. Wir könnten annehmen, dass hier ein *oveja* vorliegt, und dass das daraus kontrahierte *ovḥ*, das wohl in äol. *ὄνηα* und hom. *ὄνεια* vorliegt, vgl. Brugmann M. U. 2, 325 Anm., durch *ōvīvāmi* zu *ōvā* umgestaltet wäre. Aber es ist auch denkbar, dass wir in *ōvā* V. II zu sehen haben mit idg. Schwund des *j* nach *n*. Dieser Schwund scheint mir ebenso unabweisbar zu sein, wie der des *w*, wenngleich auch hier die Bedingungen nicht näher zu ermitteln sind. Ich erinnere vorläufig an *χάκω* 'gähne, klaffe': lat. *hāscō*, *hiāre*, also wohl aus *gh(j)ə*, an lat. *suo*, *spuo*, vgl. Brugmann Grd.<sup>2</sup> I, 250 und die dort zitierte

Litteratur. Mit dem blossen Skeptizismus kommt man hier wie sonst natürlich nicht weiter. Vielleicht gehört hierher gr.  $\pi\iota\rho\acute{\alpha}\sigma\kappa\omega$  zu  $\pi\rho\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$ , ai. *krīdmi*, aus  $\pi\epsilon\rho\rho(j)\acute{\alpha}\sigma\kappa\omega$ . Die Bedeutungsentwicklung 'kaufen—verkaufen' macht kaum eine Schwierigkeit, da das Kaufen ursprünglich ein Tauschen ist, und aus diesem Grundbegriff sich die Bedeutung nach beiden Richtungen entwickeln kann.

Darf man also *nā* aus *njā* erklären, so können wir auch Wackernagels Heranziehung von ai. *nātham* usw. gelten lassen, und es wäre dann diese Auffassung entschieden vorzuziehen.

## 6. Zur Behandlung der s-Verbindungen im Griechischen.

Formen, die man lautgesetzlich nicht erklären kann, lässt man gern durch Analogiebildung entstehen, oder man lässt sie überhaupt laufen und hilft sich mit "unbekannten" Bedingungen. Zu solchen Dingen gehört auch der vielfach anorganisch auftretende Spiritus asper im Attischen. Indessen hat hier die Zeit in vielen Fällen die lautgesetzliche Ratio erkennen gelehrt. Sehr interessant ist es, dass intervokalisches *s* noch als Spiritus asper erscheint: so in  $\iota\epsilon\rho\acute{o}\varsigma$  = ai. *iširas*, zunächst aus *iherós*,  $\epsilon\omega\varsigma$  aus *ehós* usw., vgl. Kretschmer KZ. 31, 421.

Auf ähnlichem Wege, d. h. aus Einwirkung eines im Wortinnern vorhandenen Hauches, der aus *s* entstanden ist, lassen sich noch mehrere sogenannte Ansnahmen erklären, wobei ich den Spuren Kuhns KZ. 2, 260 und anderer folge, vgl. Curtius Grd.<sup>5</sup> 689. Die Verbindungen *sm* und *sn* werden im Attischen bekanntlich zu *m* und *n* mit Dehnung des vorausgehenden Vokals. Ich nehme an, dass zunächst *hm*, *hn* entstanden sind, und dass dann dieses *h* auf vokalischen Anlaut übertragen wurde.

Meine Beispiele sind folgende:

att.  $\eta\mu\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ , lesb.  $\alpha\mu\epsilon\epsilon\varsigma$ , ai. *asma-* aus *ahme*. Gewöhnlich erklärt man den Spiritus asper durch Anlehnung an  $\upsilon\mu\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ .

att.  $\eta\mu\alpha\iota$  stellt man zu ai. *astē*. Der Spiritus wäre also nicht berechtigt. Er erklärt sich aus  $\eta\mu\alpha\iota$ . Lautgesetzlich sind  $\eta\mu\alpha\iota$ ,  $\eta\mu\epsilon\theta\alpha$ ,  $\eta\tau\alpha\iota$  aus  $\eta\eta\tau\alpha\iota$ ,  $\eta\mu\eta\nu$ ,  $\eta\mu\epsilon\theta\alpha$ ,  $\eta\tau\alpha\tau\omicron$ ,  $\eta\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ . Die übrigen Formen sind ausgeglichen vielleicht unter Einwir-



kung von ἔζομαι. Dies soll nach gewöhnlicher Annahme die alleinige Ursache des *h* sein, wobei aber ἥταται übersehen ist.

Diese beiden Beispiele sind, weil analogische Einflüsse möglich sind, nicht ganz sicher.

Unzweifelhaft sind dagegen:

ἐννυμι aus Fehvυμι, εἰμάτιον, εἶμα aus *ehma*, aber ἐκθής. Kretschmer setzt das Umspringen des *h* nach den Schwund des Digamma, wegen ἰός: lat. *vīrus*, ἔαρ: lit. *vasarà*. Doch braucht dies hier nicht angewendet zu werden, weil sich *h* vor *r* und *n* länger als zwischen Vokalen gehalten haben kann.

ἱμερος 'Sehnsucht' zu ai. *iśmās* 'Sehnsucht', vgl. Solmsen KZ. 29, 72 aus *iħmeros*.

Ist unsere Regel richtig, so muss sie auch auf εἵμαρται Anwendung finden, da *hehm-* zu *ehm* durch Dissimilation geworden wäre. Man kann vielleicht auch noch ἡνιά, dor. ἄνιά 'Zaun' hinzufügen, das de Saussure mit ai. *nāsyam*, *nasyā* 'der dem Zugvieh durch die Nase gezogene Zügel' verbunden hat, unter Annahme von langer Nasalis sonans. Brugmann Grd. I<sup>2</sup> 421 leitet demnach die Form aus ἄννιά her, wobei, von allem andern abgesehen, der Spiritus asper unerklärt bleibt. Ich selbst habe Abl. S. 177 ἄννιά als regelrechte dehnstufige Bildung gefasst, wogegen dasselbe spricht, wie gegen Brugmanns Erklärung. Lautgesetzlich würde am besten urgr. ἄννιά anzusetzen sein, das regelrecht zu ἡνιά führen musste. ἄννιά können wir aber sehr einfach aus *\*h₂snīā* erklären, entsprechend dem Verhältnis ἡμεῖς: lat. *nos* usw. Unsicher bleibt dies, solange keine äolische Form mit *vv* belegt ist. Von Ausnahmen wäre εἵμι zu verzeichnen, das natürlich seinen Lenis von ἐκτὶ herübergenommen haben kann. Auf das *heui* auf Thera will ich keinen Wert legen, obgleich es an und für sich richtig sein könnte, vgl. Thumb, Spiritus asper S. 20.

Sonstige gegenteilige Instanzen kenne ich nicht, doch bedürfen noch zwei Worte der Besprechung.

οἶμα hat Bezzenberger BB. 4, 334 mit av. *aešma-* 'Zorn, impetus' verglichen. An und für sich kann die Gleichung richtig sein, aber sie hat doch Bedenken gegen sich, vgl. Wackernagel KZ. 30, 296 f. Auch wer die nicht teilt, muss doch darauf hinweisen, dass οἶμα und οἶμάω episch sind, und nach den Ausführungen von Wackernagel Vermischte Beiträge

zur griech. Gramm. 5 daher mit Recht Psilosis aufweisen, vgl. ἡμαρ neben ἡμέρα.

Bei ὠvoc dagegen schwankt Solmsen KZ. 29, 82, ob er es aus *Fōsnos* oder *Fōnos* herleiten soll. Denn man muss dies Wort nebst lat. *vēnum* zu ai. *vasnas* stellen. Andererseits wird slav. *věno* allerdings auf idg. *wē-no* zurückgehen. Aber der Ausweg, den Solmsen einschlägt, um die Worte doch zu vereinen — er nimmt Wechsel von Suffix *-sno* und *-no* an —, scheint mir wenig dienlich. Solche Doppelsuffixe bei sonst übereinstimmenden Worte bleiben doch nur ein Notbehelf. Ich denke daher an den idg. Schwund des *s* vor Nasal, den ich oben behandelt habe, zu denen sich ὠvoc als gutes Beispiel stellen würde.

Ferner fiel Solmsen a. a. O. das lesb. ζώματα Alkaios 15, 6 Bgk.<sup>4</sup> auf, für das er ζώμματα lesen will, da die Geminata auch nach langem Vokal im Lesbischen bleibt. Es läge aber, wenn unsere Annahme richtig wäre, keine Nötigung vor, ζώνη und ζῶμα auf gr. ζώcvη und ζῶcμα zurückzuführen. Es könnte schon im idg. Schwund des *s* eingetreten sein.

Man sollte nun erwarten, dass derselbe Prozess des Umspringens der Aspiration auch in den Verbindungen *sr*, *sl*, *sw* eingetreten wäre. Aber es lassen sich hier keine sicheren Beispiele auftreiben. Von αὔριον, ἀρχαυρος und εὔρος ist es nicht sicher, dass sie *s* verloren haben, da dieser Schwund schon in das Idg. verlegt werden könnte, vgl. oben. Dasselbe gilt von ἱρίc, das bei Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> mit ai. *viṣaya-* 'Bereich, Umgebung' verglichen wird.

Für *sl* käme nur ἱλαθι aus *sisla-* in Betracht, das natürlich nichts beweist.

*sw* dagegen liegt in ἦνδανον vor, das man doch nicht anders erklären wird als εἰπόμην, εἶπτον usw.

Eine Ausnahme wäre ῥός 'der Pfeil', das man auf *iswós* zurückführen muss. Am ehesten ist wohl bei diesem Wort daran zu denken, dass wir es mit einem Worte der Dichtersprache zu thun haben, das daher regelrecht Psilosis hätte.

Ist das Gesetz, wie ich glaube, richtig, so lassen sich daraus noch mancherlei Schlüsse ziehen.

Zu den mir stets unannehmbaren Voraussetzungen in Brugmanns Gr. Gr. gehört die Annahme, dass in den Gruppen *sw*, *sr*, *sl*, *sm*, *sn* *s* hinter Vokalen im Urgriechischen stimm-

haft geworden sein soll (Gr. Gr.<sup>3</sup> S. 124). Ein Beweis für diese Annahme ist natürlich nicht zu führen, da *zw*, *zr*, *zl*, *zm*, *zn* nirgends mehr vorliegen. Lautphysiologisch ist sie wenig wahrscheinlich, da *s* sonst überall zu *h* wird — abgesehen von den bekannten Ausnahmen — und in einer Lautgruppe *nasvos* *s* dieselbe Stellung einnahm wie in *na-sos* oder wie im absoluten Anlaut. Wenn nun aber im Anlaut, woran gar nicht zu zweifeln ist, diese Lautgruppen zunächst zu *hw*, *hj*, *hr*, *hl*, *hm*, *hn* werden, so ist dasselbe für den Inlaut anzunehmen. Erhärtert und zur vollen Gewissheit erhoben wird diese Annahme durch die Thatsache, dass sich der Lautwert *hr*, *hl*, *hm*, *hn* selbst nach Konsonanten einstellt. Hierher gehören die von de Saussure Mém. 7, 90 f. zuerst gedeuteten Fälle wie λύχνος : av. *raoxšna* aus *luxhvos*; vgl. dazu Walde KZ. 34, 477 und Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 97. Im Gegensatz zu de Saussure und Walde beschränkt Brugmann die Regel, wie ich aber glaube mit Unrecht, auf einige Fälle. Ich muss daher auf diesen Punkt noch einmal eingehen.

1. *ksn* zu *χv* ist allgemein anerkannt. Es liegt vor in λύχνος : lat. *lūna* usw., *cυχνός* : ai. *pratvakṣānas* 'sehr stark, wirksam', ἀράχνη : lat. *arānea*, πάχνη 'Reif' : *pāk*; κυλίχνη : κύλιξ, πελίχνη : πελίκη mit Suffix *-snā*; τέχνη : ai. *takṣan-*, lat. *texere*; zu πρόχvu vgl. Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 571. Neben der dort vorgeschlagenen Kombination kann man πρόχvu auch mit lat. *prōnus* verbinden, das man gewöhnlich aus *prōdnos* erklärt, vgl. Brugmann Grd. 2, 137, Sommer IF. 11, 2; anders Solmsen Stud. 97. Jedenfalls ist πρόχvu aus *proksnu* entstanden.

Ich bin auch geneigt gr. λάχνη 'wolliges, krauses Haar', λάχνος 'Schaafwolle' mit lat. *lāna* zu verbinden, wenngleich man dieses gewöhnlich mit got. *wulla*, lat. *vīlna*, abg. *vīlna*, ai. *ūrñā* und gr. λάνος zusammenstellt. Das eine schliesst aber das andere nicht aus. Man muss eben mit beiden Möglichkeiten rechnen.

Für den Anlaut ist *χναύω* : ai. *kṣṇāuti* 'schleift, wetzt' ein ganz sicheres Beispiel.

2. *ksm* zu *χμ*. Diesen Übergang lässt Brugmann a. a. O. unentschieden, alle anderen Forscher sprechen sich dafür aus, so de Saussure, Walde, Kühner-Blass Gr.<sup>3</sup> 1, 256, G. Meyer Gr. Gr.<sup>2</sup> 284, Hoffmann Gr. D. 3, 604. Sie stützen sich dabei

auf Fälle wie πλοχμός neben πλέκω, ἰωχμός neben ἰωκή, δραχμή neben δράξ, ion. πρήγμα neben πρήγμα, ῥωχμός neben ῥήγνυμι. In allen diesen Fällen wird man doch lieber Suffix *-smo* als Analogiebildung annehmen. Walde fügt das 'unsichere' αἰχμή 'Lanzenspitze' : lit. *ėszmas*, *jėszmas* 'Bratspiess' hinzu. Doch ist dies eher auf *aiksmos* als auf *aikhmos* zurückzuführen. Eine sichere Herleitung von ἀκαχμένος weiss ich nicht anzugeben. Aber da wir sonst ἀκίς, ἀκή, ἀκωκή, ἀκμή finden und eine analogische Einführung des χ nicht erkennbar ist, so wird man auch hier an eine Grundform \*ἀκακσμένος denken dürfen. Die durch *s* erweiterte Basis liegt doch wohl in ὀξύς vor. α und ο lassen sich entweder durch die Annahme von Ablaut vereinigen, oder ὀξύς ist aus \**aksús* erst im Griechischen entstanden.

Gegenüber allen diesen Beispielen stützt sich Brugmann auf das einzige τέκμαρ 'Zeichen, Merkmal', das er zu av. *čašma'nī* 'im Auge' und ai. *calks-atē* 'sie sehen' stellt. Aber diese Vergleichung scheint mir nicht schlagend genug zu sein, um eine verschiedene Behandlung von *ksm* und *ksn* zu erweisen. Uhlenbeck EWB. stellte *čalkšatē* zu *cāštē* 'erscheint, sieht, erblickt', und dann würde das *s* erweiternd sein, es könnte also im Griechischen recht wohl die *s*-lose Form vorliegen. Aber die Vergleichung von gr. τέκμαρ und av. *čašma'nī* ist wegen der Flexion bedenklich. Man denkt bei dem -μαρ- und -ma'n- zunächst an den Wechsel von *r*- und *n*-Flexion, die wir sonst finden. Aber dieser Wechsel ist nur bei primären Bildungen belegt, während das *m* in τέκμαρ doch ein ableitendes Element sein müsste. Ausserdem zeigt -μαρ Ablaut; homerisch heisst es τέκμαρ und später steht daneben noch τεκμήριον, so dass es nahe liegt in τέκμαρ ein Kompositum zu sehen und den ersten Teil mit ai. *takti* 'stürzen, laufen' zu verbinden. Jedenfalls scheint mir das Wort nicht genügend beweiskräftig zu sein, um gegenüber den anderen Instanzen in Betracht zu kommen.

3. *ksl* zu χλ wird auch von Brugmann anerkannt. Vgl. μυχλός : alb. *mušk* 'Maulesel', lat. *mulus*. Man kann wohl mit Prellwitz EWB. μοχλός 'Hebebaum, Hebel' hinzufügen, indem man es zu μόρος stellt. Auch könnte man ἀχλός 'dunkel', das zweifellos zu idg. *nokt* gehört, aus *akslus* herleiten, doch treffen wir χ auch in παννύχιος u. a., wo es noch unerklärt ist.

4. *k s r* zu *χρ*. Diesen Übergang lehnt Brugmann stillschweigend ab. Aber die Verbindung von *βληχρός* 'schwach' mit *μαλακός* und *βλᾶξ*, so wie die von *λέχρις* 'schräg', *λέχριος* mit gr. *λοῖός*, lat. *luxus* scheint mir unbedenklich zu sein. Das eigentümliche *λικριφίς* erklärt sich aus \**λιχριφίς* durch Dissimilation der Hauchlaute. In diesem Fall gehört das *s* zum Stamm, und daher ist das Beispiel ganz sicher.

Also wird *s* nach *k* vor allen 4 Sonorlauten zu *h*, wie wir nicht anders zu erwarten haben, und dasselbe Ergebnis ist auch für die *ps*-Verbindungen voranzusetzen.

5. *psñ* zu *φν*. Brugmann stellt *μόρφνός*, aus ursprünglichem \**mork<sup>u</sup>snos* : aisl. *miorkue* 'Finsternis', hierher. Er scheint aber den Fall zu der ersten Kategorie zu rechnen, weil der Labial aus dem velaren Guttural entstanden ist; das hat aber hier nichts zu bedeuten, da der Übergang zum Labial jedenfalls älter ist als der Übergang des *s* zu *h*.

Man kann daher weiter auch *αἴφνης*, *ἐξαίφνης* hierherziehen, indem man es, wiewohl allgemein geschieht, mit *αἶψα* verbindet. Ist die weitere Heranziehung von ai. *pra-yakš* 'vorwärts eilen' richtig, vgl. Prellwitz GB. s. v., Brugmann Gr. 1<sup>2</sup>, 492, so gehörte *s* hier wieder zum Stamm, und dann liegt es weiter nahe, *αἶψα* direkt aus *aipsñ* oder *aipsm* herzuleiten, wobei ja allerdings *ἐξαίφνης* seiner Natur nach immer noch nicht recht klar ist.

*ὄρφνη* 'Finsternis', *ὄρφναῖος*, *ὄρφνός* 'finster' stellt Prellwitz zu *μορφνός*. Das hat aber seine lautlichen Schwierigkeiten. Ich habe es Ablaut Nr. 571 nach Noreens Vorgang mit aisl. *iarpr* 'braun', ahd. *erph* verbunden, was indessen auch nicht sicher ist. Untadlig ist jedenfalls die Herleitung aus *orpsnos* und die Verbindung mit *ἐρεβος*, got. *riqis* durch Schwebeablaut.

6. Für *psm* giebt es keine Beispiele, weil voranzusetzendes *φμ* im Griechischen zu *μμ* assimiliert ist.

7. Auch die Behandlung der Lautgruppe *psl* lässt sich nicht feststellen, weil kein einschlägiges Beispiel zur Verfügung steht.

8. Sicher ist dagegen *psr* zu *φρ* geworden. *τέφρᾱ* 'Asche' verbindet v. Planta osk. umbr. Gr. mit umbr. *tefra* 'carnes. quae cremantur'. osk. *tefúrum* 'sacrificium'. Brnø-

mann Grd. I<sup>2</sup> 174, 763, Gr. Gr.<sup>3</sup> 98 hält diese Gleichung nicht für ganz sicher.

Wohl aber wird man  $\sigma\tau\iota\phi\rho\acute{o}\varsigma$  mit  $\sigma\tau\iota\beta\alpha\rho\acute{o}\varsigma$  verbinden, und jenes aus *stipsros* herleiten dürfen.

In den Verbindungen  $-ts + r, l, m, n$  wurde bekanntlich  $t$  an das  $s$  assimiliert, so dass wir hier keine Verhauchung erwarten können.

Wenn nun auch für *psm* und *psl* keine Beispiele zur Verfügung stehen, so wird man doch nicht anstehen, für alle Fälle einen einheitlichen Lautwandel anzunehmen, da die Beschränkung auf Einzelübergänge keinen Wert hat. So leicht auch sonst Irrtümer durch falsche Verallgemeinerung von Lautübergängen entstehen können, hier halte ich die Möglichkeit hierfür für ausgeschlossen, da sich die Entwicklung von  $s$  in diesem Fall ganz in den allgemeinen Rahmen fügt.

Brugmann ist zu seiner auf den ersten Blick ganz sonderbaren Annahme offenbar durch das Äolische gekommen, wo an Stelle der erwähnten  $s$ -Verbindungen überall Doppelkonsonanz vorliegt. Diese Doppelkonsonanz soll in andern Dialekten mit Ersatzdehnung vereinfacht sein. Aber diese Annahme führt uns zu weiteren unübersteiglichen Hindernissen. Denn eine ganze Anzahl von Doppelkonsonanten werden im Attischen vereinfacht, ohne Ersatzdehnung  $\mu\acute{e}c\acute{o}c$ , andere bleiben bestehen ( $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{o}c$ ), in welche Zeit soll man dann diese Erscheinung verlegen? Ich will hier auf die Unmöglichkeit eine geeignete Chronologie zu finden, gar nicht eingehen, da es ja absolut unerwiesen ist, dass die äolischen Formen die Vorstufen der attischen und der andern Dialekte sind. Man kommt vielmehr weit besser aus, wenn man die äolischen Erscheinungen im Zusammenhang mit andern dieser Sprachgruppe betrachtet. Zunächst ist aber nichts einfacher als anzunehmen, dass die Dialekte, die Ersatzdehnung für  $sn$  usw. haben, dazu über  $hn, hm$  gelangt sind. Att.  $\epsilon\iota\mu\acute{\iota}$  erklärt sich aus *ehmi*, wobei die Dehnung durch Verschiebung der Silbengrenze  $e-sm\acute{\iota}$  zu  $eh-m\acute{\iota}$  bewirkt sein kann. Diese Verschiebung der Silbengrenze ist aber eine besondere Eigentümlichkeit des äolischen Dialektes. Ich brauche nur an  $\epsilon\upsilon\acute{\iota}d\epsilon$  und andere Formen, vgl. Hoffmann Gr. D. II, 435, zu erinnern. Hoffmann hat die Sache schon ganz richtig gedeutet, indem er  $\epsilon\upsilon\acute{\alpha}d\omicron\nu$  aus  $\acute{\epsilon}c\acute{\alpha}d\omicron\nu$  über  $\acute{\epsilon}h\acute{\alpha}d\omicron\nu$   $\acute{\epsilon}ff\acute{\alpha}d\omicron\nu$  zu  $\epsilon\upsilon\acute{\alpha}d\omicron\nu$  werden lässt.

Es ist dies derselbe Vorgang, durch den im Germ. ahd. *awe* aus *a-wia* entsteht (über *awwia*). Im Äolischen ist also entsprechend der Psilosis das *h* auch hier geschwunden, und dann Dehnung des Konsonanten eingetreten.

Derselbe lautliche Prozess liegt auch vor, wenn statt des att. ἀργύριον im thess. ἀργύρροι erscheint. Auch hier werden wir zunächst eine Silbentrennung ἀρ-γυ-ριον anzusetzen haben. Durch Verschiebung der Silbengrenze entstand ἀργυρ-ριον, worauf das *j* schwand. Zahlreiche andere Erscheinungen des Äolischen erklären sich durch diese Verschiebung der Silbengrenze. Auch lesb. κτένvw, φθέρρω sind nicht die Vorstufen von ion. att. κτείνw.

Und nun dürfen wir noch einen Schritt weiter gehen, und die Frage aufwerfen, ob denn *s* zwischen anderen Konsonanten in irgend einem Falle spurlos geschwunden ist. Brugmann formuliert Gr. Gr.<sup>3</sup> 126 die Regel folgendermassen: "Während in den Gruppen κκκ, κκκ, πκπ, πκφ dissimilatorisch der erste Konsonant schwand und in der Gruppe τκ+ kons. τ dem *c* assimiliert wurde, ist sonst *c* zwischen Konsonanten, wenn der erste Laut der Gruppe nicht ein Nasal und der Schlusslaut der Gruppe nicht *ǵ* oder *ȝ* war, ausgedrängt worden". Das ist nun in der That richtig für ἐκπάρθαι, ἐκτάλθαι, ἄρμενος, πτέρνα, wenn wir das historische Ergebnis ansehen, aber wir können zunächst nicht sagen, ob nicht auch hier der Weg ἐκπαρθαι, πτερphva usw. gewesen ist. Ich bin geneigt, dies zu bejahen, indem ich mich auf ἔρχομαι stütze, das Prellwitz ohne weiteres gleich ai. *ꝛechati* setzt. Dieser Ansicht hat sich auch Delbrück Grd. 4, 61 angeschlossen, bewogen durch semasiologische Rücksichten, und Walde ist KZ. 34, 478 der gleichen Ansicht<sup>1)</sup>. Nun hat aber das Suffix *-sko* im Griechischen nur diese Gestalt, *-skho* scheint mir unbelegt zu sein. πάχω findet seine Aufklärung durch das *ϑ* in πάθος (Brugmann Gr. 1<sup>2</sup> 625, Gr. Gr.<sup>3</sup> 96), und so bliebe einzig ἔρχομαι übrig. Nehmen wir aber an, dass *ersko* zu *erhko* geworden

1) Gr. Meyer EWB. der alb. Sprache hat gr. ἔρχομαι zu alb. *erða* 'ich kam' gestellt, und H. Pedersen hat sich KZ. 36, 335 für diese Gleichung ausgesprochen. Aber abgesehen von einer kleinen lautlichen Unregelmässigkeit, stimmen die Bedeutungen nicht ganz, *erða* ist Aorist zu *vin* 'kam', während ἔρχομαι in seiner Aktionsart vortrefflich zu ai. *ꝛechati* stimmt.

ist, so konnte der tonlose Hauch sehr leicht auf das *k* übergehen. Ein anderes Beispiel für diesen Lautwandel weiss ich freilich nicht anzuführen, vielleicht gelingt es einem andern, ein solches zu entdecken. (Ist das bei Aristoteles belegtes ἀρχός zu ὄρος zu stellen, aus *arskós*?)

Die gegenteiligen Instanzen, namentlich das von Osthoff IF. 8, 10 ff. behandelte παρτάδες sind sehr unsicher, da wir es hier mit Zusammensetzung zu thun haben. Ἀλέκτωρ, das Kretschner KZ. 33, 561 aus ἀλέξ-τωρ herleitet, kann sein *s* schon idg. verloren haben oder zur *s*-losen Basis gehören, was im Grunde vielleicht dasselbe ist. Nun soll aber *s* geschwunden sein in Formen πάλτο, ἄλτο, wo wir πάλθο usw. erwarten müssten. Ich will hier nicht auf die Wirkung der Analogie rekurreren, ich glaube vielmehr, dass in ἔμεικτο, δέκτο usw. schon idg. *s*-lose Formen vorliegen. Dass *s* zwischen zwei Verschlusslauten im Idg. geschwunden ist, hat Osthoff M. U. 4, 329<sup>1</sup> wegen ahd. *sehto* wohl mit Recht vermutet. Sehen wir von diesen Formen ab, so erklären sich solche wie γεγράφθαι sehr einfach aus γεγραπθαι, Brugmanns ὀφθαλμός aus ὀπθηθαλμός (Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1897, 32 ff.), ἐφθός : ἔψομαι aus ἐπθτός; vgl. Walde KZ. 34, 478.

Man kann also für die Behandlung des griechischen *s* die Regel aufstellen: *s* ist in allen Stellungen ausser in der Verbindung mit *t*, *p*, *k* und im Auslaut zu *h* geworden, das später vielfach schwand.

#### 7. Gr. ἦμι = lat. *jacio*.

Die Ansicht, dass gr. ἦμι zu idg. *sē* 'säen' gehört, scheint heute ziemlich allgemein durchgedrungen zu sein. Sie wird vertreten von Prellwitz EWB., von Brugmann Grd. u. v. a. Ich glaube aber, dass in diesem Fall Curtius im Recht war, der ἦμι mit lat. *jacio* verbunden hat (Philologus 3, 5, KZ. 2, 400, Grd.<sup>5</sup> 401). Wieder aufgenommen ist Curtius Ansicht von Bréal an einer Stelle, die ich nicht mehr auffinden kann, und von Bartholomae KZ. 27, 355.

Meine Gründe, mich für Curtius auszusprechen, sind folgende:

idg. *sē* 'säen', lat. *sero*, *sēvi*, got. *saian*, ir. *síl* 'Same', lit. *sėju*, abg. *sěja* hat in allen vier Sprachgruppen die Bedeutung 'säen' und keine andere. Dass diese aus der von



‘werfen’ hervorgegangen ist, wäre ja an und für sich denkbar, aber es ist nicht zu beweisen, und beruht im Grunde nur darauf, dass man die Indogermanen nicht für Ackerbauer hielt. Ist aber der Ackerbau, wie ich Geogr. Zeitschr. 4, 381 auseinandergesetzt habe, uralt, so fällt auch damit die Wahrscheinlichkeit des Bedeutungswandels unseres Wortes. Muss bei dieser Annahme der Bedeutungswandel für vier grosse Sprachgruppen erst erschlossen werden, so stimmen auf der anderen Seite *jacio* und ἵμι morphologisch und semasiologisch ganz genau.

ἦκε ‘warf’ ist direkt gleich *jēcit*. Man vgl. Il. 4, 498: ὁ δ' οὐχ' ἄλιον βέλος ἦκεν, wo man direkt mit *jēcit* übersetzen kann. Aber auch in übertragener Bedeutung stimmen die Worte. So heisst es ὅπα τε μεγάλην ἐκ κτήθεος ἴει καὶ ἔπεα, Il. 3, 221, Od. 12, 192, θρήνον ἐκ κτηθέων ἦειν Sept. 847, κωκυτόν ἰέναι Soph. Ai. 838, μηδεμίαν φωνήν ἰέναι Her. 2, 2 usw. Im lateinischen wird *jacere* ganz entsprechend verwendet: *assiduas querelas jacere* Cic., *suspicionem jacere* Cic., *quod jaciis obscure* usw.

Den stärksten Beweis aber für die Identität der Worte sehe ich darin, dass sie beide mit den gleichen Präpositionen verbunden werden. War auch die Verbindung von Präposition und Verbum im Idg. noch nicht ganz fest, so muss es immerhin schon eine Anzahl von Verbindungen mit typischer Bedeutung gegeben haben. Dass ἵμι und *jacere* mit den gleichen Präpositionen verbunden werden, spricht für ihre Identität und dafür, dass diese Verbindungen voreinzelsprachlich waren.

ἀφίμι heisst ‘wegwerfen’, ὅπλα Plato Leg., lat. *scutum abicere*, ἄκοντα, ἔγχος, κέραυον ἀφιέναι Hom., lat. *tela ex vallo abicere*; τὴν ψυχὴν ἀφιέναι ‘die Seele aushauchen’ Her. 4, 190, lat. *vitam abicere*. ἐνίμι : πῦρ νηυσὶν Il. 12, 441, lat. *ignes* (sc. *in domum*) *inicere* Cic., *exhaustis tectis ignes* Liv.; μένος τι ἐνιέναι, lat. *alci metum inicere* Caes., *spem inicere*. ἐφίμι und *obicere* stimmen nicht ganz, aber es gibt auch hier Berührungspunkte.

προίμι : δολιχόκιον ἔγχος προιέναι, *arma projicere*, heisst auch gr. ‘Menschen hinaussenden’, lat. ‘hinauswerfen’, ἐτάρους προίειν, lat. *aliquem foras projicere*; wir finden ferner die übertragene Bedeutung ‘preisgeben’ χρήματα προιέναι, ἐαυτὸν ἐπὶ τι, εἷς τι, lat. *legiones projicere* usw.

Ganz merkwürdig ist die übereinstimmende Bedeutung bei *convīni* und *conicere*, ersteres 'vernehmen, hören, wahrnehmen, bemerken, verstehen', lat. '(aus dem Wahrnehmen) erschliessen, erraten'.

Diese Übereinstimmungen scheinen mir so frappierend zu sein, dass man an der Identität der Worte nicht zweifeln kann.

Formell haben wir von *jē* auszugehen. Davon wird ein *ḡke* = lat. *jēcit* gebildet, und von dieser Form aus ist das *c* im Lateinischen verallgemeinert, *jacio* : *jēci* wie *facio* : *fēci*.

#### 8. Beispiele zum griechischen Schwebelaut.

Ich führe im Folgenden eine Reihe von Etymologieen an, die als Illustrationen für den Ablaut zweisilbiger Basen dienen mögen.

Gr. *πρύμνα* : *πεῖρα*.

*πρύμνα*, ion. *πρύμνη* 'das Hinterende des Schiffes' wird von Prellwitz EWB. s. v. zu gr. *πρέμνον* 'das dicke Ende' gestellt, wie dies schon Curtius Grd.<sup>5</sup> 715 gethan hat. Hierbei bereitet indessen der Vokalismus Schwierigkeiten. Denn *u* als schwacher Vokal der *e*-Reihe und vor allem vor *m* ist mir nicht erwiesen. Es ist indessen auch nicht nötig, zu dieser Anomalie seine Zuflucht zu nehmen, *u* kann auch echtes *u* sein, und dann würde *pru* SS. zu einer Basis *pereu* sein. Als V. I gehört dazu *peru*, und dies liegt deutlich in hom. *πεῖρα*, att. *πέρα*, Grundform *περφα* 'das Ende, das Äusserste' vor.

Gr. *ἄλευρον* : ahd. *melo*.

Diese Gleichung ist ja im Prinzip längst anerkannt, aber den regelrechten Ablaut, der in den beiden Worten steckt, hat man noch nicht erkannt. ahd. *melo*, g. *melwes* ist V. I zur Basis *meleu*, gr. *ἄλευρον* aus *ἡλεu-ron* bildet dazu die zweite V. Wie sich dazu lat. *molo*, ahd. *malan* usw. verhalten, lässt sich nicht entscheiden. Möglich ist auch hier idg. Schwund des *w*.

Gr. *ποιféw*, ai. *cinōmi* und seine Sippe.

Die von Brugmann (Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 1889 S. 36 ff.) herrührende und ausführlich begründete tadellose

Gleichung gr. ποιέω zu ai. *cinōmi* ist mir leider bei der Abfassung meines Ablauts entgangen. Wäre dies nicht geschehen, so hätte ich das § 493 aufgestellte noch ganz anders stützen können. Ich will dieses Versäumnis gut machen, indem ich den Ablaut dieser ganzen Sippe darlege.

Betrachtet man ποιF- und *cin-ōmi* vorurteilsfrei, so liegt hier ein sicherer Fall von Doppelablaut und Nasalinfigierung vor. ποιF verhält sich zu ai. *ci-ō*, wie gr. γόνυ zu got. *knīu* usw., d. h. das F des griechischen Wortes gehört zur Basis. Die idg. Grundform ist also *k<sup>w</sup>ojeu*. Hierzu wird man als Vollstufe II unbedingt ai. *cyávātē*, gr. *ceúw* stellen dürfen. Für *cyu* setzt Grassmann als Bedeutung an "1. schwanken, in Bewegung geraten; 2. sich regen, sich rühren, geschäftig sein; 3. erschüttern; 4. ins Werk setzen, schaffen". Ich brauche kaum zu bemerken, wie nahe sich Bedeutung 2 und 3 mit ποιέω berührt. Gr. *ceúw* scheint in der Bedeutung etwas abseits zu liegen. Aber wir finden eine, wie es scheint, ursprünglichere Bedeutung in att. *τευτάζω* 'sich mit etwas eifrig beschäftigen', *τευμάομαι* 'betreiben', wo die Ähnlichkeit mit ποιέω zu Tage tritt.

#### 9. Metathese von *r* im Griechischen und die Vertretung von *ʔ*.

Bekanntlich wechseln im Griechischen *ap* und *pa* als Vertreter der sogenannten *ʔ*. Diese doppelte Entsprechung derselben indogerm. Lautgruppe zu erklären, hat Kretschmer KZ. 31, 381 unternommen. Er vermutete, dass *ʔ* zu *ap* geworden sei, wenn es betont war. Aber mit dieser Ansicht ist zweifellos nicht glatt durchzukommen. IF. 7, 156 habe ich einen andern Versuch gemacht, der indessen auch nicht überzeugend war. Beim weitem Verfolg der Ablautsfragen und bei einer erneuten Lektüre der gortynischen Inschrift kam es mir aber zum Bewusstsein, dass wir es in einer Reihe von Fällen bei diesem Wechsel mit einer rein griechischen Erscheinung zu thun haben, nämlich mit Metathesis. Jedermann weiss, dass ags. *hors* gegenüber ahd. *hros* auf einer solchen Metathesis beruht, und diese Erscheinung ist überhaupt in keiner Sprache selten. Allerdings kann man bei diesem Vorgang, der auf einer Art Versprechen beruht, gewöhnlich nicht von einem Lautgesetz reden, da die Bedingungen für einen

solchen Wandel sehr individuell sind, aber immerhin ist auch hier oft eine weite Verbreitung und eine gewisse Gesetzmässigkeit nicht zu verkennen. Auf griechischem Boden ist indessen die Annahme von Metathese, seit Sigismund Curt. Stud. 5, 187 ff. darüber gehandelt hat, in Miskredit gekommen, weil durch die Annahme von  $\gamma$  ganz andere Erklärungsmöglichkeiten geboten wurden. Aber in den Dialekten sind doch allmählig eine Reihe von Formen aufgetaucht, die uns zwingen zu dem älteren, missachteten Erklärungsprinzip unsere Zuflucht zu nehmen.

Die Metathese hat ihren Mittelpunkt auf Kreta; sie ist hier vor allem reichlich belegt in der Inschrift von Gortyn, und an dieses Zentrum, in dem ziemliche Regelmässigkeit zu herrschen scheint, schliessen sich andere entferntere Glieder mit weniger Beispielen an.

Zunächst ist  $\pi\omicron\tau\iota$  fünfmal auf der Inschrift von Gortyn belegt gegenüber sonstigem  $\pi\rho\acute{o}\tau\iota$  = ai. *práti*. Brugmann meinte noch Gr. Gr.<sup>2</sup> S. 219: "Diese Form wird durch den Hinweis auf gelegentliche Metathesen wie  $\text{'}\alpha\phi\omicron\delta\acute{\iota}\tau\alpha$  (Cauer D.<sup>2</sup> Nr. 121 A. 27) neben  $\text{'}\alpha\phi\omicron\delta\acute{\iota}\tau\alpha$  (auf der Bergmannschen Inschr. Z. 79) nicht genügend erklärt". Diese Ansicht hat er auch Grd. 1<sup>2</sup> 436<sup>1</sup> noch festgehalten; Gr. Gr.<sup>3</sup> S. 81 erkennt er aber die Metathese an. Auch pamphyl.  $\pi\epsilon\tau\acute{\iota}$  rechnet er mit Kretschmer KZ. 33, 266 jetzt hierher, vgl. äol.  $\pi\epsilon\epsilon$ , was in Hinblick auf die in pamphyllischen Inschriften belegten Formen wie  $\text{'}\alpha\phi\omicron\delta\acute{\iota}\mu\upsilon\upsilon\varsigma$ ,  $\text{'}\alpha\phi\omicron\delta\acute{\iota}\alpha$  durchaus wahrscheinlich ist. Diese Form kehrt als  $\text{'}\alpha\phi\omicron\delta\acute{\iota}\tau\alpha$  auf Kreta in der Schwurinschrift von Deros s. o. wieder, und sie bietet demnach das zweite Beispiel einer Metathesis von  $\rho\omicron$  zu  $\omicron\tau$ . Soweit ist Kretschmer schon gegangen. Aber hier ist er wie Brugmann stehen geblieben. Zwar sagt jener Forscher KZ. 33, 473, man könne hinsichtlich der gort. Formen  $\kappa\acute{\alpha}\rho\tau\omega\nu$ ,  $\Phi\acute{\iota}\lambda\omicron\varsigma\tau\alpha\rho\tau\omicron\varsigma$  zweifeln, ob sie nicht erst durch Metathesis entstanden seien, aber in Bezug auf  $\kappa\acute{\alpha}\rho\tau\omicron\varsigma$  :  $\kappa\rho\alpha\tau\acute{\upsilon}\varsigma$ ,  $\theta\acute{\alpha}\rho\tau\omicron\varsigma$  :  $\theta\rho\alpha\tau\acute{\upsilon}\varsigma$  verweist er auf seine Erklärung KZ. 31, 392, und Brugmann schliesst sich dem Gr. Gr.<sup>3</sup> 81 Anm. 2 an.

Es ist aber gar nicht einzusehen, warum ein  $\rho\alpha$  nicht zu  $\omicron\tau$  werden konnte, wenn  $\rho\omicron$  und  $\rho\epsilon$  zu  $\omicron\tau$  und  $\epsilon\tau$  wurden. Thatsächlich sind denn auch im gortyn. Dialekt fast nur Formen mit  $\alpha\tau$ , und kaum solche mit  $\rho\alpha$  belegt.

Gesetz von Gortyn V 5 heisst es αἰθ[α]λεύσταρτος gegen-  
über gemeingr. στρατός, das auch Kretschmer KZ. 31, 392  
gleich ai. *stȳtas* setzt. Es lag bis jetzt ausserordentlich nahe,  
hierin den bekannten Wechsel von *ap* und *pa* zu sehen. Ich  
kann es aber nicht mehr thun, weil στρατός zu der zwei-  
silbigen schweren Basis *sterō* gehört, vgl. ai. *stīrātī*, *stīrnās*,  
gr. στρατός, lat. *strātus*, daher muss στρατός = idg. *strātós*  
sein, vgl. Verf. Idg. Ablaut 69 f., 84 f. *στάρτος* ist denn auch  
im wesentlichen auf Kreta oder in dorischen Dialekten belegt.  
Hesychs Glosse *στάρτοι· αἱ τάξεις τοῦ πλῆθους* lässt sich nicht  
lokalisieren, wir dürfen sie aber nunmehr dem oben genannten  
Dialektgebiet zuweisen. οἱ *στάρτοι* finden wir in Lyttos, Bull.  
de corr. hell. 13, 61; ferner Φιλόσταρτος als kretischen Eigen-  
namen, Στάρτοφος (Cauer D.<sup>2</sup> 148 C. 20) in einer Inschrift aus  
Thera, Σταρτόνεικος in einem Epigramm aus Galatien CIG.  
4137, Kaibel Epigr. 4042. 4.

Auf der Inschrift von Gortyn lesen wir ferner I 15 καρ-  
τονας <sup>1)</sup>, II, 3 usw. καρτεῖ, IV 25 καρτερόν, IV 36 καρτα[ι]-  
ποδα. Niemals kommt κρατ vor. Und diese Form καρτ war  
auch sonst auf Kreta beliebt: Σωκαρτης CIG. 1654, [Λυ]κικάρ-  
τιος Mus. Ital. 2, 17, Δαμοκάρτιος Bull. de corr. hell. 22, 57  
sind alle drei kretische Eigennamen. Dazu stellt sich *κάρτην·*  
*τὴν βοὸν·* Κρήτες Hesych. καρτ finden wir ferner auf Thera  
in dem oben erwähnten Testament der Epikteta, die auch  
Στάρτοφος hat: C. 17. 21. 23 Καρτιδάμας, und in Καρτίνικος  
CI. 2465.

Über den homerischen Wechsel von κρατ- und καρτ- s. u.

Bei diesem Wort ist es fast ganz unmöglich anzunehmen,  
dass καρτ- auf einer Analogiebildung beruht, denn die Voll-  
stufe heisst κρέτος, und got. *hardus* kann uns wenig nützen.  
In Gortyn findet sich ferner *δαρκνάν* I 32, *δαρκνάνς* II 9, nie-  
mals *δραχμή*. Auf Knossos heisst es *δαρκμά* Mitteil. d. Athen.  
Inst. 11, S. 180 (1886). Ebenso ist die Form *δαρχμά* elisch  
und arkadisch. Da wir die kretische Form anstandslos durch  
Metathesis erklären können, so wird man dies für die übrigen  
auch annehmen dürfen.

Die Inschrift hat ferner XI 54 προτέταρτον.

Wäre diese Form alt, so müsste sie \*τέτταρτον lauten.

1) Zu καρτονας vgl. Lagercrantz Zur griech. Lautgeschichte 45.

Nach Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 212 hat τέταρτος sein einfaches τ von τέτρα bezogen, ebenso wie dor. und nordwestgr. τέτορες. Das ist ja möglich, aber im Hinblick auf die übrigen Fälle von Metathesis im Kretischen wenig wahrscheinlich. Hätte es ein \*τέτταρτος gegeben, so wäre es wohl durch τέτταρες gehalten. Viel verständlicher ist die Umwandlung eines τέταρτος in τέταρτος nach τέτταρες. Ob τέτορες sein einfaches τ nach τέτρα- bekommen hat und nicht vielmehr nach einem dorisch zwar nicht mehr belegten, aber doch voranzusetzenden τέ-τυρας, hom. πίκυρες, ai. *caturas* muss doch erwogen werden.

Jedenfalls müssen die, die ein τέταρτος für möglich halten, nachweisen, das τ auch durch αρ im Griechischen vertreten ist.

Schliesslich zeugt Ἀσκαπίος auf der gort. Tempelinschrift Monum. antichi IC 7 dafür, wie stark das Streben nach Metathese im Kretischen war.

Wenn auch nicht allen Beispielen gleiche Beweiskraft zukommt, so ist doch festzustellen, dass auf der Inschrift von Gortyn die Lautfolge αρ die Regel ist. πα kommt nur vor in VIII 51, 53 τράπεσθαι, das zu τρέπω gehört und von ihm beeinflusst sein kann, und in ἐγραμένα usw., das als technischer Ausdruck auch schwerlich ins Gewicht fällt. Die Lautgruppe πο erscheint in πρό πρόθηα, πρόκοον, πομέων, κρόνος, die uns, wenn sie nicht von aussen importiert sind, zeigen, dass solche Metathesen selten ganz durchgehen.

Es ist nun höchst wahrscheinlich, dass ein solcher Lautwandel nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt war, sondern sich in Ausläufern auch weiterhin erstreckte. Wir finden denn auch die Form δαρχμά im elischen und arkadischen. Ich lasse auch diese Form durch Metathese entstehen.

Weiter möchte ich auf korkyr. βαρνάμενον Coll. 3189, 3175 verweisen, das als βαρνάμενον auch auf einer attischen Inschrift gefunden ist (Kirchhoff Hermes 17, 626 ff. = CIA. IV p. 108, N. 446<sup>a</sup>, 51). Brugmann Grd. I<sup>2</sup> 361, Kretschmer KZ. 31, 393, Joh. Schmidt Kritik der Sonantentheorie 27 nehmen an, dass dies eine Kontaminationsbildung aus μάρναμαι und \*βαρνάμενος sei. Dasselbe gilt von βαρδῆν· τὸ βιάζεσθαι γυναικα. Ἀμπρακῶται Hesych, das Pischel BB. 7, 334 mit ai. *mydnāti* 'heftig drücken' verbunden hat. Aber derartige Kontaminationsbildungen müssen doch immer unsere letzte Zuflucht

bleiben. Es liegt nach dem oben gesagten ausserordentlich nahe, in βαρνάμενoc und βαρδῆν einfache Metathese anzunehmen.

Wenden wir uns nunmehr zu den homerischen Verhältnissen, so ergibt sich auch hier manches interessante.

Wir finden hier nebeneinander κρατερός und καρτερός. Die überwiegende Anzahl der Belege zeigt κρατερός, wie man aus Gehrings Index ersieht. Die Form κρατερός war aber im Hexameter nicht an allen Stellen verwendbar, wir müssten z. B. in einer Verbindung wie κρατερόθυμον metrische Dehnung erwarten. Eine solche liegt aber nicht vor, sondern wir finden καρτερόθυμον. Weiter finden wir zwar 38mal κρατερός, aber auch καρτερός 14mal. In diesem Fall lag nun allerdings kein Zwang zur metrischen Dehnung vor. Ich schliesse mich aber in diesem Punkt der Auffassung von Danielsson Zur metrischen Dehnung S. 14 an, vgl. ἀνέρος usw. So finden wir dann noch 9mal καρτερόν, aber 27mal κρατερόν, 1mal καρτεροί, 2mal καρτερά und 2mal καρτεραί, wo, wenn die Form κρατ vorläge, Dehnung eintreten müsste oder könnte. Die Form des Superlativs κράτιστος war gar nicht zu verwenden, kein Wunder also, dass wir hier stets κάρτιστος treffen.

Bei dem Substantivum κράτος überwiegt diese Form mit 28 Belegen gegenüber 6 von κάρτος. Dagegen κάρτει ist 6mal zu finden, aber nur 2mal κράτει. Ich vermute daher, dass hier die "Metathese" zuerst eingetreten ist.

κρατύς ist 4mal belegt, es heisst aber ἐκαρτύναντο 3mal.

Es steht also fest, dass mit Ausnahme von κάρτος die Stufe καρτ nur da belegt ist, wo nach sonstiger Analogie metrische Dehnung zu erwarten wäre, falls es keine metathisierten Formen gegeben hätte. Nun liegt ja die Vermutung ausserordentlich nahe, dass Homer alte Doppelformen nach Belieben verwendet hätte. Aber als Konsequenz müssten wir annehmen, dass im homerischen Dialekt neben jedem ρα ein αρ gelegen hätte. Dass das nicht wahrscheinlich ist, liegt auf der Hand.

Ich kann hier gleich καρπαλιμός usw. anschliessen. καρπαλιμός war im Hexameter nur verwendbar mit metrischer Dehnung, eine solche liegt aber nicht vor.

Ähnlich steht es mit θραc- und θαρc-. Es heisst θρασυκάρδιος, θρασυμένονα, θρασυμήδης, θρασύμηλον, θραχύς, θρασειάων,

aber θαρκαλέος, θαρκαλεώτερον, θαρκαλέως, θάρκυνος, θαρσύνων. Die sonstigen Formen mit θάρκ-, θάρκει, θάρσει, θάρκει, θάρκει könnten durch θέρκο beeinflusst und hervorgerufen sein, vgl. Θερσίτης. καρδίη (neben κραδίη) kommt nur 3mal in derselben Verbindung am Versanfang vor: καρδίη, ἄλληκτον . . . Es könnte hier nach Schulzes Ausführungen Q. E. 374 ff. κραδίη eingesetzt werden. Höchst interessant ist das Kompositum θαρσυκάρδιος, weil hier die Form καρδ- sehr schön im Metrum begründet ist.

Ich schliesse hier gleich τερπικέραυνος an, das G. Meyer Curt. Stud. 7, 181 zu τρέπω gestellt hat. Da τερπικέραυνος metrische Dehnung erfordert hätte, so beruht τερπικέραυνος vielleicht einfach auf einer Umstellung, und es ist nicht sicher in τέρπι eine andere Ablautsstufe (V. I) als in τρεπ- zu sehen.

Man vergleiche ferner ἀτραπιτός und ἀτραπιτός. Auch hier sind die beiden Formen den metrischen Anforderungen dienstbar gemacht. Für ἀτραπὸν gilt dasselbe. Formen wie ἀτραπὸν + kons. waren metrisch nicht verwendbar.

Während es stets βραδύς heisst, steht βάρδιςτοι Ψ 310, 530 beidemal am Versanfang. Es gilt daher das oben über καρδίη gesagte.

Was τέτρατος betrifft, so findet sich bei langer Endsilbe stets τεταρτ-, also τετάρτῳ, τετάρτων, τετάρτη, τετάρτην und τέταρτος nebst τέταρτον. Neben diesen beiden Formen steht naturgemäss τέτρατος und τέτρατον. Auch τετάρτη wäre möglich, nicht aber τετάρτης. Dass τέταρτος wahrscheinlich eine alte Form ist, wurde schon oben bemerkt. Hätte es ein \*τέτκατος gegeben, so liegt kein Grund vor, weshalb sich Homer die Form hätte entgehen lassen sollen.

Also auch bei Homer liegt kein beliebiger Wechsel von πα und αρ vor, sondern αρ findet sich da, wo wir metrische Dehnung erwarten sollten. Wie dieser Wechsel entstanden, ist damit freilich nicht erklärt. Aber der Erklärungsarten bieten sich so viele, dass man jedenfalls nicht darauf zu rekurrieren braucht, in dem Wechsel von αρ und πα eine doppelte Vertretung der idg. *r* zu erblicken. Vor allem aber ist Kretschmers Erklärung für die homerischen Formen völlig unbrauchbar. Man kann annehmen, dass es auch in Jonien einzelne metathisierte Formen gab, oder dass man nach dem Muster von θάρκος, das durch θέρκο beeinflusst sein kann,



auch andere Formen gewagt hat, oder dass schliesslich die metathierten Formen erst spät in den Text eingesetzt sind. Jedenfalls liegt hier eine Frage des homerischen Textes, und nicht eine der idg. Lautgeschichte vor. Dass damit freilich noch nicht alle  $\alpha\phi$  des Griechischen beseitigt sind, sehe ich wohl, indess glaube ich doch annehmen zu können, dass  $\rho\alpha$  der alleinige Vertreter von  $\gamma$  ist.

#### 10. Zur Flexion des Duals und der Pronomina im Griechischen.

Die Endung des Genitiv Dualis im Griechischen ist noch immer ein unaufgeklärtes Rätsel. Die Litteratur findet man bei Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 232, so dass ich ihre Anführung hier sparen kann. Dass der Dual ursprünglich nach der *ou*-Deklination flektierte, und dass diese Formen abgesehen vom Nom. Dual. im Griechischen nicht erhalten sind, ist jetzt wohl allgemein angenommen. Von wo diese *ou*-Deklination im Idg. ausgegangen, ist unklar, jedenfalls spielen aber in den einzelnen Sprachen die beiden Worte 'zwei' und 'beide', gr.  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  und  $\delta\acute{\upsilon}\omega\upsilon$  eine grosse Rolle.  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  entspricht genau ai. *dvāu*, *dvā*, av. *dva*, lat. *duo*, got. Ntr. *tva*, lit. *dù*, abg. *dva*. Daneben stand nun eine neutrale Form idg. *d(u)voi*, wie sie in ai. *dvē*, got. *twai* (mask.), lit. *dvì* (fem.), abg. *dvě* vorliegt. Dieses idg. *duvoi* hat Brugmann früher in gr.  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  gesehen. Jetzt hat er freilich diese Ansicht aufgegeben, und glaubt, dass  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  aus  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  in der Stellung vor Vokal verkürzt sei. Beide Annahmen sind lautlich möglich, aber ich sehe nicht, was zu Gunsten der letzteren spricht. Das Griechische hat zwei Geschlechter für das Zahlwort ererbt, es müsste die eine Form dann aufgegeben haben, um dann aus dem allein erhaltenen Maskulinum wieder eine neue Form entstehen zu lassen, die sehr rasch gesiegt hätte. Um diese Frage zu entscheiden, sind die Thatsachen der homerischen Sprache heranzuziehen, die ja einzig  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  und  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  nebeneinander gebraucht. Nun kann man mit Homer die Ansicht jedenfalls nicht bekräftigen, dass  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  vor Vokal entstanden sei, denn es steht fast stets vor Konsonant, wie allerdings auch  $\delta\acute{\upsilon}\omega$ . Vor Vokal wird vielmehr elidiert zu  $\delta\upsilon$ . Dagegen besteht doch ein kleiner Genusunterschied zwischen  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  und  $\delta\acute{\upsilon}\omega$ . Ganz überwiegend steht  $\delta\acute{\upsilon}\omega$  beim Maskulinum, nämlich in 69 Fällen

von 85. Mit dem Femininum ist δύω verbunden ε 388, ι 74 δύω νύκτας, η 129 δύω κρήναι, ι 241 δύω και εἶκος ἄμαξαι, ν 109 δύω ... θύραι, ο 421 δύω πόλις, Β 748 δύω και εἶκοσι νῆας, Σ 490 δύω ... πόλις, Υ 269 δύω πτύχας, Χ 450 δύω (δμωαί), also in 10 Fällen, mit dem Neutrum eigentlich nur 2mal. Der Vers χ 125 = Λ 43 enthält die Verbindung δοῦρε δύω κεκορυθμένα χαλκῷ, und dieser Verschluss kehrt auch Γ 48 wieder, und dann finden wir Σ 507, Ψ 269, 614 δύω χρυσοῖο τάλαντα, in letzteren beiden Fällen hat C. Syr. δύο. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei δύο. Zunächst findet sich im Nom. Akk. Ntr. Dual. nur δύο, mit Ausnahme des oben angeführten Falles δοῦρε δυὼ κεκορυθμένα. Um aber den Gegensatz klar zu machen, ist es gewiesen die einzelnen Fälle anzuführen. δύο δοῦρε heisst es stets α 257, μ 228, π 295, c 377, χ 101, K 76, M 298, Φ 145, δύο τ' ἤματα ε 388, ι 74 und κ 142, δύο φάργα π 295, δύο φάρε' Ω 580, im Ganzen also in 4 Verbindungen und 13 Fällen. Häufig ist auch die Verbindung mit Femininen: θ 60 δύο δ' εἰλιποδὲς βοῦς, κ 142 δύο νύκτας, ν 97 δύο δὲ προβλήτες ἐν αὐτῷ ἄκται, Α 250 δύο μὲν γενεαί, K 253 δύο μοιράων, Υ 271 δύο (πτύχας) bis, Θ 70, Χ 210 δύο κῆρε. Das sind also 8 Fälle, während δύω beim Femininum 10mal vorkommt. Das sieht sehr wenig günstig aus, aber man muss die Gesamtzahl ins Auge fassen. δύο kommt im ganzen nur 42mal vor (Σ 157, bei Gehring unter δύο angeführt, steht δυ'). Es sind also die Zahlen 69 : 10 : 5 und 21 : 8 : 13, oder 81,2% : 11,8% : 5,9% und 50% : 19% : 30,9%. Ich denke, der Unterschied von 30,9% : 5,9% beim Neutrum spricht doch stark zu Gunsten der früheren Brugmannschen Ansicht, dass δύο die alte neutrale und feminine Form ist. Das maskuline δύο kann ja ausserdem vor Vokal entstanden sein und zum Siege des δύο beigetragen haben.

Jedenfalls berechtigen uns diese Thatsachen eine Neutralform *d(u)woi* für das Griechische als einst vorhanden vorauszusetzen. Dieser Stamm auf -oi liegt nun aber auch in den obliquen Formen des Zahlwortes vor. Der Gen. Lok. des Indischen lautet *dváy-oṣ*, d. h. die Dualendung -oṣ ist an den Stamm *dvo*i getreten. Dass die Form alt ist, beweist die genaue Entsprechung, die sie in abulg. *dvojū* findet. Und schliesslich liegt sie auch im gol. *twaddjē* und im lit. *dvėjū* vor, nur dass hier die Endung des Gen. Plur. angetreten ist.

Man wird kein Bedenken tragen den Stamm gr.  $\delta\upsilon\omicron\iota$ -, wie dies schon Wheeler gethan hat (IF. 6, 136), mit diesen Formen zu identifizieren. Wir können aber noch weiter gehen. Der Dat. Du. heisst im Ind. *dvābhyām*, wozu im wesentlichen lat. *duōbus* stimmt, d. h. es ist hier der Stamm des Nom. Mask. eingedrungen, da wir ja regelrecht sonst die schwache Stammform erwarten müssten. Ebenso wie die maskuline Nominativform konnte aber auch die neutrale eindringen, und wir finden daher im abulg. *dvěma*, lit. *dvėm* und *dvėm*, got. *twaim*. Diesen Formen, die bekanntlich, in dem was hinter dem *m* gestanden hat, nicht übereinstimmen, vgl. Verf. IF. 5, 251 entspricht nun gr.  $\delta\upsilon\omicron\iota\nu$  Laut für Laut. Ebenso können wir identifizieren ai. *ubhāy-ōs*, abg. *oboju*, \**oběma*, lit. *abėm*, *abėm*, got. *baim* mit gr.  $\acute{\alpha}\mu\phi\omicron\iota\nu$ , und die Artikelformen  $\tau\omicron\iota\nu$  mit ai. *tay-ōš*, abg. *těma*, lit. *tėm*, *tėm*. Ist diese Auffassung richtig, so wäre das griech. -v identisch mit dem sonst im Instrumental auftretenden Suffixe -m, wie ich dies bereits früher vermutet habe.

Nun existiert aber bei Homer eine andere Form des obliquen Kasus des Duals, nämlich eine Form auf - $\omicron\upsilon\nu$ , aus der die attische erst kontrahiert sein soll. Unbedingt nötig ist das nicht, aber wenn dies auch nötig wäre, so müssten wir auch hier von dem Stamm  $\delta\upsilon\omicron\iota$  ausgehen, an den eine andere Endung getreten wäre. Ich glaube, das einfachste wird es sein, hier den Ausfall eines *s* anzunehmen,  $\delta\upsilon\omicron\iota\nu$  stände für  $\delta\upsilon\omicron\iota\varsigma\nu$ . Dass die geläufige Lokativendung - $\varsigma(\nu)$  in den Dual gedrungen wäre, oder eine Dualform eine plurale Endung angenommen hätte, ist nicht weiter auffallend. Ich brauche nur an lit. *dvėšė* zu erinnern, wo genau der gleiche Vorgang auftritt. Allerdings ist das *n* im Dual fest, was es im Plural nicht ist, doch dies findet seine Erklärung durch die Assoziationen, denen diese Endung ausgesetzt war. Zunächst stand - $\omicron\iota\nu$  in Verbindung mit  $\nu\omicron\nu$ ,  $\varphi\omicron\nu$ , in denen wohl ebenso ein  $\varsigma\nu$  stecken dürfte wie in - $\omicron\upsilon\nu$ . Dieses - $\iota\nu$  aber war assoziiert mit dem - $\iota\nu$ , das wir in lesb.  $\acute{\alpha}\mu\iota\nu$ ,  $\acute{\upsilon}\mu\iota\nu$ , ion. att.  $\eta\mu\iota\nu$  finden, und das zweifellos mit dem Lokativsuffix ai. -*smin* in *tasmin* identisch ist. Diese Pronominalformen flektierten ursprünglich unzweifelhaft singularisch, wie Brugmann KZ. 27, 397 ff. richtig nachgewiesen hat. Wir müssten auch im ai. \**dsmin* finden. Diese Form ist aber ersetzt durch

die Pluralform *asmāsu*. Neben *ḡsmīn* stand aber auch *ḡsmī* ohne *n*, eine Form, die auch im Griechischen vorhanden war. Diese Form ist ebenso in die übrigen Formen pluralisiert durch Anfügung von *-sin*. *ḡmīv* usw. erklärt sich doch tadellos aus *ḡmīciv*, und ich denke, gerade diese Form gewährt der Erklärung von *ἱπποῦν* eine Stütze. Natürlich konnte diese Pluralisierung nicht bei den singularischen *ḡmīv* usw. stattfinden. Sie blieben kurz. In *ḡmīv* aber wurde das *v* fest, weil es an *ḡmīv* eine Stütze hatte.

Auf das Vorhandensein des Stammes *d(u)woi* weisen übrigens auch die eigentümlichen Formen *δοῦω* usw., die *δύω* z. T. ersetzen. Wir können *δοι* = *δφοι* setzen und mit dem sonst auftretenden Stamm *dwoi* vergleichen. An diesen Stamm *δοι* sind dann die gewöhnlichen Endungen zu einer Zeit getreten, als der intervokalische Schwund des *i* schon vorüber war. So entstand *δοι-ώ*, *δοι-ά*, *δοι-αί* usw.

#### 11. Lateinischer Vokalumlaut in haupttonigen Silben.

In seinem mit diesem Titel versehenen Aufsatz IF. 11, 325 hat F. Sommer einige zweifelloose Fälle für derartige Erscheinungen nachgewiesen, aber er hat dem Gesetz namentlich, was den Wandel von *e* zu *o* betrifft, m. E. eine zu weite Fassung gegeben. Denn die Zahl der Fälle, in denen *e* vor folgendem *o* geblieben ist, scheinen mir zu gross zu sein, um allein durch Analogiebildung erklärt werden zu können. So hätte z. B. aus *gemo*, *gemis* *\*gomo*, *\*gimis* werden müssen, worauf wir entweder durchgeführtes *gom* oder *gim* erwarten sollten.

Sehen wir uns aber Sommers Fälle genau an, so erhellt aus ihnen, dass nicht nur der mittlere Konsonant, sondern auch der dem assimilierten Vokal vorangehende eine Rolle gespielt zu haben scheint. Hier kommen vor allem die Labiale in Betracht, und zwar *v* in *volo*, *dvenos*, *vomo*; *m* in *molo*, *modus* und dann die Fälle, in denen der Vokal im absoluten Anlaut oder nach *h* steht: *holus*, *olor*, *onus*, *homo*. Nach *glomus* zu urteilen, spielt auch *l* eine Rolle. Ich sehe keinen Grund das Gesetz weiter auszudehnen. Man kann dann *gemo*, *fremo*, *genus*, *scelus*, *nemus*, *cedo*, *celos*, *femur*, *Semoniae scalae*, *sedum*, *tenus* als regelrechte Formen betrachten. Auch *semol* würde nicht das beweisen, was Sommer ihm zuschreibt.

Leipzig-Gohlis.

H. Hirt.

## Künstliche Sprachen.

(Schluss.)

### Übersicht.

- V. Sprachbildung aus dem lautsymbolischen Gefühl S. 242.  
 Allgemeines über Lautsymbolik und Schallnachahmungen.
    - 1) Sprache der Verzückten S. 248.
      - a) die hl. Hildegard S. 248.
      - b) die Seherin von Prevorst S. 248.
      - c) "Mr. Le Baron" S. 250.
      - d) Irvingianer S. 252.
      - e) Miss Smith S. 253.
    - 2) Dichterrufe S. 254.
      - a) R. Dehmel. b) A. Mombert.
      - c) der "sinnlose Refrain".
    - 3) Märchen- und Rätselworte S. 255.
    - 4) Zaubersprache S. 256.
    - 5) Individuelle Sprachschöpfung S. 258.  
 Allgemeines zur individuellen Sprachschöpfung.
      - a) Namengebung S. 259. b) erfundene Zahlen S. 261.
      - c) erfundene Worte und Sprachstücke S. 262.
        - α) Simplicissimus. β) Holberg.
        - γ) Asmus Claudius. δ) Lichtenberg.
        - e) E. Th. A. Hoffmann. ζ) Börne. η) Glassbrenner.
      - d) Rückblick S. 265.
      - e) ganze Sprachen S. 267.
  - VI. Sprachbildung aus der Abstraktion S. 270.
    - 1) erste Reihe: reine Begriffssprachen S. 271.
      - a) Raymundus Lullus S. 272.
      - b) Cartesius, Mersenne, Leibniz S. 275.
      - c) Joh. Chr. Lange und Leonhard Euler S. 279.
      - d) Joh. Heinr. Lambert S. 279.
      - e) Gottfried Ploucquet S. 280. f) Adolf Stöhr S. 281.
    - 2) zweite Reihe: Begriffszeichensprachen S. 283.
      - a) Trithemius S. 284.
      - b) Caramuel, Schwenter, Becher u. A. S. 285.
      - c) Dalgarno S. 286.
      - d) Athanasius Kircher S. 289.
      - e) John Wilkins S. 290.
      - f) Kalmar, Schlabrendorf, Sicard, de Maimieux u. A. S. 293.
    - 3) dritte Reihe: empirisch-philosophische Sprachen S. 295.
      - a) de Brosses S. 293. b) Court de Gébelin S. 301.
      - c) Monboddo S. 301.
  - VII. Sprachbildung aus reiner Willkür S. 302.  
 Chamissos Bericht von Taheiti S. 303.
  - VIII. Zeichensprachen S. 305.  
 Allgemeines über das Verhältnis der Zeichen- zu den Wort-  
 sprachen.
    - 1) Normalisierte Artikulationen S. 307.
    - 2) Normalisierte Musiklaute S. 309.
    - 3) Normalisierte Gesten S. 310.
    - 4) Normalisierte Vereinigung von Geste und Laut S. 312.
    - 5) Normalisierte Signale S. 312.
    - 6) Normalisierte Zeichenschrift S. 314.
    - 7) Realiensprache S. 315.
- Schluss. Die Tiersprachen und die Menschengsprachen; künstliche  
 und natürliche Sprachen überhaupt S. 316.

## II. Teil.

V. Künstliche Sprachen oder Sprachteile werden aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus gebildet.

Über das lautsymbolische Gefühl fehlt es uns wieder gänzlich an eindringenden Untersuchungen.

Einiges hat schon A. W. Schlegel sehr fein beobachtet, z. B. die nationale Eigenart des lautsymbolischen Gefühls (Werke 7, 222 über das Wort "Donner"); wie er denn auch der erste war, der für die Euphonisierung (S. 216. 219) allgemeine Regeln des sprachlichen Wohlklangs aufzustellen suchte (ebd. S. 168 f.; vgl. S. 176. 211 und die Hauptregel S. 159). Es ist lehrreich, diese euphonischen Regeln der Romantiker mit denen zu vergleichen, die einer ihrer bestgehassten Feinde, D. Jenisch, in seiner Philosophisch-kritischen Vergleichung und Würdigung von 19 älteren und neueren Sprachen Europas, Berlin 1796, bes. S. 418 f., aufstellt — in einem Buch übrigens, das bis auf den heutigen Tag der vollständigste und brauchbarste Versuch einer methodischen "Sprachwürderung", wie v. d. Gabelentz Sprachwissenschaft S. 371 f. sie verlangt, einer systematischen "Sprachvergleichung" vom ästhetischen Standpunkt aus, geblieben ist. Auch Fr. Schlegel wandte der Lautcharakteristik seine Aufmerksamkeit zu (Werke 8, 38 f.), wie das ja durchaus im Stil der romantischen Denkweise lag. Der Sprachphilosoph der Romantik, Bernhardi, hat in seiner Sprachlehre (Berlin 1801) die Übersetzung von Anschauung in Töne ganz auf die Lautsymbolik begründet (S. 73 f.: das Wort *Blitz* ebd., *fulgur* S. 77). Und wie konnte er anders, da er (S. 63 f.) alle Sprache auf Onomatopöie, also auf Nachahmung gründete? Nebenbei bemerkt, versteht es sich von selbst, dass die Romantiker mit ihrer Verehrung des "Organischen" den philosophischen, verstandesmässig erfundenen Sprachen heftig widerstreben (Bernhardi a. a. O. S. 127, A. W. Schlegel Werke 10, 152; vgl. allgemein über dessen Sprachphilosophie Haym Romantische Schule S. 847. 852 f.).

Dann stockt lange das Studium der Lautsymbolik. Einiges hat v. d. Gabelentz zusammengestellt, in einem eigenen kleinen Aufsatz und in seiner "Sprachwissenschaft" (S. 217 f. u. ö.). Er giebt einige Vermutungen über die Art,

wie der Urmensch Laute nachahmte: "die Aussenwelt hat ihn gelehrt, dass entferntere Geräusche dumpfer klingen als nahe, Geräusche von grösseren Körpern dumpfer als solche von kleinen; und so sind piff — paff — puff, bim — bam, ritsch — ratsch, scharren — schurren usw. Gruppen, die ihresgleichen schon in der Ursprache haben mussten" (S. 250). Er macht auf die Beeinflussung der Sprache durch die Stimmung und die lautsymbolische "Stimmungsmimik" (S. 363) aufmerksam. Er betont — was auch Andere hervorheben —, dass die beständige Kontrolle durch die Wirklichkeit bei Naturlauten Ausnahmen von den Lautgesetzen bewirkt (S. 209) und zu übereinstimmenden Onomatopöien etwa bei Schweden und Mandchu (S. 164) führt, die sogar für das Stillsein einen lautsymbolischen Ausdruck finden.

All das genügt doch aber nicht. Nötig wäre eine systematische Prüfung der lautsymbolischen Ausdrücke und Gruppen — aller, die so empfunden werden, ob mit oder ohne etymologische Berechtigung; eine Zusammenstellung über Abweichungen und Übereinstimmungen in der Bezeichnung von Gemütslagen, Empfindungen, Geistesrichtungen. Wenn die Chinesen weiss trauern, wie wir schwarz, so werden wohl auch in den Tonfarben solche Antinomien nicht fehlen. Schon deshalb nicht, weil die Grundlage aller Lautsymbolik, die Vokalskala, so individuell aufgefasst wird. In einer Gesellschaft bei uns wurden einmal in Gegenwart von Julius Hoffory und Andreas Heusler Fechners Versuche zur Tonpsychologie im kleinen wiederholt — auch nicht bei Einem Vokalklang herrschte allgemeine Übereinstimmung in Bezug auf die Auffassung der Vokalfarbe! Was helfen da allgemeine Behauptungen über die "audition colorée"? Ich könnte aus der Literatur manche merkwürdige Belege für ganz verschiedene lautsymbolische Verwendung von Vokalen und Silben mitteilen; doch würde das hier zu weit führen. Ich verweise deshalb jetzt nur auf J. Minckwitz Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache Leipzig 1858 und J. G. Kohl Über Klangmalerei in der Deutschen Sprache 1873, deren Ausführungen allerdings grossenteils stark dilettantisch sind, sowie auf H. v. Wolzogens manchmal geistreiche, öfter gänzlich verfehlte Lautinterpretationen (Poetische Lautsymbolik Leipzig<sup>3</sup> bes. S. 50 f.; vgl. Burdach Deutsche Litteratur-Zeitung

1892, S. 1362 und besonders Nietzsche Werke 8, 24); endlich auf Erich Schmidt Charakteristiken B. II, Berlin 1901 S. 197 und auf die Beobachtungen, die H. Moser (Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers, Leipzig 1900) an C. F. Meyers Selbstverbesserungen angestellt hat (a. a. O. S. XLIV, XCII).

Sehr lehrreich hat neuerdings Wundt (Völkerpsychologie 1, 309 f.) über die Lautnachahmungen gehandelt. Die direkte Onomatopöie sieht er (S. 318) nicht als sprachschöpfend an; wohl aber räumt er der "Lautmetapher" (S. 322 f.) einen beträchtlichen Raum ein, d. h. eben der lautsymbolischen Wiedergabe: der "Gefühlston" des Lautes gibt jenen Gefühlston wieder, der durch den Gegenstand erregt wurde. Er führt solche Lautmetaphern (S. 330 f.) selbst in Adverbien und Pronominibus durch, und kommt so im Grund auf die Romantiker zurück, auf Bernhardis "Umsetzung der Anschauung in Töne". Eben dadurch tritt er in Gegensatz zu dem eigentlichen wissenschaftlichen Vater der Lehre vom "Natlaut": zu Buschmann und der Theorie von der rein instinktiven Benennung gewisser einfachster Dinge und wichtigster Personen.

Joh. Carl Ed. Buschmann, H. v. Humboldts Famulus, der dessen Nachlass zum Teil dem Kaiser Napoleon III. demütig zu Füßen legte, schrieb (1853) "über den Naturlaut". Er meint, die weitverbreitete Übereinstimmung in der Benennung besonders von Vater und Mutter habe ihren Grund in der Adoption des kindlich lallenden "Natlauts" (S. 2, vgl. dazu Wundt Völkerpsychol. 1, 309 f.), und hierdurch schieden die so entstandenen Verwandtschaftsnamen aus den beiden benachbarten Gebieten der Lautnachahmung und der symbolischen Bezeichnung aus (S. 33). Er rechnet also solche Worte wie *amma*, *tatta* u. dgl. in die Kategorie der von uns so genannten Ammensprache. Mit Unrecht, wie ich glaube, denn vielfältig bestehen neben den betreffenden, zumeist mit p, m und t (bei sehr stark wechselndem Vokal S. 11, doch bei überwiegendem a: Preyer Seele des Kindes S. 321, Rzenitzeszk Psychologische Entwicklung der Kindersprache S. 8 und 9 nach Lubbock), gebildeten Ausdrücken andere von noch kindlicherem Gepräge. Aber allerdings geben diese "Ursylben" wohl die einfachste Lautierung der Kinder wieder (vgl. Preyer a. a. O. und über die Reduplikation bei Verwandtschaftsnamen Weise Zs. f. d. Wortforschung 2, 8 f., wo auch weitere Litteratur). — Weniger



wissenschaftlich hat tastender Dilettantismus wiederholt die "Urlaute" aller Sprachen herauszuholen versucht; so V. Jacobi (Die blinden Hessen Leipzig<sup>2</sup> S. 65); so Falb in seinem "Inka-Schlüssel" der Ursprache; so neuerdings ein Ungar Velics.

Wichtiger aber ist, dass überhaupt zwischen Lautnachahmung und Lautsymbolik schwerlich eine feste Grenze zu ziehen ist. W. Wackernagel fasste in seinen *Voces variae animantium* die "Tierstimmen" fast durchweg rein onomatopöetisch auf; aber J. Winteler hat in seinen scharfsinnigen Ausführungen zu diesem Buch ("Natura laute und Sprache. Ausführungen zu W. Wackernagels *Voces variae animantium*" 1892) vortrefflich nachgewiesen, welche Rolle die Umdeutung hierbei spielt. "Wir wollen uns bei jedem Worte etwas denken und wandeln es der untergelegten Bedeutung entsprechend um" (S. 25). Daher denn auch hier neben den auffälligsten Übereinstimmungen weitgehende Differenzen, wie sie z. B. bei dem berühmten Kampf Lichtenbergs gegen J. H. Voss "über die Pronunciation der Schöpsse des alten Griechenlands" (Schriften 4, 243 f.) zur Diskussion kamen. Zumal Töne, deren Urheber man nicht kennt, werden zunächst aus der erweckten Gemütsstimmung heraus lautsymbolisch gedeutet, wie die berüchtigte "Teufelsstimme auf Ceylon" (vgl. M. Schleiden Studien S. 123). Man mag den Einfluss der Lautnachahmung in recht weitem Masse zugeben — und es ist ja z. B. von Th. Curti (Die Entstehung der Sprache durch Nachahmung des Schalles 1885) die gesamte menschliche Rede auf diesen Urquell zurückgeführt worden, während G. Kissling (Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen, dargeboten von d. öffentl. höheren Lehranstalten Bremens, Bremen 1899 S. 291 f. 348 f.) wenigstens einen guten Teil der idg. Wurzeln auf Lautmalerei zurückzuführen sucht (doch vgl. die Rec. von Bartholomae Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil. Feb. 1901). Freilich wird dabei auch oft seltsam mit dem Wort "Lautnachahmung" gewirtschaftet. Preyer (Die geistige Entwicklung in der ersten Kindheit 1893 S. 91) versteht darunter "die Wiederholung gehörter Laute", verwechselt also die Nachahmung vorgesprochener Worte mit der Nachahmung nicht formulierter Geräusche! Dann ist es freilich bequem, gegen Max Müllers (allerdings übertreibenden) Spott über die "Bauwantheorie" zu polemisieren. Es lässt sich nur zu oft feststellen, dass die

Naturforscher bei ihrem Kampf gegen die "Geisteswissenschaften" ihrem Grundsatz untreu werden, erst auf Grund der Erfahrung Schlüsse zu bilden. Meint doch selbst der geistreiche und vielbelesene W. Bölsche (Ernst Haeckel S. 127), Haeckels Meinung, auch die Sprache habe sich erst entwickelt, hätte für die Sprachforscher ein Gegenstand höchsten Erstaunens, ja des "Wütens" sein müssen. Als wäre die Theorie von ihrer φύσις nicht so alt wie die von der θεία!

Aber je mehr man einräumt, desto notwendiger wird man darauf geführt, in den onomatopoetischen Benennungen ein laut-symbolisches Element als wirksam gelten zu lassen. Man bedenke doch nur, wie mannigfaltig z. B. die Schläge eines Buchfinks (Winteler S. 13) sind! Damit nun einer davon als charakteristisch empfunden und zur Benennung benutzt wurde, musste bereits eine Anschauung von dem ganzen Wesen des Vogels vorhanden sein. Und wie hätten in der That die in der Natur lebenden Menschen älterer Sprachperioden sich Auge und Nase zuhalten sollen, um ja alle Eindrücke nur durchs Ohr aufzunehmen, umgekehrt wie Odysseus bei den Sirenen sich nur die Ohren verstopfte? Man vergleiche doch nur die verschiedenen "Dialekte" der Kindersprache, die Wundt (Völkerpsychol. 1, 289) zusammenstellt, oder die onomatopoetischen Ausdrücke der japanischen Kinderstube (a. a. O. S. 294 Anm.) mit deutschen: wie wären diese Verschiedenheiten möglich, wenn überall dieselben Naturlaute von Taube und Katze, Glockenklingen und Schmalzen einfach nachgeahmt würden! Unsere Schwärmer für Onomatopöie — es gibt Leute, die hierin nichts Geringeres leisten als die Keltomanen in Ableitung aller germanischen Worte aus dem Keltischen! — scheinen von der Anschauung auszugehen, auf die W. Jordan sein Lustspielchen "Durchs Ohr" gebaut hat: "Der Kehlkopf nur verrät uns den Charakter!" Wie viel Selbsttäuschung läuft dabei mit unter! Und wie oft kommt auch das vor, dass ein aus andern Gesichtspunkten geschöpftes Wort erst nachträglich onomatopoeische Geltung erhält, wie z. B. frz. *foudroyer*!

Eine Mischung von Lautnachahmung und Lautsymbolik liegt auch in den folgenden Beispielen künstlicher Rede oft vor, nur dass hier zumeist das Lautsymbolische die Überhand hat. Wir geben eine bunte Auswahl aus

sehr verschiedenen Zeiten; das Ergebnis würde wohl überall das gleiche sein.

1) Sprache der Verzückten. Ich wies schon oben auf die Sprache der Geisteskranken hin. "Verzückte sind namentlich durch die Neigung zur Bildung von neuen selbst-erfundenen Wörtern ausgezeichnet, mit denen sie ihre eigentlichen Sensationen, ihre Feinde, ihre eigenen hohen Würden usf. benennen" (Kraepelin Psychiatrie S. 144). Ich bezweifle nicht, dass diese Neubildungen vorzugsweise lautsymbolisch sein werden, sogar wenn es nur Entstellungen fertigen Sprachstoffes sind. Wenn der arme Lenau sich im Irrenhause nur noch "der arme Nims" nannte, so war diese lallende Umformung von "Niembsch" gewiss klagend gemeint: nicht zufällig erinnert sie, wie P. Schlenther bemerkte, an den "armen Thoms" in Shakespeares "Lear".

a) Die heilige Hildegard (geb. 1098 unweit Kreuznach, gest. 1179 als Äbtissin im Kloster Rupertsberg bei Bingen) zeichnet Glossen aus einer ihr unbekannten Sprache auf, die ihr durch unmittelbare göttliche Eingebung zugekommen sein soll; W. Grimm hat sie (Zs. f. d. A. 6, 334 f.) abgedruckt und besprochen. Es sind offenbar phantastisch-symbolische Lautgebungen, z. T. unter lateinischen Einfluss (S. 339), aber verschnörkelt wie das ihr gleichfalls offenbarte Alphabet (ebd. S. 340). Ich verweise dazu auf die Teufelsnamen, die Weinhold (in Gosches Archiv S. 18) aus altdeutschen Schauspielen gesammelt hat; neben lat. Namen wie Cacodemon und deutschen Appellativen wie Lisegang und Nidstifftrio begegnen da Kottelrey, Lickehappe, Rabbarlab, Snickensnabel. Neuerdings hat es ja auch der Teufel Bitru zu Ansehn gebracht, dessen Name in den Zeitungen mit zweifelhaftem Recht von dem lat. Autornamen Vitruv abgeleitet wurde. — Man höre nur bei der heil. Hildegard die Pracht hoher Titel: "imperator Peresilius rex Rischol (zu rex) palatinus Scaltizio (zu scultheizo)" und daneben dann "ioculator Baleuniz saltator Lizo"!

b) 800 Jahre später redet Justinus Kerners Seherin von Prevorst (I, 249) in ihrer "inneren Sprache", "die einer orientalischen nahe zu kommen scheint". Der gläubige Kerner erklärt sie (S. 250), recht im Sinn der Mythendeutungen eines Creuzer und Kanne, für Überreste der verlorenen "Ursprache des gefallen Menschen", ein "Abmühen, die verlorene Sprache

der Seele zu finden" (S. 250). Die Geister selbst sprechen nie (ebd. 2, 13). Auch von andern Somnambulen teilt Kerner Sprachproben mit: "ni nunarto" 'der Hund', "na blamiria" 'die Braut', "ni blamioctor" 'der Bräutigam', "na clemos" 'die Katze' (S. 250; auch die Wortwahl ist bezeichnend!) "Clemor tona in diu aswinor" bedeutete: 'Weil ich dich liebe, zanke ich mit dir'. Wir werden hier schwerlich an lat. clamor und engl. answer denken dürfen. Es ist eine dunkel gefärbte Reihe phantastischer Laute, die mit den partikelähnlichen Wörtchen "in diu" immer noch den Zusammenhang mit der deutschen Satzfügung verrät; in "aswinor" mag "Schwein" oder doch eine dunkle Vorstellung davon stecken.

Die innere Sprache der Seherin hat Immermann im Münchhausen (4. Buch IV. Kap.) parodiert, indem er unmögliche Laute von annähernd schwäbischem Gepräge (Max Koch in seiner Ausgabe, in Kürschners Nationallit., Immermanns Werke 2, 1, 357 Anm.) häuft: "Schuckli buckli koramsi quitsch . . ." "Fressannidum schlinglausibeest pimple timple simple perianke meriankemu". Es ist sehr lehrreich, diese wirklich erfundene Rede mit jenen Worten der Somnambule zu vergleichen. Ihr schwebt ein unbestimmtes Ideal vor, eine Rede von orientalischem oder lateinischem Klang, wie sie sie in der Kirche gehört oder aus fremden Namen sich aufgebaut hat; diese allgemeine Vorstellung sucht sie nun mit Gehalt zu füllen. Immermann dagegen, der nur durch grobe Sprachklänge komisch wirken will, gerät sofort in Reim und Rhythmus — höchst charakteristisch, da wir ähnliche Erscheinungen bei der Spracherfindung immer wieder treffen. Daneben leicht entstellte Schimpfworte: "schling lausi beest"!

Kerner (a. a. O. S. 249) merkt an, dass auch J. Böhme eine Reihe eigener Worte erfand — ebenso, setze ich hinzu, der Philosoph Krause, dem auch seine seltsamen Termini wie Or — und Orin — aus der Meditation aufgingen. Aber die innere Sprache ist viel weiter verbreitet. Mindestens nach selteneren Worten und Klängen hascht z. B. auch die verzückte Adelheid Langmann, Klosterfrau zu Engelthal (gest. 1375), deren Offenbarungen Ph. Strauch herausgegeben hat (vgl. ebd. S. XL). Aber auch jene "doppelte Sprachengabe", die Görres (Christliche Mystik 2, 189 f.) als ein Kennzeichen der Begnadeten aufzählt, beruht, soweit sie historisch ist,

wahrscheinlich auf solcher phantastisch entstellenden "inneren Sprache". Wenn ein Missionär von Angehörigen verschiedener Idiome gleichzeitig umstanden wird und Jeder ihn in seiner eigenen Sprache versteht (ebd. S. 193), so ist wohl anzunehmen, dass seine begeisterte Rede ebenfalls Anklänge an all diese Sprachen enthielt, die dann einzeln aufgefasst werden. Eine eigentliche Mischsprache ist solche Rede deshalb doch nicht, weil für sie nicht diese Bestandteile, sondern das neue, umformende Prinzip bezeichnend ist.

c) Die Kenntnis eines sehr interessanten und lehrreichen modernen Falles verdanke ich Max Dessoir. Dieser machte mich auf einen amerikanischen "case of psychic automatism" aufmerksam: ein Beispiel für das vom bewussten Willen unabhängige Sprechen eines spiritistisch erregten Menschen. Der Fall ist von amerikanischen Autoritäten genau beobachtet und beschrieben worden (ausführlich in *Proceedings of the Society for Psychical Research*. Vol. XII (1897) S. 277 f., summarisch in *Appletons Popular Science Monthly*, August 1896, S. 508 f.). Ein junger Mann, den die Berichterstatte Albert Le Baron nennen, wurde durch gläubige Spiritisten allmählich in die Überzeugung hypnotisiert, dass er der Pharao sei, unter dessen Herrschaft die Juden aus Ägypten auswanderten. In aufgeregten Zuständen stiess er dann lange Sätze und "Gedichte" in "unbekannter Sprache" aus, die er selbst übersetzte. Späterhin suchte er in verschiedenen Wörterbüchern die Heimat seiner Verzückungssprache aufzufinden; eine verhältnismässig grosse Zahl stöberte er ("Proceedings" S. 294) in den Dravidischen Sprachen auf. Doch legte er selbst auf diese Übereinstimmung wenig Gewicht. Mit Recht; denn diese Übereinstimmung erklärt sich wohl einfach aus der häufig zu beobachtenden Regel, dass die Leistungen von Primitiven, Geisteskranken und Kindern sich berühren (Ricci *L'arte dei bambini* S. 27 f.). Auch bei den Naturvölkern ist die Reduplikation — gewissermassen ein organisiertes Stottern — beliebt, wie bei den Kindern und den Kranken (Pott Verdoppelung; Rzesniatzeck *Entwicklung der Kindersprache* S. 10. 19; Wölfflin *Reduplikation in der Kindersprache* Zs. f. d. Wortforschung 1, 263); die einfachsten Laute und Lautkombinationen werden wohl überall zuerst gebildet usw. Ich erinnere nochmals an

die "Naturlaute" in der Kinderstube und in den Negersprachen; auch sie kehren in der Sprache der Verzückten wieder.

Die Worte strömten in ununterbrochener Fülle hervor und "wenn es keine Prosa mehr gab, gab es Verse in 'unbekannten Sprachen'" (ebd. S. 293). Von beidem werden reichlich Proben mitgeteilt und (Appleton S. 522) durchaus zutreffend beurteilt: "Ein phonetisches Element scheint als Basis für eine lange Reihe von Silben zu dienen". Das finden wir ja auch sonst.

So (S. 290): *Te rumete tan. Hee lete leele luto scele. Impe re scele lee luto. Onko keere scele tere lute. Ombo te scele te here te kure* usw.

Das ist fast eine Art "Erbsensprache". Erst ein Vorspiel mit *te — te — tau*. Dann als Thema *lee* mit Variationen: *Hee — lete leele l — — le* usw. Jeder Satz fängt zweisilbig an (mit wenig Ausnahmen), dann folgt ein kurzes "Wörtchen", dann reimende oder allitterierende Silben. Periodisch tritt — gewöhnlich am Schluss — ein zweisilbiges Wort mit *u* in der ersten Silbe ein: *luto — luto — lute — kure — kuru — rute*. Das *rute* wird am Schluss in *eru* anagrammiert; man denke an Zauberformeln wie *sator arepo*. Endlich läuft die ganze Periode in ein "Hallelujah" aus: "Singe, singe, singe, eru. Imba, Imba, Imba". Ganz offenbar schwebt ein Ideal von feierlicher Hymnensprache vor, das mit den primitivsten Formen der Wiederholung erreicht wird.

So immer. Ein andermal (S. 291): *Intelete te intelute* — ein Wortpaar von der Art formelhafter Verkoppelungen wie "*orbi et urbi*". Das häufige *te* bildet das "und" nach, schwerlich nach dem griechischen *τε*.

Nun kommt aber die erlernte Basis dieser verzückten Rede zuweilen merkwürdig deutlich heraus. Einerseits fühlt sich "Le Baron" als Pharao. Deshalb z. B. die Schluss-Sequenz *Amen Ra, Amen Ra, Amen Ra* (S. 291) oder, indem die Vorstellung von dem alten zu dem neuen Ägypten irrt: "De Bedeouins", die Beduinen (ebd.). Andererseits ist er Amerikaner, von Beruf Schriftsteller und Reporter. Deshalb begegnen *Etce ce Tera* (S. 290) aus "*etcaetera*", *rule* und "*Indo*" (S. 291) als Basen der Variation usw.

Hier der Anfang eines Gedichts (S. 294):

Ede pelule kondo nedode,  
 Igla tepete kompte pele,  
 Impe odode inguru lalele  
 Omdo resene okoro pododo.

Die Wirkung des Rhythmus auf die Lautbildung — ein wichtiger, noch ganz der Erforschung harrender Faktor im Sprachleben, den der originelle Schlabrendorf (s. u.) zur Grundlage seiner Glottogonie machte — ist hier nicht zu verkennen. Ebensowenig das Vorherrschen der Vokalharmonie. In der Regel wird eine Zeile durch *o* mit einigen *e* gebildet; gewisse Typen kehren immer wieder: *kondo kompto omdo odkonde pokonto pekondo*. *i* findet sich fast nur vor *e*: *impe igme, impe igde* (doch auch *igla*); vor dunkeln Vokal nur wie in einer Vorsilbe: *inguru* (was, beiläufig bemerkt, in dem berühmten "krimgotischen Lied", das ja leider kein gotisches ist, beinah wiederkehrt: *ingdolou* Tomaschek Die Goten in Taurien S. 66). *u* und *a* kommen meist gepaart vor: *nefulu, kelala, japale*.

Der Charakter der dunkel empfundenen Idealsprache, den wir bei den erfundenen Sprachstücken der Rabelais, Morus, Holberg noch deutlicher treffen, tritt in diesen charakteristischen Proben ungemein deutlich hervor. Jenes Streben nach Gleichklang, Vokalharmonie, Allitteration usw., das in allen Sprachen besteht (man denke nur an Erscheinungen wie die Analogiebildungen von "Nachts" und "Tags", an den Umlaut, an die Reduplikation), das aber durch die Rücksichten der Deutlichkeit gehemmt wird, kann sich hier ganz ungestört entfalten.

d) "Appletons Popular Science Monthly" weist darauf hin, dass das "mit Zungen reden" der Irvingianer und ähnlicher Sekten (a. a. O. S. 520 f.) ganz ähnlichen Prinzipien folge — nur mit dem Unterschied, dass statt der sinnlosen Silben hier bestimmte Lieblingsworte wie "*glory*", "*heaven*" usw. in fast nur musikalischer Anordnung aneinander gereiht werden. Völlig von dieser Art sind auch "Le Barons" sog. "Übersetzungen" seiner Sprachphantasmata ("Proceedings" S. 289 f.). Ähnlich sollen auch die im Schlaf gesprochenen "Strange Sermons of Rachel Baker" (ebd. S. 296) lauten. Die Verwandtschaft der "sinnlosen" und "verständlichen" Glossolalie liegt jedenfalls auf

der Hand; wie die Hallucinationen der Pythia auch noch in der Sprache der Orakelverse nachklingen.

e) Auch einen andern höchst interessanten Fall verdanke ich Max Dessoir. Der Genfer Psycholog Th. Flournoy hat in einem starken Buch sehr ausführlich über ein merkwürdiges Beispiel von "Glossolalie" gehandelt ("Des Indes à la Planète Mars. Etude sur un cas de somnambulisme avec glossolalie. Paris et Genève, 3 éd. 1900). Eine Dame, die er Miss Smith nennt, träumt sich in frühere Daseinsformen als Hinduprinzessin und Königin Marie Antoinette zurück oder fühlt sich auf den Mars versetzt. Aber wie ihre Zeichnungen (S. 154 f.) und Erlebnisse (S. 198 f.), wie ihr Alphabet (S. 201; vgl. a) die heilige Hildegard), so ist auch ihre Sprache, von der reichliche Proben (S. 158 f.) mitgeteilt und (S. 202 f.) eingehend analysiert werden, nur willkürliche Veränderung ihrer französischen Muttersprache. Ich gehe zwar nicht so weit, wie Flournoy in einem Nachtrag (Observations psychologiques sur le spiritisme. Extrait des Comptes Rendus du IV. Congrès International de Psychologie P. 1900), wo er ihre "Martier-Sprache" als mit dem Französischen wesentlich identisch erklärt (S. 8). Vielmehr zeigt die eingehende und sehr interessante Analyse der Vokale — auf die es ja vor allem ankommt — charakteristische Verschiedenheiten vom Französischen (Des Indes à la planète Mars S. 225). Die heimischen Nasallante sind fast ganz vermieden, offenbar als unvornehm; die dunklen Vokale sind fast ganz durch die hellen verdrängt (73,3 pCt. helle Vokale in der Martiersprache gegen 32,3 pCt. im Französischen). Offenbar schwebt also der Sprecherin ein Ideal der hellen, hohtonenden Planetensprache vor und es wird dahin übersetzt. Dagegen sind die grammatischen Formen (S. 232 f.) ganz treulich nachgeahmt. Fremde Sprachen spielen (S. 235) keine grosse Rolle. Besonders bezeichnend ist aber, dass die Wortstellung (S. 234) sklavisch der französischen nachgebildet ist. Flournoy sagt also sicher mit Recht (S. 237): "Ce procédé de création du martien paraît consister simplement à prendre des phrases françaises telles quelles, et à y remplacer chaque mot par un autre quelconque fabriqué au petit bonheur". — Ebenso ist ihr "Hindu-Cyklus" (S. 257 f.) von bestimmten indischen Namen und Worten dominiert, nach deren Klangmuster sie (S. 296 f.) weitere formt, unter Bei-



mischung arabischer Elemente (S. 286 f.). M. de Saussure urteilt darüber (S. 303): "1) Que c'est un mêli-mêlo de syllabes, au milieu desquelles il y a incontestablement de suites de huit à dix syllabes donnant un fragment de phrase ayant un sens (phrases surtout exclamatives) ... 2) Que les autres syllabes, d'aspect inintelligible n'ont jamais un caractère anti-sanscrit, c'est à dire ne présentent pas des groupes matériellement contraires ou en opposition avec la figure générale des mots sanscrits ... 3) Enfin, que la valeur de cette dernière observation est d'autre part assez considérablement diminuée par le fait que Mlle. Smith ne se lance guère dans les formes des syllabes compliquées et affectionne la voyelle a; or le sanscrit est une langue où la proportion des a par rapport aux autres voyelles est à peu près de 4 à 1, de sorte qu'on ne risque guère, en prononçant trois ou quatre syllabes en a, de ne pas rencontrer vaguement un mot sanscrit". Also auch hier ganz dasselbe: ein "Ideal-Sanskrit" wird durch Vokale und ungefähre Fügung angestrebt, instinktiv, und doch mit einem ähnlichen Resultat, wie bei dem gelehrten "Ideal-Romanisch" der "Spracherfinder" Fuchs und Volk. Übrigens ziehen auch die Kinder das a dem i vor (Lindner Naturgarten d. Kindersprache S. 47). — Der Aufsatz von V. Henry (Le langage Martien: Revue de ling. et de philol. comparée Mars-Avril 1901) war mir nicht zugänglich.

2) Auch Dichter geraten in einen "schönen Wahnsinn", in dem das Material der gewöhnlichen Rede ihnen so wenig genügt wie der Seherin von Prevorst. Selbst in Frankreich, dem Land der festen Tradition, klagt man über die Neologismen der jüngsten Generation (Doumic Les Jeunes S. 50). Bei uns gehen sie über „unmögliche Wortbildungen“ weit hinaus und versuchen den Gipfel der Poesie in lautsymbolischem Stammeln zu erreichen. So hat W. Schäfer (Zwanzig Dehmelsche Gedichte) als besonders charakteristisch unter R. Dehmels Gedichten auch das "Trinklied" (a. a. O. S. 73) ausgewählt, in dem es heisst:

Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,  
dagloni gleia glühlala.

Das Lautsymbolische ist nicht genügend durchgearbeitet: in "glühlala" tritt die Bedeutungsunterlage zu deutlich hervor (in der nächsten Strophe die Neubildung "ein Geglüh"); aber

die Absicht bleibt erkenntlich. — Stärker noch operiert ein Jüngster, Alfred Mombert, mit solchen Lautverbindungen phantastischer Art. "Aus dem Qualm der Sprache kehr ich zurück", sagt er selbst einmal hochmütig. Er macht die ganze Sprache zu einer Vorratskammer lautsymbolischer Vorstellungen; die Worte bedeuten gar nichts mehr, die Klänge Alles. Umgeformte "syllabische Melodien", wie sie sich Richard Wagner formt, braucht er nicht; die üblichen Redestücke selbst werden zu phantastischer Wirkung aneinandergeschoben und gehäuft:

Versinken in den Nächten des schwarzverhangenen Gemachs ("Der Glühende" S. 49).

O Sonnemittag, da ich im heiligen Seegewässer ruhe.

Aus fernster Zukunft tönt die goldne Harfe mir herüber.

Tritt ein, tritt ein, geöffnet ist das Thor, das Thor, das Thor ("Die Schöpfung" S. 59).

Man mag das schlankweg "Unsinn" nennen; wurzelverwandt ist es doch mit jenen uralten Versuchen, Unaussprechliches zu artikulieren, die dem "sinnlosen Refrain" der Urzeit seine Bedeutung verliehen (vgl. darüber Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. 1, 32 f., Euphorion 5, 1 f.). Und auf diese "juchbeissa" und "o jerum" greift ja auch Dehmels "dagloni gleia glühlala" zurück. Die Neuerer selbst werden immer wieder in den Bann der Tradition gezwungen.

3) Auch die Märchenworte hängen damit aufs engste zusammen. Wie eng gerade hier nachahmende Onomatopöie und deutende Symbolik verschwistert sind, zeigt z. B. die Mühlradsprache (J. Grimm Kl. Schr. 7, 163 f.): dem Klappern der Räder wird ein bestimmter Inhalt beigelegt. Wem hat nicht schon die Eisenbahn bestimmte Melodien vorgesungen, so deutlich im Schüttern der Wagen, dass er jedes Wort zu hören glaubte? Erst wiederholt man sich den Klang, dann werden Worte daraus. So gehen in den Märchen lautsymbolische Namen wie Rumpelstilzchen (vgl. dazu Albr. Weber Aphorismen B. 1901 S. 10) oder in den Rätseln Klangbilder wie Hira Hara in die Rede über:

Rururunzeljahn,

Wo dick is di de Buuk ufgahn (Petsch a. a. O. S. 75. Vgl. für ähnliche volkstümliche Reduplikationen Corr.-Bl. des Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung XXI 3 S. 35 Anm.)

Wird aber das Lautsymbolische allein festgehalten, so entsteht nicht, wie sonst (III, 1, d) eine Rätselsprache mit deutlichen Worten, sondern eine Häufung willkürlicher Lautbilder:

Nik nak noschen nady,

Nik nak noschen nady,

Nusch nina qua (Ehrenfeld Schulmärchen S. 34),

wobei wieder die Hilfe der Allitteration zu beachten ist.

4) Auch bei der Zaubersprache schwebt ein allgemeines Ideal des Märchenhaften, Rätselhaften vor, das aber dennoch der individuellen Erfindung Raum lässt; auch die Sprache ekstatischer Momente hat daran Anteil. Da haben wir denn all die lautsymbolischen Hilfen wieder: die Reduplikation ("pu pu pu, num quam ego te videam per parietem repere" R. Heim *Incantamenta magica graeca latina* S. 92, N. 52); die ähnlich wirkende Anaphora und den Reim:

nec parit mula,

nec lapis fert lanam,

nec huic morbo caput crescat,

si creverit tabescat (ebd. S. 549).

Da sind aber auch die mystischen Klänge wilder, an die verständliche Sprache nur anklingender Laute: 'Trebio potnia helapaho' (ebd. N. 198. — potnia aus dem Griechischen vgl. J. Grimm a. a. O. S. 140); gern mit Reim und Assonanz: 'Argidam margidam sturgidam' (ebd. N. 190; vgl. Wölfflins Deutung in der Anmerkung und allgem. zur Reduplikation Wilmanns *Deutsche Grammatik* 2, 21 f. (§ 13). Ich verweise nur auf J. Grimms klassische Abhandlung über Marcellus Burdigalensis (Kl. Schr. 2, 114 f.).

Sprachmischung fehlt auch hier nicht (S. 149). Ein "alsi afna phereos" (S. 141) ist trotz aller Erklärungen wohl einfach "heiliger Unsinn" wie das berühmte "sator arepo tenet opera rotas", das man wohl umdrehn — aber nicht verstehen kann; oder wie das pompös entstellte Latein der Zauberformel im Puppenspiel "Doktor Fausts Leben" (Forschungen zur neueren Lit.-Gesch. Festgabe für R. Heinzel S. 251): "Mephisto impariat" statt "appareat" u. dgl. m. Ebenso machte eine Tiroler Zauberformel (Zs. d. Ver. f. Volksk. 9, 379) den Schluss der Messe unkenntlich: "Ito, ato, Massa —" für "Ite, ite, missa —". Wie noch heut solche dunklen Zauberklänge wirken, zeigt die

Geschichte der berüchtigten "Mysterienformel" Κόγξ ὀμπαξ bis auf Lobeck (vgl. Köchly G. Herrmann S. 183 f.).

Auch abergläubische Rücksichten wie bei der Tabusprache der Fischer und Jäger mögen mitwirken; aber die Spekulation auf die Macht des Klanges spielt doch die Hauptrolle. Umgekehrt darf man aber bei euphemischen Umgestaltungen insbesondere von heiligen Namen, wie sie beim Fluchen u. dgl. gang und gäbe sind, die lautsymbolische Hilfe nicht ganz übersehen. Man steuert von einem bestimmten Wort weg — aber meist zugleich einem bestimmten Klang zu. Wenn der Italiener statt "corpo di Cristo" "corpo di Bacco!" flucht, so wählt er gerade diesen Götzennamen, weil er so schön schallt. "Hocus pocus" ist wirksamer als "hoc est corpus", schon weil es reimt.

Lautsymbolisches Gefühl spielt bei den meisten unerklärlichen Wortbildungen mit. Die Gründer des grössten deutschen Witzblattes suchten nach einem Namen für ihr Kind. Ein Glas fiel herunter — "kladderadatsch!"; rief unwillkürlich W. Scholz. Man wählte den originellen Namen — aber sollte nicht etwas von dem geheimnisvollen Klangzauber mitgesprochen haben, der später den Sozialisten Bebel von dem bevorstehenden "grossen Kladderadatsch" sprechen liess? Das Wort "félibre" scheint gar keinen Sinn zu haben (G. Paris *Penseurs et poètes* S. 94); es wurde wegen seines eigentümlichen Klanges zum Titelwort der neuen provenzalischen Schriftsprache: "il était neuf, il était sonore, il fournissait de belles rimes, il fut acclamé par les sept convives (vgl. aber auch Jeanroy *Romania* XXXIII 463 f.).

Ein hübsches Beispiel für Entstehung und Wirkung solcher lautsymbolischer Gebilde ist das Wort "Simulor" (aus Simili und frz. or.?), von dem Benno Rüttenauer (Heilige, Heidelberg 1895 S. 155) erzählt. Nicht anders wird es mit dem neuerdings oft gebrauchten Wort "jingo" stehen, das aus einem Tingeltangelied stammt:

We do'nt want a war, but — by Jingo! — if we do —  
We have the ships, we have the men, we have the money too!

Statt des üblichen Euphemismus "by Jove" — aus der lateinischen Schulbildung von Oxford und Cambridge! — ist ein scharf und schneidig klingendes Phantasiewort gewählt, das

vortrefflich zum Inhalt der Verse passt. Ähnlichen Ursprung scheint das unerklärliche Wort "Rococo" zu haben; vielleicht auch das trotz Diels (*Elementum* S. 99: 581 f.) und Reiter (2. Jahresber. d. Staatsgymnasiums Kgl. Weinberge 1899/1900) noch nicht sicher gedeutete "elementum".

Auch diese scheinbar ganz willkürlichen, gesetzlosen Sprachschöpfungen, Zauberworte, Euphemismen u. dgl., haben also an dem gemeinsamen lautsymbolischen Gefühl, das Sprecher und Hörer verbindet, ihren Rückhalt.

5) Wir kommen zu dem letzten und wichtigsten Fall: zu der individuellen Sprachschöpfung aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus. Bei den Verzückten wirkt ein idealer Sprachtypus, bei den Dichtern eine durch gewisse Schlagworte ("glühen" bei Dehmel; "das Thor" bei Mombert) beherrschte Stimmung; bei Märchen und Rätsel der bestimmte Zweck. Jetzt haben wir Fälle zu besprechen, in denen die Sprachschöpfung scheinbar völlig unbeengt und frei vorgehen kann.

Jeder Mensch ist für den Klang dunkler unverständlicher Laute empfänglich. Auf die Wirkung des Latein bei der Messe, des Hebräischen beim Gottesdienst (vgl. I, 2, c, α und I, 3) ist oft hingewiesen worden. Ebenso hat man öfters Beispiele angeführt für die Macht, mit der entstellte oder falsch aufgefasste Worte auf die Vorstellung wirken. So erzählt v. Kloeden in seinen Jugenderinnerungen (S. 73), dass er sich aus dem Verse

Bis der Tod, der Alles raubt —

einen Beinamen für den Tod gebildet habe: "der Tod, der Rallesraub", was ihm höchst fürchterlich klang. Am stärksten wirken solche Klänge natürlich auf Naturen, die auch sonst für Lautsymbolik besonders empfänglich sind. Bekannt ist ein an Kloedens Fall erinnernder aus der Jugend von K. Ph. Moritz: es hiess in einem Lied "hüll', o schöne Sonne" — und daraus machte er sich einen romantischen Beinamen der Sonne zurecht: "Hylo, schöne Sonne". Er war aber auch sonst für Klangeindrücke besonders empfänglich, bildete sich aus Höhe und Tiefe der Vokale sofort Bilder ("Hannover" von hellem und lichtem Ansehn, "Paris" voll heller weisslicher Häuser: Anton Reiser *Deutsche Lit. Denkm. d. 18. u. 19. Jhd.* 23, S. 46), hatte von Worten wie "Heben" (nd. für Himmel), "Höhen der

Vernunft", "Unterjochung" (ebd. S. 81—84) eine ganz körperliche Anschauung, und weil sein Lehrer "singulariter", "pluraliter" auf der vorletzten Silbe betonte, wurden es ihm gleich Völker wie die Amoriter und Jebusiter (S. 35). — G. Chr. Lichtenberg bemerkt: "Despaviladera heisst eine Lichtputze auf Spanisch. Man sollte glauben, es hiesse wenigstens ein Kaiserlicher Generalfeldmarschalllieutenant" (Schriften 1, 326). Aber er war auch sonst auf die Physiognomik der Laute sehr aufmerksam, sammelte onomatopoetische Worte, die ihm "eine Art Bilderschrift für das Ohr" ergaben (ebd. S. 318), bildete sich aus Nachrichten über den General Lee und dem doppelten e seines Namens ein eigentümlich zusammengesetztes Bild von ihm und suchte sich einen Nachtwächter nach seinem Gesang zu zeichnen. — Fr. Th. Vischer, der in "Auch Einer" das "tetem" des Gesangbuchverses "wer mit verhärtetem Gemüte" zu humoristischer Unsterblichkeit gebracht hat, achtet auch auf die Symbolik der Tiersprache und vergleicht sie mit der menschlichen Gebärdensprache (Auch Einer 2, 293). — Indess, die Grundlage ist doch allgemein menschlich. Schon die Kinder sind glücklich, wenn sie unverständliche Klänge von einem gewissen symbolischen Reiz der Lautfarben und des Rhythmus unaufhörlich wiederholen dürfen, "talillè, talillè, talillè" (Groos Die Spiele der Menschen S. 42) oder, mit Reim (wie so oft in künstlichen Sprachen): "Emma-Bemna" (ebd. S. 46). Auch hier entsteht, wie bei Mombert, Sinnlosigkeit durch Haften am Klang:

Naseweis vom Wasser weg,

Welches da liegt noch mehr Dreck (ebd. S. 47).

Dass kein einfach verständlicher Sinn vorliegt, erhöht gerade den Reiz: das ist eben etwas anderes als was wir alle Tage reden!

a) Die allgemeinste und kaum irgendwo zu vermeidende Art, Sprachstoff zu erfinden, ist die poetische Namensgebung. Das Allgemeinste ist auch hier bekannt: wie früher aussagende Namen (besonders in Roman und Lustspiel) die Person etikettieren: Herr v. Edelreich, Herr v. Mildheim; wie dann allmählich eine Emanzipation beginnt, indem man fremde (französische oder englische) Namen übernimmt, zum Teil noch bedeutungsvolle, die nun aber nur noch lautsymbolisch wirken ("Womshäter" aus dem Englischen für Lessings "Misogyn");

bis sich allmählich der nur durch seine Klangwirkung diskret auf die Natur der Person vorbereitende "bedeutungslose" Name durchsetzt. Natürlich hat aber der lautsymbolische Name auch viel früher nie ganz gefehlt. Ich erinnere hier nur an die komischen Namen, die Weinhold (a. a. O. S. 10 f.) aus alt-deutschen Schauspielen zusammenstellt und von denen er ausdrücklich bemerkt: "ein innerer Grund, weshalb manche Namen niedrig und lächerlich sein sollten, war nicht vorhanden; der Klang allein wirkte, weil bei dem Klange an die gewöhnlichen Inhaber der Namen gedacht ward" (S. 12) und, setzen wir hinzu, weil er an sich oft schon den Eindruck des Plumpen, Unbehilflichen macht: Gundelwein, Gumpolt, Gumprecht gegenüber Gawein und Parsifal! Ist einmal ein bezeichnender Name gefunden, so hält man ihn gern fest: "Wilhelm" bleibt von Bürger über Goethe bis zu Heine der Name für einen treuen Liebhaber, "Leonore" für die Geliebte (Euphoriion 4, 488). Auch kehrt der gleiche Name bei demselben Autor öfter wieder: das Paar Wilhelm und Marianne aus Goethes "Geschwistern" in den "Lehrjahren" u. dgl. m. Dass die Namengebung keine nebensächliche Angelegenheit ist, haben Autoren wie Freytag hervorgehoben (vgl. in meiner "Gesch. der deutschen Lit. im 19. Jhd." S. 431). Näheres Eingehen muss ich mir aber für eine Spezialstudie versparen.

Dass die Namen aus der Vorstellung des Autors von seiner Person genommen sind und sie in dem Hörer oder Leser wieder erwecken wollen, ist klar; sie sind durchaus lautsymbolische Erfindungen.

Auch bei der "bürgerlichen" Namengebung spielt das lautsymbolische Gefühl keine geringe Rolle; der vorschwebende Typus des zukünftigen Mädchen oder der zukünftigen Frau soll oft durch "Rosa" oder "Gretchen" oder "Irene" angedeutet werden, auch wo die ursprüngliche Bedeutung des Namens nicht mehr gekannt wird. Hier handelt es sich aber nur um Wahl, nicht um Erfindung von Namen; oder wo doch Namen erfunden werden, gelten einfach die Prinzipien der poetischen Namengebung.

Besonders stark kommt die Bedeutung des lautsymbolischen Gefühls für die Namengebung in der Namenveränderung zum Ausdruck. Hans v. Kahlenberg führt in ihrem schrecklichen Roman "Die Sembritzkys" den Bildhauer Rein-

hold Begas ein; da heisst er Arnold Wigand. Die Grundzüge des Namens sind gewahrt, er ist aber zum Winkelried hin gesteuert. Gabriele Reuter sieht ihre litterarische Mitschwester Helene Böhlau vor allem in der Belenchtung der unruhigen, wühlenden Natur; deshalb entstellt sie (in "Frau Bürgelin und ihre Söhne") den Namen zu Mia Wöhler. Ein "Aloys" der Wirklichkeit wird zum poetischen Jüngling "Dionys" usw.

Auch bei der wissenschaftlichen Namengebung wirkt übrigens das lautsymbolische Gefühl mit. Wenn Oken zum Spott Goethes (Gedichte Hempel 3, 203) für das natürliche System der Erze neue Worte von allen Seiten zusammenholte: "Halde" aus Galizien, "Malme" aus Schweden, "Gelfe" aus Ungarn zu dem alten deutschen "Flinz", so hat gewiss der Klang dieser verschiedenen einsilbigen oder erst einsilbig gemachten Worte ihn mitbestimmt: "Gelfe" halbgediegene Erze, "Malme" (nach Goethes Vers) "gut durchgesotten". — Nicht minder wird bei der geographischen Namenverleihung solch Gefühl mitgespielt haben.

b) Ein ähnlicher Fall ist der der Angabe erfundener Zahlen, der in der Dichtung natürlich recht oft begegnet. Hier ist nun wichtig, dass durchweg ungerade Zahlen vorgezogen werden — eine Bemerkung, die schon Feuchtersleben (Werke 3, 210) gemacht hat. Sie hat sich mir beim Aufmerken durchaus bestätigt. Die Lieblingszahlen von Lindners Sohn (Aus dem Naturgarten der Kindersprache S. 81) waren 3, 7, 9 oder 3, 7, 8 (vgl. ebd. S. 88). Und unser Mathematik-lehrer in der Schule verwandte als beliebige bestimmte Zahl ganz regelmässig 17. Überhaupt ist 7 besonders als Endzahl beliebt; z. B. bei Gutzkow (Werke 1, 251) 257, ein andermal mit Hervorhebung des Typischen (9, 161) 37: "Frägt man den grossen Mathematiker nach der Uhr, so antwortet er: 37, weil er nämlich etwas ganz anderes verstanden hat". Auch Tieck in der Novelle "Die Vogelscheuche" (Novellen 11, 194) lässt eine Person, als eine Frist verabredet werden soll, ausrufen: "Immer ungleiche Zahlen! drei oder fünf!" Das erinnert daran, dass auch in der Poesie der Alten die ungleichen Zahlen, mit Ausnahme der Zweizahl, überwiegen (vgl. meine "Altgerm. Poesie" S. 82 f.) und dass die heiligen Zahlen fast durchweg ungerade sind: 3, 7, 9; die christliche Zwölfzahl hat historische Begründung. — Ich kann mir auch das nur aus



dem lautsymbolischen oder wenn man hier so sagen darf zahl-symbolischen Gefühl erklären. Die ungerade Zahl scheint freier, willkürlicher, während die gerade durch die Vorstellung der Teilbarkeit in zwei gleiche Hälften sofort die Idee einer gewissen Regelmässigkeit erweckt. Ferner aber sind im gewöhnlichen Leben gerade Zahlen häufiger als ungerade (ausser 5) — weil man runde Zahlen anstrebt — und unter den ungeraden ist die 7 verhältnismässig selten: 5 wird durch das Dezimalsystem, 3 durch seine Kleinheit öfter gebraucht; 9 aber wirkt als 3 mal 3 wieder zu regelmässig. Das mag es bewirken, dass gerade die 7 als "ungewöhnlichste Zahl" in erfundenen Zahlangaben gern an das Ende rückt, das ja die Zahl vor allem charakterisiert. Die Siebenzahl der Woche ist ihr nicht hinderlich: teils trennen wir den Sonntag von den sechs Wochentagen, teils sagen wir "in acht Tagen" u. dgl.

Bei grösseren Zahlen tritt eine andere merkwürdige Erscheinung ein. Gutzkow (a. a. O. S. 345) sagt (in dem ihm eigenen wilden Stil): "Meine Zöglinge sollen nicht sagen: *nos numerus summus*: wir sind der 3, 881, 221 im Volke . . ." Hier fällt die Periodizität auf: die beiden letzten Gruppen beginnen mit zwei gleichen Zahlen und enden mit 1. Es ist ja bekannt, wie schwer es ist, bei willkürlicher Erfindung von Zahlen die periodische Wiederkehr der gleichen Ziffer namentlich an betonter Stelle zu vermeiden. Geht es doch bei andern Lauten ähnlich. Immermann hat im "Münchhausen" auch Humboldt parodiert und speziell im Anfang (wie ich Euphorien 3, 431 f. gezeigt habe) eine Stelle aus den "Reisen in die Äquinoktialgegenden". Hier parodiert er nun auch die abenteuerlichen Indianernamen und erfindet in ihrer Art das Gebiet Apapurincasiquinitschichiquisaqua (in Kochs Ausgabe 1, 7). Man sieht, wie bald er hier in das Periodische fällt! Apapurin — casi wird (wie in Gutzkows Zahl die 3) vorangeschickt, selbst schon mit Alliteration und Wiederkehr der gleichen Vokale. Dann folgt quinitsch, daraus wird durch ungefähre Umstellung chiqui gewonnen, und nun folgt mit Wiederkehr des anlautenden qu der Schlussilbe saqua. — Ebenso z. B. in dem Refrain des bekannten Liedchens Auf einem Baum ein Finke — *simsala dusala dasula dum* —.

c) Doch damit sind wir schon bei den erfundenen Worten oder Sprachstücken angelangt. Ich gebe

eine kleine Blütenlese, wieder aus verschiedenen Zeiten (Wohl die reichhaltigste "Sprachenparade" in wirklichen und erfundenen Sprachstücken bringt Rabelais im Pantagruel Buch II Kap. IX, in Gelbkes Übersetzung I S. 213 f.; ein Stückchen "Mezzofantiasis", das sogar zu einer biographischen Legende geführt hat vgl. a. a. O. S. 8. — Über das Englisch Panurgs Lady Blennerhasset in der Deutschen Rundschau Mai 1900 S. 280 Anm.: es liegt wohl eine lautsymbolische Vergrößerung der schlecht verstandenen Nachbar- und Feindessprache vor).

α) 1669 Grimmelshausens Simplicissimus (Ausg. von R. Kugel) S. 505. Baldanders schreibt dem Helden Worte auf, die ihm ganz teuflisch vorkommen (S. 506): "Manota, gilos, tinad, isaser, sale, iacob, salet, cuni iacob idit dadele neww ide eges Eli neme" usw. Offenbare biblische Anklänge: der Name Gilead ist in gil-os und tim-ad benutzt, isaser = Issachar, iacob und iacob aus Jacob, Eli aus der Bibel übernommen. Nachher werden Gog und Magog benutzt: nego gag editor goga. Dazwischen lateinische Worte: editor, elimitat, alijs, assis, oder Anlehnungen an solche: ononer (zweimal) zu honor, lamen zu solamen, retorán zu rhetorem. Endlich orientalische Klänge: amn salif, und italienische: rimirsi. Starke Neigung zur Reduplikation: ononor, ossosson, und zur Reduplikation: isaser, negogag, naneg. Wenn mehrmals der gleiche Auslaut folgt, schwebt wohl lat. Substantiv mit Adjekt. vor: agnot regnot; und Formen wie eledid, sodaled, saladid oder tolos-labas, timinitur, elimitat erwecken die deutliche Erinnerung an lateinische Verbalformen.

Besonders charakteristisch ist aber, dass wieder eine Art Vokalharmonie besteht. Auf i folgt gern eine Silbe mit o: gil-os, vldon; oder zwei mit a und einem kurzen Vokal: ritatan, ilamen, elimitat; ähnlich diledi. a und o stehen gern bei einander: manota, iacob, iacob, emonalan, negagag, goga, sodaled, retorán, ronodaw, agnot, celotat, tolostabas oronatat, bagoge, hananor. Dies sind überhaupt die Lieblingsvokale. e steht fast nur in der Nähe von i, und dann gern verdoppelt: Eli, desi, editor, madeli esiolen, viledé. Kurz, eine gewisse feste Verknüpfung bestimmter Laute mit andern hat sich unwillkürlich auch hier eingestellt.

β) 1780 Holbergs Niels Klim (deutsche Übersetzung) an vielen Stellen. So (S. 60) Spik autri. Flak. Skak. mak. Talu

Mihalatri Silak — alles auf Reim. Oder (S. 132) Kaki manasea qui honotu miriac Jachu mesimbria laphani Orukia Manaskar Quebriac krusundora (mit Übersetzung): wie das Vorige besonders durch den Vokal *a* und den Konsonant *k* charakterisiert. (S. 153) Raki spalaki (du undankbarer Hund) ebenso, mit Reim. Hübsch Jeru Pickel Salim (S. 362—63), aus Jerusalem gebildet und deshalb auch so — missverstanden. Ein lautsymbolischer Scherz S. 235: Kakidoran wird unter dem Namen Kikidoran in den Adelstand erhoben: der höhere Vokal vertritt den höheren Rang.

γ) 1777 Asmus Claudius Nachricht von meiner Audienz beim Kayser von Japan (Werke 3, 74 f., spec. S. 82 f.). Beginnt: Lima Neli Haschum WaNschoh "Ich habe die Ehre Ew. Majestät den Sieur Asmus aus Wandsbeck unterthänigst zu präsentieren". So geht es weiter; z. B. Mui PiaNeti "Ich habe von Natur einen besondern Respekt für die Potentaten, die weit weg sind". Gern ablautende Wiederholung: Tamiba Temibo; NipoNpi; oder andere Formen der Wiederholung: SchemiNa—SchemiNto; Nipo—Nipel; Kipulxo. Daneben Entstellungen: Haschmu soll Asmus, WaNschoh Wandsbeck bedeuten. Anklänge an asiatische Sprachen; Bevorzugung von *e*, *i* und *p*. Von allen erfundenen Sprachstücken, die ich kenne, klingt dies am unwahrscheinlichsten, das heisst also eigentlich: am wahrscheinlichsten.

δ) ? G. Chr. Lichtenberg Lorenz Eschenheimers empfindsame Reise nach Lapula (Werke 2, 199 f.). Jedenfalls die geistreichste Anwendung, die je von der Idee künstlicher Sprachen gemacht ist. Lichtenberg legt Swifts Erfindung der Insel Laputa zu Grunde und erinnert daran, dass in Gullivers Reisen der Hof von Balnibarbi (Allitteration, Assonanz, Reim und nochmals Stabreim!) auf der fliegenden Insel wohnt. Die gleiche Sprache wird nun oben in Laputa und unten in Balnibarbi verschieden angewandt; der Exponent <sup>2</sup> bedeutet die "unfeine Meinung", z. B. molom "ein Gelehrter", molom<sup>2</sup> "ein Schwätzer". Ebenso bedeutet ein Wurzelzeichen moralisierende Anwendung: zomn "ein Bär", rzomn "ein Kritikus"... Die von Lichtenberg erfundenen wenigen Worte sind alle direkt lautsymbolisch: tzoc "sich mit Gewalt zum Brechen zwingen", lull "Lebensart", molom "Gelehrter".

ε) 1819 E. Th. A. Hoffmann Brief (Nachgelassene

Schriften 2, 331): "addio amico porichissimo tempo finito questo di reni de la bucca". "Abschiedsworte", bemerkt der Herausgeber, — "willkürlich zusammengestellte und korrupt (oft aus den verschiedensten Sprachen, ja aus eigen geschaffenen) zusammengesetzte — die wir in übermüthiger Weinlaune bei unserem Voneinandergehen Nachts uns zuzurufen pflegten. — Hoffmann mystificierte durch solche an mich gerichtete kauderwelsche Sprache gar zu gern diesen und jenen bornierten und sprachunkundigen Tischnachbar". Und Grisebach sagt in seiner Ausgabe (I, LXXXI): "Das kauderwelsche Italienisch am Schluss des Briefes ist eine Bamberger Reminiscenz". — Das Beispiel ist sehr hübsch. Aus richtigem Italienisch geht es in italienisch klingenden Unsinn über, und kehrt dann zu sinnloser Verbindung italienischer Worte zurück. Also dreierlei: italienische Worte in richtiger Verwendung — in falscher Verwendung — italienisch klingende Worte (porichissimo).

z) Börne Pariser Briefe 5. Jan. 1832 (Ges. Schriften Hamburg und Frankfurt a. M. 1862; X 141): "Soli Branz, Resseoriam vorum catibis, pressar littotas mussica plissos, vorissilo caruss ab itains. Os? pervens politan" usw. Lateinischer Grundtypus: vorum wie vestrorum, catibis wie ibis u. dgl.; Einmischung von Lieblingsworten: "Paria", "Presse". Dazu Allitteration und gute Cadenzen, "pervens politan".

η) 1846 Adolf Gassbrenner Neuer Reineke Fuchs (S. 202):

Und als ihr Führer schrie: eki, eki!

Przskmovothrmin ssou rinthf i—i! — ...

Groteske Wirkung durch Konsonantenhäufung erstrebt. Zweimalige Verdoppelung. Am Schluss (wie bei Immermann in der Parodie der "innern Sprache") ein Schimpfwort in entstellter Form. —

Beispiele kindlicher Sprachschöpfung aus dem lautsymbolischen Gefühl gibt Resesnitzek Entwicklung der Kindersprache S. 17.

Blicken wir zurück, so sehen wir, wie eng selbst hier die Spracherfindung eingeschränkt ist. Sie wird eingengt

1) von aussen her

a) durch Anlehnung an bestimmte gegebene Sprachformen, vor allem die eigene Sprache, aber auch einflussreiche fremde wie besonders das Latein;

b) durch die Tradition analoger Erfindungen selbst. Diese zeigt sich besonders mächtig in den politischen Utopien, von denen das Büchlein "Schlaraffia politica" (1892) eine hübsche Anzahl gesammelt hat. Zunächst ist schon das Tradition, dass die "Staatsromane" ohne erfundene Sprache oder doch ohne phantastische Namen gar nicht auskommen. Aber auch inhaltlich zeigen diese lautsymbolischen Sprachen Verwandtschaft. In Thomas Morus Utopie heisst es (a. a. O. S. 54): Utopos ha loccas peula chamapolta chamaan. Alliteration mit p, Wiederholung (chama-), Anlehnung an Griechisch (gymnosopher; he als Artikel) und Hebräisch (chamaan vgl. Kanaan; chamapolta wie hebr. Verbalformen). Auch erfindet er ein verschnörkeltes Alphabet, wie die hl. Hildegard, das z. T. stark an unsere Runen erinnert. Vairasse, der Verf. der Geschichte Sevarambiens (S. 139 f.) gibt eine ganze Grammatik; ein Sprachstück daraus, ein Gebet lautet (S. 143): Knodim bas Ospamonstas Samotradas Kamedumas Karpanemphas usw.: Alliteration mit k, Wiederholung (Kame-; auslautendes -bas), Anlehnung an Latein (Prostram prostamas zu prostra-verunt u. dgl. "Der Staat von Felicien" (S. 221) hat Inschriften wie (S. 229) "Monarkol frei durch seine Ketten": Anlehnung an griech. *μόναρχος*. In Cabets Reise nach Ikarien (S. 241 f.), in unserm Jahrhundert, Namen wie Lix dox (S. 253) mit Wiederholung des Auslauts. Sogar Campanella macht (S. 77) die drei Worte potestas, sapientia, amor zu den Titeln Pon, Lin, Mor zurecht: gleicher Endkonsonant von a und b, gleicher Vokal von a und e, was leicht zu vermeiden war, wenn man es nicht erstrebte! — Morus hat auf zahlreiche Nachfolger gewirkt, Swift auf Holberg (a. a. O. S. 192), auf Robert Pultock, der die genialen lautsymbolischen Namen der Reise Gullivers grotesk karikierte (Fürst Die Vorläufer der deutschen Novelle S. 97). Sie haben auch die Art der Lautsymbolik beeinflusst: eine feierliche, in langen Worten schwelgende Sprache für Inschriften und Gebete, gern eine knappe, eingewirkt mit Liquiden abschliessende für Titel; Anlehnung an die gelehrten Sprachen, viel Wiederholung, kein Endreim.

2) von innen her

a) durch einen fast überall mehr oder weniger bestimmt vorschwebenden Idealtypus der Feierlichkeit, der Harmonie (bei Morus) oder wie sonst;

b) durch die natürliche Neigung des Menschen, es sich bequem zu machen und die unwillkürliche Nachgiebigkeit gegen bestimmte, im Anfang aufgetauchte Wortbilder, ja sogar einzelne stark hervortretende Laute (die Vokale a und o, die Konsonanten p und k bevorzugt).

So können wir uns nicht wundern, wenn dieselben Klänge über Jahrhunderte wiederkehren. Des Morus 'maglomi' (Ausg. der Utopia von Michels u. Ziegler Lat. Litt. Denkmäler 11, 2) erinnert an R. Dehmels 'dagloni', auf das des Engländers Schlusswort 'pagloni' sogar reimt (vgl. o. S. 252 zu ingdolon).

Wie gebunden der Mensch ist, zeigt sich gerade, wenn er so recht ungebunden sein will. Die ersonnenen Sprachen liessen sich recht wohl zu psychologischen Ausmessungen der menschlichen Lautphantasie benutzen, die vielleicht auf den Spielraum der Phantasie überhaupt Schlüsse zulassen würden.

Zu beachten ist auch ein negativer Faktor. Fast durchweg gehn die Spracherfinder der Versuchung aus dem Weg, einheimisches Material zur Unverständlichkeit auseinanderzuzerren. Das geschieht fast nur in humoristischer Absicht mit Schimpfworten ('lausibeest' bei Immermann, 'rinthf—i—i' bei Glassbrenner). Und doch liegt auch das auf dem Wege, wie jene Beispiele von 'Hylo' und 'Rallesraub' zeigen oder die "sinnlose Volksetymologie" des Mädchens, das die Liedworte "nie kann ohne Wonne" Jahre hindurch als "nie kanone-wonne" appercipirte (Groos Spiele der Menschen S. 25). Aber man fürchtete wohl, der Alltagsrede zu nahe zu kommen, vielleicht auch das Geheimnis zu verraten. (Ich erinnere auch an die bekannten "Rätselhaften Inschriften" der "Fliegenden Blätter", die aus deutschen Worten durch Akzentverrückung und Verschiebung der Silbengrenzen unverständliche scheinbar lateinische Rede herstellen: "Derana Irenas Plutarch" = "der Anna ihre Nas blut't arg" oder "Ave ter annis a quaestor sol dat" = A Veteran is a g'wester Soldat".)

Nachdenkliche Geister haben das lautsymbolische Gefühl, das zu all diesen Sprachstücken führte, auch zu ganzen Geheimsprachen ausgesponnen. Schon das Spiel, das der junge Mörike mit seinem Freund Ludwig Bauer trieb, streift an solches Weiterbauen: der "heimliche Maluff" mit seinem versunkenen Königreich lebte für sie und zog immer neue phantastische Namenbildungen heraus. Es entstand so ein

ganzes mystisches Reich, dessen Charakter von dem der zufällig empfangenen Lautbilder abhängig war. Im Kleinen wird so ziemlich jeder Knabe Ähnliches gespielt haben. Ich erinnere mich, wie ich alle Offiziere meiner Zinnsoldaten benannte, Kardinalskollegien und brasilianische Senate ausmenschrieb, wobei immer zwischen der allgemeinen Vorstellung und dem erfundenen Namen eine gewisse Wechselbeziehung herrschte (vgl. o. V, 5, a), das Ganze aber wieder von den Namen zusammengehalten wurde. Ein stolzer Name machte mir besondere Freude, als ich nach Jahrzehnten seinen Ursprung entdeckte. "Parmakopejo" hiess ein brasilianischer Tribun, und sein Name war zusammengebraut aus spanisch-portugiesischen Lauteindrücken und der damals in der Zeitung mehrfach erwähnten "Pharmacopoea Germanica!" Ebenso träumte mir neulich der Name "Tallabich", der offenbar aus den Namen des Diplomaten Talleyrand und des Geographen Cannabich erwuchs.

Von solchen Namengruppen gingen gewiss auch die drei berühmten Schriftsteller aus, die in ihrer Jugend

c) ganze Sprachen aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus erfanden. Wenigstens bezweifle ich nicht, dass ihre kindlichen Geheimsprachen auf diesem Prinzip und nicht auf dem der Erbsensprache beruht haben werden.

Justus Möser erzählt: "In seinem zwölften Jahre hätten er und seine beiden Freunde mit Andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt, und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, dass die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können" (Werke 10, 9). Ganz ebenso wird von J. P. Hebel berichtet: "In Lörrach wird zwischen Hebel und vertrauten Freunden jener "Geheimbund" der 'Proteuser' geschlossen, dieser absonderliche, kurios anmuthende Kreis mit seinen eigenen Siegeln, seinen Zeichen, seinem Wörterbuch, dem Hebel auch in Karlsruhe stets treu ergeben blieb, als 'Stabhalter' und 'Parmenides' (ADB. 11, 189).

Ebenso hat der Dichter Stefan George, wie er mir erzählte, vom neunten bis zwölften Jahr aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus sich eine Sprache mit Grammatik und Wörterbuch aufgebaut. Dagegen trägt die Geheimsprache der Brüder Alfred und Wilhelm v. Berger ("Im Vaterhause" Wien 1901 S. 63) mehr den Charakter einer einfachen Familiensprache metaphorischer Art (vgl. o I, 1, b,  $\beta$ ): "alpisch" (von "Alpen") für grossartig, erhaben u. dgl., dazu "unalpisch". Schon stärker wirkt das lautsymbolische Gefühl mit in der Familiensprache, die B. v. Suttner in ihrer "Monographie" Es Löwos (Dresden u. L. 1899) schildert und feinsinnig psychologisch analysiert (S. 5. 15 f. 31. 34. 36 f. usw.) und bei der man bis zu einer volapük-artigen Flexion (S. 36) gelangt. "Es Löwos" der Löwe, mit dem weichen Artikel und dem romantischen hispanisierenden Schluss, der einigermaßen an Friedrichs d. Gr. Vorschläge (in der Schrift "de la litt. allemande") erinnert, die Infinitiv-Endungen durch -a zu euphonisieren: "Mettez un a au bout de ces terminaisons et faites *en sarena, gebena, nehmena*, et ces sons flatteront l'oreille" (Neudruck her. v. L. Geiger S. 18). — Ich verdanke den Hinweis auf das Büchlein der Fr. v. Suttner dem Herausgeber dieser Zeitschrift, die Erinnerung an den Vorschlag des Grossen Königs Erich Schmidt. Er hat mich auch auf die -ama-Sprache in Balzacs Père Goriot (grosse Pariser Ausgabe 1875, IV S. 43: *sauté-rama, soup-eaurama*, nach *diorama*) aufmerksam gemacht, die ich hier zum Argot (II 3 c) nachtrage.

Leider sind meines Wissens von Möser und Hebel's Geheimsprachen keine Spuren erhalten. Andererseits finden sich in Lavaters "Geheimem Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" (1773) wiederholt gänzlich unverständliche Stücke in anderer (lat.) Schrift, von denen ich nicht beurteilen kann, ob bloss Geheimschrift oder aber Geheimsprache vorliegt, und in letzterem Fall, ob Lavater sie mit Andern teilte. Was mich zu dieser Meinung neigen lässt, ist neben Lavaters und seiner Freunde Geheimbündelei der Umstand, dass die von ihm (wie von Morus und Campanella) ins Alphabet eingefügten astronomischen Zeichen auch in Goethes Tagebuch (für den Herzog Karl August, Fran v. Stein usw.) benutzt werden. Doch spricht die Häufung der f (die wie in jener Mönchsschrift den Vokal e vertreten mögen) für eine Chifferschrift: "vesf kol wsa fst



usf kuf ost boe" usw. (2, 121 vgl. z. B. S. 122. 132. 134—38. 142. 151 u. ö.). Auch Zahlen sind eingemischt, wohl kabballistisch für den Buchstaben, der die betreffende Stelle im Alphabet hat (z. B. S. 138).

Solche erfundenen Sprachen, die von der gewöhnlichen Rede ganz und, wie wir gesehen haben, absichtlich und mit Erfolg absehn, gehören mit den blossen Differenzierungssprachen deshalb noch zusammen, weil fremdes Sprachmaterial (Latein, Hebräisch usw.) benutzt ist; aber auf der andern Seite grenzen sie unmittelbar an die letzte Art eigentlicher Kunstsprachen: die "philosophischen". Ich nenne diese die letzte Art eigentlicher Kunstsprachen, weil die Zeichen- und Signalsprachen sowohl als auch die Chiffersprachen aus dem Bereich der gesprochenen Rede ja herausfallen; und "Sprache" ist denn doch eigentlich nur die gesprochene Rede.

#### VI. Sprachbildung aus der Abstraktion.

Der Versuch, die "willkürliche" Namengebung der Sprachen durch eine "vernunftgemässe" zu ersetzen, musste sich fast nothwendig überall aufdrängen, wo man die Sprachen eben für willkürliche Satzungen hielt. Der biblische Bericht von der babylonischen Sprachverwirrung musste diesem Bestreben noch Vorschub leisten: sind alle gesprochenen Sprachen nur verzerrte Abbilder der von Adam unter Gottes Anleitung erfundenen Ursprache, so muss die Aufgabe reizen, die alte Wahrheit und Schönheit der Sprache wieder herzustellen! Selbst Thomas Abbt, der mit seiner Dissertation "*Confusionem linguarum quae Babelica audit, non fuisse poenam generi humano a Deo inflictam*" (1758) zuerst mit tapferer Entschiedenheit den Lehren entgegentrat, die Pott gerade 100 Jahr später in seinem "*Anti-Kaulen, oder mythische Vorstellungen vom Ursprung der Völker und Sprachen*" (1863) endgiltig widerlegte — selbst Th. Abbt nahm noch an, dass Eine Ursprache durch die Zerstreuung der Menschen in verschiedene zersplittert sei (Werke 6, 103) und spricht davon, wie die Griechen "ihre Sprachen so verbessert, sie so der Klarheit, Deutlichkeit und Ordnung der Begriffe angepasst haben, dass diese Sprache vor allen andern, lange Jahrhunderte hindurch, den Vorzug behalten hat" (ebd. S. 105). Wie die rationalistische Sprachauffassung eines Gottsched oder Adelung in allen Dialekten

nur "verderbte Rede" sah und die ursprüngliche "Reinigkeit" der Sprache wiederherzustellen suchte, so meisterte sie auch an den Sprachen ohne Sinn für die historische Notwendigkeit ihrer Manigfaltigkeit.

Von jenem Standpunkt aus hätte es nun scheinbar nahe gelegen, auf empirischem Wege die göttliche Ursprache aufzusuchen. Die ältesten Anläufe zur Sprachvergleichung reichen ja weit hinauf und der Begriff der Wurzelwörter, die durch alle Entwicklung hindurch geblieben seien, ist z. B. gerade Joh. Christoph Adelung (Über die Geschichte der Deutschen Sprache Leipzig 1781 S. 10) vollkommen geläufig. Dasjenige Mass empirischer Abstraktion, das ein W. v. Humboldt anwandte, um das allen Sprachen Gemeinsame herauszugraben, wird Niemand vom 16. und 17. Jahrhundert fordern; aber der Versuch, wenigstens ein allgemeines Wörterbuch durch Vergleichung zu gewinnen, war in der That schon mit den Anschauungen jener Epochen vereinbar und ist Ende des vorigen Jahrhunderts bei bedeutenden Geistern wie de Brosses fast schon gewagt worden.

Indessen — viel näher als die Empirie lag diesem Zeitalter doch immer noch die Spekulation. Nicht einmal auf die allgemeinen Voraussetzungen der Logik und Psychologie gründete man die ältesten Versuche einer philosophischen Sprache, sondern reine Willkür erhielt die Führung. Nie wollte eine Sprache entschiedener reine *θεός* sein; um so merkwürdiger ist es, wie selbst hier die *φύσις* sich heimlich einschlich und das alte Wort wahr machte: *Naturam expellas furca — tamen usque recurrit!*

1) Wie wir uns hier überhaupt auf eine Auswahl beschränken müssen, so ist insbesondere für die erste Periode der "philosophischen Sprachen" eine eingehende Behandlung eher der Geschichte der Philosophie als unserem linguistischen Versuch zuzuweisen. Denn man arbeitet hier eben fast ganz mit "Begriffen" und wir haben es doch mit den Ausdrücken zu thun!

a) Im Altertum bei Griechen und Hebräern, im Mittelalter bei Indern und Arabern wird es an waghalsigen Versuchen nicht gefehlt haben, den "wahren Begriff", das "Geheimnis" zu packen und durch seine Nennung das Ding selbst zu ergreifen. Diels (S. 9) weist über Porphyrios auf Aristo-

teles selbst zurück. Und von dem Runenzauber der alten Germanen bis zur spätjüdischen Kabbala deuten mancherlei Bemühungen abergläubischer Halbwissenschaft dahin. Aber für die neuere Entwicklung setzt die Reihe dieser Bestrebungen (so viel ich sehe) mit Raymundus Lullus ein (vgl. Diels S. 8). Dieser höchst seltsame katalanische Doktor Faust war "ein Apostel, der zugleich Dichter und des Interesses und der Bewunderung würdig ist, anderseits ein von fixer Idee Besessener, den man, wenn er in all seinem merkwürdigen Dichten und Trachten nicht uneigennützig gewesen wäre, beinahe geneigt sein könnte einen Charlatan zu nennen" (A. Morel-Fatio in Groebers Grundriss d. rom. Phil. II 2, 105; vgl. für Lulls Einfluss auch Borinski Gracian und die Hofliteratur in Deutschland, Halle 1894, S. 69 f.). Er "glaubt die Scholastik untergraben zu können, indem er ihr ein extravagantes System entgegenstellt, von dem man nicht versteht, wie hervorragende Geister es einer Untersuchung noch für würdig gehalten haben". Indess zeigt der lichtvolle Bericht, den Gence in der Biographie Universelle (25, 465 f.) über das System des Missionärs von Palma (geb. um 1235 gest 1315) gibt, wie eng die "Ars generalis" Lulls selbst mit der Scholastik zusammenhängt; und andererseits zeigen Nachfolger wie Leibniz, dass ihre Grundanschauungen nicht auf das Mittelalter beschränkt blieben.

Lull geht von der naiven Grundanschauung aus, die Ausdrücke deckten sich mit den Begriffen, die Begriffe mit den Sachen. Um nun also zu einer allgemeinen Kenntniss der Dinge zu kommen, versucht er ein systematisches Experimentieren mit den Begriffen. Auf diese Weise wandelt sich die *Ars generalis sive magna* in die *Ars demonstrativa* und die *Ars inventiva veritatis* (1515), zu deren Kommentatoren Giordano Bruno (1582) und Athanasius Kircher (1669) gehört haben. Die Idee ist, wenn man (wie billig) von den Auffassungen jener Zeit ausgeht, keineswegs so absurd, wie sie uns Modernen zunächst scheint. Dass Begriffe und Dinge sich decken, dass die Kategorien der Grammatik mit denen der Logik zusammenfallen, sind schwer zu überwindende und auch hent noch nicht völlig überwundene, naheliegende Irrtümer. Die Zurückführung der ungeheuren Menge von Einzelbegriffen aber auf eine beschränkte Zahl von Hauptbegriffen ist ein unentbehrliches Hilfsmittel jeder Orientierung über die Welt.

Lullus bildet nun — von der Ideenlehre Platons und der Kategorientafel des Aristoteles so gut wie von den Triaden der Scholastik abhängig — zwei grosse Gruppen von je neun Begriffen. Drei fundamentale "Attribute" — Sein, Einheit, Vollkommenheit — werden durch je drei Beziehungen in neun gespalten; so die perfectio durch die drei Anwendungen auf das ontologische, ethische und historische Gebiet in "veritas, virtus, gloria". Drei fundamentale "Subjekte" — aus dem göttlichen, menschlich-tierischen und unbelebten Reich — werden ebenso durch je drei Beziehungen in neun zerlegt; so das erste in "Gott, Geister, Himmel". Nun werden innerhalb eines festen Rahmens auf Stangen Würfel befestigt und durch Umdrehung der Stangen alle Permutationen zu Wege gebracht, in denen jene 18 Hauptbegriffe überhaupt zu einander in Beziehung stehen können. (Das Verfahren ist noch von Jonathan Swift im Dritten Teil seines Gullivor, Übersetzung von Korttenkamp Stuttgart 1843 12, 67, parodistisch geschildert worden, nicht ganz zu seinem eignen Ruhme, worauf auch Diels S. 12 aufmerksam macht.) Die Würfelstücke zwischen den Hauptwürfeln sind mit Prädikaten und Partikeln beschrieben; beispielsweise hat der Franzose Grandville in seiner Illustration Swifts (a. a. O.) als Zettel gewählt: "Gloire — rien — parceque — oh — raison — mal — neant". Kommen diese Zettel alle nebeneinander nach oben, so ergibt sich der Satz: *La gloire n'est rien, parceque malheureusement la raison opère mal; elle est un néant* oder dgl. Bei einer Drehung verschieben sich ein paar Würfelflächen und man erhält etwa statt "rien" "tout", statt "oh" "ah!", statt "mal" "bien" — und die entgegengesetzte Meinung wird abgelesen.

Im Prinzip beruht dies seltsame Spiel auf einer abergläubischen Verehrung des zufälligen Zusammenfindens und der gelehrte Mönch ist so weit von den Priestern des grauen Heidentums nicht verschieden, die nach Tacitus' Bericht Stäbchen auf einem Tuch schütteln und aus den drei oben aufliegenden einen wahrsagenden Satz bilden (vgl. Müllenhoff und v. Liliencron Zur Runenlehre). Denn auch bei den alten Germanen müssen die Stäbe irgend wie eine "Rune", einen Hauptbegriff enthalten — wie ich vermuthe, ward er durch die Form des Stäbchens kenntlich (vgl. meinen Aufsatz in Paul und Brannes Beitr. 21, 177 f.). Nur nahmen die germanischen

Weisen die Hauptbegriffe naiv aus der Erfahrung, Lull zog sie scholastisch aus der Spekulation.

Die Sache gewinnt aber doch ein anderes Ansehen, wenn man ihren experimentellen Charakter in den Vordergrund stellt. Als *ars inventiva* oder *combinativa* hat Lulls Maschine ihren erstaunlichen Siegeslauf angetreten. Gence bemerkt mit vollem Recht, dass die Betrachtung der Beziehungen, in die Attribute und Subjekte zu bringen sind, anregend wirken muss, und dass es nicht die Schuld des Systems ist, wenn Nachtreter mit dem Rahmen wie mit einer Geisterschreibemaschine operieren, die die Wahrheit ans Licht bringt, wenn man an einer Kurbel dreht. Den Gedanken, experimentell den Umkreis aller unserer Phantasie möglichen Kombinationen zu ermessen, haben viel Grössere als Ramon Lull gehegt: Goethe, wenn er den Zug der Ideen, den "Zirkel der sich in mir umdreht" studieren wollte: "Erfindung, Ausführung, Ordnung — Alles wechselt und hält einen regelmässigen Kreis; Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso" (Tagebücher Weim.-Ausg. 1, 112); oder Novalis, wenn er auf eine wissenschaftlich begründete Phantastik ausging. Gerade dieser tief-sinnigste aller Romantiker nähert sich dem mechanisierenden Scholastiker: "Hätten wir auch eine Phantastik. wie eine Logik, so wäre die Erfindungskunst gefunden" (Schriften her. v. Tieck u. Schlegel 2, 203) — *ars inventiva*! "Vielleicht kann man mittelst eines dem Schachspiel ähnlichen Spiels Gedankenkonstruktionen zustande bringen" (ebd. S. 143). — Lulls Maschine! "Es könnte wohl kommen, dass man die Kunst erhielte, Philosophien zu machen" (ebd. S. 113)!

Indess — es kommt hier nicht darauf an, nachzuweisen, wie viel Sinn oder Unsinn in diesen träumerischen Experimenten oder experimentellen Träumereien steckt — sondern was sie in der Geschichte der künstlichen Sprachen zu bedeuten haben. Auf den ersten Blick könnte man geneigt sein, überhaupt zu bestreiten, dass Lulls "*Ars magna*" in unsere Untersuchung gehört; aber nicht nur die nahe Verbindung der von Lull mitbedingten Universalschriften Dalgarnos und Kirchers mit den Universalsprachen widerlegt diesen Eindruck. Lulls System ist vielmehr in gewissem Sinn das Ideal der künstlichen Sprache, weil nämlich hier nicht (wie sonst) nur die Worte oder die Flexionen künstlich sind, sondern das Sprechen

selbst. Jeder Satz, den wir von dem Rahmen ablesen, ist ein Kunstprodukt; wie Kempelens Sprechmaschine oder wie eine tibetanische Gebetmühle verrichtet der Würfelkasten mit Axen und Kurbeln eine Arbeit, die sonst nur dem menschlichen Intellekt vorbehalten ist! Man mag sagen: es ist danach! Aber man glaube nur nicht, dass eine so unüberbrückbare Kluft aufgespannt sei zwischen dieser Gedankenfabrikation und der mancher Massenverfertiger von Paradoxien und Bonmots, die in Wirklichkeit auch nur Worte hin- und herschieben. Als Heuristik für die gequälte Witzkunst etwa eines Oskar Blumenthal liesse die Lullische Methode sich am Ende auch heut noch verwerten!

b) Die Philosophen, die auf die Methode des Gedankenfindens und Verknüpfens besonderes Gewicht legten, haben von dieser echt scholastischen Vorstellung einer mechanischen Gedankenentwicklung nicht so bald wieder loskommen können. So Cartesius, dessen getreuer Schüler Mersenne (1588—1668) auch unter den Erfindern von Universalsprachen aufgezählt wird, obwohl ich in der über diese Fragen sonst ausgezeichnet unterrichteten Biogr. Univ. (28, 2 f.) nichts darüber finden kann. Seine Ideographie wird von Mundt (Kunst der deutschen Prosa S. 14 "bei weitem klarer" als Leibnizens analoge Bemühungen gefunden. So vor allem Leibniz (vgl. Diels Über Leibniz und das Problem der Universalsprache, Sitzgsber. d. Berl. Akad. 1899 29. Juni) "Artem Lullianam perficere conatus est Leibnitius in dissertatione de arte combinatoria", sagt Ploucquet (Methodus calculandi in logicis S. 17). Wie eng diese Idee bei Leibniz mit der einer wissenschaftlichen Universalsprache zusammenhing, und wie beide Tendenzen ihm von der Zeit entgegengetragen wurden, hat z. B. Windelband (Gesch. der Philosophie T. IV Kap. 2 § 30; S. 397 der engl. Übersetzung, die mir eben nur allein Hand ist) hervorgehoben. Christoph Sturm in Altorf, der auf Leibniz wirkte, hatte ein "Compendium Universalium seu Metaphysicae Euclideae" verfasst usw. Giordano Bruno, der Kommentator Lulls, hatte auf den grossen philosophischen Polyhistor mächtigen Einfluss ausgeübt. Leibniz hatte eine Rechenmaschine konstruiert; er konnte bei der engen Verbindung, in die seine Zeit noch alle Formen der "rationatio" brachte, auch vor der Denkmaschine nicht zurückscheuen.

Nun thut Leibniz aber gleich einen Schritt über Lull hinaus, der ihn der Reihe der Erfinder von Begriffszeichensprachen nähert. Raymundus Lullus hatte ganz naiv die beliebigen Ausdrücke des Latein oder der Volkssprachen benutzt. Leibniz erkennt, dass eine Reinigung des sprachlichen Materials nötig ist, wenn dies selbstthätig als Hilfsmittel der Forschung fungieren soll. Er sieht (nach Guhrauers knapper aber lichtvoller Auseinandersetzung: Gottfried Wilhelm Frh. v. Leibnitz 1, 323) in der Sprache selbst allerdings schon den Grundbegriff einer "allgemeinen Charakteristik"; aber doch eben unrein, unklar, unfertig. "Die Volkssprachen, sagt er, obschon vom grössten Nutzen für das Raisonnement, sind doch unzähligen Zweideutigkeiten unterworfen, und können den Dienst einer Rechnung nicht leisten: dass nämlich die Irrtümer der Ratiocination aus der Bildung und Konstruktion der Vokabeln selbst, gleichsam als Solœcismen und Barbarismen, entdeckt werden könnten; wie in der Arithmetik und Algebra geschieht, wo die ganze Ratiocination im Gebrauche der Zeichen besteht, und wo ein Irrtum der Rechnung zugleich ein Irrtum des Geistes ist". Um also zu seiner sprachlichen Algebra zu gelangen, muss er von den viel zu materiellen Zeichen der Sprache zu abstrakteren Marken gelangen (a. a. O. S. 322), d. h. Begriffszeichen eigener Prägung und rein symbolischer Art an die Stelle der herkömmlichen Worte setzen. Zwar verkannte Leibniz nicht, dass auch die Worte der Volkssprachen nicht rein willkürlich seien (a. a. O. S. 334); aber er stand doch immerhin so weit unter dem Bann der herrschenden rationalistischen *théorie*-Auffassung, dass er in seinen "Unvorgreiflichen Gedanken" (§ 74) ausdrücklich "Erdenkung neuer Worte oder eines neuen Gebrauchs alter Worte" zu den Mitteln der Sprachbereicherung rechnet, ganz wie der Grammatiker Schottelius, dem er den Hauptinhalt jenes wichtigen Programms verdankt" (Schmarsow Leibniz u. Schottelius Strassburg 1877 S. 31). Dies ist nun aber besonders wichtig geworden. Denn gerade Leibniz wäre geeignet gewesen, die philosophische Sprache auf den Weg der Empirie zu lenken. Er trieb mit Leidenschaft Etymologie und J. G. Eccard hat einen dicken Doppelband der *Collectanea etymologica illustris viri G. G. Leibnitii* (Hannover 1717) gesammelt, in dem sich ganz nette Dinge finden, z. B. ein Fahnden auf wiederholte

(wir würden sagen: lautgesetzliche) Ersetzung des k durch h, oder die richtige Ableitung von "hübsch" aus "höfisch" (S. 305). Man war überhaupt in den Prinzipien der Etymologie lange nicht so weit zurück wie in der Praxis; so bemerkt D. G. Morhof (Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie Kiel 1682 S. 93) sehr gescheit: "Die allzu grosse Gleichheit ist viel verdächtiger als wenn einiger Unterschied in den Wörtern ist: es wäre denn, dass eine Gleichheit der Bedeutung da sei, welches die erste und beste Art der Etymologie ist". Hätte ein Mann von Leibniz' Scharfsinn solche Grundsätze angewandt, um systematisch aus den verschiedenen Volkssprachen die "Grund-Wurzeln", wie er (für Schottels "Wurzeln": Schmar-sow S. 90 zu § 78) sagt, durch Vergleichung herauszugraben — aus den Versuchen eine Universalsprache zu erlangen hätte schon vor fast 300 Jahren ein Suchen nach der Ursprache werden können und statt der Vorläufer von Schleyer hätten wir Vorgänger von Schleicher seit Leibniz an der Arbeit gesehen!

Statt dessen also blieb Leibniz beim Spracherfinden. Wie Lullus suchte er den menschlichen Gedankenvorrat auf eine geringe Zahl primitiver Gedanken zu bringen — nicht anders, als das noch heut Max Müller in seinem Buch "Das Denken im Licht der Sprache" (1881) auch thut, indem er (S. 566 f.) die Fundamentalbegriffe mit den Wurzeln identifiziert. Für diese primitiven Gedanken strebt Leibniz Chiffren an, um nunmehr durch Rechnen mit den Begriffszeichen einen automatisch arbeitenden Sprachenapparat herzustellen. Es wird noch heut die Möglichkeit eines solchen allgemein wissenschaftlichen Ideals (von F. Exner, bei Guhraner a. a. O. Anm. zu I S. 78) behauptet; Leibniz selbst aber blieb (vgl. a. a. O. S. 331 f.) in enthusiastischen Träumereien stecken und kann über die Prolegomena der "Ars combinatoria" nicht hinaus, die er, "fast noch ein Knabe" (a. a. O. S. 128), 1666 herausgegeben hatte.

Leibniz' Versuch gab übrigens Lichtenberg Anlass zu einer wichtigen Anmerkung. Zu dessen Zeit blühten wieder die philosophischen Sprachen und die Schriften von Lambert und Ploucquet brachten es zu hohen Ruhm. Da bemerkte nun der geistreiche Psycholog: "Eine Sprache, die allemal die Verwandtschaft der Dinge zugleich ausdrückt, wäre für den Staat



nützlicher, als Leibnizens Charakteristik. Ich meine eine solche, wo man z. B. Seelsorger statt Prediger, Dummkopf statt Stutzer, Wassertrinker statt anakreontischer Dichter sagte" (Vermischte Schriften Göttingen 1844; 2, 151). Die satirische Spitze darf uns nicht irre machen: wo Lichtenberg einen Witz macht, sagte Goethe, da liegt ein Problem verborgen. So auch hier. Die logische Katastrierung der Dinge kann sie immer nur nach zwei Dimensionen (Genus und Species) aufnehmen; der Name, den die Sprache gibt, entwickelt sich dagegen zu voller Rundung. Die philosophische Sprache bezeichnet etwa den Geistlichen nur als Prediger. Gebrauchen wir dies Wort, wir naiven Menschen, so denken wir gar nicht mehr an den praedicator, sondern an die uns bekannten Geistlichen mit all ihren Funktionen: Seelsorge. Spenden der Sakramente, Religionsunterricht usw. Die schematische Benennung in der philosophischen Sprache legt ein Herbarium an; die naive Rede fasst die lebendigen Pflanzen bald von der, bald von jener Seite. Deshalb kann jene immer nur eine einseitige Genealogie geben, während diese den zahllosen "Verwandtschaften" der Dinge durch wechselnde Terminologie gerecht zu werden vermag. "Qui a plus d'esprit que Mr. de Voltaire? Tout le monde!" Wer charakterisiert besser als Leibniz? die gewöhnliche Rede!

c) Andere nahmen seine Bestrebungen auf, von der engen Verwandtschaft der Logik und Mathematik ausgehend; denn "das Logische und das Mathematische sind zusammen zu nennen, wenn es gilt, den Rahmen und die Grundvoraussetzung alles übrigen Wissens und bestimmteren Seins anzuzeigen" (Dürring Logik u. Wissenschaftstheorie S. 246). Heinrich v. Kleists Freund, der spätere General Rühle v. Lilienstern, ging noch weiter; in einem Buch, das ich nur aus Gaedertz Bei Goethe zu Gaste (Leipzig 1900 S. 363) kenne, fragte er gar: "Ist nicht jede Sprache eine durchaus mathematische Konstruktionsform?" Freilich zog ihm diese Überschätzung der Mathematik von Goethe, dem er (1809) seine Schrift zusandte, eine recht spöttische Abfertigung zu: "Dass Sie das Wort Mathematik im ausgedehntesten Sinne gebrauchen, gibt mir keinen Anstoss. Um jedoch die Sache einigermassen ins Gleichgewicht zu bringen, hoffe ich, es werde nächstens Jemand aufstehen und versichern, dass mit der Poesie alles in der Welt zu thun sei, und dass sich besonders die Planeten- und Kometenbahnen am

allerbequemsten durch eine Ode darstellen lassen. Sobald dieses einmal recht ausgeführt ist, so werden wir uns hoffentlich völlig verstehen" (ebd.).

Ploucquet (a. a. O. S. 17 f.) nennt Bilfinger, Chr. Wolf und Joh. Christian Lange in Giessen, Diels (S. 15) Solbrig (*Scriptura oeconomica* 1727) und Trede (Vorschläge zu einer notwendigen Sprachlehre 1811). Joh. Christian Lange ging (*Inventum novum Quadrati Logici universalis* 1714; vgl. Ploucquet S. 22) dazu über, statt der Begriffe die Begriffsverbindungen zur Grundlage der philosophischen Sprache zu machen — der gleiche grosse Fortschritt, wie da man in der Sprachwissenschaft erkannte, der Satz sei älter als das Wort. (Diese Erkenntnis, dass "alle Völker ihre Sprachen mit Sätzen begannen", hat wohl H. Leo zuerst deutlich proklamiert: *Nominalistische Gedankenspäne*, Reden und Aufsätze Halle 1869 S. 123. Vgl. jetzt Delbrück *Grundfragen der Sprachforschung* S. 118—138 f.) Lange benutzte, wie später Ploucquet, Quadrate als Satzzeichen, der grosse Leonhard Euler in seinen *Lettres à une princesse d'Allemagne* (vgl. Biogr. Un. 13, 183) Kreise. Von Eulers Verfahren gibt M. Müller (a. a. O. S. 494 f.) Beispiele. Man würde hier in der Begriffszeichensprache schon mitten darin sein, wenn nicht zum Einzeichnen der Einzelbegriffe in die syllogistischen geometrischen Figuren doch wieder die Worte der Volkssprache selbst, oder willkürlich dieselbe vertretende Ziffern gewählt würden.

d) Der eigentliche Fortsetzer von Leibniz' "*Spéceieuse générale*" ist aber Johann Heinrich Lambert (1728—1777), der berühmte Mathematiker, Astronom und Philosoph, der für Lichtenberg (Werke 1, 72) der typische Denker grossen Stils war. In seinem "*Neuen Organon*" (1764) und einigen Aufsätzen hat er die von Leibniz direkt beeinflusste Lehre vom "logischen Kalkül" vorgetragen (vgl. ADB. 17, 556). Über die Hauptstelle, den "*Semiotik*" benannten dritten Teil des "*Organons*", berichtet sein Biograph Johannes Lepsius (Joh. H. Lambert München 1881 S. 87 f.). Danach geht auch Lambert von der Unbestimmtheit, Vieldeutigkeit und Lückenhaftigkeit der Sprache aus und sucht sie wissenschaftlich brauchbar zu machen durch kritische Unterscheidung des Metaphysisch-Notwendigen und des Willkürlichen in den vorhandenen Sprachen. Aus dieser "*allgemeinen Sprachlehre*" geht dann die "*allgemeine Charak-*

teristik<sup>7</sup> hervor d. h. die Herstellung charakteristischer Bezeichnungen, durch die "die Theorie der Sache auf die Theorie der Zeichen reduziert" werden kann. Er "durchmustert alle bisher erfundenen Zeichen und findet, dass das Zahlengebäude und die Algebra die vollkommensten enthalten" (a. a. O. S. 89). Die Kombination dieser Zeichen ergibt sodann den logischen Kalkül.

e) Den höchsten Ruhm auf diesem Gebiet erntete jedoch Gottfried Ploucquet, Professor in Tübingen (1716—1790). Er war zunächst von Leibniz unabhängig, wie sein Biograph Carl Philipp Conz, Uhlands Jugendfreund, bezeugt (Kleinere prosaische Schriften Tübingen 1822 B. II 129). "Er kam, so wie er stets die Logik auf einfachere Grundsätze zurückzuführen sich bemühte, im Jahre 1758 auf den Gedanken, ob, um die anschaulichste Übersicht von jedem Schlusse mit einmal zu geben und so die Verrichtungen des logischen Denkens zu erleichtern, Schlüsse nicht könnten gezeichnet und in Figuren vorgestellt werden. Er rektifizierte und simplifizierte immer mehr daran, so dass er einige Jahre nachher fand, man könne alles auf eine einzige Regel zurückführen, auf den Grund der Verschiedenheit und Identität" (ebd.). Dies ist wichtig. Bis auf Ploucquet war der logische Kalkül wesentlich als *ars inventiva* aufgefasst worden: Lull hatte Leibniz, dieser seinen Nachfolgern diese Idee vererbt. Ploucquet aber, ein Todfeind der gerade in seiner Zeit herrschenden Weitschweifigkeit (Conz a. a. O. S. 126) will die Methode nur zur Vereinfachung der Darstellung benutzen. Wie Prantl (ADB. 26, 320) sich ausdrückt: er lehnte, was Leibniz in der *Characteristica universalis*, beabsichtigte, als zu weitgehend ab, knüpfte aber doch im Grund an dessen *Ars combinatoria* an, wenigstens in den späteren Ausarbeitungen, vor allem dem *Methodus calculandi* in *Logicis praemissa commentatione de arte characteristica* (1769). Ploucquet, den Dessoir (Gesch. d. neueren deutschen Psychologie 1, 77) als ein "Symptom der geistigen Aufregung, die kritischen Momenten in dem Geistesleben eines Volkes voranzugehen pflegt, so zu sagen einen ersten Entwurf, den die Geschichte öfters ihren vollendeten Gestalten vorausschickt" charakterisiert, bedeutet auch hierin den Anbruch einer neuen Reihe. Man beginnt leise, sich von der mystischen Vorstellung loszulösen, als sei die Sprache an sich ein selbstthätig arbeiten-

der Mechanismus zum Finden oder Darstellen logischer Wahrheiten, während doch "weder Sprache und Denken, noch auch die Formen der Sprache mit denen des Denkens identisch sind" (H. Steinthal Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft S. 60. Über den Unterschied von Sprechen und Rechnen Stöhr Algebra der Grammatik S. 135 f. Doch vgl. v. d. Gabelentz in Techmers Internat. Zs. f. allg. Sprachwiss. 3, 100 über "Grammatik und Logik" im Chinesischen und Rühle v. Lilienstern s. o.) Man beginnt einzusehen, dass das willkürliche Kombinieren der fertigen "Begriffe" zu nichts führt. Statt dessen brach sich leise die Ahnung Bahn von der Notwendigkeit einer internationalen Universal-Begriffsschrift, wie sie E. Mach in seinen glänzenden Populärwissenschaftlichen Vorlesungen (Leipzig 1896 S. 214) mit Bestimmtheit von der Zukunft erwartet, Diels in seiner Akademierede sie in den Flaggenzeichen der Schiffe, dem telegraphischen Alphabet, den internationalen Abkürzungen schon entstehen sieht.

Ploucquet selbst blieb freilich wieder in den Anfängen stecken und Th. Abbt konnte in den Literaturbriefen (17, 61 f.) ihn nicht nur (nach Conz S. 130) "etwas hämisch", sondern auch recht treffend kritisieren; wobei man sich nur wundert, dass er (a. a. O. S. 61) den logischen Kalkül als etwas "der Erfindung nach Neues" ausgibt, während doch solche Bemühungen damals in der Mode waren. Ploucquet kam mit Lambert in Diskussion (Lepsius a. a. O. S. 90 Anm. 229) und rief eine ganze Literatur hervor. Und doch hatte er nur für die termini universales, particulares, affirmativi, negativi beliebige Buchstaben eingeführt und mit ihnen ein paar logische Rechenexempel durchgenommen! Aber er mündete, von der reinen philosophischen Sprache kommend, bei der Begriffszeichensprache ein und hierin liegt seine Bedeutung für unser Thema.

f) Allmählich wurde man doch historischer. Dem von Goethe befürworteten Ruckstuhl erscheint es (1816) bereits als selbstverständlich, dass der Schriftsteller nicht beliebige Laute willkürlich zusammensetzen kann (Goethe-Ruckstuhl Von der Ausbildung der deutschen Sprache Giessen 1890 S. 55), wie es Leibniz noch zugelassen hätte. Wenn gar heut Adolf Stöhr eine "Algebra der Grammatik" (Wien 1899) unternimmt, so ist es ihm natürlich, empirisch vorzugehen, historisch die

Grundlagen des Sprachverständnisses in den "Minima von lautlichen Mitteln, an welche eine Bedeutung gebunden zu sein scheint" aufzusuchen (Ref. von Wernicke DLZ. 1899 S. 1276) und deren thatsächlichen Permutationen und Differenzierungen nachzugehen. So soll "eine philosophisch geklärte Darstellung der Formenlehre und Syntax einer bestimmten Sprache", schliesslich doch wohl aber der abstrakten "Sprache" selbst gewonnen werden. Das wäre dann eine "künstliche Sprache", die zugleich "natürlich" wäre. Erreichbar scheint sie nicht, weil eben das Wesentliche mit dem Unwesentlichen, das Allgemeine mit dem Spezifischen in jeder Sprache eigenthümlich und unlösbar verquickt ist. Dass aber Stöhr wieder vom Wort ausgeht, statt vom Satz, scheint uns ein bedenklicher Rückschritt hinter Lambert und Ploucquet, hinter Euler und Max Müller. Wohl urteilt er (S. 62 f.) zutreffend über den Zweck der Sprache, wohl weiss er (S. 63) "Namen" und "Wort" zu unterscheiden; wohl sucht er seine Hauptaufgabe darin, sich und uns "von dem Druck der vorhandenen Sprachformen zu befreien" (S. 103 vgl. 66. 140). Dennoch bleibt er im Bann der bekannten Sprachen und rechnet doch thatsächlich mit "Wörtern", d. h. mit veränderlichen Einzelbegriffen statt mit "Wortkreisen", wie eine philosophische Grammatik thun müsste. Die Forschungen von Hugo Winckler zur Sprachgeschichte könnten etwa zeigen, wohin eine wirklich empirisch-philosophische Sprachbetrachtung leitet. Statt dessen erklärt Stöhr z. B. zwar die Konjugation für entbehrlich, aber die Deklination (S. 66), wenigstens als "stumme Deklination" (S. 69) für unvermeidlich, was vielleicht später einmal so gut als Probe der falschen Apriori-Beweise für etwas thatsächlich in der Einzelsprache Gegebenes gelten wird wie jetzt schon Gottfried Hermanns "Beweis", es könne nur sechs Kasus geben (vgl. Delbrück Idg. Syntax 1, 31). Selbst so "zufällige" Formen wie der Konjunktiv werden (S. 117) in die Algebra der allgemeinen Grammatik herein gezogen! — Dass deshalb Stöhrs Schrift in allgemeinen Betrachtungen (Logik und Grammatik S. 51. 58 f. u. ö. 70 f.) wie in einzelnen Beobachtungen (zum Satzbau S. 62 f., Satz—Ersetzung S. 109) Dankenswertes leistet, bestreiten wir nicht; aber ein Modell der "Sprache" an sich gibt sie nicht und die auf Grund ihres Chiffresystems angelegten Lexica (S. 9. 89. 173) würden zu

einem genügenden Begriffsaustausch schwerlich auslangen. Man wird also mit Diels (S. 15) die psychologische Betrachtung der konkreten Grammatik weit über diese philosophisch-logischen Versuche stellen müssen.

Das ältere Buch von Langenschwarz *Die Arithmetik der Sprache* S. 34 ("Der Menschheit gewidmet") bringt nur eine künstlich nach Zahlen gegliederte "Psychologie der Redekunst" (vgl. über den Verf. Grillparzer im Grillparzer Jahrbuch 10, 335).

Anders als Stöhr sucht C. Svedelius (*L'analyse du langage* Upsala 1897) mit den "unités linguistiques" (S. 139) zu operieren: er strebt eine Art Mechanik der Spracheinheiten (vgl. S. 18 f.) an, ohne doch zu allgemeineren Gesichtspunkten zu gelangen.

2) Von Lull bis Stöhr haben wir die philosophische Sprache, den logischen Kalkül, die Algebra der Grammatik in direkter Abhängigkeit von dem sprachlichen Material der Einzelsprache gefunden. Unser eigentliches thema probandum, dass die spracherfindende  $\theta\acute{\epsilon}\iota\varsigma$  von der sprachschaffenden  $\phi\acute{\upsilon}\varsigma\iota\varsigma$  überhaupt nicht fortkommen kann, war hier gar nicht erst näher zu erörtern, da hier eben dies ganz offen zu Tage liegt. Natürlich hat Cartesius mit seiner Ideographie oder Leibniz mit seiner *Analysis notionum in Alphabetum* (ut appello) *cogitationum humanarum* (vgl. Mundt *Deutsche Prosa* S. 14) über den empirischen Begriffsvorrat, der in dem Wortschatz einer einzelnen Nation vorliegt, hinauskommen wollen; natürlich hat schon Raymundus Lullus selbst die Begriffe, nicht bloss die Einer Sprache entnommenen Ausdrücke in die Hand bekommen wollen. Es bleibt deshalb doch dabei, dass sie bei einem einfachen Übersetzen aus dem Latein oder den Nationalsprachen stehen blieben. Selbst wenn etwa Ploucquet seine Chiffern anwandte und schrieb (*Methodus* S. 43): "Universalitas termini signetur per literas maiores, A, B, C, D etc. Particularitas termini signetur per litteras minores a, b, c, d etc.; affirmationes denotentur per immediatam litterarum conjunctionem" — selbst dann wurde ganz naiv die tagtägliche Übersetzerpraxis nachgeahmt: man sucht die wichtigsten Worte, ersetzt sie durch andere und stellt so ein Vokabular her.

Ein Fortschritt über diese Stufe ward erreicht, wenn man statt der Begriffe Begriffszeichen wählte. Die grosse

Neuerung besteht darin, dass man sich von dem thatsächlichen Vorrat an Synonymis usw. frei macht. Es heisst nicht mehr: wie geben wir "gut, schlecht, mittelmässig" wieder?, sondern: wie bezeichnen wir allgemein den Begriff, der auf moralischem Gebiet dem der Brauchbarkeit auf praktischem Boden entspricht? Eine systematische Durchdringung und Durcharbeitung des gesamten Begriffsvorrates wird nötig; erreicht wird sie allerdings erst bei Wilkins.

a) Denn die Anfänge sind hier noch roher als bei den reinen Begriffssprachen. Ein Charlatan steht auch hier im Anfang, ein völlig sicher entlarvter, nicht wie im Fall des Cataloniers eine Paracelsusnatur, in der geniale Ahnung und schwindelhafter Hokuspokus zusammenwirken. Der Name des Johannes Trithemius (1462—1516) begegnete uns schon bei Grimmelshausen und Athan. Kircher hat sich noch ausführlich mit seiner "Steganographica" (unvollendet; 1509 auf den Index gesetzt) beschäftigt. Dass Tritheim als Historiker ein Fälscher und Betrüger ist, steht fest (ADB. 38, 629); und wenn er den Schlüssel seiner Geheimschrift durch Offenbarung empfangen haben will (Kircher Polygraphia S. 84; Appendix S. 21), so wird es damit nicht viel besser stehen. Über die grosssprahlenden Verkündigungen, durch die der Abt seinem Gedächtnis geschadet hatte, beschwert sich Athan. Kircher mit Recht — objektiv; subjektiv hatte der Jesuit dem Abt von Sponheim nicht allzuviel vorzuwerfen!

Tritheim hat sowohl eine Polygraphia (zuerst 1518 erschienen) als auch eine Steganographia (1531) verfasst. Die letztere enthält nicht nur Schlüssel zu allerlei Geheim- und Zeichensprachen, sondern auch Anweisungen, Abwesenden so zu sagen durch eine geistige Telegraphie ohne Draht Mitteilungen zu machen. Sie brachte Tritheim in den Verdacht der Zauberei und wurde deshalb (nach der Biogr. Univ. 42, 182) von Bekämpfern und Verteidigern des Hexenwahns wie Wierus und Bodinus lebhaft erörtert. Kircher macht sich darüber lustig und teilt, um die Telegraphie Tritheims zu parodieren, die lustige Geschichte von der künstlichen Nase mit, die alle Schicksale ihres ursprünglichen Fleischbesitzers mitmachte (Appendix S. 19), eine Anekdote, die dann Edmond About zu seiner graziösen Geschichte "le nez d'un notaire" gestaltet hat. Indess hing bei dem Abt von Sponheim die Absicht "sine nuncio, dum

volo, voluntatem meam indicare sedenti in carcere, etiam longe absens, quantumcunque custodiatur, etiamsi tribus milliaribus sub terra sederet, et haec omnia universaliter" aufs Engste mit dem in der Polygraphie gelehrten Kunst zusammen, "omnia ista docere in omnia lingua totius mundi, quam umquam audiui". Wir sind im Zeitalter der Chymie und eine Alchemie der Rede wird angestrebt. Chiffren- und andere Geheimsprachen kannte man längst und dass Tritheim die seltenen tironischen Noten für sein künstliches Gemenge von 13 neuen Alphabeten (Biogr. Univ. a. a. O. S. 181) benutzte, machte nicht den Reiz seiner Erfindung. Darin bestand er, dass er die Ideen selbst, die Universalia losgelöst vom Wort zu geben schien. Er löste die Übersetzung der Begriffe von der Isolierung und gab einen fortlaufenden Schlüssel, der eine Übersetzung in jede bekannte Sprache zu ermöglichen schien. Noch Descartes sah den einzigen praktischen Nutzen einer Universalisprache (nicht einer philosophischen ars inventiva!) darin, dass man aus ihrem Wörterbuch in jede Sprache übersetzen könnte (An Mersenne; Brief vom 20. Nov. 1629: Discours de la méthode et choix de lettres Paris 1884 S. 201). Für Tritheims Zeitgenossen, die obendrein seine faustischen Verheissungen berauschten, musste es scheinen, als habe der gelehrte Abt die Seele der Worte gefasst, so dass sie sich nun lateinisch oder hebräisch oder deutsch nach Belieben incorporieren liesse. Und eben deshalb steigerte er sich auch selbst zu der Idee, durch den blossen Besitz dieser Wortseelen ("Runen", hätte der germanische Priester gesagt) korrespondieren zu können: es ist Runenzauber, wie wenn der altgerm. Mediziner einen Spruch ritzt, so "dass vom Stamm der Gestorbene steigt und Worte wechselt mit mir" (Hávamál Str. 156; Edda tibs. von Gering S. 108).

b) Tritheim fand noch mehr Nachfolger als Lullus; darunter die berühmten Gelehrten Naudé und Morhof (Biogr. Un. a. a. O. S. 182). Es waren recht seltsame Gesellen dabei, fast alle mit einem Zug von der Charlatanerie des Meisters ausgestattet. Da war Johann Caramuel y Lobkowitz (geb. 1606 gest. 1682; ADB. 3, 778), ein Sprachgenie, das seine Talente in den Missionsdienst der Gegenreformation stellte, gerade so wie Rom im vorigen Jahrhundert die märchenhafte Sprachbegabung des Kardinals Mezzofanti für die Zwecke der



Propaganda ausnutzte. (Die Mission hat für die Universal-sprachen so viel zu bedeuten, wie für die Linguistik; auch Dalgarnos Druckprivileg empfiehlt seine Weltsprache als ein Mittel zur Verbreitung des Evangeliums, setzt aber gut englisch sofort hinzu: und zur Vergrößerung von Handel und Verkehr.) Caramuel war, wie Leibniz und Lambert, Mathematiker von Bedeutung; und mit den Bemühungen um das dyadische Zahlensystem (a. a. O. S. 780) hingen wohl auch seine weltsprachlichen Versuche, wie bei Leibniz mathematische und grammatisch-logische, zusammen: "er erfand eine Wertschrift für alle Sprachen, eine Zeichensprache, eine moderne Terminologie für Philosophie und Theologie usw., konstruierte Automaten u. dgl.". Natürlich steckte er in den Vorurteilen seiner Zeit und die "barbarischen Worte", durch die er die Terminologie "mehr verwirrte als aufhellte" (Biogr. Un. 6, 652) liessen seine Anstrengungen scheitern. — Da ist Daniel Schwenter (1585—1636; ADB. 33, 413), Orientalist und ebenfalls Mathematiker, der ausserdem einen "Peter Squenz" vor Andreas Gryphius verfasst hat (vgl. F. Burg Zs. f. d. A. 25, 130 f. 168) und eine "Steganologia et Steganographia" drucken liess. Da ist der Merkwürdigste von Allen: Johann Joachim Becher (1635—1682; ADB. 2, 201; Biogr. Un. 3, 450), Mitbegründer der chemischen Phlogistontheorie, "einflussreich als Volkswirt", im Leben "erfinderisch, dünkelfhaft und unstet". 1661 gab er den *Character pro noticia linguarum universali* heraus, für den er vergebens 100 Dukaten vom Kurfürsten von Mainz erwartete: ein Wörterbuch von mehr als 10000 Worten, später (1679) vereinfacht. Wie Kircher scheint auch er (nach den Angaben der Biogr. Un.) eine Durchzählung nach dem lat. Alphabet zu Grunde gelegt zu haben. Techmer (Internat. Zs. f. Sprachwiss. 4, 339) sagt, er habe empfohlen, die gleichbedeutenden Wörter in den Wörterbüchern der verschiedenen Sprachen mit derselben Nummer zu versehen, das gleiche Verfahren, das heut wieder Stöhr (Algebra der Grammatik S. 9) vorschlägt.

e) In eine neue Phase tritt das Projekt mit George Dalgarno, einem Schotten, dessen *Ars signorum vulgo character universalis et lingua philosophica* (ebenfalls 1661) von Wilkins (nach der Biogr. Un. 10, 42) stillschweigend benutzt ist. Überhaupt spielt der geistige Diebstahl bei diesen ver-

wegenen Gedankenjongleurs keine geringe Rolle: Trithemius' Polygraphie wurde von dem Friesen Hottinga gemütlich als ein eigenes Werk nachgedruckt (Biogr. Un. 42, 181), fast 100 Jahre nach der Originalausgabe! — Dalgarnos Büchlein (vgl. dazu Diels a. a. O. S. 5 f.) ist nicht uninteressant. Als seine Eigentümlichkeiten hebt Pillet in der Biogr. Un. hervor, dass es von einer methodischen Klassifikation aller möglichen Ideen ausgehe, und dass es die Charaktere dieser Klassifikation anzupassen suche, "de manière que le mot représente l'idée elle-même, et non les sons qui en expriment le nom, comme dans les langues usuelles". Aber den ersten Punkt teilt Dalgarno mit Leibniz und Cartesius. Neu ist dagegen ein dritter Gesichtspunkt, in dem ihm auch Wilkins nicht gefolgt ist und auf den gerade der Schotte besonderes Gewicht legt: er will nicht "figuras mutas" geben, sondern eine der Aussprache fähige Rede (S. 12 f.). Er schlägt also die Brücke von der Universalschrift zu der Universalssprache, allerdings ohne Nachfolge, wie Ploucquet die von der reinen Begriffs- zur Begriffszeichenschrift.

Dalgarno ist noch völlig in scholastisch-mystischen Anschauungen und allegorischen Spielereien befangen: "Res ipsae sunt quasi [oder, wie er prinzipiell schreibt: quasi] Pater, gignens in mentibus nostris suam imaginem; Intellectus vero est Mater, has imagines concipiens; et Memoria est uterus, in quo [sic] Rerum Imagines sic genitae gestantur" (S. 27). Die für jene Zeit, in der Newton die Fallgesetze fand und Prophezeiungen aus der Apokalypse ablas, charakteristische Mischung von scharfer Beobachtung und träumerischer Spekulation zeigt besonders sein Caput primum (de primis Signorum elementis, speciatim vero de sonis simplicibus) — eine Lautlehre mit scharfen lautphysiologischen und phonetischen Bemerkungen (eine Anlautregel S. 9), an deren Schluss eine phantastische Umänderung des Anfangs von Vergils berühmtester Ekloge mitgeteilt wird (S. 12):

Pipite pu tapurae legudam sud pekmine thaki,  
statt: Tityre tu patulae recubans sub tegmine fagi!

Dalgarno geht systematisch in strenger Dichotomie (S. 29) vor: die allgemeinsten Begriffe werden vorausgeschickt, und nun folgt eine jedesmal wieder durch einen Buchstaben ausgedrückte Spezialisierung. So heisst "Metall" *nef*: n con-

cretum physicum, e accidens, f concretum artefactum; es heisst dann weiter Gold *neffis*, Silber *nefgoffis*, Blei *nefgofir* usw. Er ahnte es in seinem Stolz sicher nicht, dass er selbst hierbei nur tiefen Sinn ins kindische Spiel legte: gerade so benannte Darwins Sohn im Alter von einem Jahre jede Nahrung mit 'munu', dann Zucker mit 'shu-munu' und noch später Lakritze mit 'black-shu-munu' (Rzesznitzek Entwicklung der Kindersprache S. 24). Das Kind besitzt freilich noch nicht jene scharfe dichotomierende Logik, die Goethes Jünger Carl Philipp Moritz voraussetzt, wenn er in seinem zu prächtigen Kupfern von Chodowiecki geschriebenem "Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik" (Berlin 1786) gleich mit der Scheidung von Lebendem und Leblosem (S. 11) anfängt — als ob dem Kind nicht alles lebendig wäre! Aber wohl besitzt das Kind schon die Ordnungsliebe, die gern gliedert und ableitet. Jene Spezifikation — "Nahrung — süsse Nahrung — schwarze süsse Nahrung" — ist der erste Schritt auf dem Wege zu den systematischen Terminologien der Chemiker und der Naturforscher überhaupt; denn auch bei diesen war natürlich ein blosses Zusammenrücken (P. Kretschmer Sprachregeln f. d. Bildung und Betonung zoologischer und botanischer Namen Berlin 1899 S. 6) älter als die echte Komposition (ebd. S. 5).

Wo unsprechbare Komplexe entstehen, werden bei Dalgarno die literae serviles et expletivae ei und s eingeschoben: meis für ms (S. 51). Polyonymie wird (S. 45) nicht vermieden; so heisst abripere (S. 95) dos, don, bemdep, stekai. (Diese Sprache mag wohl auf die wildesten Lautverbindungen in Swifts Gulliver 1726 Einfluss geübt haben.) Der Anfang der Genesis lautet (S. 118): *Dan semu, Sava samesa Namttn Nom.* Auch das Vorwort hat Dalgarno in seiner eigenen Sprache an König Karl gerichtet.

Dieser kühne und konsequente Neuerer bleibt nun aber doch völlig von dem Vorbild des allgemeinen Sprachbaus abhängig. Zwar wenn die allgemeine Anordnung — vox generica praecedat (S. 56) — der der Sprachen entspricht, so liegt hier wirklich eine Übereinstimmung von Logik und Sprachbau vor. Aber das ist bezeichnend, dass er Alles glaubet wiedergeben zu müssen, Flexion (S. 62), Syntax (S. 72), ja sogar Eigentümlichkeiten wie die verba impersonalia (S. 77). Nichts

ist für die logische Unbehilflichkeit der Sprachen bezeichnender als die Notwendigkeit der Partikeln zur Verdeutlichung der Beziehungen im Satz; Dalgarno aber (der S. 80 die scharfsinnige wenn auch zu weit gehende Bemerkung macht "omnes particulas esse vero casus") glaubt auch sie für seine logische Universalsprache nicht entbehren zu können!

d) Athanasius Kircher (1602—1680) ist der Berühmteste unter den Förderern der Universalschrift; und an keinem tritt die bedenkliche Seite dieser Unternehmungen greller hervor. Weiss (Biogr. Un. 21, 642) suchte noch Kirchers bonafides zu retten; Erman (ADB. 16, 1 f.) hat ihn unwiderleglich als Charlatan entlarvt. Nur ist auch bei dem Jesuitenpater wie bei Tritheim oder Becher der Betrug immer zuerst als Selbstbetrug zu verstehn. Der grenzenlos eitle und ehrgeizige Mann war nie zufrieden, die Dinge so aufzufassen, wie der gesunde Menschenverstand sie nahm. Wenn er etwa (Erman a. a. O. S. 3) in seinem "Oedipus Aegyptiacus" die 13 Zeichen *Kasrs Tmitians* (Caesar Domitianus) zu deuten hat, so liegt es seinem von Kabbala und Übergescheitheit verdrehtem Kopf ganz nah, den Titel im Sinn seiner eigenen "Steganographia" zu deuten und den Namen "Kaiser Domitianus" wie folgt zu übersetzen: "Die wohlthätige Zeugungskraft, die über das Obere und Untere herrscht, vermehrt das Zuströmen der heiligen Feuchtigkeit, die von oben herabkommt. Saturn, der die flüchtige Zeit ordnet, der wohlthätige Gott, fördert die Fruchtbarkeit der Äcker und hat Macht über die feuchte Natur . . ." Sicher ist das, wie Erman sagt, Tollheit; aber es hat vielleicht noch ebensoviel Methode wie manche Lesungen etruskischer Inschriften.

Auch Kircher vereinigte das Studium der Mathematik und Musik mit dem der Sprachen. Seine koptischen Arbeiten haben noch heut Bedeutung (Benfey Gesch. d. Sprachwiss. S. 239) — "freilich nicht weil, sondern trotzdem Kircher die *Lingua aegyptiaca restituta* heraus gegeben hat", meint Erman. Überall versuchte er, aus geringen Resten grosse Geheimnisse herauszulesen und wieder in enge Symbole grosse Geheimnisse hineinzupassen. Er schrieb einen *Mundus subterraneus, in quo universae naturae maiestas et divitiae demonstrantur* (1664 oder 1668): "bizarre Konjekturen und apokryphe Berichte über die Riesen, die Drachen und andere im Erd-

innern wohnende Fabelgeschöpfe" (Biogr. Un. 21, 643); und eine Turris Babel, sive Archontologia qua priscorum post diluvium hominum vita, mores, rerumque gestarum magnitudo . . , confusio linguarum, gentium transmigrationses cum principium inde enatorum idiomatum historia describuntur et explicantur (1678).

Dieser Mann musste selbstverständlich auch eine Polygraphia seu artificium linguarum, quo cum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere (Rom 1683) schreiben (vgl. Diels a. a. O. S. 7). Die Pasigraphie ist von Becher, die Steganographie von Tritheim abhängig. Neu ist aber zweierlei: erstens die Energie der Durchführung, und zweitens der ausgezeichnete Gedanke, nicht mehr die ganzen Worte, sondern nur die Wurzeln zu übersetzen, die Flexion aber (wie es Steiners Pasilingua s. o. thut) den Nationalsprachen zu überlassen (Polygraphia S. 15).

Kircher erbaut (S. 45) ein Dictionarium pentaglossum. In alphabetischer Folge nach dem Latein ordnet er die wichtigsten Begriffe rein praktisch in 32 Gruppen von je 40 Worten. Es ist also etwa "radix" im Alphabet aufzusuchen und danach durch XIX 10 auszudrücken. So erhält man die Wurzel. Die Flexion wird sodann durch eine Chiffer ausgedrückt, z. B. G mit Kreis Gen. Sg., G mit Strich Gen. Pl., oder ein Hufeisen je nach der Lage Praes. oder Praet., mit Punkt Plural usw. Also XIX 10 A: *radices*; oder zu II 7 amare II 7 II' *amabimini*. — Das Verfahren ist ungemein einfach und bei der einfach symbolischen Art der Flexionszeichen auch praktisch; ähnliche Methoden werden (nach der Biogr. Univ.) noch heute im internationalen Handelsverkehr vorgeschlagen. Auch die verschiedenen Systeme einer arca steganographica (S. 130) oder cysta glottologica (S. 85) sind scharfsinnig ausgedacht. Daneben fehlt es wieder nicht an Spielereien wie der tabula cryptologica per signa membrorum (App. S. 16), wo die Ohren Liebe oder Hass, der Bart Glück oder Unglück bedeutet, so dass man plötzlich wieder in der Sphäre der Traumdeuter und Kartenleger gerät. — Kircher gibt übrigens (S. 147) die Namen verschiedener Vorgänger an, darunter den berühmten J. B. Porta (vgl. App. S. 20); dass er sich mit Tritheim ausföhrlich beschöftigt, erwöhrnten wir schon.

e) John Wilkins (1614—1672), Bischof von Chester,

bedeutet den Höhepunkt dieser Entwicklung und von ihm würde ich am wenigsten mit Th. Mundt (Deutsche Prosa S. 15) behaupten, dass er "nur Unsinn vorgebracht habe". Wir halten es lieber mit Techmer, der in seiner Internat. Zs. f. Sprachwiss. (4, 339 f.) Wilkins mit höchster Anerkennung bespricht und (S. 349 f.) den dritten Teil, die Natural Grammar, zum Neudruck bringt.

Der Schwager Oliver Cromwells, der auch mit dem geachteten Theologen Tillotson (den Lessings Vater übersetzt hat) verwandt war, gehörte zu den Gründern der berühmten Royal Society; er soll auf Cyrano de Bergerac mit seiner Reise in den Mond, auf Swifts Gulliver und Voltaires Micromégas gewirkt haben und Fontenelle hat seine "Entdeckung einer neuen Welt" (1690) in den Unterredungen über die Mehrheit der Welten popularisiert (Biogr. Un. 44, 620). Wie Trithemius und Porta hat dieser ungewöhnliche Mann sich mit der Gedankenübermittlung durch Telepathie befasst (Mercure 1641) und von hier kam er zu dem Versuch einer überall verständlichen Begriffszeichensprache. Er patronisierte Dalgarno und benutzte, wie Ch. Nodier (a. a. O.) zeigte, seine *Ars signorum vulgo character universalis* (1661) für seinen eigenen Essay *towards a real character and a philosophical language* (1668), der aber doch noch Eigenes genug enthält. Wie Kircher und Dalgarno für die Drucklegung ihrer Schriften fürstliche Gönner fanden, so sah Wilkins sein Buch von der Royal Society gedruckt.

Der Bischof holt sehr weit aus und es sieht fast aus, als näherte er sich der empirisch-philosophischen Methode von de Brosses und Monboddo, wenn er mit dem Ursprung der Sprachen, ihren Veränderungen und ihrem Verfall, den Anfängen der Schrift und der Vergleichung der Alphabete beginnt. Aber der zweite Teil "containing Universal Philosophy" verrät sofort den Scholastiker. Der Mann, der einen Abschnitt überschreibt "that neither Letters nor Languages have been regularly established by the rules of art", zeigt schon in diesen Worten seinen Standpunkt: im Grund erkennt er die φύσις, die unwillkürliche Entwicklung an, aber er fasst sie doch als fehlerhafte Abweichung von dem Ideal der θεία, der vernunftgemässen Einsetzung, auf. — Er geht nun in philosophischer Analyse von den allgemeinsten zu den spe-

ziellen Begriffen und bereitet so die Philosophische Grammatik (S. 297) vor. In den Betrachtungen über Partikeln (S. 304), Syntax (S. 354) u. dgl. steht er Dalgarno nahe, wie er denn auch dessen lautphysiologischen Studien (S. 363 f.) nachahmt und mit instruktiven Abbildungen der beim Sprechen thätigen Organe (S. 379) begleitet. Aber Wilkins ist viel geistreicher als der trockene Schotte. Und vor allem macht er mit dem Gedanken Ernst, dass die Zeichen eine gewisse Notwendigkeit haben sollen, gerade im Gegensatz zu der "Willkür" der einzelsprachlichen Benennungen. Er sucht deshalb nicht nur einfache Zeichen etwa von der Art der stenographischen (S. 376) zu geben, sondern er motiviert (S. 373) sogar die Reihenfolge der Lautzeichen. Ebenso sind die Begriffszeichen rein symbolischer Natur: "eine gerade Linie, als das Einfachste, wird für den Begriff 'Gott' gesetzt. Ein Winkel an der linken Seite bezeichnet die erste Person der Dreieinigkeit, Gott Vater" (S. 405). Die Anordnung der Zeichen sollte, wie im Chinesischen (auf das Wilkins, wie andere Universalschriftlehrer, Bezug nimmt, S. 451) die Syntax überflüssig machen; aber während die bewundernswerte mathematische Klarheit des Chinesischen nach G. v. d. Gabelentz (in Techmers Internat. Zs. f. allgem. Sprachwiss. 3, 100 über die chinesische Wortstellung) gerade in dieser konsequent durchgeführten Anordnung besteht, hat Wilkins doch die Präpositionen usw. nötig (vgl. das Credo als Probe mit Erläuterung S. 427 f.).

Als Begriffszeichensprache erreicht Wilkins' Essay die höchste Stufe. Der Versuch, ganz von dem Wortvorrat abzu-  
sehen, eine logische Einteilung aller vorhandenen Begriffe und Dinge vorzunehmen und in einfachen symbolischen Linien wiederzugeben, verdient den höchsten Respekt und deutet mit grosser Bestimmtheit jene von Mach und Diels erwartete wissenschaftliche Kunstsprache der Zukunft voraus. Gerade deshalb ist das mit grosser Konsequenz durchgeführte Unternehmen des Bischofs auch in seinen Schwächen so bezeichnend.

Zunächst lässt eine abgeschlossene Gliederung eine Erweiterung unserer Kenntnisse nicht zu ihrem Recht kommen. Kirchers geschlossene "Cysta" oder Dalgarnos und Wilkins' lückenlos fortschreitende Systeme bieten der Aufnahme neuer Termini, der Charakteristik neu entdeckter Tier- oder Pflanzengattungen die grössten Schwierigkeiten. — Wichtiger

noch ist, dass fundamentale Auffassungen sich ändern, ohne dass Umgestaltungen im System möglich wären. Das stört bei Kirchers rein praktischer Methode nicht, wohl aber bei der logischen der Engländer. Bei dem Bischof von Chester werden z. B. noch die vier Elemente als Einteilungsprinzip verwandt; eine Gliederung auf Grund anderer chemischer Erkenntnis müsste das ganze Vokabular umwerfen, die Beibehaltung desselben aber müsste die Quelle grundfalscher Vorstellungen und Assoziationen werden! (Vgl. Benfey *Gesch. d. Sprachwissenschaft* S. 249 Anm.)

Doch über den praktischen Wert der Universalcharakteristik haben wir hier nicht zu sprechen. Auch liesse Wilkins' System sich verbesserungsfähiger gestalten etwa durch Nachahmung jenes Dezimalsystems, das von Amerika aus für die internationale Bibliographie in Vorschlag gekommen ist. Hier wird jede Gruppe in zehn Teile zerlegt und also jedes Buch durch eine mehrstellige Zahl bezeichnet; also etwa: Philosophie 1; Deutschland 1; Mittelalter 2; Cusanus 4; das oder jenes Buch von ihm 11247. Diese Methode, die gewissermassen Kirchers Zahlenkasten und den ideographischen Apparat der Engländer vereinigt, lässt wenigstens fortwährende Neuteilungen zu, wenn auch die Grundlagen der Einteilung unangerührt bleiben müssen.

Für uns, aber ist vor allem von Bedeutung, wie mächtig selbst bei diesen Triumphen der  $\theta\epsilon\acute{o}\tau\iota\varsigma$  die  $\phi\acute{o}\tau\iota\varsigma$  bleibt, wie gewaltig die natürliche Sprache auf die philosophische drückt. Alles, was der character universalis entbehrlich machen sollte, verdeutlichende Beziehungsworte so gut wie primitive Interjektionen, kehrt in Wilkins' Essay wieder. Der Triumph der Spekulation über die Materie wird zu einem Sieg des Historisch-Gewordenen über das Rein-Gedachte; die künstliche Sprache ist immer wieder — ein Kind der natürlichen!

f) Die Universalschrift hat nicht wieder solche Höhe erreicht. Aber das Problem ward immer wieder angegriffen. Lambert verschaffte (wie Wilkins dem Dalgarno) einem wunderlichen "ungarischen Edelmann und Geistlichen" Georg Kalmar Subscribenten für seine *Praecepta grammatica atque specimina linguae philosoph. sive universalis ad omne vitae genus accomodatae* (1772). Es war "eine Schriftsprache von 400 Grundzeichen, zu deren Bezeichnung er die Zeichen der



Mathematik, Astronomie, Heraldik usw. zu Hilfe ruft. Seine Grundzeichen führt er durch alle Sprachabwandlungen hindurch und hat Mittel ihre Verbindung anzuzeigen. Die 400 Grundzeichen behielt er jedoch geheim und teilte nur einige Proben mit" (Lepsius Lambert S. 91). Es scheinen hauptsächlich Initialen gewesen zu sein: t (tempus) Zeit, b (beatitudo) Glückseligkeit u. dgl., und also so willkürlich wie Ploucquets Buchstaben. — Der merkwürdige Graf Gustav Schlabrendorf (1750—1824), dessen Leben Varnhagen v. Ense beschrieben hat, grübelte über allgemeine Sprachlehre und Wortabstammung (ADB. 31, 322; vgl. Preussische Jahrbücher 1, 80. Über Schlabrendorf als Schriftsteller G. Schwab Die deutsche Prosa Stuttg. 1843 I 275). Einen kurzen Abriss seiner geistreichen "Bemerkungen über Sprache" findet man in C. G. Jochmanns Reliquien gesammelt v. H. Zschokke (Hechingen 1838) I 148 f. Schlabrendorfs grundlegendes Aperçu ist das von der rhythmisch-melodischen Natur jeglicher Sprache. Auch er ging vom "mécanisme vocal" aus (Biogr. Un. 38, 333) und wetteiferte in der lautphysiologischen Begründung der allgemeinen Sprache mit dem Abbé Sicard (1742—1822), dem hochverdienten Taubstummenlehrer, dessen Pasigraphie ou premiers éléments de l'art d'écrire et d'imprimer dans une langue de manière à être entendu en toute autre langue sans traduction (1796), wie Schlabrendorfs Ideen, über die Ankündigung nicht herauskam (Biogr. Un. 39, 288). Es ist merkwürdig, dass Sicard fast auf demselben Wege wie Wilkins zur Universalschrift kam: durch das Problem, zu einem nicht Hörenden zu sprechen; bei dem Bischof handelte es sich um Abwesende, bei dem Abbé um Taubstumme. Dies zeigt von neuem, wie Universalschrift und Universalsprache fast unlösbar verquickt sind. — Sicard stand seinesseits in Verbindung auch mit Joseph de Maimieux (1753—1820), dessen Pasigraphie mit ganz demselben Titel wie Sicards Ankündigung zitiert wird (Biogr. Un. 26, 131); später gab er noch eine "Carte générale pasigraphique" (1808), ein Wörterbuch von 7—8000 Wörtern mit grammatischen Regeln "von bewundernswerter Einfachheit". — Moser (Gesch. der Weltsprache S. 15) nennt neben Andern noch Bachmaier (1853), Soudre, de Mas (1863), Paic (1869), sowie besonders v. d. Gabelentz, "welcher mit Weltsprach-Alphabet, Grammatik und Wörterbuch sowie einer grossen An-

zahl von Schlüsseln zur Gablantzographia und Gablantzolalia an die Öffentlichkeit trat". Doch mit dem Namen des grossen Sprachkundigen, der von der universalen Sprachkenntnis "zu einer allgemeinen Sprachlehre im wahren Sinne des Wortes" (Leskien ADB. 8, 787) zu gelangen hoffte, haben wir den Anschluss an die empirisch-philosophische Sprachforschung erreicht. Wir nennen deshalb nur noch (nach Benfey S. 800) zwei bei Moser (a. a. O.) fehlende Vertreter der "künstlichen Allerweltsprache": Abel Bürja (1809) und Lichtenstein (1853). Mit der "Pasigraphia sive scriptura universali" hat sich übrigens (1799) auch G. F. Grotefend, der erste Entzifferer der Keilschrift, befasst (ADB. 9, 763).

3) Im Gegensatz zu den zweifelhaften Gestalten, die uns zumeist als Erfinder der Begriffswort- und Begriffszeichensprachen entgegentraten, begegnet nun sofort eine höchst würdige Persönlichkeit, ein vornehmer Vertreter des "Ancien Régime" in Frankreich, den als solchen — wenn ich nicht irre — auch Taine besonders gewürdigt hat — der Präsident de Brosses.

a) Charles de Brosses (1709—1777), Parlamentspräsident in Dijon, war ein Mann von staunenswerter Vielseitigkeit der Interessen: "c'était sa nature d'être aux deux pôles à la fois, d'aimer à mener de front des choses qui se repoussent, les plaisirs et les affaires, le droit et la musique, la politique et le jeu, les recherches de l'érudition la plus patiente ou la plus ardue, et les saillies de la gaieté la plus piquante et la mieux inspirée" (Biogr. Un. 5, 646. Vgl. über ihn noch den Essai sur la vie et les écrits du Président de Brosses vor seinen Lettres familières S. 85 und Barbey d'Aurévilly Portraits politiques et littéraires S. 94 f.). Freilich liegt in dieser Bunttheit der Interessen, in der Vereinigung von Sprach- und Musikstudium insbesondere immer noch eine Verwandtschaft mit dem polyhistorischen Dilettantismus der Tritheim und Kircher; und ein strenger Fachmann wie Benfey hat denn auch (Gesch. d. Sprachwissensch. S. 281. 286 f.) über den "Traité de la formation mécanique des langues et des principes physiques de l'étymologie" (Paris 1765) sehr hart geurteilt. Ich finde in dem Buch des merkwürdigen Manns, der sein Leben der Ergänzung Sallusts gewidmet hat und durch seinen "Culte des dieux fétiches" (1760) der vergleichenden Mythologie und

der allgemeinen Religionswissenschaft einen unentbehrlich gewordenen Terminus schenkte, doch nicht bloss "die eigentümliche Divinationsgabe, mit der der französische Geist eine Idee erfasst, welche erst später begründet wurde" (Benfey S. 288), sondern auch eine merkwürdig frühreife Richtung auf die Kontrolle der apriorischen Meinungen durch Beobachtung und Vergleichung. Die beiden Bändchen — die ich aus unserer Königlichen Bibliothek in dem mit Randstrichen versehenen Exemplar Friedrichs des Grossen benutzen konnte — enthalten sicherlich noch viel und allzuviel von der tastenden Phantastik des 18. Jahrhunderts und der Verf., der (1, 50) die Astrologie verdammt, die Etymologie aber als eine hohe und sichere Kunst preist, hat den Unterschied zwischen wissenschaftlicher und dilettantischer Methode noch so wenig erfasst, dass er sich (2, 44) Wachlers köstliche Unterscheidung von Sprache und Dialekt zu eigen macht: "Die Sprachen sind untereinander durch die Konsonanten unterschieden und die Dialekte durch die Vokale!" Wenn er (2, 103 f.) der Urbedeutung der Worte nachgeht, erklärt er etwa "hospites" als "houspetentes, ceux qui viennent à la maison" (2, 115). Oder Sprachverschiedenheiten wie *pempe* und *quenque* werden (2, 167) aus verkehrten Lesungen gedeutet; was an Max Müllers Methode erinnert, alle mythologische Entwicklung von Sprachfehlern abzuleiten. Vor allem geht de Brosses — wie Benfey hervorhebt — viel zu weit in der unhistorischen Deutung junger Worte aus ursprünglicher Lautnachahmung (1, 254 f. u. ö.).

Aber dem steht doch ein merkwürdig klares und annähernd richtiges Bild der allgemeinen Sprachentwicklung gegenüber. Mit dem Begriff der "Wurzeln" macht im Abendland de Brosses zuerst ernst, wie er denn auch konsequent dafür das Zeichen R (= *radix*) verwendet. Die Wurzeln sind festzustellen durch Sprachvergleichung. Sie sind überwiegend selbständige ungebräuchliche Worte (2, 369); der Imperativ ist Verbalwurzel (2, 398). Formell sind sie kurz und zumeist einsilbig (2, 387). Ihre Zahl ist gering (2, 230). Auch die Endungen sind grossenteils ursprünglich autonome Worte (2, 173 f.). Hier nimmt der Präsident also Bopps berühmte Theorie voraus, aber er schränkt sie vorsichtig ein, wie er auch die Einsilbigkeit der Wurzeln nicht unbedingt behauptet — für seine spekulierende Zeit eine anerkennenswerte Selbstbeschränkung.

Jede Wurzel entwickelt sich nach bestimmten Regeln der Ableitung (2, 55 f.). Neue Wurzelworte kommen nur ausnahmsweise vor (2, 119). de Brosses versucht auch schon die Gesamtgeschichte einzelner Wurzeln zu geben; die erste — AC (2, 324 f.) ist merkwürdigerweise dieselbe, mit deren freilich recht sehr anders fundierter Geschichte sich auf das Jahr um ein Jahrhundert später in die Wissenschaft Johannes Schmidt von August Schleicher geleiten liess (Die Wurzel AK im Indogermanischen Weimar 1865). Es ist aber auch bezeichnend, dass Schleicher (a. a. O. S. V) erklärt, er habe sich der Wahl seines Schülers deshalb gefreut, „weil ich hoffen durfte, dass gleich diese erste Arbeit den Verf. mit der gehörigen Scheu vor der Etymologie erfüllen werde“. Man war in 100 Jahren von der fröhlichen Sicherheit etwas zurückgekommen, mit der der Franzose (1, 31) ausrief: „L'étymologie n'est pas un art incertain!“ — Die zweite von de Brosses benutzte Wurzel, ST (2, 335 f.), ist noch bei Steinthal ein Lieblingsgegenstand glottogonisch-etymologischer Vermutungen.

Für die Veränderungen der Worte bringt de Brosses sehr verständige Ursachen, so die jetzt wieder so beliebte „prononciation inexacte“ (2, 137). Er beachtet sogar (2, 63 f. 71 f.) den Einfluss des Völkerverkehrs, unterscheidet (2, 74) Verwandtschaftscentra wie den Norden für Ausdrücke der Fischerei, und achtet selbst (1, 165. 277—84) auf den Akzent. Über die Ableitung stellt er freilich (1, 289) nur ganz allgemeine Sätze auf; ebenso über die historischen Veränderungen (2, 164 f.).

Steht es nun fest, dass aus wenigen Wurzeln zahllose Worte entstanden sind, so kommt Alles darauf an, Altersschichten für diese Worte festzustellen. Hierin liegt nun die eigentliche Bedeutung von de Brosses. So phantastisch und dilettantisch er auch vorgeht — der Gedanke selbst ist heut noch nicht überholt. Noch heut gelten prinzipiell alle Worte einer Sprache als gleichartig, soweit sie sich nicht durch formelle Merkmale — altertümliche Flexion, junges Stammsuffix u. dgl. — als bestimmten Epochen angehörig nachweisen lassen. Es muss aber auch inhaltlich eine Paläontologie der Ausdrücke angestrebt werden, die erst vom Boden einer wissenschaftlichen Bedeutungslehre möglich ist.

Diesen hat der Sohn des encyklopädischen Zeitalters na-

türlich noch nicht. Um die "expressions natives" (1, 13) herauszufischen, bedient er sich dreier Werkzeuge. Erstens der Lautphysiologie (1, 101 f.). Er sucht die einfachsten und natürlichsten Laute (1, 106) zu ermitteln, leiht ihnen dann freilich vorschnell symbolische Bedeutung, z. B. (1, 158) dem Nasal negative, worin ihm neuerdings C. Abel gefolgt ist. Im Übrigen steht de Brosses hier trotz origineller Gedanken — die Namen der Sprachorgane sollen nach den ihnen eigentümlichen Lauten gebildet sein 1, 248, vgl. Benfey a. a. O. S. 288 Anm. — seinen Vorgängern sehr nahe, wie denn auch sein Versuch eines "alphabet organique et universel" (S. 177 f.) dem des Wilkins sehr ähnlich sieht. — Das zweite Mittel ist die Kindersprache (1, 220 und besonders 2, 7). Aus ihr liest er nicht ohne Geschick primitive Worte (1, 222 f.) ab, erkennt das Alter der Interjektionen (ebd.) und antezipiert in seinen Betrachtungen über die "mots nécessaires" (S. 231) Buschmanns Studien über die "Naturlaute" Papa und Mama (S. 233. 244). Als zweite Stufe folgen den "mots nécessaires" die "mots presque nécessaires" (S. 297 f.), durch Onomatopöie (S. 252) gewonnen; weiterhin dann Ausdrücke von nur symbolischer Bedeutung (S. 260). — Das dritte Werkzeug endlich ist die Sprachvergleichung. Hier liegt de Brosses' eigentlichstes Verdienst um das Problem der Weltsprache. Wie Descartes und Leibniz geht er von dem *Aperçu* des gemeinsamen Gedankenorrats aus: "Rien n'est donc plus possible que d'introduire un caractère universal, avec lequel toutes les nations, quoique de langues différentes, pourraient exprimer leurs idées communes: je dis leurs idées simples et communes, car dès qu'elles seraient compliquées la difficulté de se mettre au fait de tant des symboles et de variations de chaque symbole l'emporterait beaucoup sur l'utilité de cette généralisation" (2, 43; ganz ebenso Cartesius in der schon oben zitierten Stelle des Briefes an Mersenne). Jeder Urbegriff wird in einer Wurzel Platz finden; ohne dass sich übrigens de Brosses sehr um die Urbedeutung bemühte: er nimmt nur an, dass "le sens original est pour l'ordinaire celui qui désigne quelque être simple et physique, quelque usage des temps grossiers" (2, 103). So bedeutet die Wurzel Dun, Tonn, Dan, Than, Din, Thin (2, 117) ursprünglich "Berg", denn von den beiden Grundbedeutungen "mons" und "oppidum" muss die älter sein, die etwas Natur-

liches bedeutet. Die Anschauung von der verbalen Bedeutung der Wurzeln fehlt also noch völlig.

Von diesen Ideen ausgehend sucht der "Traité" für die Wortfamilie *capio* (2, 194—230) einen vollständigen Stammbaum aufzustellen, etwa wie es neuerdings Bruno Liebich (Die Wortfamilien der lebenden hd. Sprache Breslau 1899; vgl. meine Rez. Zs. f. d. Phil. 31, 413 f.) für den deutschen Sprachschatz versucht hat. Auch über die "noms des êtres moraux" (2, 234) gibt er Bemerkungen, leitet zutreffend die Abstracta prinzipiell aus Concretis her (S. 238 f.) und achtet auch auf die Bildung der Eigennamen (S. 275 f.) und ihre Altertümlichkeit (S. 308).

Als letzte Frucht soll nun aus diesen Studien die empirisch-philosophische Sprache hervorgehn: der "Archéologue", wie er es nennt (S. 489 f.), ein systematisch geordnetes Wörterbuch auf Grundlage eines Wurzellexikons (S. 527), eine nomenclature universelle par racines" (S. 490).

Damit hat de Brosset, der noch tief genug in alten Anschauungen steckte, um die Etymologie als eine Art von *ars inventiva* zu verwenden (1, 60), den höchsten Standpunkt erreicht, der sich vom Boden der alten Sprachauffassungen überhaupt erreichen lässt. Er weist bereits auf jene philosophische Sprachlehre hin, die noch 1803 A. W. Schlegel (Werke 12, 143. 152) als *pium desiderium* ansah. Die empirisch-philosophische Methode lag freilich im Keim in der Ideographie des Cartesius und dem Ideen-Alphabet des Leibniz; aber diese gingen thatsächlich doch bald von dem Gedanken, den ursprünglichen Begriffsvorrat durch Vergleichung zu ermitteln, zu willkürlichen Festsetzungen über. Hätte de Brosset mit den Mitteln seiner Zeit den "Archéologue" ausgeführt — er liess es freilich wie Descartes und Leibniz vor ihm, Sicard und Schlabrendorf nach ihm bei dem Programm bewenden —, so wäre wohl auch er bald zu apriorischer Willkür geflüchtet, wie wir sie schon bei jener Entscheidung trafen, "dun" müsse "Berg" heissen, weil "Stadt" als künstliches Machwerk ein jüngerer Begriff sei. Aber heut liesse sich in der That der Plan des de Brosset annähernd verwirklichen; ja für eine bestimmte Seite des Wort- und Begriffsvorrats, für die "Kulturwörter", haben die "linguistisch-paläontologischen" Untersuchungen von Adalbert Kuhn bis auf Otto Schrader

längst den "Archéologue" aufgestellt und werden (trotz der weitgehenden Skepsis in Kretschmers "Einleitung zur Gesch. der griech. Sprache") damit sicherlich zu einem guten Teil die Überzeugung des Franzosen von der kulturhistorischen und völkerpsychologischen Bedeutung der Etymologie (1, 67) gerechtfertigt haben.

Der Versuch, durch empirische Vergleichung und philosophische Nachprüfung den Stammbaum der Begriffe aufzustellen, wird noch einmal unternommen werden müssen. Dass die logische Ableitung von Kardinalbegriffen wie "das Sein" bei Dalgarno und Wilkins mit der historischen Reihenfolge, in der die Begriffe bei den Völkern auftauchen, sich in keiner Weise deckt, ist heut Niemandem zweifelhaft. Dass ein Begriff wie etwa "Leidenschaft", mag er auch in allen Sprachen vorkommen, mit "Hunger" oder "Wolf" nicht gleichaltrig ist, dürfen wir annehmen. Eine empirisch-philosophische Sprache mindestens für den Kulturkreis der indogermanischen und semitischen Sprachen liesse sich auf Grund von de Brosses' Programm schaffen. Man müsste die ältesten Begriffe feststellen, weiterhin die Mittel, durch die aus diesen jüngere geschaffen sind (vgl. z. B. Pizzi Saggi d'indici sistematici per lo studio della espressione metaforica di concetti psicologici Turin 1896; Referat von Kurt Bruchmann DLZ. 1899 S. 1410) und so fort. Für die Urbegriffe müsste man einfache Zeichen wählen, die eine fortdauernde Differenzierung zu komplizierteren Begriffen zuließen. Eine Vorahnung solcher Methode liegt auch in Lichtenbergs (von uns schon oben besprochenem) ironischem Spiel: zef ein kühler Wind, Vzef ein Schmeichler (Werke 2, 201).

Die höchste Stufe einer Weltsprache würde freilich auch so nicht erreicht. Denn so sehr sich auch solche historische Konstruktion über die Willkür der Begriffswort- und Begriffszeichensprachen erheben würde — willkürlich bliebe sie immer noch, weil sie von der "künstlichen" Abstraktion des "Worts" ausginge, statt die "natürliche" Basis des Satzes zu wählen. Aber eben in diesem Kleben am Wort und Haften am Buchstaben zeigt die gesamte Geschichte der Weltsprache von den kümmerlichsten bis zu den kühnsten Versuchen die unvermeidliche Abhängigkeit von der gewordenen Sprache. Nur die momentan aufblitzenden Figuren der Lange, Euler, Plouquet nähern sich der höheren Konzeption.

b) Wie Dalgarno den Wilkins, Sicard den Maimieux, hat de Brosset Court de Gébelin (1725—1784) als freilich viel geringeren Zwilling zur Seite. Er ist von jenem in seiner *Histoire naturelle de la parole ou grammaire universelle* (1774. 1775; neu her. von Lanjuinais 1816) abhängig, aber (nach Benfey S. 282) noch kritikloser, freilich auch lebhafter und zuversichtlicher (S. 290). Auch er nimmt (nach der Biogr. Un. 9, 373) an, dass die Ursprache sich aus einer gewissen Zahl von Lauten und Betonungen zusammensetzte, die sich bei allen Völkern finden und aus denen die Worte der Sprachen entstanden; auch er verbindet wie de Brosset Spekulationen über den Ursprung der Schrift mit denen über die Anfänge der Sprache. Nebenbei erklärt er so — wie Falb mit seinem famosen in der Inka-Höhle gefundenen Schlüssel — auch alle Geheimnisse der Mythologie und Chronologie. Für dies Werk erhielt er von der Académie française zweimal den für die nützlichste Arbeit bestimmten Preis ... Die chinesischen und lateinischen Grammatiken dienen ihm (Biogr. Un. 9, 373) als Führerinnen. Übrigens versinkt er wieder ganz in symbolisierende Phantastik: die Vokale bedeuten die Empfindungen, die Konsonanten die Ideen.

c) Die empirische Richtung, die de Brosset einschlug, hat sich nicht lange behauptet. James Burnett Lord Monboddo (1714—1799), den Benfey (a. a. O. S. 282. 291 f.), trotz all seiner Bizarrerien — er lässt die Entdeckung der Sprache durch die übermenschliche Hilfe der ägyptischen Dämonenkönige vor sich gehn! (a. a. O. S. 293) — hoch über die beiden Franzosen erhebt, hat in seinem berühmten sechsbändigen Werk *Of the origin and progress of language* (Edinburgh 1774) sich wieder ganz auf die Spekulation geworfen. Auch er gibt zu (I, 574), dass es "Urworte" gibt und entscheidet sich ähnlich wie de Brosset dafür, dass zuerst diejenigen Dinge benannt werden, mit denen die Naturmenschen am meisten zu thun hatten. Aber er unterscheidet diese (S. 577) ausdrücklich von den Wurzeln der Kultursprachen — "artificial languages" nennt er diese mit einem durchgehenden Gegensatz zu den "barbarous languages" der kulturlosen Völker —: die "Wurzeln" sind unselbständige Stammteile abgeleiteter Worte, die Urworte bedeuten die letzte Stufe der Sprachentwicklung bei den Naturvölkern. Bei der durchgängigen Über-



schätzung der Kunst und Kultur, die den schottischen Richter kennzeichnet, wundert man sich nicht, ihn (2, 440 f.) von Wilkins' philosophischer Sprache höchlich entzückt zu sehn. Mehr erstaunt man über das begeisterte Lob, das ihm Herder gespendet. Gewiss war Monboddò ein geistreicher und origineller Mann; in der Auffassung der Neugriechen als einer herabgekommenen Bastardrasse (Biogr. Un. 28, 596) nahm er Fallmerayers vieldiskutierte Erklärung voraus, und die logisch-ästhetische Vergleichung der Sprachen (B. IV), obwohl ganz im Bann blinder Antikenverehrung, ist jedenfalls neben dem von Jenisch der gründlichste und vollständigste Versuch, das auszuführen, was v. d. Gabelentz (Sprachwissensch. S. 371 f.) mit einem seltsamen Ausdruck "Sprachwürderung" nennt. Aber für das Problem der Ursprache und der aus ihr zu entwickelnden Idealsprache kann ich bei Monboddò nur einen Rückschritt aus der Empirie in die Spekulation, aus frischer Luft in Scholastik wahrnehmen.

#### VII. Sprachbildung aus reiner Willkür.

In allen bisher besprochenen Fällen der künstlichen Sprachbildung fanden wir zwei Prinzipien mächtig: entweder es wurde aus gegebenen Proben und Einzelstücken heraus der ganze (oder doch annähernd der ganze in Betracht kommende) Sprachstoff normalisiert, oder es wurde ein bestimmtes Prinzip allgemein durchgeführt. Das erste gilt z. B. für die Ammensprache, aber auch für die Schrift- und Dichtersprache; das zweite für die Verschwörersprache der Carbonari, aber auch für die "philosophischen Sprachen". In beiden Fällen schwebt, bewusst oder unbewusst, ein Ideal vor, dem das Material angenähert werden soll. Ich kenne Personen, die ohne Kenntnis des Englischen oder Italienischen den Tonfall dieser Sprachen so täuschend nachzuahmen wissen, dass selbst der Engländer oder Italiener anfangs seine Muttersprache zu hören glaubt; während umgekehrt so mancher gelehrte und korrekte Lateiner nie den "color latinus" heraus bekommt. Die Einen haben ein sicheres Gefühl für das Eigenartige eines Idioms, die Andern nicht. Je nach dem Mass wie ein Schriftsteller dies unfassbare, aber bestimmt empfundene Ideal seiner Sprache erreicht, bemessen wir seine Sprachgewalt. Luther und Lessing führen die deutsche Sprache im Sinne des ihr eingeborenen Ideals

weiter; Klopstock oder die Romantiker führen sie oft auf Irrwege.

Solches Ideal also, solche geheime Vorzeichnung fanden wir in irgend welcher Form bei allen Kunstsprachen mächtig, die nicht überhaupt ganz nach einem bewusst gewählten Idealbild geschaffen wurden. Völlig willkürliche Sprachsetzung war nirgends nachzuweisen. (Für die "angebliche Worterfindung des Kindes" verweise ich jetzt noch auf Wundt Völkerpsychologie 1, 273 f. vgl. 280.) Ich finde für sie nur Ein Zeugnis. Chamisso berichtet (Reise um die Welt, II; Werke 1836 II S. 77) von den Sandwich-Inseln: "Es ist bekannt, wie auf Otaheiti beim Antritt eines neuen Regenten und ähnlichen Gelegenheiten Wörter aus der gemeinen Sprache gänzlich verbannt und durch neue ersetzt werden. Solche willkürliche Veränderungen haben in neuerer Zeit die Sprache dieser Insel, die sonst von der von Owaihi wenig abwich, sehr von ihr entfremdet, und die Eingebornen beider Inseln verstehen einander nicht mehr. Folgende Thatsache aus der Geschichte von Owaihi, die wir der Mitteilung eines glaubwürdigen Zeugen, eines denkenden und unterrichteten Mannes, des Herrn Marini, eines dort angesiedelten Spaniers, verdanken, und welche uns die Eingebornen bestätigt haben, lässt uns unerwartet diese befremdende Sitte auch auf den Sandwich-Inseln wiederfinden, und zwar auf die auffallendste Weise. Gegen das Jahr 1800 ersann Tameiameia bei Gelegenheit der Geburt eines Sohnes eine ganz neue Sprache, und fing an, selbige einzuführen. Die neuersonnenen Wörter waren mit keinen Wurzeln der gangbaren Sprache verwandt, von keinen hergeleitet, selbst die Partikeln, welche die Formen der Sprachlehre ersetzen und das Bindungsmittel der Rede sind, waren auf gleiche Weise umgeschaffen. Es heisst, dass mächtige Häupter, denen diese Umwälzung missfiel, das Kind, welches dazu Veranlassung gegeben, mit Gift aus dem Wege räumten. Bei dessen Tode ward dann aufgegeben, was bei dessen Geburt unternommen worden war. Die alte Sprache ward wieder angenommen, und die neue vergessen. Die Neuerung ging von Hauwaruru auf O-Waihu aus, wo sie kaum einzudringen begann. Als wir Herrn Marini fragten, wie das eine oder das andere Wort in der neuen Sprache geheissen habe, besprach er sich deshalb mit anwesenden Eingebornen von Hanna-

ruru, denen allen die Sache wohlbekannt, die neu eingeführten Wörter aber meist entfallen waren. Herr Marini wusste kein anderes Beispiel willkürlicher Sprachveränderung auf diesen Inseln; Kadu hatte auf den Karolinen-Inseln keinen Begriff von deren Möglichkeit geschöpft“.

Ich habe in Ratzels Völkerkunde vergeblich nach einer Bestätigung dieser wunderbaren Erzählung gesucht und glaube, man muss ihr volles Zutrauen versagen. Denn auch der erste Teil scheint nicht ganz zutreffend. Ratzel (a. a. O. S. 199) sagt: „Ebenso werden in Tahiti nach dem Pi genannten Brauch durch die Namen von Häuptlingen geheiligte Worte durch andere ersetzt“. Es ist also schwerlich richtig, dass die verbannten Worte, wie Chamisso angibt, „durch neue ersetzt werden“: sie müssen nur vorhandenen Synonymis Platz machen. Im ganzen Archipelagus herrschen Zeremonialsprachen, Hofsprache auf Hawaii, Rangsprache auf Samoa. Aber gewiss sind es wie die durch W. v. Humboldt berühmt gewordene Kavisprache oder wie die Inka-Sprache (Helmolt Weltgeschichte 1, 329) einfach ältere Sprachen, die mit religiöser Sorgfalt bewahrt wurden; für Neuerfindung von Sprachen dürfte sich schwerlich bei alten Völkern ein Beispiel auftreiben lassen. Mit den „neuen Worten“ auf Otaheiti wird es nicht anders stehen. Nannte sich ein Häuptling beim Antritt der Herrschaft etwa „Steinadler“, so wurden beide Namensteile *tabu* und man musste statt „Stein“ „Fels“ sagen und statt „Adler“ „Aar“; taufte sich später ein König „Felsenaar“, so wurden vermuthlich die alten Ausdrücke wieder frei.

Jedenfalls aber wird man auf die Geschichte von der wurzelneuen Sprache Tameiameias mit ihren frisch erfundenen Partikeln nur mit Einem Ohr hinhören dürfen. Es ist schon erstaunlich genug, wenn ein Indianer und ein Neger (v. d. Gabelentz Sprachwissenschaft S. 140) Silbenschriftsysteme erfanden; willkürliche Sprachschöpfung wird es erlaubt sein, weder dem Tameiameia noch einem andern König zuzutrauen, sintemal eben Caesar non est supra grammaticos. Wäre der Bericht dennoch zutreffend, so hätten wir allerdings einen völlig singulären Fall, der sich ja denn auch nicht behaupten konnte. Immer wäre dann auch hier noch die bestimmende Einwirkung sei es des lautsymbolischen Gefühls sei es irgend einer Abstraktion denkbar, durch die dies Sprachwunder in die Reihe anderer ersonnener Sprachen zurücktreten würde.

## VIII. Zeichensprachen.

Wir sind mit der blossen Möglichkeit einer ganz willkürlich ausgedachten Sprache an die äussere Grenze unseres Problems gelangt. Freilich stellt man sich die Sache meist zunächst so vor, als seien "künstliche Sprachen" überhaupt rein ersonnene; wie wenig das zutrifft, haben wir selbst bei den phantastischen Lauterfindungen der Humoristen Grimms, Hausen, Holberg, Asmus Claudius darthun können. Für die innere Notwendigkeit, mit der die Sprache überhaupt und wieder jede einzelne Sprache für sich ihren Entwicklungsgang geht, lässt sich wohl kein stärkerer Beweis aufreiben als der, der in der Wirkung der gegebenen, in dem Einfluss der natürlichen Sprache auf die Sprachphantasie liegt.

Dennoch hat Baudouin de Courtenay (Vermenschlichung der Sprache S. 21) mit vollem Recht bemerkt: "Die bei weitem meisten Wörter der menschlichen Sprache sind nur zufällig entstandene Symbole, die unter andern Umständen sich ganz anders hätten gestalten können, in voller Unabhängigkeit von den durch sie hervorgerufenen sinnlichen Eindrücken. Und es ist eben diese Zufälligkeit das Charakteristische der Sprache. Selbstverständlich rede ich hier von keiner absoluten Zufälligkeit — denn eine solche anzunehmen verbietet uns die die Grundlage jedes wissenschaftlichen Denkens bildende Überzeugung von der Notwendigkeit in der Verkettung von Ursachen und Wirkungen — nein, ich rede von keiner absoluten Zufälligkeit, sondern von einer Zufälligkeit in den Grenzen der sich auf die gegebene Frage beziehenden Begriffe".

Ich erinnere hier nochmals an Renans glänzendes Wort, die Sprache sei in all ihren Zeiten "nie notwendig, nie willkürlich, immer motiviert". Und eben dies macht ihre Eigenart aus. Nur dadurch kann die menschliche Sprache im Ganzen und kann jede einzelne Nationalsprache das sein, als was de Brosses und Herder sie zuerst erkannten: das grosse Archiv der menschlichen Geistesgeschichte. Jede einzelne historische Notwendigkeit, jede lokal bedingte oder zeitlich verursachte Gedankenverknüpfung liegt angefangen und beschlossen in "der Santa Casa heiligen Registern".

Eben deshalb ist eine philosophische Sprache, so vollkommen sie in der Durchführung ihres Grundgedankens an

sich sein mag, niemals eigentlich "Sprache" im vollen Sinn des Worts: sie ist nur ein totes Ziffernsystem. Sie verhält sich zu der niedrigsten lebendigen Sprache wie ein künstliches Heldengedicht vom Schlag der "Henriade" zu Volksepen wie Ilias und Nibelungennot. Gerade was rationalistische Überklugheit an diesen als "Unvollkommenheiten" rügte, macht ihr Wesen aus: die Widersprüche, die Wiederholungen, die Parallelfälle. In ihnen bekundet sich der Pulsschlag des Lebens, der Niederschlag der Erlebnisse, der jenen toten Mechanismen und E. Th. A. Hoffmannschen Sprechpuppen fehlt; wie C. F. Meyer seinen Helden Ulrich v. Hutten von sich aussagen lässt:

Kurzum, ich bin kein ausgeklügeltes Buch —

Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Je stärker dieser Charakter des Historischen, des Gewordenen, des Erlebten einer "Sprache" abgeht, desto weiter entfernt sie sich von der Eigenart menschlicher Rede. Also gerade das, was all die manigfaltigen Spielarten "künstlicher Sprache" vom theoretischen Standpunkt aus mangelhaft macht, nähert sie praktisch wirklichen Sprachen: der unwillkürliche, gar nicht ganz zu vermeidende Anschluss an die Nationalsprache. Und eben deshalb sind die verschiedenen Arten reiner Zeichensprachen gar nicht mehr als eigentliche "Sprachen" aufzufassen und nur ein Anhang zu den vielen Bruchstücken und Systemen, die wir gemustert haben.

Das Gleiche gilt noch unter einem andern Gesichtspunkt. Es ist freilich Fiktion, wenn wir die menschliche Sprache bloss als Lautgebung anzusehen pflegen. Zum Redeverkehr gehört auch heut noch vielerlei, was nicht in der Grammatik steht: unwillkürliche Artikulationen, die noch unterhalb der sprechbaren Interjektionen bleiben, halb tierische Laute, wie ein vergnügtes Schnalzen mit der Zunge, Grunzen, Pfeifen; vor allem in breitem Masse nachhelfende oder stellvertretende Gesten und mimische Bewegungen. Früher nahm all dies "ungesprochene Sprachmaterial" einen noch viel breiteren Raum ein; und auch heut noch dehnt sich sein Reich um so mehr aus, je mehr wir uns natürlicher Redeweise nähern: das Volk verwendet all diese Zeichen stärker als der Gebildete und wieder die südlichen Völker stärker als die des Nordens. Bei einem neapolitanischen Lazzarone ist die Sprache fast nur das

Libretto zu der aus Gestikulationen, unartikulierten Tönen und musikalischen Lauten zusammengesetzten Sprechmusik. — Aber immer bleibt doch für uns das gesprochene Wort mit vollem Recht Kern und Seele der Sprache. Deshalb gehören all die "künstlichen Sprachen", die sich an das Wort halten, viel enger mit der natürlichen Rede zusammen als die Systeme, die jene Aushilfsmittel normalisieren — und das eben ist das Charakteristische der Zeichensprachen.

Damit ist ihre Gliederung von selbst gegeben.

1) Normalisierte Artikulationen. "Bei den Tieren", sagt Baudouin de Courtenay (a. a. O. S. 22), tragen die Bedeutungen der Lautäusserungen in ihrer Beziehung zu eben diesen letzteren immer den Charakter der Notwendigkeit, Unmittelbarkeit und verhältnismässigen Unveränderlichkeit an sich — alles das Merkmale, welche der Natur menschlicher Redeschnurstracks widersprechen". Ausführlich hat Ch. Darwin in seinem grossen Werk über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren diesen Zusammenhang zwischen Gemütsbewegung und Ausdruck erklärt. Freilich ist selbst der tierische Gemütsausdruck "historisch geworden"; so erklärt der grosse englische Forscher etwa die Anspannung aller Muskeln in der Wut bei einem Raubtier "nach dem Prinzipie assoziierter Gewohnheit: denn Zorn hat beständig zu heftigen Kämpfen und in Folge dessen dazu geführt, dass alle Muskeln des Körpers heftig angestrengt wurden" (a. a. O. S. 117). Aber dies ist eine allgemeine, dem ganzen Genus gemeinsame Entwicklung, die so zu sagen keine Einzelsprachen oder Dialekte, keine individuelle Nüanzierung zulässt und eben dadurch von der individuell durchlebten Sprachgeschichte der Menschen sich prinzipiell unterscheidet. Unsere Sprache verrät, dass wir mit Römern, mit Slaven, mit Romanen in nahe Berührungen traten; welche Feinde es waren, an denen der Tiger den Ausdruck seines Zorns lernte, verrät kein Zug seiner Gebärden.

Die Tiersprache ist also durchaus symbolisch (vgl. des Näheren Fr. Th. Vischer Auch Einer 2, 293). Allerdings hat R. L. Garner in seinem Buch über die Sprache der Affen (übs. u. her. von W. Marshall Leipzig 1900) die von ihm beobachteten Laute der Affensprache (S. 117 f.; vgl. S. 6 "Trinken", 12 f. "Speise", 42 "Frucht", 42 f. "Affe") und die Geberden der

Bejahung und Verneinung (S. 44 f. 71) sowie der Warnung (S. 6. 66; vgl. 53), ja die ganze Sprechweise der Affen wie überhaupt aller Säugetiere (S. 115 f.) und der Vögel (S. 131; vgl. 177) fast völlig der menschlichen Rede gleichgestellt. Aber auch wer den Feststellungen Garners Vertrauen schenkt, wird aus seinen allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der Sprache (S. 99 f.) den Schluss ziehen müssen, dass für diese Fragen der "Entdecker der Affensprache" keineswegs kompetent ist. (Vgl. noch zur Tiersprache Masius *Naturstudien* Leipzig 1852, S. 122 f., mit reichen Literaturnachweisen; Chamberlain *Grundlagen des 19. Jhds.* I 56 Anm. 3; über die Sprache der Vögel Overberg in der 'Woche' 1300 N. 30 S. 1329.) Die ursprüngliche Art, den unwillkürlichen Begleitlaut einer Geste u. dgl. zu normalisieren, lebt denn auch vorzugsweise im Verkehr mit Tieren fort: im Hüh und Hott u. dgl., wie es J. Grimm (*Deutsche Grammatik*, Neuer Abdruck 3, 304 f.) in blühender Fülle aufzählt.

Aber überall zeigt sich die Neigung, sie artikulierter Rede zu nähern. Ungemein lehrreich ist dafür die Entwicklung der Schweizerischen Schlittenrufe, über die Göttinger (*Altes und Neues* S. 58 f.) in einem lebensvollen Aufsatz handelt. Besonders die aushallenden Schlussrufe längerer musikalischer Perioden werden vokalisiert. Aus dem Hallelujah der altlateinischen Hymnen erwächst die Sequenz, aus dem Schlussruf des Wächters erst das Wort "alba", dann das mittelalterliche Tagelied, aus dem Begleitruf des Nachtwächters, mit dem er den Stundenruf ausklingen lies, ein Vers oder ein Lied (J. Wichner *Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter* Regensburg 1897). Zuweilen scheint der alte unartikulierte Ruf noch herauszuklingen, so in dem "Ehre Guta" von Bregenz (a. a. O. S. 161 f.), zu dem wohl erst später eine ätiologische Legende erfunden wurde. — Die jüwezunge der bäurischen Volkslieder verdichtet sich ebenso zum Schnadahüpf usw.

Gerade hier zeigt sich sehr charakteristisch die Tendenz aller "Sprache" zur "Rede". Baudouin de Courtenay setzt (a. a. O. S. 23) die morphologische Artikulation der menschlichen Sprache, bestehend in Teilung des Satzes in Worte, der Worte in bedeutsame Teile, den "tierischen unteilbaren Gebärden" gegenüber. Das ist nicht vollkommen zutreffend, unteilbar

sind die "Gebärden" oder, besser ausgedrückt, die Sprechstücke der Tiere nicht; aber sie sind nur musikalisch gegliedert. Brehm (Illustriertes Tierleben II S. XI) spricht von "Strophen" des Vogelsangs; der Finkenschlag hat deutlichen Abgesang (vgl. meinen Aufsatz über den Refrain Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. 1, 38). Aber eben in der Verschiedenheit dieser rein musikalischen Gliederung von einer durch Inhalt und Sinn bestimmten liegt die Entwicklung von tierischer zu menschlicher Rede. So werden also Signale durch Unterlegen von Texten humanisiert: Pfeifen und Trompeten im deutschen Volksgesang und Flötenspiel im französischen Refrain (a. a. O. S. 91); Glockentöne und Trommelklang in deutschen Volksversen (O. Schütte Zs. d. Ver. f. Volksk. 9, 440). Welche Macht und Ausdehnung dies Sprechbarmachen von ursprünglich nur rhythmischen Signalen hat, ist neuerdings von K. Bücher (Arbeit und Rhythmus; 2. Aufl. Leipzig 1899) ausführlich und eindringend dargethan worden.

Im modernen Leben dürfte daher eine nur aus normalisierten Artikulationen bestehende Signalsprache kaum noch vorkommen. Allenfalls kann man die Pfeifensignale der Mauerpolierer, der Hotelportiers u. dgl. hierher rechnen, soweit sie mit dem Mund und nicht mit Zungenpfeifen hervorgebracht werden (die Feuerwehr bedient sich wenigstens in Berlin nur künstlicher Pfeifensignale). Diese Pfeifsprache ist gar nicht einfach: von einem Wirtshaus der Hauptstadt aus drückt der einfache Pfiff durch Zahl, Länge, Rhythmus der Absätze etwa sechs verschiedene Droschkenkategorien aus. So nähert sich die raffinierte Zivilisation wieder der uralten Einfachheit der Arbeitssignale bei ägyptischen Pyramidenbauern oder rudern den Negerklaven!

2) Normalisierte Musiklaute. Beim Pfeifen sehen wir, wie nah die Signalsprache der Artikulationen der der Instrumente steht. Diese letztere ist noch überall in mächtiger Ausdehnung. Von der Trommelsprache afrikanischer Wilden (vgl. Schurtz Urgeschichte der Kultur Leipzig 1901 S. 491) bis zu den militärischen Signalen unserer Soldaten, von den Dampfpfeifen der Riesenschiffe und den unheimlichen Tönen des Nebelhorns bis zu der bei Geburt, Begräbnis, Brand und Sturm wechselnden Sprache der Kirchenglocken, von den verabredeten verschiedenen Nüancen des Anklopfens an die Thür



bis zu dem Viktoriaschiessen der Kanonen sehen wir überall Einzellaute oder rhythmisch gegliederte Lautreihen von Instrumenten in den Dienst der gemeinverständlichen Ankündigung gestellt. Zu einer durchgearbeiteten "Sprache" entwickelt sich diese Methode in der "Programmmusik" neuerer Komponisten, die den ganzen Gedankeninhalt eines Dramas in gemeinverständliche musikalische Zeichen umzusetzen strebt. Sie be-  
rührt sich wieder mit der in der Sprachschöpfung und Sprachumbildung wirksamen Macht des lautsymbolischen Gefühls, das freilich wohl schon bei den elementarsten Kundgebungen der Stimm- oder Instrumentsignale bestimmend mitwirkt.

3) Normalisierte Gesten. Wie die unwillkürlichen Begleitlaute einer Gebärde, wie die zunächst vielleicht nur durch Freude am Lärm als solchem hervorgerufenen Klänge der Trommel oder Pfeife, so können auch die Gebärden selbst in den Dienst einer bestimmten Absicht gestellt, zu einem System verschiedener Signale normalisiert werden. Die Gebärden sind so verbreitet und natürlich, dass eine Gebårdensprache sich fast unvermeidlich einstellt (A. W. Schlegel Werke 7, 115; Schurtz Urgesch. der Kultur S. 471 f.), vielleicht sogar eher als die hörbare Sprache systematisch ausgebildet wird (vgl. über das Verhältnis von Gebärde und Sprache die tiefsinnigen Ausführungen von Nietzsche Werke 2, 195 und Wundt Völkerpsychol. 1, 131 f.). Über die typischen Gebärden insbesondere auf der Bühne ist oft gehandelt worden: von J. J. Engel ("Ideen an einer Mimik" 1785), von Goethe in seinen Anweisungen für Schauspieler, von dem von Fr. Ph. Vischer (Auch Einer 2, 293) gelobten Piderit ("Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik") und vielen Andern. Die Gebärden der Griechen und Römer hat K. Sittl (1889) nach Berichten und Darstellung wissenschaftlich festzustellen versucht. Aber immer handelt es sich hier noch um eine "natürliche Gebårdensprache"; selbst die Gesten des Schauspielers sind wesentlich noch die des naiven Menschen, nur etwas strenger geregelt: sie stehen zu denen des Zuschauers wie die Schriftsprache zur gewöhnlichen Rede. "Konventionell" ist freilich auch die einfachste Gebårdensprache noch (Selenka Schmuck des Menschen S. 2). Und überall können die natürlichen Ansätze konventionell ausgebildet und systematisiert werden wie etwa in der bösen "Fuss-

sprache" (Aug. Lewald Album der Boudoirs Stuttgart 1836 S. 89 f.) mit den "Neologismen des Ellenbogens und Augenblinzeln" (vgl. für die volksthümliche Grundlage Zs. f. d. A. 29, 234, für die raffinierten Fortbildungen A. v. Sternberg Tutu Leipzig 1848 S. 181 f.).

Aber die künstliche Gebärdensprache ist wohl die verbreitetste und beliebteste aller Geheimsprachen. Wo das Sprechen irgendwie behindert ist, stellt sich die Geste ein. Die Mönche erfinden sich ausgedehnte Systeme von Zeichen, vorzugsweise symbolischer Natur; ein angelsächsisches hat F. Kluge (in Techmers Internat. Zs. f. allg. Sprachwiss. 2, 116 f.) mitgeteilt und erläutert, ein niederdeutsches aus dem 16. Jhd. (das auch Kluge erwähnt) Leibniz (Collectanea etymologica S. 393 f.). Das letztere, ein lateinisches und deutsches Wörterbuch der Zeichen, ist wenigstens in seinem ersten Teil rein praktisch, alphabetisch geordnet; das englische aus dem 11. Jhd. nach begrifflichen Gesichtspunkten (Kluge a. a. O. S. 117). Um etwa einen Bock zu bezeichnen, macht der Mönch von Loccum ein Horn; wenn der englische Bruder Gemüse haben will, so macht er mit der linken Hand nach unten ein Zeichen, als wenn er schrappen wollte (Fr. W. Weber hat diese Fingersprache in seinem Gedicht "Dreizehnlinden" S. 57 von den Mönchen anwenden lassen). Über die vielfache Übereinstimmung dürfen wir uns bei der "Enge und Armut des menschlichen Bewusstseins" (Vierkandt Naturvölker und Kulturvölker S. 95 f., bes. S. 97) nicht wundern. Die anthropologischen Grundlagen der Mimik versuchte Mantegazza Fisionomia e mimica (Mailand 1883; Referat bei Techmer 2, 339) zu geben, eine allgemeine Klassifikation Mallery Sign language (bei Techmer 1, 193 f.) und noch allgemeiner, unter Einbeziehung der Sprachlaute, P. Marzolo Saggio sui segni (Ann. delle univ. Toscane P. I Science noologiche t. IX Pisa 1867 S. 52—129; vgl. bes. S. 69). Zahlreiche Belege gibt R. Kleinpaul Sprache ohne Worte (Leipzig 1888).

Von der Gebärdensprache unterscheidet Selenka (Der Schmuck des Menschen S. 2) eine besondere "Tastsprache", die z. B. in den mannigfaltigen Grussformen (Fr. v. Hellwald Ethnographische Rösselsprünge Leipzig 1891 S. 1 f.: "Vom Gruss und seinen Formen"; G. Steinhausen Kulturstudien Berlin 1893 S. 1 f.: "Der Gruss und seine Geschichte"; R. Andree Ethno-

graph. Parallelen und Vergleiche N. F., Leipzig 1889 S. 223 f. "Nasengruss") zur Anwendung gelange. Man könnte auch an jene verabredete Sprache erinnern, die der blinde und taube Dichter Hieronymus Lorm sich konstruierte, um vermittelt eines um das Handgelenk gelegten Lederriemens mit der Aussenwelt korrespondieren zu können. Aber ich vermag dieser "Tastsprache" keine Selbständigkeit zuzugestehen: sie bleibt ein Unterfall der Gebärdensprache. Es werden nur die fühlbaren Gesten abgesondert; auch sonst schlägt man ja beim lebhaften Gestikulieren den Angeredeten auf die Schulter usw. Ein neues Prinzip tritt nicht hervor. Ebenso wenig darf man wieder mit Selenka (a. a. O. S. 3) eine eigene "Antlitzsprache" aus der Mimik ausschneiden, weil diese "Antlitzsprache" natürlich, die "Gebärdensprache" konventionell sei. Die Grundlagen sind ja überall natürlich, animalisch; die Ausgestaltung ist nirgends frei von Konvention.

Den einzigen Versuch, eine nationale Gebärdensprache vollständig (nach Monumenten) zu beschreiben, bildet jenes Buch von Sittl Die Gebärden der Griechen und Römer.

4) Normalisierte Vereinigung von Geste und Laut. Zwei Hilfsmittel des Ausdrucks können vereinigt werden z. B. in dem "Schnippchen", einem "Stückchen alter Fingersprache, das, obschon wortlos, doch klingt: ein Schnalzen mit dem Mittelfinger, den man mittels des Daumens auf die Handfläche schnellen lässt, dass es eine Art knallenden Klang gibt" (R. Hildebrand Beiträge zum deutschen Unterricht S. 141). Auch beim "Rübhenschaben" fehlt selten ein verdeutlichendes "etsch etsch", das eigentlich nur eine Schallverstärkung des beim Reiben der Finger entstehenden Lautes bedeuten mag.

5) Wie die Klänge der Instrumente zu den Artikulationen der menschlichen Stimme, stehen andere Signale zu menschlichen Gebärden. So etwa die australischen Rauchsignale (Vierkandt a. a. O. S. 97), die als Kriegs- und Freudenfeuer der Tiroler Bauern im Kampf Andreas Hofers wieder begegnen; oder die von Diels erwähnte Flaggensprache der Schiffe; oder die alte, halbsymbolische Sprache der ursprünglichen vor-elektrischen "Telegraphen". Normalisierte Signale des Gemütsausdrucks sind unsere Trauerkleider so gut wie die umgedrehte Trutzhahnfeder des bayerischen Raufers;

das Holzkreuz, das in Frankfurt am Main vom Dach solcher Häuser, die in Reparatur befindlich sind, herabhängt, so gut wie der mit einer Serviette umkleidete Stuhl vor dem Schlächterladen, der "frische Wurst" bedeutet. Überall finden wir hier die gleiche typische Entwicklung: ein symbolisierend nachbildender Einzelfall (z. B. die Verbannung von hellen Freudenkleidern) wird zum Ausgangspunkt eines ganzen Zeichensystems gemacht; der Einzelfall selbst aber wurzelt (wie der Gebrauch des Schlächters oder des Raufers) in Sitte, Herkommen, täglichem Leben.

Übertreibend hat Selenka (a. a. O. S. 3 f.) die "Bekleidungssprache" sogar als eine allgemein menschliche Sprache den konventionellen Redeformen der lautierten Geberden- und Tastsprache gegenübergestellt. Selbstverständlich benutzen die Völker dieses Ausdrucksmittel von Kleidung und Schmuck, das allen zu Handen steht, zu einer Art andeutender Sprache; dies hat Selenka hübsch, wenn auch etwas doktrinär-mechanisierend, ausgeführt, und lange vor ihm hat es Emanuel Herrmann (Naturgeschichte der Kleidung Wien 1878) viel geistreicher und individueller gezeigt (bes. Kap. VI Gliederung und Aufbau und Kap. XIII Symbolik der Kleidung). Der eigentliche Bahnbrecher dieser Deutungsweise war aber kein Geringerer als Gottfried Semper (Über die formelle Gesetzmässigkeit des Schmucks und dessen Bedeutung als Kunstsymbol Zürich 1856; wieder abgedruckt in seinen Kleinen Schriften S. 304 f.). Doch diese Kleid- und Schmucksprache bleibt wiederum ein Einzelfall der menschlichen Signal- und Symbolsprache. Das Haus, in so vielen Dingen dem Kleid parallel, dient ebenfalls als Zeichen: das Wirtshaus lädt ein, die Mauer mit spanischen Reitern droht und schreckt ab, der Saal fordert zum Tanz auf wie die Kirche zum Gebet. Die Ausstattung erzählt von Armut und Reichtum, Alter des Geschlechts, Beruf. Bei streng geordneten Sitten wie im Mittelalter oder heut noch in China entwickelt sich diese "Hausssprache" auch wieder zu einem ganzen Zeichensystem.

Aus der einfachen Signalsprache entwickelt sich eine feinere, die der "lautsymbolischen" Umgestaltung natürlicher Rede entsprechend direkte Gebärden in symbolische umformt. Ihr bester Typus ist die Blumensprache (vgl. z. B. das mit vielen Beispielen ausgestattete Buch "Sesam, oder die Sprache

der Blumen", Berlin bei Christiani, d. J. Blumensprache bei Naturvölkern: Schurtz Urgesch. der Kultur S. 487. Eine mittelalterliche Blumensprache hat Roethe in der Göttinger Festschrift zur Begrüssung der Hansischen Geschichtsvereine S. 165 f. herausgegeben; eine moderne findet man angewandt bei Nansen Juliens Tagebuch S. 155 f.). Ähnlich haben unsere Kinder sogar eine Briefmarkensprache, wo Farbe und Stellung der Freimarke symbolische Signale vorstellen und gleichsam eine Antlitzsprache des Briefumschlags geben.

6) Ein Niederschlag des Signalsystems ist die Schrift. Über ihre engen Beziehungen zur Sprache hatten auch wir vom Standpunkte unseres Spezialproblems oft genug zu handeln. Ihre Entwicklung läuft der der Sprache parallel: im Anfang genauer Anschluss des Ausdrucksmittels an den Ausdrucksinhalt in den Symbolen der ideographischen Schrift, allmählich eine immer weiter gehende Emanzipation des Zeichens von seinem Ursprung und gleichzeitig einer immer weitergehende gegenseitige Beeinflussung des ganzen Zeichenvorrats.

Auch hier erleben wir die gleichen Phänomene wie in der künstlichen Sprache. Die Ideogramme leben in der Blumensprache, die ja auch Goethe zum Westöstlichen Divan behandelt hat, wieder auf: wenn die Primel, die erste Botin des Lenzes, als Zeichen der Hoffnung gesandt wird (Sesam S. 336), so ist das eine Rückkehr zu jener ursprünglichsten Art der "Schrift", die in der Übersendung symbolischer Gegenstände zwischen wilden Völkern gewechselt wird. Und wenn eine künstlich ausgetiftelte "Briefmarkensprache" den an sich gleichgiltigen "ostensibeln" Brief heimlich zum Verkünder einer versteckten Nachricht macht, so erinnert dies seltsame Zeichensystem an die Art, wie Begleiterscheinungen der Sprache, Gesten u. dgl. zu Trägern eines selbständigen Verständigungsmittels gemacht wurden.

Die künstliche Schrift ist uns wiederholt neben der künstlichen Sprache begegnet; vor allem bei den Erfindern philosophischer Sprachen. Die höchste Stufe künstlicher Schrift ist aber wieder nicht aus der Abstraktion, sondern aus dem Gebrauch hervorgewachsen: es ist das wissenschaftliche Zeichensystem der Mathematiker und der Chemiker. Es ist abhängig von der Sprache; zunächst in der Wahl der Chiffren, wenn etwa die Chemie die Anfangsbuchstaben der

Elemente zu deren Bezeichnung wählt — wofür aber heut, nach dem Mendelejewischen Gesetz, Zahlen der Skala eintreten könnten, so dass eine rein künstliche Terminologie an Stelle der künstlichen Abkürzung einer natürlichen Terminologie träte. Abhängig von der Sprache des täglichen Lebens ist die mathematische und chemische Schrift aber auch in der Anordnung. Schrieben die Inder wie die Hebräer von rechts nach links, so würde "1899" bei uns heut vermutlich "neuntausend neunhundert und einundachtzig" bedeuten. Weil die Indogermanen die Hauptsache voranstellen — erst die Wurzel, dann die Endung —, darum schrieben die Inder die Hauptzahl zuerst; und weil sie von links nach rechts schrieben, kam sie also am weitesten links zu stehn.

Eine von solchen Abhängigkeiten völlig befreite Begriffsschrift wäre vielleicht denkbar. Sie müsste rein symbolisch sein. Eine chemische Zusammensetzung würde z. B. abgebildet nicht durch ein paar sich nach den Regeln der gewöhnlichen Schrift in Einer Reihe folgende Buchstaben und Zahlen, sondern durch eine Zeichnung, in der die Lagerung der Atome im Molekül dargestellt wäre. Ein Vorteil wäre das aber keineswegs. Vielmehr müsste dann, wie bei Wilkins, jeder Fortschritt der Forschung zu einer Änderung oder aber zu Missverständnissen im Zeichensystem führen, während gerade die Beibehaltung einigermaßen willkürlicher Siglen deren fortwährenden Gebrauch gestattet.

7) Ganz vollkommen, in Bezug auf die Übereinstimmung von Objekt und Zeichen ganz tadellos, wäre die Realien-sprache, die der Verspotter Lulls und der Lullianer (Swift a. a. O. 2, 69) vorschlägt. "Da Worte allein in Zeichen der Dinge bestehen, sei es passender, wenn alle Menschen solche Auskunftsmittel bei sich herumtrügen, welche ein besonderes Geschäft bezeichneten, worüber sie sich unterhalten wollten. . . . Die Klügsten und Weisesten (in Laputa) befolgen die neue Methode, sich durch Dinge auszudrücken; die einzige Unbequemlichkeit, die sich daraus ergibt, besteht nur darin, dass ein Mann, dessen Geschäft sehr gross und von verschiedener Art ist, ein Bündel auf seinem Rücken mit sich herumtragen muss, wenn er nicht im Stande ist, sich einen oder zwei starke Bedienten als Begleiter zu halten. Zwei dieser Weisen habe ich oft unter ihren Bündeln beinahe zusammensinken sehen,

wie dies bei Hausierern in England wohl der Fall ist. Wenn sie sich in den Strassen begegneten, legten sie ihre Last nieder, öffneten ihre Säcke, und hielten ein stundenlanges Gespräch; alsdann füllten sie ihren Behälter aufs neue, halfen sich einander, wenn sie die Last wieder auf den Rücken nahmen, und empfahlen sich. Für ein kurzes Gespräch mag Jeder seinen Bedarf in der Tasche oder unter dem Arme tragen, weil ihm weniger genügt. Zu Hause aber kann Niemand in Verlegenheit kommen. Deshalb ist ein Zimmer, wo eine in dieser Kunst gewandte Gesellschaft zusammenkommt, mit allen Dingen angefüllt, welche Stoff zu diesem künstlichen Gespräch darbieten. — Ein anderer Vorteil, welcher sich aus dieser Erfindung ergeben muss, besteht darin, dass eine allgemeine Sprache erfunden würde, die man bei allen zivilisierten Nationen verstünde, bei denen Güter und Gerät sich gleichen. . . .”

Ich habe die Stelle ganz hierher gesetzt, weil sie den treffendsten Spott auf alle die enthält, die die Sprache wegen ihrer "Ungenauigkeit" schelten. Sehen wir von den praktischen Unmöglichkeiten der "Sachsprache" ganz ab, so wäre sie doch theoretisch nicht durchzuführen. Auch hier müsste man bald zu Symbolen seine Zuflucht nehmen. Man spricht vom "Meer"; man kann es doch nicht im Sack haben wie einen Löffel! Es ist also eine symbolische Probe nötig; aber die kann auch "Wasser" bedeuten. Man braucht also ein differenzierendes Kennzeichen — und ist bei der Not der Sprachen, willkürlich ausgewählte Zeichen zu gebrauchen, angelangt! Denn dem erscheint für das Meer dies, dem jenes bezeichnend — und die "innere Form" bringt individuell differenzierte "Sprachen" hervor.

Die Realiensprache würde zugleich die "natürlichste" sein — weil sie sich ja unmittelbar an die Objekte selbst hält — und die "künstlichste" — weil sie allein Gegenstand und Benennung zu voller Deckung brächte. Schade nur, dass sie nicht möglich ist!

So sehen wir hier zum letzten Mal und endgiltig, wie unentbehrlich der Sprache all das ist, was die künstlichen Sprachen beseitigen wollen: eine gewisse Entfernung zwischen Ding und Namen. Wir sehen nochmals und entscheidend, wie ohnmächtig die *θέσις*, die vernunftgemässe Einsetzung, gegen

die "Willkür" und — gegen die latente Vernunft der φύσις, der natürlichen Entwicklung, ist.

Nicht nur Monboddó nannte die Kultursprachen "artificial languages" — künstliche Sprachen im höchsten Sinn muss man selbst die niedrigste Sprache eines kulturlosen Volkes nennen. Eingehend hat G. Gerber (1871) über "die Sprache als Kunst" gehandelt und P. Schwartzkopff hat (1875) den Ursprung der Sprache aus dem poetischen Triebe behauptet, allerdings in ziemlich abstrus deduzierender Weise; thatsächlich geht aber die Poesie überall auf den bereits von der Sprache ihr vorgezeichneten Pfaden einher (vgl. meine Altgerm. Poesie S. 486 f.). Eben dies künstliche, dies künstlerische und poetische Moment unterscheidet die menschliche Sprache von der Tiersprache.

Die Tiersprache ist im Sinne der Theoretiker vollkommener als die der Menschen; denn sie drückt immer genau das aus, was sie ausdrücken will. Die Möwensprache, die Wilbrandt ("Die Osterinsel" S. 106) so hübsch beschreibt, wird von jeglicher Möwe jederzeit nur richtig aufgefasst werden können. Dagegen ist nicht bloss jede Einzelsprache nur für die Eingeweihten verständlich — weil sich eben die deutschen Worte mit den von dem Franzosen oder Russen wahrgenommenen Objekten in keiner Weise decken —, sondern selbst die auf Gemeinverständlichkeit angelegten symbolischen Sprachen der Menschen scheitern. Hübsch drückt das jene alte Anekdote von der missverstandenen Disputation in Fingersprache (Pfeiffer Germania 4, 482 f., Hildebrand a. a. O. S. 141) aus, die vor allem durch Rabelais (Gargantua Buch II Kap. 18—19) weltbekannt geworden ist und die in Immermanns Münchhausen, im Dialog zwischen Karl Buttervogel und Emmerentia, einen lustigen Nachklang gefunden hat.

Für diesen Grundunterschied ist das Verhalten der "sprechenden Tiere" beim Erlernen menschlicher Sprache (vgl. o. III, 2 f.) sehr lehrreich. Zwar steht es nicht fest, wie weit selbst die intelligentesten unter ihnen, die Papageien, eine Art von Begriff mit den eingelernten Worten und Sätzen verknüpfen (K. Russ Sprechende Vögel I S. 8; 25 f.). Doch steht nach dem Urteil eines Sachkenners wie K. Russ wenigstens das fest, dass man die Sprachabrichtung so einrichten muss, dass der Vogel sich der Begriffe von Zeit, Raum und andern Verhältnissen und



Dingen bewusst werde. Man sagt ihm früh "guten Morgen", spät "guten Abend" oder "gute Nacht" vor ...; man klopft an und ruft "herein"; man zählt ihm Leckerbissen zu: eins, zwei, drei ..." (a. a. O. S. 354). Das heisst also: damit das Tier sprechen lerne, muss in ihm die Vorstellung der festen Verbindung bestimmter Ausdrücke mit bestimmten Gelegenheiten erweckt werden. Es soll das "Herein" so mit dem Anklopfen an die Thür assoziieren, wie ein angeborenes Zeichen der Wut mit dem Anblick der Katze. Das Sprechen gerade dieser Laute soll für den Papagei den Charakter der Notwendigkeit erhalten.

Gerade also dass unsere Sprachen nicht "philosophisch", nicht "universal", nicht rein künstlich und nicht ganz von Notwendigkeit beherrscht sind — gerade das macht sie zu dem wundervollen Besitz und dem unvergleichlichen Werkzeug, das sie trotz Mauthners scharfsinniger und eindringender "Beiträge zu einer Kritik der Sprache" (Stuttgart I 1901) denn doch sind. Techmer hat an das Ende seiner Übersicht der sprachwissenschaftlichen Tendenzen die Worte gesetzt "Streben des Individuums zum Ganzen (Genus). Sprache und Menschheit. Ideen einer Universalsprache und — Schrift" (Internat. Zs. f. Sprachwiss. I S. XV). Aber er hat das selbst später im Sinn eines grossen Kreislaufs der menschlichen Entwicklung (ebd. II 141 f., IV 139) erklärt. Mit Recht. Je "natürlicher" die Sprache ist, desto "künstlicher" ist sie, je höher sie ihren Standpunkt nehmen will, desto tiefer sinkt sie. Gerade in der Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks, gerade im "Nebensinn" und "Gefühlswert" der Worte weist K. O. Erdmanns hübsches Buch über "Die Bedeutung des Wortes" (S. 1900) die Vorzüge der wirklichen Sprache nach; ja selbst der "gedankenlose Wortgebrauch" hat seinen Nutzen (ebd. S. 191 f.). "Auch die Sprache ist ein Produkt des organischen Bildungstriebes", sagt Novalis. Sie ist es mit solcher Kraft und Notwendigkeit, dass sie alle mechanisierenden Bestrebungen herunterdrückt, dass das naive Reden der Unmündigen der gelehrten Überhebung seinen Stempel aufprägt; sie ist es mit solcher Macht und Folgerichtigkeit, dass gerade auch die Geschichte der künstlichen Sprachen ein beredtes Zeugnis wird für jenen organischen Bildungstrieb, den die Griechen die φύσις, wir die Natur einer Sache nennen.

Berlin.

Richard M. Meyer.

## Vermeintliche Perfektivierung durch präpositionale Zusammensetzung im Griechischen.

E. Purdie hat IF. 9 (1898), 61—163 eine Arbeit veröffentlicht unter dem Titel "The Perfektive 'Aktionsart' in Polybios", deren Ergebnisse nicht bloss von Giles-Hertel Vgl. Gramm. d. griech. und lat. Spr. Leipzig 1896, S. 366 z. T. vorweggenommen, sondern auch von Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 1900, 482—484 im wesentlichen anerkannt worden sind.

Den Kernpunkt von Purdies Aufstellungen finden wir in dem Satze, dass sich in der Spanne zwischen Homer und Polybios eine erhebliche Änderung in der Bedeutung des griech. Aoristes vollzogen habe: während er dort überwiegend perfektiv gewesen sei, habe er hier immer mehr "konstativen" Sinn erhalten, dagegen habe man zum Ausdruck der perfektiven bezw. ingressiven Färbung immer mehr zum Ersatze durch Komposita bes. mit διά, σύν und κατά gegriffen, wobei diese Präfixe ihre sinnliche Grundbedeutung ("the material meaning") hätten aufgeben müssen.

Zur Nachprüfung ist es unbedingt notwendig, dass man sich über die allen neueren Darstellungen zu Grunde gelegten Kunstwörter verständige. Wir beginnen mit dem Worte "durativ" als Mittel zur Kennzeichnung der Aktion des Präsensstammes. Purdie hat wie die meisten anderen (z. B. Gerth in seiner verdienstvollen Neubearbeitung von Kühners Ausf. Gramm. d. gr. Spr. 2 (1898), 130 ff.) zu wenig das Urteil von C. W. E. Miller beachtet, das dieser in einer ausführlichen Kritik von Hultschs bekannten Untersuchungen über den Tempusgebrauch bei Polybios Amer. Jour. of Philol. 16 (1895), 143 so formuliert: "The term 'dauernd' is utterly inadequate to express the various uses of the imperfect." Letzteres ist bekanntlich auch incohativ, inceptiv usw. und bezeichnet als solches das Anheben der Handlung. Damit schlägt es eine Brücke zum aoristus ingressivus, nur dass es doch stets innerhalb der actio infecta verbleibt, während dieser der perfectiva angehört (vgl. Herbig IF. 6 (1895), 239). Es liegt auf der Hand, wie

irreführend eine Begriffsbestimmung sein muss, die so eng ist, dass sie gerade der im Idg. und Griechischen (s. E. Koch Gr. Schulgr. 13. Aufl. Vorrede und N. J. f. Phil. u. Päd. Bd. 146) überwiegenden Bedeutungsmasse nicht gerecht zu werden vermag.

Was dagegen die Bezeichnung "perfektiv" anbelangt, so stehen wir hier insofern auf Seiten Purdies (S. 64 ff.), als wir uns mit ihr (und W. Streitberg IF. Anz. 11 (1900), 57) nicht entschliessen können, sie nach dem Vorgange Delbrücks (V. S. 2, 146 f.) und Brugmanns (a. a. O. 472, 6) auf den Fall einzuschränken, dass ein Simplex durch Präfigierung einer geeigneten Präposition (angeblich) perfektiv wird. Vielmehr gebrauchen wir ihn auch von reinen Simplicibus, wie in der slavischen Grammatik, (s. Herbig IF. 6, 202); denn er ist handlich und es steht für das, was die beiden Gelehrten im Auge haben, das Wort "perfektivierend" zu Gebot. Wie man in der Lautlehre mit völliger Sicherheit die Termini Aspirata, Affrikata und Spirans unterscheidet, so kann man in der Bedeutungslehre doch auch die Ausdrücke "perfektiv" (für den Aorist), "perfektisch" (für das Perfektum) und "perfektivierend" (für die Komposita) ziemlich leicht auseinander halten.

Entscheidend ist die Anwendung, die wir dem Begriffe "perfektiv" verleihen und die Abgrenzung, die wir zwischen ihm und dem verwandten Begriff "terminativ" treffen. Was zunächst den letzteren angeht, so schliessen wir uns ohne Vorbehalt an Delbrücks Bestimmung V. S. 2, 15 an: "terminativ ist eine Aktion, wenn ausgesagt wird, dass eine Handlung vor sich geht, doch so, dass ein Terminus ins Auge gefasst wird, sei dieser nun der Ausgangs- oder der Endpunkt". So auch Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> S. 473, während dessen Ausdruck S. 472, 3, dass ein Ausgangs- oder Endpunkt hervorgehoben werde, weniger glücklich zu sein scheint, weil er, wie wir sehen werden, in das Gebiet des Perfektiven übergreift; unsererseits schlagen wir vor, für die erstere Unterart der terminativen Gattung den Namen "initiv", für die letztere aber "finitiv" aufzunehmen. Versinnlichen wir das Vorgehen der Handlung durch eine gestreckte Linie (παράτατικός) ———, den Anfangs- oder Endpunkt durch ., die Beziehung beider durch einen Richtungspfeil, endlich den Umstand, dass der Punkt nicht als erreicht, sondern nur als ins Auge gefasst

erscheinen soll, durch seine Einklammerung, so erhalten wir für die initive Unterart das Bild (•)  $\leftarrow$  z. B. "holen", für die finitive dagegen  $\rightarrow$  (•), z. B. "bringen". Man sieht: wie oben die incohative Unterart eine Vermittelung bildet zwischen Imperfekt und aoristus ingressivus, so gewährt die finitive eine Überleitung zwischen Imperfekt und aoristus perfectivus.

Hiermit sind wir schliesslich bei der Aufgabe angelangt, uns über das Wesen der perfektiven Aktionsart genaue Rechenschaft abzulegen.

Um ihre richtige Erfassung hat sich grosse Verdienste erworben vor allem W. Streitberg u. a. dadurch, dass er von neuem im idg. und griechischen Aorist mit zwingender Bündigkeit das ursprüngliche Mittel für den Ausdruck der Perfektivität nachgewiesen hat. Andererseits aber scheint es, dass eine gewisse Weite der von ihm gegebenen Begriffsbestimmungen eindeutiger Schärfe der Erfassung hinderlich geworden ist. Er äussert sich in der grundlegenden Abhandlung in Pauls und Braunes Beitr. 15 (1891), S. 71: "Die perfektive Aktionsart bezeichnet die Handlung des Verbums nicht schlechthin in ihrem Fortgang, ihrer Continuität, sondern stets im Hinblick auf den Moment der Vollendung, der Erzielung des Resultats." Ebenso IF. Anz. 5, 1895, 79: "βαλεῖν besagt eigentlich nichts anderes als die Handlung des Werfens im Hinblick auf ihre Vollendung". IF. 103 von got. *briggan*: "es setzt die Handlung tragen in Beziehung zu ihrem Ziel, enthält den Hinweis auf den Moment des Abschlusses". Übereinstimmend damit IF. Anz. 11 (1901), 58: "Gerade der Hinweis auf den Moment der Vollendung ist das, was wir perfektiv nennen". Weiter PBrB. 15, 71: Die perfektive Aktion "fügt dem Bedeutungsinhalt, der dem Verbum innewohnt, noch den Nebenbegriff des Vollendetwerdens hinzu (so auch und zwar besonders ausdrücklich Delbrück V. S. 2, 147 ff. und ferner Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 472, 482). Ferner S. 72: "auch die durativ perfektiven heben den Moment der Vollendung hervor, setzen ihn aber in ausdrücklichen Gegensatz zur vorausgehenden Dauer der Handlung". Endlich IF. Anz. 11, S. 57, A. 1: "Streng genommen lässt sich auch bei einem durch Komposition mit einer 'farblosen' Partikel entstandenen Perfektiv nicht vom 'Hinzutreten' eines Nebenbegriffes reden, denn die Sache liegt doch

nicht so, dass zu der im Simplex ausgedrückten durativen Handlung der Nebenbegriff der Vollendung 'hinzugefügt' wird, dass sich also die Bedeutung des Perfektivs in zwei verschiedene Elemente zerlegen liesse, sondern es entsteht durch die Zusammensetzung ein ganz neuer, in sich vollkommen einheitlicher Aktionsbegriff. Um ein Bild zu gebrauchen: das Produkt der Komposition ist eine chemische Verbindung, kein Gemenge."

Überblicken wir diese verschiedenen Äusserungen, so gewinnen wir den Eindruck, dass sie nicht sämtlich auf Einer Ebene liegen, sondern dass sich ihnen eine, wenn auch nicht streng zeitliche, so doch inhaltliche Abstufung widerspiegelt, die wir durch die Anordnung der ausgehobenen Belegstellen zu unmittelbarer Anschauung zu bringen versucht haben. In den vier erstaufgeführten ist nur die Rede von einem "Hinweis" auf den Moment der Vollendung. Die fünfte besagt schon, dass dieser "hinzugefügt" wird, aber noch als "Nebenbegriff". Die sechste belehrt uns, er werde hervorgehoben und zwar näher im ausdrücklichen Gegensatz zu der vorangehenden Dauer der Handlung. Die siebente zum Beschluss stellt dies dahin richtig, dass vielmehr die Einheitlichkeit der Gesamtanschauung zu verfechten sei.

Hierzu stellen wir uns so: wir finden nirgends, dass ein Gegensatz zwischen Endpunkt und Dauer nachweisbar wäre. Ebenso halten wir für vollkommen sicher, dass es sich hier nicht um Hinzufügung eines Nebenbegriffes handelt. Vor allem aber bestreiten wir die Annahme, die perfektive Aktion enthalte nur einen "Hinweis" auf den Abschluss. Denn damit würden wir die Möglichkeit aufgeben sie von der terminativ-finitiven zu scheiden, m. a. W., wir würden darauf verzichten perfektive und imperfektive Aktionsart sicher auseinanderzuhalten. Der Gefahr einer Vermengung beider scheint u. a. auch Delbrück V. S. 2, 152 nicht ganz entgangen zu sein, wenn er schreibt: "Die erstere Gattung möchte ich linear-perfektiv nennen, ihr würden im Gebiete der einfachen Verba die terminativen entsprechen". Wir machen dagegen geltend, dass wir oben für die erstere das Zeichenbild ———, für die letztere aber ———> (•) erhielten.

Auch gegen Streitberg ist m. E. etwas geltend zu machen. IF. 5, 81 erklärt dieser Forscher von den 3 Sätzen 1) der

Tischler bohrt durch das Brett; 2) der Tischler bohrt das das Brett durch; 3) der Soldat durchbohrt den Feind sei 1) imperfektiv; 2) linear-perfektiv; 3) punktuell-perfektiv. Allein dieses Urteil würde er wohl nur dann aufrecht erhalten können, wenn er in 3) anstatt des Präsens "bohrt" das Präteritum "bohrte" gesetzt hätte. Denn er bekennt sich IF. Anz. 11, 59 zu der auch von Herbig IF. 6, 201, 203, 219, 224 A 1, ferner Delbrück V. S. 2, 120, endlich Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup>, 474 f. vertretenen, auf ihre unbedingte Geltung hier von uns nicht nachzuprüfenden Annahme, dass der Indikativ eines wirklichen gewöhnlichen Präsens und die punktuelle Aktion sich gegenseitig ausschliessen. Damit bösst, soviel ich sehe, sein 3ter Satz in der von ihm gewählten Zeitform seine Verwendbarkeit ein. Den 2ten aber wird man, so wie er dasteht (ähnlich wie Herbig IF. 6, 194) vielmehr als terminativ-finitiv, also imperfektiv fassen müssen. Ja, wie mir scheint, thut dies Streitberg an anderer Stelle (IF. Anz. 11, 60) selbst mit den Worten: "Wenn ich sage, der Tischler bohrt das Brett durch, so . . . fällt allerdings die Handlung des Bohrens in die Gegenwart, der Augenblick des Abschlusses, der Moment, wo der Bohrer durchdringt, wird aber erst erfolgen, er schwebt dem Bohrenden nur als Ziel vor Augen, er ist noch nicht erreicht, wenn der Sprechende seine Äusserung thut!" Auch die von Streitberg IF. Anz. 5, 97 mitgeteilten Beispiele scheinen uns das Gegenteil seiner Annahme zu erweisen, dass die Präfigierung perfektiviere: in Schillers bekannter Strophe "Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle" ergibt die Entsprechung mit den ganz hervorragend schildernden, verweilenden, den Vorgang in seinem Verlaufe vor unseren Augen entwickelnden und in farbenvoller Kleinmalerei auseinanderlegenden sonstigen Präsentien unseres Erachtens mit unbezweifelbarer Gewissheit, dass auch das "erfüllt sich" kursiv-imperfektiv genommen werden muss. Meinem Gefühle nach kann man hier nicht nur nicht von einem linear-perfektiven, sondern kaum noch von einer finitiven Aktion sprechen: der Abschluss tritt nicht auch nur in die äusserste Peripherie des Blickfeldes, geschweige denn in den Blickpunkt selbst. Vielmehr schwelgt der Dichter förmlich in dem Vorsichgehenlassen der Handlung, die nicht aoristisch aufleuchtet, sondern in zeitlich unbegrenztem Durcheinanderströmen ein buntwogendes Spiel der Szenen entwickelt.

Nüchtern dargestellt sieht das so aus ———. Auch ver-  
 fängt hier nicht etwa die Ausflucht, wir hätten es mit Ite-  
 ration zu thun. Denn die Halle füllt sich nicht wiederholt,  
 sondern einmal, aber allmählich. Wenn Streitberg sodann  
 IF. Anz. 5, 103 ff. u. a. got. *briggan*, *finþan*, *giban* u. ä. als  
 perfektiv in Anspruch nimmt, so vermag er uns auch damit  
 nicht zu überzeugen, denn *briggan* ist nicht = ἐνεργεῖν oder  
 ἀγαγεῖν, sondern = προφέρειν oder, wie er selbst durchaus  
 richtig bemerkt, κομίζειν; *finþan* nicht notwendig = γινῶναι,  
 sondern auch γιγνώσκειν. Wenn *giban* dem "perfektiven"  
*hinreichen* entsprechen soll, so scheint mir letzteres wie ὀρέ-  
 γειν und *porrigere* imperfektiv zu sein. Für got. *quam* und  
*gab* räumt Streitberg PBrB. 15, 171 selbst ein, dass sie griech.  
 ἡρόχουμν und ἐδίδουν ebenso wiedergeben wie ἤλθον und ἔδωκα  
 und auch die IF. Anz. 11, 61 angeführten nhd. *geben*, *nehmen*,  
*sagen* dürften nicht völlig zutreffen, z. B. in einem Satze wie  
 "während er mir die Meinung gehörig sagte, schwieg ich ganz  
 still". Alles in allem habe ich doch den Eindruck, dass Streit-  
 bergs vorzügliche Arbeit durch die nicht genügend scharfe  
 Bestimmung des Begriffes perfektiv und dessen zu weitgehende  
 Annäherung an den Begriff finitiv in der Sicherheit der Er-  
 gebnisse fühlbar beeinträchtigt wird und dass auch im Ger-  
 manischen die Präfigierung eine eindeutig ausgeprägte Kate-  
 gorie des perfektivierenden Ausdruckes von der Schärfe wie  
 sie der griechische Aorist zweifellos darstellt, nicht zu schaffen  
 imstande gewesen ist. (S. a. Herbig IF. 6, 225. Delbrück V.S.  
 2, 160 f.).

Schliesslich können wir uns in der Fassung des Wortes  
 "perfektiv" nur auf den Standpunkt stellen, auf den sich Streit-  
 berg selbst stellt PBrB. 15, 72: "auch die durativ-perfektiven  
 heben den Moment der Vollendung hervor" (ein Satz, der  
 übrigens eine willkommene Bestätigung erhält durch die Aus-  
 führungen von Blass im Rh. Mus. 44 (1889), 424 f. über Aoriste  
 wie διατρίψαι = "bis ans Ende verweilen" gegen Riemann in  
 den Mélanges Graux Par. 1884 S. 585 ff.). Die Nachteile einer  
 laxeren Anwendung, wie sie bei Purdie trotz ihrer Erklärung  
 (IF. 9, 64 unten) nur zu oft heraustritt, hatte Herbig bereits  
 IF. 6, 202—206 im ganzen treffend geschildert. Selbst wenn  
 er abweichend von Delbrück V. S. 2, 146 den Begriff zu stark  
 gepresst haben sollte, so wird doch soviel übrig bleiben, dass

perfektive Aktion nicht schon dann vorliegt, wenn der Endpunkt nur ins Auge gefasst wird oder seine Erreichung aus dem Zusammenhang erhellt, sondern erst dann, wenn sie vom Redenden bezeichnet und ausgedrückt ist: dabei halte ich es für untergeordnet, ob man, wie Leskien für das Slavische thut, die Perfektivität für ein Nebenmoment erklärt, oder ob man sie, was m. E. für den idg. und griech. Aorist zutrifft, als Vollmoment betrachtet. Vorgreifend möchte ich bemerken, dass die vorliegende Untersuchung von dieser Verschiedenheit der Auffassung nicht berührt wird, weil, wie sie zeigt, im Griechischen die Präfigierung weder in dem einen noch in dem anderen Sinne die Kraft wirklich zu perfektivieren besitzt. Zu Holger Pedersens "Vorschlag" (IF. Anz. 12, 152) kann ich noch keine Stellung nehmen, weise aber darauf hin, dass die Ausdrücke "perfektiv" und "imperfektiv" nicht erst der slavischen Grammatik entstammen, sondern bis in die altgriechische zurückreichen (συντελικός, ἀτελής u. ä., s. Hultsch Abh. d. k. s. G. d. Wiss. 13, 203).

Hier scheint es am Platze mit zwei Worten Stellung zu nehmen zu dem Begriffe des punktualisierenden Aorists, den Delbrück in gedankenreicher Darlegung V. S. 2, 234 eingeführt hat, und zu seinem Verhältnis gegenüber den Ausdrücken konstatierender, komplexiver Aorist und ähnl. In Delbrücks und Brugmanns (Gr. Gr.<sup>3</sup>, 476 ff.) Sinn bedeuten sie offenbar alle dasselbe und sind beschränkt auf nicht-punktuelle Stämme: beiläufig sei hier angefügt, dass es mir dabei als eine leichte Unfolgerichtigkeit vorkommt, wenn Delbrück V. S. 2, 237 πολλά γὰρ ἔτην hierherzieht und ebenso ihm folgend Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup>, 476, der S. 482 unten u. a. noch εἶδον hinzufügt. Die Frage wird uns im einzelnen später noch beschäftigen. Ferner ist mir zweifelhaft, ob die Einengung des Wortes "konstatierend" in der angegebenen Weise berechtigt ist. Täusche ich mich nicht, so gehört es zum Grundwesen des Indikativus Aoristi zu konstatieren, d. h. festzustellen, im Unterschied vom Imperfekt, das schildert und darstellt; in diesem Sinne wäre auch der punktuelle Aorist, sei er nun ingressiv oder effektiv, stets konstatierend, und man thäte vielleicht besser, auf den Ausdruck als Bezeichnung einer Art zu verzichten, weil er vielmehr eine Eigenschaft der Gattung angibt. So blieben uns die Benennungen komplexiv und punktualisierend übrig;



ob sie wirklich so vollkommen gleichwertig sind, wie sie offenbar bislang gehalten wurden, scheint mir nicht ganz ausgemacht. Denn wenn man auch zugestehen wollte, dass ἐβασίλευεν "ist König gewesen" als punktualisierender Aorist insofern noch gelten könne, als die Linie beim Rückblick aus genügender Ferne am Ende vielleicht zum Punkte zusammen schrumpfen mag, so wird mir dies bei einem ἐβασίλευεν χρόνον ἐπὶ πολλόν schon schwer und noch schwerer bei einem ἐβασίλευεν ἐπὶ τετταράκοντα ἔτη. Immerhin dürfte man hier noch die Nachstellung des Ausdrucks der zeitlichen Erstreckung rechtfertigend anführen und geltend machen, dass diese nur eine Art Nachtrag sei ("er ist König gewesen — über 40 Jahre hin"). Allein es kommt auch vor, dass sie vorangeht, und falls man diesen Fall nicht als eine spätere Fortbildung aus dem anderen heraus ansehen will, wird man kaum umhin können, sich C. W. E. Millers Worte a. a. O. S. 145. anzueignen: "Where for example, Polybios says . . . ἔτη πέντε καὶ τριάκοντα τὴν ἡσυχίαν ἔσχον . . ., it would seem preposterous, in view of the definite expression of time, to say that he conceived the action as having no duration". Für solche Stellen wird es sich empfehlen den alten Namen "komplexiver Aorist" beizubehalten. Die endgültige Bewährung des punktualisierenden hängt n. E. u. a. auch ab von der Durchführbarkeit der durch Delbrück V. S. 2, 238 und Brugmann Gr. Gr. 3, 476 befürworteten Herleitung desselben aus dem punktuellen. Auch möchte man gerne wissen, wie sich die genannten Gelehrten zur Einordnung des linearperfektiven Aorists (διάρρητοι) in ihr System verhalten; ist er ursprünglich oder nicht? Anhangsweise wollen wir nicht verfehlen hinzuweisen auf den von den bisherigen Vorstellungskreisen weit abliegenden, aber scharfsinnig erdachten und wohl durchgeführten Versuch eines Mannes, der es nach unserem Dafürhalten verdient hätte mehr Beachtung zu finden, als ihm thatsächlich zu teil geworden ist, des über einer breit angelegten und auf ein umfängliches und selbständig erarbeitetes Stellenmaterial gestützten Arbeit über den griechischen Aorist hinweggestorbenen Kohn in Ulm. Ein erster, grundlegender Teil ist noch zum Abdruck gelangt (in dem Korresp.-Bl. f. d. Gel. u. Realsch. Württemb. 1888, Heft 1 und 2). Der leitende Gedanke, an dessen Hand die vielen Rätsel des "Proteus von Aorist" (Fr. Pfuhl Progr. des

Vitzthumschen Gymn. Dresden 1867, S. 9 unten) gelöst werden sollen, ist der, dass dem Präsensstamm die Partialität eigentümlich sei (wie ähnlich schon nach stoischer Lehre zu lesen steht in Bekkers Anekd. 2, (1861), 891: ὁ γὰρ λέγων "ἐποίου", ὅτι τὸ πλεόν ἐποίησεν, ἐμφαίνει, οὕτω δὲ πεπλήρωκεν, angeführt bei Herbig IF. 6, 173), dagegen dem Aorist nicht sowohl die Punktualität als vielmehr die Totalität der Handlung. Etwas nicht weit hiervon Entferntes scheint Purdie zu meinen, wenn sie S. 67 ihren "Constative" dahin bestimmt, er gleiche "weder einer Linie noch einem Punkte, sondern vielmehr dem Umfang einer Kreisfigur" und sei "zirkular". Wenngleich wir diese Gedanken hier nicht weiter verfolgen wollen, so müssen wir doch darauf hinweisen, dass die Verfasserin dem "Constative" ein Gebiet zuweist, das ein erheblich weiteres Gebiet umfasst als der "konstatierende" Aorist im bisher üblichen Sprachgebrauch. Denn jener begreift augenscheinlich nicht nur, wie dieser den Indikativ und seine Stellvertreter (partic., infin., opt. obliqu.) in sich (beiläufig bemerkt, ein unverächtlicher Anhaltspunkt dafür, dass die konstatierende Schattierung im engeren Sinn, die den Modis an sich nicht innewohnt, unursprünglicher ist als die perfektive), sondern erscheint bei ihr unzähligmal auch im Imperativ, Konjunktiv, Optativ mit ἄν, beim nichthistorischen Infinitiv und Partizip, kurzum fällt für sie mit dem zusammen, was man sonst unter dem linear-perfektiven oder wohl auch unter dem punktualisierenden Aorist unterbringt. Daraus scheint uns aber zu folgen, dass auch die, welche Purdies Aufstellungen über ihren "Constative" anerkennen, diese nicht ohne weiteres auf den "konstatierenden" Aorist zu übertragen berechtigt sind, weil sich beide Begriffe eben nur für den Umfang des (nicht-gnomischen) Indikativs und seiner Stellvertreter decken! Wenn sie andererseits hinsichtlich des perfektiven Aorists bemerkt: "Der letztere betont Einen besonderen Punkt in einer Linie von durativer Aktion", so fragen wir natürlich sofort welchen?, und lassen nur den Endpunkt gelten, wissen auch mit der "Linie von durativer Aktion" nichts anzufangen, machen vielmehr auf Bildungen wie εἶδον, ἔβην von punktueller Wurzel aufmerksam. Bei so verschiedenen Voraussetzungen können wir der Verfasserin nicht soweit entgegenkommen wie Brugmann.

## II.

Offenbar haben wir bei unserer Untersuchung eines der Gebiete vor uns, auf denen sich die von Brugmann Gr. Gr.<sup>2</sup> (1890), S. 3/4 so angelegentlich befürwortete Verschmelzung der sprachwissenschaftlichen und philologischen Betrachtungsweise gut ausführen lässt, ja durchaus notwendig ist; jene liefert uns die allgemeinen Grundbegriffe, diese wendet sie auf den einzelnen Stoff an. Dabei haben wir uns folgende Leitsätze gegenwärtig zu halten, die von Purdie nicht streng genug befolgt worden sind: erstens, zu Grunde zu legen sind die textkritisch gereinigten Ausgaben unserer Zeit, also die von Hultsch oder Büttner-Wobst oder auch die von J. Becker; die Dindorfsche bietet einen zu sehr nach holländischer Manier gleichmacherisch zugestutzten Text, und Schweighäuser ist natürlich, so verdienstvoll er s. Z. war, jetzt veraltet. Zweitens (s. Streitberg PBrB. 15, 153): Wir haben aus-, nicht unterzulegen, m. a. W., wir müssen geduldig nachzufühlen suchen, was der Schriftsteller hat ausdrücken wollen und dürfen ihm nicht die Meinung aufdrängen, die wir vielleicht erwarten oder auch für notwendig halten; es klingt fast naiv, wenn u. a. Purdie S. 115 sagt, dass der Schriftsteller irgendwo "practically means". Vgl. auch Streitberg PBrB. 15, 163. Drittens darf keine Form ohne weiteres aus ihrem Zusammenhang losgelöst für sich erklärt werden, da sehr häufig nur durch die Vergegenwärtigung der Situation die feinere Abtönung gefunden werden kann, die eine Fügung daraus erhält und die deren Sinn vielleicht merklich beeinflusst (s. u. a. Herbig IF. 6, 224; Rodemeyer Praes. hist. Basel 1889, S. 7). Besonders wertvolle Dienste leistet uns hier der von Purdie viel zu sehr vernachlässigte Parallelismus der Satzglieder; wenn z. B. das ipf. eines Kompositums in völliger Entsprechung zum ipf. eines Simplex steht, so wird das erstere notwendig der actio infecta zuzurechnen sein, weil es das letztere ist. Dass, wie Hultsch a. a. O. S. 17 und Delbrück Vgl. Synt. 2, 303 ausführen, ein jähler Wechsel zwischen aoristischer und imperfektischer Zeitgebung allerdings nichts seltenes ist, würde nur dann eingewendet werden können, wenn schon bewiesen wäre, was ja eben erst zu beweisen ist, dass nämlich die Präfigierung perfektivierend wirke. Bei manchen Verben wie  $\lambda\epsilon\acute{\iota}\pi\omega$ ,  $\phi\epsilon\acute{\upsilon}\gamma\omega$

u. ä., bei denen, wie Blass im Rh. Mus. 44 (1889), 406 sehr treffend bemerkt, das Vertrauen, rein auf Grund der Überlieferung ipf. und aor. sicher scheiden zu können, etwa soviel Berechtigung hat als wenn man die Möglichkeiten an den Knöpfen abzählen wollte, gibt uns jener Parallelismus überhaupt oft das einzige Merkmal methodischer Entscheidung an die Hand, während in anderen Fällen die Beobachtung des Tempusgebrauches sinnverwandter Verben Hilfe bringt (Hultsch a. a. O. S. 157). Viertens ist nicht zu vergessen, dass eine Schlussfolgerung auf eine Verschiedenheit nur dann bündig ist, wenn die Voraussetzung des *ceteris paribus* zutrifft. Man kann auch sagen, es gibt eine gewisse syntaktische Algebra, deren Sätze man nicht, wie Purdie, ausser Acht lassen darf. Dies auf unseren Fall angewandt, so kann man nur Verhältnisse herstellen einerseits zwischen Imperfekt (I) und Aorist (A) je des Simplex (S) oder des Kompositums (K), andererseits zwischen Imperfekt (I) und Imperfekt (I) bzw. zwischen Aorist (A) und Aorist (A) von Simplex (S) und Kompositum (K), nicht jedoch von Imperfekt (I) des Simplex (S) und Aorist (A) des Kompositums (K). Somit sind zulässig die Formeln IS : AS nebst IK : AK; IS : IK nebst AS : AK, nicht aber IS : AK, also beispielsweise : ἐλογίζομην : ἐλογικάμην; συνελογίζομην : συνελογικάμην und ἐλογίζομην : συνελογίζομην; συνελογίζομην : συνελογικάμην, nicht aber (wie Purdie S. 112 bietet) ἐλογίζομην : συνελογικάμην. Fünftens ist der stilistische Unterschied verschiedener Zeiten und Schriftsteller zu beachten, eine Wahrheit, von der wir erst jüngst durch E. Nordens schönes Buch *Die antike Kunstprosa* (Leipzig 1898) einen überraschend starken Eindruck erhalten haben. So musste bei Homer der konstatierende Aorist ganz von selbst zurücktreten, weil er als Epiker das malende Imperfekt vorzieht, wo später prosaische Logik den nüchternen Aorist bevorzugte (Stiebeling Beitr. z. Gebr. d. Temp. Praet. Siegen 1887, 21. Mutzbauer Grdl. 20). Ist dies aber richtig, so haben wir nicht eine Änderung in der Bedeutung beider Tempora anzunehmen, sondern in der von einem Wechsel der ästhetischen Gefühlsrichtung beeinflussten Anwendung, was durchaus nicht dasselbe ist, wie Chr. Bartholomae *Das Altiran. Verbum* (München 1878) S. 235 bemerkt. Was ferner die hellenistische Zeit anbetrifft, so darf man nicht vergessen, dass sie eine Epoche des sinkenden und verblassenden

den Sprachgefühls ist. Für diese gilt hinsichtlich unserer Frage, was Ed. Wölfflin in einem ebenso kurzen, wie grundlegenden Aufsatz über das Vulgärlatein (Philol. 34, (1876), 137—165) ausgeführt hat. Er sagt S. 158, dass im Laufe der Entwicklung die Sprache immer abgeschliffener geworden sei und darum zur Erzielung grösserer Fülle zur Zusammensetzung gegriffen habe. "Wo bei den Romanen die Präposition zum leeren, sinnlosen Füllstück herabgesunken ist, da öffnet sich die Wahrscheinlichkeit, das Kompositum werde auch schon in der römischen Volkssprache, wenigstens in den letzten Jahrhunderten der Kaiserzeit entwertet gewesen sein." Was er dann über einzelne Präpositionen ausführt, ist sehr lehrreich: im Hinblick auf die bedeutende Rolle, die Delbrück bei Behandlung unseres Gegenstandes dem lat. *con-* zugebilligt hat, verweise ich bes. auf S. 158—161. Mit Wölfflins Satz stimmt vortrefflich überein, was Bernhardt Gr. Littgesch. 1<sup>4</sup>, 515 sagt: "es charakterisiert diese Zeiten sprachlicher Dürftigkeit, dass das Gefühl für die kernhafte Bedeutung der Simplicia . . . . . schlummert. Nur in der dünnen Weise des Zusammensetzens besaßen die Autoren nach Alexander einen Grad der Erfindung, selbst der individuellen Färbung". Fr. Susemihl Gesch. der griech. Litt. in der Alexandrinerzeit 1 (1891), S. 2 urteilt, kennzeichnend für diese Entwicklungsstufe sei vornehmlich eine abstrakte und formelhafte Färbung, eine Masse neuer Komposita und Dekomposita (von letzteren gibt ein gutes Verzeichnis O. Glaser De ratione, quae intercedit inter sermonem Polybii et eum, qui in titulis saeculi III, II, I, apparet Gissae 1894 S. 41—44). Es liegt auf der Hand, dass damit die Verwertbarkeit der Komposita in Purdies Sinn starke Einbusse erleidet. Übrigens reichen die Anfangerscheinungen bis in die klassische Zeit zurück.

Das haben im einzelnen nachgewiesen Menge de praepos. ap. Aesch. Gött. 1863; Kriebitzsch de usu verb. comp. ap. Sophoclem Halle 1881; Lesser Quaest. Aeschyl. Halle 1893; A. Funck Σύν in d. Zusammensetzung in Curt. Studd. 10 (1878), 157—202; Curtius Erl. 2 (1870) S. 185 ff. Sie alle sind einig darin, dass die Präposition intensiv wirkt oder auch schon ganz an Stelle des Simplex tritt und etwa noch Zwecke des Wohllauts oder der Wortfülle verfolgt: in den lat. Abhandlungen kehren Bezeichnungen wie *augere*, *intendere*, *am-*

*plificare, exornare* immer wieder und wenn gelegentlich (Menge S. 36) gesagt wird, das Kompositum "tanquam effectum describit simplicis", so zeigt das Beispiel καταφάζειν, das gleich unserem "niedermetzeln" angeben soll "ut res mactata humi iaceat", wie unsicher es damit steht. Denn diese Bestimmung klingt perfektisch, nicht aber perfektiv, und ferner liegt ein Irrtum vor: das deutsche Zeitwort ist wie das griechische kursiv-finitiv, nicht perfektiv, ganz abgesehen von der grossen Anzahl von Fällen, wo κατά 'accurate, penitus' bedeuten soll. Wenn Funck (S. 201) von Komposita "mit effektiv-aoristischer Bedeutung" spricht oder sagt, "sehr viele durative verba simplicia wurden auf diese Weise zu effektiv-aoristischen umgewandelt", so ist das von ihm S. 158 behandelte συμ-φέρω natürlich in Wahrheit vielmehr ausgeprägt kursiv. Auch ist zu bestreiten, "dass der Aorist im Griechischen oft schon ausreichte, um den Eintritt der vollen Verwirklichung einer Handlung auszudrücken", denn dazu reicht er immer aus! Ganz richtig äussert sich Curtius Erll.<sup>2</sup>, 185 ff.: "Aber freilich decken sich beide Erscheinungen nicht vollständig . . . Das deutsche Erwachen verhält sich zwar zu wachen ähnlich wie hom. ἐγρέσθαι zu ἐγρηγορέναι, aber es gibt auch ein langsames Erwachen (*expergisci*, ἐγείρεσθαι), während ἔγρετο immer nur den Zeitpunkt bezeichnet, da der Schlaf verschwindet" (ebenso Herbig IF. 6, 199).

Für Polybius im besonderen verfügen wir über eine stattliche Zahl tüchtiger Untersuchungen, die Purdie viel ausgiebiger hätte heranziehen sollen. Schon Luettge De Polyb. eloc. (Nordhausen 1863) weist hin auf seine Vorliebe zur "moles verborum" im allgemeinen und seine Neigung zu Kompositis im besonderen: er nennt u. a. καθυπερέχειν, ἔξαποστέλλειν, συμμεταπίπτειν. Dasselbe mag man ersen aus J. Stieh De Polyb. gen. dic. Erl. 1880, wo neben κατά, σύν und διά auch παρά genannt wird, das vor dem Verdacht, in die Dienste der Aktionsbezeichnung getreten zu sein, gewiss sicher ist! Wertvoll sind vor allem die Forschungen von Mollenhauer. Aus der Dissertation De verb. Compos. Polyb. Halle 1881 erfahren wir, dass ἀναπέμπειν, διαπέμπειν, διαπιστεῖν ohne Unterschied vom Simplex erscheinen. In der Abhandlung De verb. a Polyb. novat. Marburg 1888 findet man freilich auf jeder Seite den Ausdruck "usurpatum cum vi effectiva et intensiva". Allein

schon die Beifügung des letzten Wortes zeigt, dass Purdie irrt, wenn sie (S. 86 oben) annimmt, es sei dabei an die Aktion im strengen Sinne gedacht. Man braucht übrigens nur Mollenhauers Übersetzungsversuche anzusehen, um zu erkennen, dass daran nicht zu denken ist: *sollicite* (expectare), *aperte* (confirmare), *cum studio* (efficere), *magnum* (susurrum facere), *valde* (irasci, dubium esse), *audacter* (periclitari), *ad verbum* (convertere), *ante omnium oculos* (in scaenam producere), *multo* (superiorem esse).

Dazu tritt geradezu ausschlaggebend ein stilkritisches Moment, das Purdie nirgends, soviel ich bemerkt habe, auch nur erwähnt, geschweige denn erwogen oder gar widerlegt hat. Polybius, dessen erstaunliche um nicht zu sagen un-griechische Gleichgültigkeit gegen den Reiz der Form kürzlich E. Norden d. ant. Kunstprosa S. 153 bes. gegenüber seinem Antipoden Isokrates so treffend hervorgehoben hat, zieht doch in einem Punkte mit diesem an einem Strang, nämlich in einer weitgehenden Scheu vor dem Hiatus; das hat Fr. Kaelker De eloc. Polyb. (et hiatum ap. Diod. Sic.), Leipz. Studien 1880 unwiderleglich erhärtet. Nach ihm gilt: "Hiatum diligentissime evitat" und bes. S. 250 "in compositis quoque eligendis id egit Polybius, ut vitaret hiatum". Darnach schreibt er ἀνώτερον εἶπον, aber ἀνωτέρῳ προεῖπον; ἀνατρέχειν : προανατρέχειν; ὑποδείκνυμι : συυποδείκνυμι; ἐφεδρεύω : συνεφεδρεύω : ἐγγίζω : συνεγγίζω; ἐφίσταμαι : συνεφίσταμαι; ἄπτομαι : συνάπτομαι; ἐπιτίθεμαι : συνεπιτίθεμαι; — ἀναλαμβάνω : προαναλαμβάνω; ἐπινῶ : προεπινῶ, — οἰκῶ : κατοικῶ; αἰροῦμαι : προαιροῦμαι; letzteres führt auch Jerusalem D. Inschr. v. Sestos und Polyb. in den Wiener Stud. 1, 1879, S. 47 ff. unter verwandten Beispielen auf. Selbst Krebs, von dem dies Purdie (S. 87) ausdrücklich verneint, bietet in seinen Abhandlungen Die Präpp. b. Polyb. Würzb. 1881 und Die präpos. Adv. b. Polyb. I, Regensb. 1882 einiges Verwerthbare. Den Reigen beschliesse M. Thiemann Quaestt. Polyb. Halle 1882, nach dem συνθεωρῶ = θεωρῶ, συνθεῶμαι = θεῶμαι, συγχρῶμαι = χρῶμαι, συυποκρίνομαι = υποκρίνομαι, συυπάρχω = ὑπάρχω gebraucht wird. ὁρῶ ist nach ihm viel seltener als κυνορῶ. Sein Ergebnis lautet: "ὁράω igitur post consonantes modo reperitur, post vocales semper κυνοράω". Mehr kann man unmöglich verlangen!

## III.

Es wäre nun eigentlich unsere Aufgabe, sämtliche von Purdie beigebrachte Beispiele nachzuprüfen. Dies habe ich für mich gethan, kann aber hier nur einige, besonders lehrreiche, herausgreifen, wobei ich absichtlich gerade solche bevorzuge, die von meinem Standpunkte aus Schwierigkeiten machen.

Zuerst werfen wir einige Vorfragen allgemeinerer Art auf: nehmen Aoriste (εἶδον) von punktueller Wurzel (ἴδ), die mit Präsntien von nichtpunktueller (ὄρω) zu Einem a verbo zusammengeschlossen sind, neben ihrer ursprünglichen punktuellen Bedeutung ("erblickte") abgeleiteterweise durch nachträgliche proportionale Ausgleichung mit jenen Präsntien auch noch "punktualisierenden" (bezw. "konstativen") Sinn an ("habe gesehen = vor Augen gehabt")? In einem grösseren Zusammenhang ist die Frage zum letzten Male behandelt worden von Osthoff Über das Suppletivwesen in den idg. Spr. Heidelb. 1900, S. 7—14; 44; 74. Weiter: nehmen die Aoriste (ἔργων) von punktuellen Wurzeln (ῥνω), deren von letzterer (ῥνω) aus gebildete Präsntia (ῥιρνύσκω) neben dem incohativen Sinne ("erkenne allmählich") auch durativen ("kenne") erhalten haben, neben ihrer punktuellen Grundbedeutung ("erkannte, gelangte zur Erkenntnis") auch noch "punktualisierende" (bezw. "konstative") an (habe gekannt, Kenntnis gehabt)? Endlich: zeigt der Aorist (ἔφυγον) "zweiseitiger" Präsntien (φεύγω a) incohativ "mache mich an die Flucht", b) durativ "bin auf der Flucht") dieselbe Doppelheit a) ingressiv oder resultativ: (bin entflohen od. entkommen); b) "punktualisierend" bezw. "konstativ" "bin auf der Flucht gewesen"? Unser Ergebnis sei kurz vorweggenommen: εἶδον usw. sind stets punktuell, ἔργων usw. höchstwahrscheinlich ebenso, ἔφυγον dagegen gemischt.

## A. Der Aorist bei Homer (IF. 9, 70—82).

1) ἔφυγον : φεύγω (S. 70 f.).

Γ 4 ist sicher resultativ "entflohen sind" und ebenso kann auch N 436 gefasst werden "entkommen"; doch ist ingressive Deutung "die Flucht ergreifen" naheliegender und diese scheint notwendig ≡ 80, während 81 προφύγη wieder resultativ sein muss.



## 2) ἔβαλον : βάλλω (S. 71).

Δ 16 ist βάλλωμεν mit Mutzbauer Grdl. 241 resultativ zu geben: "wir wollen stiften, abschliessen".

## 3) ἔχον : ἔχω (IF. 9, 71 u. 72).

Der Ausdruck für χεῖν "to retain a hold upon" soll effektiv klingen, klingt jedoch unverkennbar durativ. Π 520 ist χεῖν ingressiv: nach M 389, worauf Π 511 ausdrücklich zurückweist, hatte Teukros den Glaukos in den Arm getroffen nach Π 510 presst er diesen mit der anderen Hand: folglich hatte er keine Lanze mehr und war ferner nicht im stande eine solche zu "ergreifen" (χεῖν). Zu Θ 254 bietet Purdie, welche die Stelle aufführt unter "The Constative", die Bemerkung: explained as "drove his horses in front of Tydeides". Diese letztere halte ich für durchaus richtig gleichwie Ψ 463 "er konnte sie nicht ums Ziel herumbekommen"; auf O 653, wo die Verfasserin περὶ ἔχεθον mit "held them in their midst" wiedergibt, wird (der überhaupt hier durchweg beizuziehende) Mutzbauer (S. 80) Sieger bleiben, schon wegen ἐγένοντο, und man muss verstehen "nahmen sie in die Mitte". N 520 setzen wir an Stelle von "held on its way" besser "nahm seinen Weg"; (kaum richtig Mutzbauer 78 unt.).

## 4) ἦλθον : ἔρχομαι (IF. 9, 72 u. 73).

Hier handelt es sich bes. darum, ob ἦλθον auch heissen kann "konstativ", punktualisierend: "bin gegangen = bin auf dem Wege gewesen". Sonderbar ist es, dass das Beispiel O 55/57 δεῦρο κάλεσσαν Ἴριν τ' ἐλθέμεναι, | ὄφρ' ἡ μὲν μετὰ λαὸν Ἀχαιῶν ἔλθῃ καὶ εἴπῃσι erklärt wird durch perfektiv/ "konstativ". Von letzterem jedenfalls kann natürlich auch hier nicht die Rede sein. Wir verdeutschen: "hieher berufe die Iris sich aufzumachen, | damit sie sich aufmache hin unter das Volk der A.", also beidemal ingressiv, oder aber gleichermaßen effektiv: hieher berufe die I. einzutreffen, damit sie eintreffe unter dem V. d. A., oder noch eher jenes ingressiv, dieses effektiv: "sich aufzumachen, damit sie eintreffe."

Wunder genommen hat mich, dass Purdie nicht eine Reihe anderer Stellen ins Treffen geführt hat, die für unseren

Standpunkt viel bedenklicher scheinen als die von ihr angeführten. Es sind die bei Mutzbauer Grdl. 277 verzeichneten; wir lesen dort: "2) von Wurfgeschossen u. ä., hereinfliegen, hindurchdringen"; diese Fassung klingt stark terminativ und man muss ehrlich zugestehen, dass es sehr scharfer Auslegung bedarf, um die Aktion dennoch als punktuell zu erkennen. Allein schliesslich ist dies doch überall möglich, und es fragt sich höchstens, ob man mehr sozusagen der Rasanz des Wurfes rechnungstragend sagen soll punktuell "sauste, schoss, schmettete, schlug, fuhr durch", oder mehr resultativ "gelangte wohin, traf, schlug dort ein, trat daselbst hervor" o. ä. Am meisten Kopfzerbrechen haben mir die Beispiele gemacht, bei denen die durchmessene Strecke angegeben ist wie Γ 357 διὰ μὲν ἀσπίδος ἦλθε φαεινῆς ὄβριμον ἔγχος καὶ διὰ θώρακος πολυδαίδαλου ἤρῃεϊστο. Das heisst jedoch nicht "durch den Schild hindurch legte die Lanze ihren Weg zurück", sondern ihn "durchschlug" sie. Wenn es dann weitergeht "und durch den Panzer hindurch war sie (auch gleich) gewuchtet", so drückt das plsqpf. in unnachahmlicher Anschaulichkeit die Verbindung der Schnelligkeit des Eintrittes der Handlung mit dem darauf folgenden Hemmungszustande aus (Krüger Gr. Sprchl. I. § 53, 3, A. 4); der letztere wird überdies noch onomatopoëtisch durch den spondiacus angedeutet. Lehrreich Λ 96 ff. οὐδὲ στεφάνῃ δόρυ οἱ χέθε . . ., ἀλλὰ δι' αὐτῆς ἦλθε . . ., ἐγκέφαλος δὲ πεπάλακτο: "und nicht hemmte ihm der Helmkranz den Speer, sondern durch ihn gelangte er, fuhr er, durch, das Gehirn aber war (auch schon) besudelt" (vgl. Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 478 f.). Noch deutlicher resultativ Υ 473 f. εἶθαρ δὲ δι' οὐατος ἦλθ' ἑτέροιο | αἰχμῇ: "stracks durchs andre Ohr hindurch kam sie zum Vorschein, drang sie hervor." Recht klar scheint mir diese Auffassung da, wo ἀντικρύς dabei steht, z. B. E 66: "sie aber gelangte, traf ein durch nach vorn direkt in die (in der) Gegend der Blase hin unter dem Schambein". φ 421 f. durch und durch gelangte (der Pfeil) hinaus. Π 478 Πατρόκλου δ' ὑπὲρ ὤμων ἀριστερόν ἦλθ' ἄκωκῇ | ἔγχος, οὐδ' ἔβαλ' αὐτόν heisst nicht: "die Spitze der Lanze ging über die linke Schulter hin", sondern, was ja auch schon viel besser zu der Spitze als einem punktuellen Gegenstand passt, während dort eher der Schaft genannt sein würde: "sie traf ein (an einem Punkte) über der linken Schulter".

Nach all dem scheint mir kein Zweifel, dass ἤλθον nicht "konstativ" bzw. "punktualisierend" zu ἔρχομαι gebraucht wird. Über die Behandlung des Präsensstammes bei Purdie habe ich nicht viel zu bemerken, ausser dass bei einem Verbum der Bewegung die Versicherung, er sei "purely durative", ganz besonders irreführend ist. Zwar A 839 stimmt allerdings ("I am on my way"), aber die anderen angeführten Stellen nicht. Sie sind zu übersetzen wie ἔρχεο entweder (I, 43) mit "gehe hin", "wolle dich aufmachen", "begib dich an den Gang" (incohativ, inzeptiv) oder (I, 603) mit "mach dich an den Herweg" (finitiv). (S. a. Delbrück Vgl. Synt. 2, 61).

5) ἐνόησα : νοέω (IF. 9, 73 u. 74).

Da das Präsens als Denominativum unzweifelhaft auch durativen Sinn hat ("Verstand haben"), so ist an sich für ἐνόησα die "konstative", "punktualisierende" Bedeutung nicht zu bestreiten ("habe Verstand gehabt, gedacht, betrachtet, gewusst, vorgehabt"). Die Belege Purdies dagegen können wir sämtlich perfektiv fassen ("habe bemerkt, wahrgenommen, einen Eindruck erhalten, er-dacht, beschlossen, mir vorgenommen, allgemeiner: bin zu einem geistigen Vorgang gelangt). An der Hand von Frohweins Verb. homer. Lpzg. 1881 S. 95 müsste man den Rest der Stellen nachprüfen. Wir wenden uns zu den uns vorgelegten. E (lies I), 537: "Oineus opferte der Artemis allein nicht; "entweder war ihm der Gedanke (wieder) entfallen oder gar nicht gekommen"; so richtig Fäsi, während Purdies Übersetzung, "entweder durch Vergesslichkeit oder aus überlegter Absicht" unmöglich ist, weil sie das οὐκ vor ἐνόησεν unbeachtet lässt. K 550 soll bedeuten: "ich habe solche Rosse bisher weder erblickt (ἶδον) noch an sie gedacht". Das hat aber gar keinen Sinn; natürlich heisst es: "noch wahrgenommen". Dies erhärtet schon der Parallelismus mit ἶδον. A 549 wende: "doch was für einen Gedanken, Entschluss ich fassen (νοήσαι) will." Ebenso A 543 "und noch nie hast du es freiwillig über dich vermocht nur einen Gedanken mitzuteilen, welchen auch immer du fassen magst (νοήσεις)". Υ 310 "du selber mach dir klar, schöpfe eine Entscheidung (νόησον- nicht beratschlage = halte Rat), ob du..." X 445 Andromache bereitete dem Hektor ein Bad, denn noch nicht "wars zu ihrer Kenntnis

gelangt" (vόnce), dass er gefallen war, für uns zugleich plusquamperfektisch, während Υ 264 einfach aoristisch (vόnce "nicht kams ihm in den Sinn").

6) βαίνω : ἔβην (IF. 9, 74 u. 75).

Letzteres soll als "Constative" heissen "habe einen Weg gemacht, bin gefahren, geschritten". Allein wir haben hier eine punktuelle Wurzel (Delbrück V. S. 2, 37; Mutzbauer Grdl. 173 ff.) und müssen zunächst zusehen, ob wir für den Aorist nicht durchkommen mit den Bedeutungen 1) ingressiv: "bin davongegangen". 2) resultativ: "bin eingetroffen". Purdies Beispiele lassen sich sämtlich so erklären: Ξ 284 f. ist nach Mutzbauer Grdl. S. 175 zu geben: "sie verliessen das Meer und traten aufs Land" (ἐπὶ χέρσου βήτην), nicht mit Voss "dann auf der Veste schritten sie". Π 702 "dreimal trat er auf den Mauerbug". T 47 hat Purdie gegen Mutzbauer Recht zu übersetzen "sie trafen ein", dagegen Ω 246 (βαίνω δόμον "Αἰδός εἴσω) ist natürlich so gut wie K 246 und sonst zu geben: "möcht' ich aufbrechen ins Haus des Hades hinein". A 391 f. ἔβαν . . . ἄγοντες | κούρην "machten sich von dannen mit der Jungfrau". T 40 αὐτὰρ ὁ βῆ παρὰ θίνα glaubt man wohl ganz notwendig sagen zu müssen "er aber ging entlang dem Strande". Allein das Richtige hat auch hier Mutzbauer: "er setzte sich in Bewegung längs dem Strande hin." T 418 f. "Helena erschrak und machte sich fort, brach auf." P 392 ἄφαρ δέ τε ἱκμάς ἔβη verwischt Purdies "die Feuchtigkeit geht ihren Weg" die Feinheit, die gerade das Punktuelle der Wurzel dem Aor. gnom. verleiht; Delbrück (mit Voss und Minckwitz) V. S. 2, 294: "wie die Feuchtigkeit flugs verschwunden ist." Wie sich von selbst versteht, schliessen wir uns Δ 494 βῆ δὲ διὰ προμάχων an Mutzbauer und Delbrück an "er brach durch die Vorkämpfer", nicht "er machte seinen Weg durch die Vorderseite der Schlacht".

Auch bei diesem Verbum ist das Präsens wieder nicht nur als "durative" zu bezeichnen, vgl. E 364 ἦ δ' ἐκ δίφρου ἔβαινε "sie stieg (allmählich — ausmalend!) in den Wagen". — Mutzbauer Grdl. 172 f.; Delbrück V. S. 2, 37.

## 7) ἔτλην (IF. 9, 75)

soll z. t. "konstativ" sein. Purdie könnte sich (s. o.) für diese Annahme auf Delbrück V. S. 2, 237 berufen, wo θ 182 unter den "punktualisierenden" Aoristen aufgezählt oder ihnen doch wenigstens für "ähnlich" erklärt wird. Aber wie stimmt das zu S. 252 und bes. 82, wo wir erfahren, dass die Wurzel und darnach τλήσμαι und ἔτλην punktuell seien? T 14 "und keiner gewann es über sich"; ebenso Φ 608; H 480; A 534; Σ 246; Υ 421; X 136; B 299 τλήτε φίλοι καὶ μέιναι' ἐπὶ χρόνον vollends ist ganz eindeutig: voraus geht das Zugeständnis des Odysseus, man könne den Achäern die Sehnsucht heimzukehren nicht verübeln. Aber gerade, weil sie die Ausdauer bereits verloren haben, muss er ihnen zurufen: "fasset (wieder) Mut und verbleibet" (bis zu dem angegebenen Schlusspunkt: ὄφρα δαῶμεν). Wie dagegen bei Homer "to be of good cheer" lautet, das zeigt E 382 τέτλαθι und das allbekannte τέτλαθι δὴ κραδίη καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης d. h. "halt aus! . . ., hast auf dich genommen"; ebenso sind E 383 und Ω 505 zu erklären zwischen denen ich keinen Unterschied entdecken kann. Bedenklich für mich sieht ε 218 aus: ἦ τ' ἂν τρυχόμενός περ ἔτι τλαίην ἐνιαυτόν. Die Pariser Ausg. bei Didot 1837 übersetzt denn auch "sane, vexatus licet, adhuc perduraverim in annum". Genau aber: wenn ich jetzt erkunde, dass Odysseus heimkehrt, "dann wahrlich, obwohl gepeinigt, möchte ich mich wohl noch entschliessen ein Jahr lang" (denke hinzu τρυχόμενος, mich weiterpeinigen zu lassen). Für sich hätte Purdie auch mehrfach das Fut. τλήσμαι ins Feld führen können, zwar weniger ε 222 und Γ 306, die sich mir leicht fügen, wohl aber Λ 317 und T 308, wo μενέω davorsteht und bes. ε 361 f.: ὄφρ' ἂν μὲν κεν δούρατ' . . . ἄρρη, τόφρ' αὐτοῦ μενέω καὶ τλήσμαι ἄλγεα πάσχων; Didot wendet "tamdiu hic manebo et sustinebo dolores patiens". Allein auch hier ist wie ε 218 zu geben "so lange die Balken . . . halten, so lange werd ich bleiben und wills auf mich nehmen Schmerzen zu erdulden". Etwas Verwandtes, zuerst durative dann ingressive Aktion, z. B. auch A 586 τέτλαθι . . καὶ ἀνάσχει. (Beiläufig, ist ἀνσχύσμαι auch resultativ "werde überstehen", wie Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 480 will? Wie ist dann Il. 5, 104 zu erklären?) — "Constativ" zu τλήναι wäre τολμήσαι.

## 8) ἐφάνην : φαίνομαι (IF. 9, 75 u. 76).

Auch hier ist die Wurzel wieder punktuell (Delbrück V. S. 2, 37; 255), darum sind alle Stellen, wo Purdie φανῆναι wiedergibt mit "to be seen, to be visible" anders aufzufassen, so lange es irgend angeht, und wenn sie (S. 76) sich dahin äussert, als effektiv müsse man es erklären, "wenn wir den Punkt betonen, dass das Tagen, die Dämmerung in Sicht kam, "konstativ" dagegen "wenn wir die Redensart als einen formelhaften Ausdruck betrachten nur für die Ankunft der Dämmerung", so haben wir darauf folgendes zu erwidern: erstens handelt es sich nicht im mindesten darum, wie wir die Sache betrachten wollen, sondern wie sie der Dichter hingestellt hat; zweitens bringen die Worte "Tagen, Dämmerung" von vornherein einen unerlaubt durativen Nebensinn mit sich und drittens kommen wir überall durch, wenn wir (mit S. 75) "den Nachdruck legen auf das plötzliche Emporleuchten des Lichtes". So X 73 "alles ist schön für einen Gefallenen, was immer zu Tag kommt, in die Erscheinung tritt". Λ 64 φάνεσκεν "tauchte (immer wieder) auf". Λ 734 φάνη μέγα ἔργον nicht "waren", sondern "wurden" Zeugen eines mächtigen Kampfes; A 200: "er erkannte die Athene; denn schrecklich leuchtete vor ihm ihr Augenpaar auf".

Der Präsensstamm ist nicht so einseitig durativ, wie Purdie meint (und anscheinend auch Delbrück V. S. 2, 37; 255 annimmt), z. B. M 416 μέγα δέ σφίσι φαίνεται ἔργον = Λ 734, nur παρατατικῶς: "gross that sich (nach und nach) vor ihnen der Kampf auf". Ψ 374 ἀρετὴ . . . ἐφαίвет', da vollends wurde (im Verlaufe des Rennens) ihre Leistungsfähigkeit offenbar" (φάνη: "ward offenbar"). I 618 u. ö. ἄμα δ' ἡοὶ φαινομένηφιν "zugleich mit dem (allmählichen) Aufgang der Morgenröte".

## 9) εἶδον : ὁράω (IF. 9, 76 u. 77).

Der Aorist soll nicht selten "konstativ" gebraucht sein, wo kein Nachdruck gelegt ist auf einen Moment und der Sinn eher ist "betrachten, staunen über, vor seinen Augen haben". Allein die Wz. ist eindeutig punktuell (Mutzbauer Grdl. 290/1; Delbrück V. S. 2, 178; 218; 276; womit man vornehmlich

auch zusammenhalte das ebenda S. 82 über κλῦθι und ἔτλην Bemerkte!).

Γ 169 οὐπω ἴδον "habe noch nie zu Gesicht bekommen"; K 275 οὐκ ἴδον . . . , ἀλλὰ ἤκουσαν "wurden nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren inne"; in Ψ 462 soll ἴδον "konstativ", in 463 ἰδέειν "klärlieh perfektiv" sein. Ein unbefangener Beurteiler wird eher umgekehrt verstehen: "sie hab' ich erblickt, als ums Ziel sie schossen, nun kann ich sie nimmer sehen." In Wahrheit beidemaal gleich: "eben erblickte ich; jetzt aber kann mein Auge ihrer nicht mehr habhaft werden, ich vermag sie nicht mehr in den Blickpunkt zu bringen, aufs Korn zu kriegen" u. ä. Δ 223 οὐκ ἄν ἴδοις "es wäre dir wohl nicht der Anblick zu teil geworden". Auch Δ 374 ὣς φάσαν, οἳ μιν ἴδοντο nicht "die ihn sahen" sondern "denen er zu Gesicht gekommen ist". Γ 194 "breiter aber an Schultern und Brust beim Erblicken", nicht "beim Anschauen"; so E 725 und sonst θαύμα ἰδέσθαι. E 770 ὅσσον δ' ἡροεὶδὲς ἀνὴρ ἴδεν ὀφθαλμοῖσιν | ἥμενος ἐν σκοπιῇ, λεύσσων ἐπὶ οἶνοπα πόντον scheint wohl manchem unwiderleglich für Purdie zu sprechen: "Soweit eines Mannes Gesichtskreis, Sehbereich sich dehnt".

Allein auch hier trägt der Schein. Wir haben zu übersetzen: "soweit ein Mann in nebliger Ferne (noch etwas) erschaut, noch mit dem Auge erreicht, seiner noch habhaft wird", also ausgesprochen resultativ, wie Fäsi z. d. St. richtig darlegt unter Hinweis auf Diod. Sie. 5, 42; Mutzbauer a. a. O. S. 292 fasst die Aktion ingressiv "soweit ein Mann den Blick sendet", hätte aber dann unmissverständlicher wenigstens sagen sollen "entsendet". Ψ 143 ἰδὼν ἐπὶ οἶνοπα πόντον nicht "hinschauend über" (das vielmehr nach Ψ 323 wäre ὁρώων oder noch besser nach N 4 καθορώμενος ἐπὶ γαῖαν), sondern "den Blick werfend auf", ebenso B 384 "wohl soll jeder einen prüfenden Blick werfen auf beide Seiten des Wagens". O 4ff. haben wir lauter punktuelle Handlungen: Zeus erwachte (ἔγρετο), trat hin aufspringend (στῆ δ' ἄρ' ἀναΐξας), erblickte die Troer und Achäer (ἴδε), den Hektor aber erblickte er (ἴδε) als einen Daliegenden (κείμενον—durativ). Purdies Bemerkung: "wo man an die Szene denkt, welche vor den Augen des Zeus lag", enthält wieder eine willkürliche Unterschiebung dessen, was wir vielleicht erwarten, der Text nun aber eben nicht

bietet. Genau so steht es mit A 600: "ein Gelächter erhob sich, als sie den Hephaistos umherschauend erblickten" (ἴδον). Was die Verfasserin hier zu finden vermeint ("ihr Auge folgte der Gestalt des Hephaistos, wie er sich durch die Halle tummelte"), würde griechisch bis auf den heutigen Tag (mutatis mutandis natürlich!) vielmehr ἑώραν, ἔβλεπον, ἐθεώντο, ἔλευσσαν o. ä. heissen und der "konstative" Aorist hierzu würde nicht ἴδον lauten, sondern ἔβλεψαν, ἐθεάσαντο. Wenn Delbrück V. S. 2, 253 und Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup> 479 f. annehmen, dass ὄψομαι nachträglich von ὁράω aus auch die imperfektive Bedeutung "werde vor Augen haben", bezogen hätte, so wäre zu erwägen, ob nicht E 119 f. οὐδέ μέ φησιν | δηρὸν ἔτ' ὄψεσθαι λαμπρὸν φάος ἡελίοιο zu wenden ist "er bestreitet, dass ich noch lange das Sonnenlicht erblicken werde", mit einer ungenauen Verkürzung anstatt "dass ich noch lange imstande sein werde einen Blick auf die Sonne zu werfen". Bei Homer ist das die allereinigste Stelle gegen 22, wo es punktuell ist (Mutzb. 290). Dazu wird es bei Vulfila immer mit *ga-saihan* gegeben (C. Recha Verbalpräf. Dorp. 1893, S. 110).

10) τελέω (oder τελείω) : ἐτέλεσσα (IF. 9, 77 u. 78).

Der Aorist soll "konstativ" hier "bezeichnen das Bewerkstelligen der Vollendung, d. h. er bezeichnet nur die Anstrengung, das erstrebte Ziel zu erreichen, ohne zu betonen, dass dieses jemals wirklich erreicht wurde". A 108 ἐθλὸν δ', οὔτε τί πω εἶπας ἔπος οὐδ' ἐτέλεσσας "Du hast weder gesprochen von noch gearbeitet an irgend einem guten Ding". Nein, sondern: "Und du hast noch nie etwas Rechtes geäußert und fertig gebracht": so gut εἶπας perfektiv ist (Mutzbauer Grdl. 325; Delbrück V. S. 2, 259), so gut ist es das parallele ἐτέλεσσας. T 22 übersetze: "Der Gott schuf Waffen, wie sie kein Sterblicher hingebraucht hätte (τελέσσαι)". O 228 nicht: "weil der Streit nicht ohne Mühe geführt, betrieben (carried on), sondern zur Entscheidung gebracht worden wäre" (οὐ κεν . . . τελέσθῃ).

Was sodann τελεῖν betrifft in der Bedeutung "zahlen", so braucht N 377 nicht notwendig hierher gezogen zu werden, da man auch verstehen kann: "und wir würden dir, wenn wir dies zugesagt hätten, es auch erfüllen". Damit reicht man auch Φ 457 aus, doch ist es nicht zu bestreiten, dass viel-



leicht die Recht haben, welche dieses τελεῖν von dem anderen trennen. Prellwitz Gr. Etym. (Gött. 1892) bringt es s. v. zweifelnd mit τλῆναι in Zusammenhang, Fick B. B. 16, 290 einleuchtender mit germ. *geldan*, got. *gild*, lit. *geliūti*, griech. (Hesych) τέλθω. Dann hiesse τελέσσαι gleichfalls resultativ "erstatten, entrichten".

Über den Präsensstamm handelt Purdie gut, obschon er statt durativ besser finitiv genannt würde. Wenn sie bemerkt, dass er im Unterschiede vom Aorist nur "a partial fulfilment of the desired end" bezeichne, so trifft sie hierin, natürlich, ohne ihn zu kennen, merkwürdig zusammen mit dem oben angeführten Kohn.

11) ἤκουα : ἀκούω (IF. 9, 78 u. 79).

ἤκουα "konstativ" heisst nach Purdie "habe zugehört". Da das Verbum an sich nicht punktuell sein wird, so halte ich diese Bedeutung für durchaus möglich. Andererseits bezweifle ich, ob sie gerade für die einzelnen mitgeteilten Beispiele zutrifft. Π 531 heisst: "er merkte, dass sein Flehen die Gottheit rasch erhört hatte" (natürlich nicht "rasch zugehört hatte"). A 381 ebenso, B 98 "die Herolde beschwichtigten sie, ob sie wohl innehielten d. h. Halt machten mit dem Geschrei und die Könige erhörten". Z 334 *cū dē cūvtheo kaí meυ ἄκουov* "du aber pass' auf (eigentl.: raffe dich zusammen, punktuell) und vernimm (ebenso) m. Worte". I 262: "Du merk' auf, spitz' das Ohr"; K 276 entscheidet schon der Parallelismus mit ἴδov: "sie wurden sein inne, nicht durchs Auge, sondern durchs Ohr", Φ 98 "unhold musst' er dessen Antwort vernehmen" (ἄκουev). Ω 767 "aber noch nie hab' ich von dir ein böses oder schnödes Wort bekommen" (ἄκουα): was hätte es dagegen für einen Sinn zu sagen "noch nie hab' ich ein böses Wort von dir angehört"? Φ 475 "dass mir nur nicht wieder zu Ohren dringe (ἀκούω), wie du dich rühmst". Z 166 "den Herrscher erfasste Groll, wie er solches erfuhr" (ἄκουev); selbst A 396 versteht man leicht "oft hab' ich vernommen, ward ich Ohrenzeuge, wie du dich rühmtest", obschon auch "konstative" Auffassung möglich ist: "oft hab' ich dir zugehört, bin ich Ohrenzeuge gewesen".

## 12) ἔστην : ἵσταμαι (IF. 9, 79—81).

Es ist ein Irrtum von Purdie u. a., dass ἵσταμαι und darnach ἔστην ohne weiteres "konstativ" bedeuten könne "stehe (stand)"; beide heissen an sich "trete (trat)"; jenes linear, dieses punktuell (Mutzbauer Grdl. 184 ff., Delbrück V. S. 2, 78; 218; 338). Γ 210 στάντων μὲν Μενέλαος ὑπείρεχεν εὐρέας ὤμους nicht "wenn sie standen", sondern aufstanden" (Mutzbauer 186). X 273 ff. Achilleus jagt hinter Hektor drein, da hemmt ihn Athene mit dem Zuruf στῆθι! "halt ein!" Δ 243 τίφθ' οὕτως ἔστητε "was habt ihr euch so dahin gestellt", wozu Monro A Gramm. of the hom. dial.<sup>2</sup> (Oxford 1891), S. 65: (vulg. ἔστητε "an impossible form"). Über Θ 6 s. ob. unter εἶδov. Ω 360 στῆ δὲ ταφῶν natürlich "machte entsetzt halt", nicht "stand da." T 216 ff. "aber so oft Odysseus aufsprang, trat er allemal hin (στάκεν), nieder warf er den Blick" (ἴδεσκε). Σ 157f. das einmal fuhr er auf (ἀναΐξακε), das andere-mal machte er Halt (στάκε). Ähnliches haben wir bei ἵσταμαι zu bemerken. Δ 54 τάων οὐ πρόϑ' ἵσταμαι nicht "I do not stand (so auch irrig Mutzbauer 191) in front to protect him", sondern "ich stelle mich nicht vor sie hin". Auch die sprichwörtliche Redensart K 173 νῦν . . . ἐπὶ ζυροῦ ἵσταται ἀκμῆς bedeutet nicht "es steht auf des Messers Schneide", sondern "es tritt, kommt jetzt darauf". Höchst lehrreich ist dafür Simonid. fr. 97 (158) bei Bergk. Anthol. lyr.<sup>3</sup>, 293: ἀκμᾶς ἐστακυῖαν ἐπὶ ζυροῦ Ἑλλάδα! N 263 "denn nicht ist's meine Art so allmählich fernwegtretend (ἱστάμενος) zu kämpfen (vgl. damit v. 261 ἐσταότ' = stehend"! ). Π 166 falsch Voss "auch in der Schar stand Achilleus", vielmehr nach dem Zusammenhang "unter sie trat (immer wieder) A., vgl. v. 155 f.: Μυρμιδόνας δ' ἄρ' ἐποικόμενος θύρηξεν Ἀχιλλεύς | πάντας ἀνὰ κλισίας: er ging somit der Reihe nach von Zelt zu Zelt. Σ 496 "die Weiber aber hintretend (ἱστάμεναι : malt! Mutzb. Grdl. 184) an den Thorweg schauten bewundernd zu", feiner als ἐστηκυῖαι, weil es zugleich andeutet, wie sie auf das Getön herauskommen aus dem Hause, dessen Geschäfte sie verlassen haben: es liegt in dem Präsens noch ein Stück Bewegung, die in ἐστηκυῖαι erloschen wäre. Völlig zutreffend, abgesehen von dem wunderlichen Namen "semi-perfektive" kennzeichnet Purdie (S. 80 u.) die Eigenart der Form mit den Worten: "to (gradually) take up one's stand".

13) ἔργων : γιγνώσκω (IF. 9, 81 u. 82).

Beachtenswert ist, dass die Verfasserin selbst bemerkt, "hier erscheinen keine Beispiele des Aorists, die notwendig in "konstativem" Sinn gefasst werden müssen ("wissen, aufmerksam sein auf"); das hängt damit zusammen, dass die Wurzel punktuell ist (Delbrück V. S. 2, 61 vgl. mit 252).

Was das Präsens angeht, so liegt eine (auch von Delbrück V. S. 2, 61 angedeutete) Schwierigkeit in der Thatsache, dass es ebensowohl incohativ bedeutet "erkenne (allmählich)", als durativ "kenne"; es findet hierbei etwas Ähnliches statt wie bei φεύγω, über das man vgl. Delbrück V. S. 2, 83, wo indes der Ausdruck "gemischte Aktion", den er sonst (S. 69) auf die sowohl punktuell als nichtpunktuell gebrauchten Wurzeln anwendet, besser etwa durch "zweiseitige Aktion" ersetzt würde.

Das Ergebnis unserer Nachprüfung der von Purdie herangezogenen Verben aus Homer geht dahin, dass die perfektive Bedeutung des Aorists vor der "konstativen" noch viel stärker überwiegt, als die Verfasserin schon an und für sich annimmt. Für die Entwicklungsgeschichte der Bedeutung des griechischen Aorists können wir freilich weder ihrer noch unserer Aufstellung einen erheblichen Wert beimessen. Denn dazu ist das Beobachtungsmaterial unendlich viel zu beschränkt und ferner viel zu willkürlich herausgegriffen. Wer bürgt uns dafür, dass nicht etwa ganz anderes herauskäme, wenn wir sämtliche Verben in allen Aoristformen heranzögen? Eine klarere Einsicht in diese Dinge wird sich nur gewinnen lassen durch die Ausführung der von Delbrück V. S. 6, 238 gestellten Aufgabe, den "punktualisierenden" Aorist bei Homer im Zusammenhange mit statistischer Vollständigkeit zu behandeln; freilich wird bei der Mehrdeutigkeit vieler Fälle eine ganz reinliche Scheidung auch so nicht durchweg zu erreichen sein. Uns muss vorerst der Nachweis genügen, dass Purdies Voraussetzungen, soweit sie auf Homer fussen, einer sicheren Grundlage durchaus entbehren.

#### IV.

Denselben Nachweis suchen wir nunmehr für den Kernpunkt der Lehre Purdies zu erbringen. Wir bestreiten zunächst die thatsächliche Möglichkeit stets mit der nötigen

Sicherheit festzustellen, wenn das, was Purdie "material meaning" nennt, d. h. die sinnliche Grundbedeutung, noch lebendig und wann es erloschen ist, worin doch die Verwendbarkeit zum Zwecke der Perfektivierung begründet sein soll. Von "einem scharfen Gegensatz" kann hier m. E. gar nicht die Rede sein, darin wird Herbig gegen Purdie (S. 86 oben) durchaus im Rechte bleiben. Ferner sehe ich nicht, warum man sich auf  $\acute{\alpha}\nu\alpha$ ,  $\delta\iota\acute{\alpha}$ ,  $\kappa\alpha\tau\acute{\alpha}$  beschränkt; S. 90 verweist Purdie selbst auf Thuc. 3, 70, 4  $\acute{\alpha}\pi\omicron$ - $\phi\upsilon\gamma\acute{\omega}\nu$ , und Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup>, 482 nimmt die letztere Präposition ausdrücklich auf; weshalb sollte man nicht auch an  $\acute{\alpha}\nu\alpha$ ,  $\epsilon\iota\varsigma$ ,  $\acute{\epsilon}\kappa$  denken? Ja, selbst  $\mu\epsilon\tau\acute{\alpha}$  darf nicht bei Seite bleiben! Man beachte nur, wie  $\omicron\iota\kappa\epsilon\iota\nu$  "siedeln" stets kursiv, dagegen  $\mu\epsilon\tau\omicron\kappa\epsilon\iota\nu$  "umsiedeln" stets terminativ ist! Fürs Gotische gibt Streitberg PBrB. 15, 80 ff. sämtlichen Präfigierungen die in Rede stehende Kraft. Weiterhin war ein Gesichtspunkt nicht zu übergehen, den die (von Purdie S. 87 angeführte, aber als für unseren Zweck wertlos bezeichnete) Dissertation von D. H. Holmes Die m. Pröp. zuges. Verb. b. Thuk. Berlin 1895 trefflich zur Geltung bringt, dass nämlich verschiedene Verben sich zu verschiedenen Präpositionen verschieden verhalten, wozu man noch hinzufügen mag, dass dasselbe Verbum mit verschiedenen Präpositionen eine etwas anders gefärbte Schattierung ergeben kann.

Sodann dürfte Purdies Einwurf, Herbig habe übersehen, dass von Homer bis Polybios eine Verschiebung der Bedeutung des Aoristes stattgefunden habe, die reinste *petitio principii* sein: dass dies der Fall gewesen, steht ja eben erst zu beweisen, und Herbig hat ihm überdies in seiner vortrefflichen Arbeit zum Voraus die Spitze abgebrochen (IF. 6, S. 233). Schwer ins Gewicht fällt schon der Umstand, dass nach der übereinstimmenden Auffassung sämtlicher beachtenswerter Forscher einschliesslich Brugmanns Gr. Gr.<sup>3</sup>, 477 sich seit Anbeginn der griechischen Überlieferung bis auf den heutigen Tag das Sprachgefühl gerade auf dem Gebiete der Verbalaktionen nicht geändert hat. B. Huebner z. B. spricht in einer Abhandlung über die Zeiten bei Aeschylus (Diss. Hal. 4, 1880, S. 112) von einer "*mirifica constantia*", was Wecklein in Burs. Jbb. 6 (1878), S. 257 kurz zuvor so ausgedrückt hatte: "der Gebrauch der Tempora zeigt von den ältesten Stufen bis in die jüngste Periode des Sprachlebens und in allen dialektischen

Verzweigungen . . . eine überraschende Gleichmässigkeit". Entsprechend lesen wir bei Goodwin *Syntax of the moods and tenses of the greek verb*. London (1897), S. 17: "It must not be thought from these occasional examples, that the Greeks of any period were not fully alive to the distinction of the two tenses and could not use it with skill and nicety." Sehr gut "But the Greeks, like other workmen, did not care to use their finest tools on every occasion and it is often necessary to remember this if we would avoid hair-splitting". Auch bei der Erforschung des Sprachgebrauchs der späteren Schriftsteller ist man immer wieder zu demselben Ergebnis gelangt. Über den dem 3. Jahrh. v. Chr. angehörigen cynischen Moralprediger schreibt H. v. Müller *De Teletis eloc.* Freib. 1891 S. 25 "In temporum usu fere convenit Teleti cum scriptoribus atticis". Für Polybios brauchen wir nur auf Hultschs oft genannte Abhandlungen zu verweisen, für Diodorus Siculus auf Th. Hultsch *De eloc.* D. S. *De usu aor. et imperf.* I, Halle 1893, für Dionys v. Halikarnass auf K. Roth *D. erz. Ztf.* bei Dionys v. H., Bayreuth 1897. Dem Hellenismus und der κοινή stellt Hatzidakis in den *Gött. Gel. Anz.* 1899, 518 das Zeugnis aus, dass zwischen Imperfekt und Aorist keine Verwirrung eingetreten sei, weil noch das Neugriechische die beiden Aktionen scharf auseinanderhalte. Das Ergebnis von J. Compnass *De serm. graec. volg. Pisid. Phryg. merid.* Bonn 1895, S. 33 schliesst sich hier an. Wenn R. Dieterich *Unters. z. Gesch. d. gr. Spr., Byzantin. Arch.* 1 (1898), 241 für die nachklassische Zeit eine vorübergehende, örtlich beschränkte Abschwächung des Unterscheidungsvermögens annimmt, so zwingen die Thatsachen hiezu nicht. Auch bei A. Thumb (*D. gr. Spr. i. Ztalt. d. Hellenismus*, Strassburg 1901, S. 15), bedauern wir, dass er sich, wohl durch dieses Urteil Dieterichs und die Stimme einiger bei Wilh. Schmidt a. a. O. genannter Gelehrter, hat bewegen lassen, zuzugeben, dass auf unserem Gebiete eine sog. "Übergangserscheinung" vorliege; in Wahrheit beruht diese Annahme z. T. auf ungenügender Beobachtung, z. T. auf irrigen Voraussetzungen über das Wesen der Verbalstämme, wie wir sie oben aufgedeckt haben. Ist so der Aorist immer und überall das eigentliche organische Mittel gewesen, die Perfektivität zu bezeichnen, so lag gar kein ersichtlicher Grund vor, ihn durch ein so mechanisches

und überdies so undeutliches zu verdrängen wie die Präfigierung ist, selbst im Italischen und Germanischen, die insofern ganz anders gestellt sind, als sie nach dem Verluste des ursprünglichen Aoristes nach einem Ersatze suchten. "Surrogate sind keine Äquivalente", wie der geistvolle Rümelin sagt, und das Griechische hatte es nicht nötig auf solchen Krücken einherzuhumpeln, es vermochte allzeit auf selbstgewachsenen Füßen zu gehen, ja auf federnden Sohlen zu schweben!

Weiterhin kann man nicht davon reden, dass Thukydides und Xenophon geeignet seien "eine stufenmässige Abnahme der perfektiven Kraft" des einfachen Aorists zu enthüllen. Jedenfalls könnte eine so weitgehende Behauptung erst dann den Anspruch auf Beachtung erheben, wenn sie sich auf eine lückenlose Statistik beriefe, zu der tüchtige Ansätze vorliegen in Hultschs Arbeit u. bei C. W. E. Miller a. a. O. S. 142. Vor allem ist wie bei letzterem Herodot zu berücksichtigen, den Purdie unbegreiflicher Weise völlig bei Seite lässt, obwohl ihm als dem geborenen Vermittler zwischen Epik und Geschichtsschreibung doch gewiss eine geradezu führende Rolle gebührt, wie auch Streitberg bemerkt.

Endlich haben wir uns noch zu veranschaulichen, welche Schlüsse für Purdie aus ihren Voraussetzungen entspringen (s. bes. IF. 9, 82—86). Nach ihr wäre a) vom verbum simplex  $\alpha$ ) das imperf. "durativ"  $\beta$ ) der Aorist "konstativ" b) vom verbum compositum  $\alpha$ ) das imperf. "durativ-perfektiv" (linear-perfektiv),  $\beta$ ) der Aorist "momentan-perfektiv" (punktuell) und zwar entweder aa) ingressiv oder bb) effektiv. Freilich muss dann die Verfasserin sogleich selbst einzuräumen "es scheint im besten Falle zweifelhaft, ob es möglich sein wird, bei den Kompositis Ip. u. Aorist nach diesem Gesichtspunkt zu scheiden". Steht es so, so gesellt sich zu den bisherigen Anstössen noch ein weiterer, nämlich der, dass zwei ganz verschiedene Stämme ganz die gleiche Bedeutung hätten. Wir werden das Unhaltbare all' dieser Annahmen am besten aufdecken, wenn wir nachweisen, dass a) bei den Simplicis  $\alpha$ ) das Ip. nicht bloss durativ, sondern auch incohativ usw. auftritt;  $\beta$ ) der Aor. nicht nur "konstativ", sondern auch perfektiv steht; b) bei den Kompositis  $\alpha$ ) das Ip. nicht linear- (und noch weniger punktuell-) perfektiv erscheint, sondern imperfektiv (und zwar begreiflicher Weise, da die Präpositon die Richtung

angibt, gern terminativ, bes. finitiv), β) der Aorist nicht bloss punktuell-, sondern auch linear-perfektiv ("konstativ" bei Purdie) gebraucht wird. Natürlich kann das nicht bei jedem Verb geleistet werden, aber es genügt an sich schon je ein einziges sicheres und eindeutiges Gegenbeispiel.

1) φεύγω (IF. 9, 87—90).

Dieses Zeitwort verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Denn von ihm geht eigentlich die Wiederaufnahme der ganzen Frage aus, die uns hier beschäftigt. K. Brugmann hatte sich nämlich Gr. Gr.<sup>2</sup> § 154, Anm. so geäußert: "Der Gegensatz der präsentischen und der aoristischen (imperfektiven und perfektiven) Aktionsart konnte, wie in anderen Sprachen, so auch im Griechischen überdies dadurch zum Ausdruck gebracht werden, dass man zur Darstellung der letzteren Aktionsart eine Präposition zu Hülfe nahm (vgl. Xenoph. Hellen. 1, 6, 16 Κόνων δ' ἔφευγε ταῖς ναυσὶν εὖ πλεούσαις καὶ καταφεύγει εἰς Μυτλήνην τῆς Λέσβου "die Schiffe, mit denen K. auf der Flucht war, segelten gut, und er gelangte glücklich nach M.). Während u. a. C. Recha a. a. O. S. 60 (vermutlich in Kenntnis dieser Stelle) bemerkt, καταφεύγειν heisse so fliehen, dass man das Resultat erreicht, also entkommen, so hat Brugmann selbst Gr. Gr.<sup>3</sup> (1900) obige Stelle unterdrückt, wie wahrscheinlich ist, wegen des von Herbig IF. 6, 229 erhobenen Einwandes, sie sei nicht beweiskräftig, weil das praes. histor. (καταφεύγει) auch den Aor. vertreten könne. Allein es dürfte Herbig entgangen sein, dass er in Widerspruch mit sich selbst geraten ist, insofern er S. 257 die Erklärung des trefflichen Moller billigt, der Philol. 8 (1853), 122 bestreitet, dass präs. hist. und aor. aktionsgleich seien. Wie mir scheint, mit Recht, wenn anders Delbrück V. S. 2, 262 mit anderen das Wesen des ersteren darin erkannt, dass es den Vorgang auf der Bühne des Geschehens vor dem Auge des Zuschauers vorüberziehen lässt. Auch Kohlmann De verb. graec. temp. S. 6 setzt es dem ipf. gleich, nur dass es nicht wie dieses die Zeitstufe bezeichne und eben nur die actio infecta zum Ausdruck bringe. Auf dasselbe kommt Huebner hinaus a. a. O. S. 133. Vgl. Hultsch a. a. O. S. 6. Nach Herbig a. a. O. 191 ferner wird im Slavischen das praes. hist. vom imperfektiven Stamm gebildet, dagegen das den Aor. vertretende narrativum vom

perfektiven. Nach Musič endlich (bei Herbig a. a. O. 259) erscheint in gnomischen Sätzen griech. (und kroatisch) bei imperfektiver Aktion das Präsens, bei perfektiver der Aorist.

Trotzdem, meine ich, hat Brugmann gut daran gethan, auf das Beispiel zu verzichten, und zwar wegen des Zusammenhangs. Wie ich glaube, muss dieser so verstanden werden: § 15 Kallikratidas liess dem Konon sagen, er werde ihm das Handwerk auf dem Meere legen. "Da er ihn nun (genau) erblickt hatte (κατιδών), wie er in die See zu stechen sich anschickte (ἀναγόμενον), begann er ihn zu verfolgen (ἐδίωκεν), indem er ihm die Fahrt nach Samos abzuschneiden suchte (ὑποτεμνόμενος), auf dass er nicht dortlin entkäme (φύγοι s. u.); trotzdem (δὲ) suchte Konon zu fliehen (ἔφευγε) mit seinen Schiffen, die gut segelten (πλεούσας), weil von vielen Mannschaften die besten Ruderer auserlesen worden waren (ἐκλελέχθαι), und zwar (καὶ) nimmt er seine Zuflucht (noch: hinab von der hohen See? — καταφεύγει) nach Mytilene auf Lesbos." Bei dieser Wiedergabe verliert καταφεύγει den Schein der Tautologie gegenüber ἔφευγε und hat seinen guten, den Gedanken fortleitenden Sinn: Konon nimmt nunmehr seinen Kurs nicht, wie Kallikratidas vorher gedacht, nach Samos, sondern nach Mytilene, vermutlich, weil letzteres der von den Hekatonnesoi näher lag, auf der er nach Diod. 13, 77 übernachtet hatte. Geradezu entscheidend jedoch spricht m. E. für unsere Deutung der weitere Zusammenhang: aus diesem ergibt sich, dass Konons Versuch nicht gelang! § 16: Kallikr. brachte es fertig mit ihm in den Hafen einzudringen (cυνεικέπλευσεν), was kein Wunder ist, da er mit nicht weniger als 170 Schiffen hinter ihm her war (διώκων), während Konon nach Diod. 13, 78 bloss 40 hatte. § 17: Κόνων δὲ ὡς ἔφθῃ ὑπὸ τῶν πολεμίων κατακωλυθεῖς, ἤναγκάσθῃ ναυμαχῆσαι (einzutreten in . . .) καὶ ἀπώλεσε ναὺς τριάκοντα (von 40, also Rest 10!). Darnach dürfte es über jeden Zweifel erhaben sein, dass καταφεύγει in § 16 nicht effektiv-resultativ sein kann. Wie diese Bedeutung gegeben wird, zeigt das Simplex § 16 φύγοι und § 23 ἔφυγε (wo beidemal "entkommen" nach der Umgebung besser entspricht als das in sich nicht unmögliche ingressive "entfliehen") und die Komposita § 17 οἱ δὲ ἄνδρες εἰς τὴν γῆν ἀπέφυγον und § 22 ἡ δ' ἐπὶ τοῦ Ἑλλησπόντου φυγοῦσα ναὺς διέφυγε "das



Schiff, das die Flucht in der Richtung auf d. H. ergriffen hatte, entkam." Man sieht, in der Aktion sind Kompositum und Simplex ganz gleich. Zum Ausdruck der Perfektivität dient in beiden Fällen einzig der Aorist. Aber in diesem durchaus feststehenden Rahmen bietet der Wechsel doch einen kleinen Vorteil: er macht es möglich, da wo der Zusammenhang es wünschenswert erscheinen lässt wie in § 17, innerhalb der actio perfectiva die beiden Abtönungen der ingressive (ἐφύγε) und der effectiva oder resultativa (ἄπ-, δι-, ἐξ-ἐφύγε) zu klarer Anschauung zu bringen. Dem entspricht es, dass bei der actio infecta das Simplex (ἐφευγον) deutlicher die durative, das Kompositum (διέφευγον) die finitive Färbung hervortreten lassen kann. Etwas anders dürfte es schon bei καταφεύγω stehen. Wenigstens kommt der Aorist κατέφυγε oft genug ingressiv vor "nahm seine Zuflucht zu" (z. B. Thuc. 1, 62, 6; 4, 54, 2; 4, 68, 3; 4, 96, 4; 6, 100, 2 usw.); auch wird es im Unterschiede von anderen Kompositis mit φεύγω nicht wohl ohne Angabe der Richtung gefunden werden. Bei Polyb. finden wir dies alles vollauf bestätigt: 1, 34, 8 sind οἱ φυγόντες "die sich auf die Flucht gemacht hatten", qui in fugam se coniecerant, folglich ist das Simplex gleich hier ingressiv ebenso wie 1, 54, 6 φυγεῖν "die Flucht ergreifen". 14, 8, 13 gibt Purdie selbst zu, dass ὅλῳι ἐφυγον ἄν nur heissen kann "wären entkommen", räumt also dem Simplex gegen ihre eigene Voraussetzung effektiven Sinn ein. Überdies jedoch hätte sie dies nicht nötig gehabt, wenn sie das Hiatusgesetz beachtet hätte. Zweifellos hat Büttner-Wobst Recht, wenn er (mit Dindorf) schreibt <δι>έφευγον, was in Unzialschrift ΟΛΙΓΟΙΔΙΕΦΥΓΟΝΑΝ so gut wie kein Hindernis und in 5, 23, 5 οἱ δὲ λοιποὶ διέφευγον einen positiven Halt findet.

Wenn Purdie S. 88 unten vollends meint, das Präsens des Kompositums sei so sehr Stellvertreter des Aoristes, dass es deshalb "gnomisch" stehen könne, so ist dies ein entschiedener Irrtum; das sogenannte zeitlose Präsens hat auch beim Simplex ganz gewöhnlich diesen Sinn, s. Krüger Gr. Sprachl.<sup>5</sup> (1875), S. 167; Kühner-Gerth<sup>2</sup> (1898) 1, 132.

3, 105, 6 ἀνεχώρουν καὶ κατέφευγον beweist der Parallelismus mit dem ersten Verb, dass auch das zweite imperfektiv (kursiv) genommen werden muss, ganz abgesehen, dass der Hiatus mitwirkt. Ebenso 3, 15, 9 ἐχρήτο, κατέφευγε; 1,

40, 8 προτάζας . . . χρήσθαι . . . , όταν δ' ἐκπιέζωνται, καταφεύγειν εἰς τὴν τάφρον er befahl ihnen, wenn sie allemal so nach und nach verdrängt würden, die Flucht zu versuchen (konativ) hin (ab) zu dem Graben; καταφυγεῖν wäre nicht unmöglich in der Bedeutung die Flucht zu ergreifen — ingressiv. Dagegen ausgeschlossen wäre die effektiv-resultative Auffassung "die Flucht zu vollbringen", weil dazu seine Befehlsgewalt und ihr Gehorsam nicht ausreichen.

Ganz für Purdie und gegen mich scheint zu sein Thuc. 3, 40, 4 (lies 5): ἀξιῴσατε ἀμύνασθαι καὶ μὴ ἀναληγνότεροι οἱ διαφεύγοντες τῶν ἐπιβουλευσάντων φανῆναι. Denn thatsächlich sind die Athener den Anschlägen der Mytilenäer entronnen. Allein Kleon redet hier wie bei Thukydides überhaupt als rechter Demagog mit boshafter Schwarzfärberei, als ob sie so lange immer noch nur auf dem Wege zum Ziele der Sicherung wären, als sie die von ihm befürwortete barbarische Strafe nicht vollzogen hätten. Diese Spitze stumpft Purdies Auffassung ab, ebenso wie Cobets auf denselben Sinn hinauslaufende, an sich natürlich ohne weiteres erlaubte Änderung διαφυγόντες. Thuc. 4, 124, 3 stehen lauter malende Imperfeka und 2, 40, 1 übersetze: "nicht zu versuchen die Armut zu fliehen". Xen. Anab. 7, 3, 43 und nicht anders an der (beanstandeten) Stelle 5, 7, 2 scheinen die Handschriften vielmehr schon von sich aus διαφυγόν zu bieten und 6, 3, 4 wird οἱ διαφυγόντες gebieterisch durch das unmittelbar erklärend darauf folgende διέφυγον δὲ gefordert; auch ist es, zumal bei der sehr schlechten Überlieferung der Anabasis, keine Änderung. Hell. 6, 5, 45 aber ist καταφεύγοντας parallel mit ἀδικουμένους und φοβουμένους also imperfektiv "während sie eine Zuflucht suchen". Hell. 7, 2, 6 scheint καταφυγόντα hdschr. Lesart; Cyr. 1, 6, 40 τοῦ δὲ μὴδ' ἐντεῦθεν διαφεύγειν σκοποῦς τοῦ γιγνομένου καθίςτης: "dass er nicht hindurch (durch die δίκτυα δούκοπα) zu fliehen versuche, stelltest du Wächter des Vor sichgehenden auf". Überall ohne Ausnahme hätte das Simplex φεύγειν genau dieselbe Aktion und fast genau denselben Sinn.

## 2) διώκω (IF. 9, 90—92).

Polyb. 11, 14, 7 übersetze: "da die Furcht nicht imstande sei die Gewichenen nach und nach bis zu den Tho-

ren zusammenzudrängen" (συνδιώκειν). 1, 34, 4 "sie blieben ihnen auf den Fersen (ἐπέκειντο) und verfolgten sie bis hin(ab) (καὶ κατεδίωκον) an den Gräben": schildernd; zugleich Hiat. Zu 6, 42, 1 sagt Purdie selbst "Not perfective." Xen. Hell. 4, 1, 32 bezeichnet κατεδίωκον nicht "a pursuit which succeeded in driving the ennemy down in the sea." Vielmehr konstatiert Pharnabazus zuerst zusammenfassend: "ich bin euch Spartanern Freund geworden (ἐρευνόμην)." Dann aber legt er kursiv schildernd die auf Grund dieser Tatsache von ihm befolgten Massregeln auseinander: "ich machte eure Flotte stark (ἐποίουν) und verfolgte bis ans Meer hinab (κατεδίωκον) eure Feinde". Dass Ilias 22, 199 gar das Simplex διώκειν bedeuten solle "overtake" (einholen) in perfektivem Sinne, davon kann natürlich sowieso keine Rede sein und dass Mutzbauers abgewiesene Erklärung (Grdl. d. gr. Tempusl. S. 382) "im Schläfe fühlt man sich unfähig hinter einem Fliehenden dreinzusetzen", die einzig mögliche ist, hat in der neuesten Auflage inzwischen auch Hentze anerkannt, der überdies eine geradezu schlagende Parallele beibringt in Verg. Aen. 12, 908—912: "Ac velut in somnis . . nequiquam . . extendere cursus velle videmur et in mediis conatibus aegri succidimus, non lingua valet, non corpore notae sufficiunt vires", wahrlich ein klassischer Ausdruck der Imperfektivität!

### 3) ἐπράττειν (IF. 9, 92—94).

Polyb. 5, 95, 3 wird der Aorist des Simplex effektiv sein ("zustande bringen") bzw. ingressiv ("sich ans Werk machen"); 3, 17, 11; 4, 22, 1 kommt der Hiat in Betracht, ebenso 3, 73, 7, wo διεπράττετο als imperfektiv erwiesen wird durch den vollkommenen Parallelismus mit nicht weniger als 13 Imperfekten! Wir haben hier eins der typischen Beispiele der Schlachtenschilderung, die Hultsch a. a. O. S. 34 gut dargestellt hat. Auf die aus Thucydides und Xenophon gegebenen Belege lassen sich unsere Einwände leicht übertragen; Anab. 7, 3, 47 wird φοβοῦμαι, μὴ ἐπράττωνται perfektiv sein, nicht "treiben", sondern "anstellen"; Anab. 1, 9, 20 gibt βούλοιο einen Fingerzeig für die konative Auffassung von κατεπράττεσθαι.

## 4) ὁράω (IF. 9, 94—100).

Halten wir zunächst die Ansätze Purdies auf S. 86 und auf S. 94 zusammen, so fällt uns auf, dass sie ein nicht ganz einheitliches Bild ergeben. Das einmal soll καθ- oder κυ-ορᾶν [nicht -ῶν!] durativ-perfektiv sein, das andermal effektiv zu der Bedeutung "Sehfähigkeit besitzen". Im ganzen erhalten wir folgende Übersicht: für Homer (vgl. S. 76) ὥρων sah (durativ) εἶδον a) erblickte (ingressiv-perfektiv); b) habe gesehen ("konstativ"), und ebenso, da bei diesem Dichter Simplex und Kompositum in der Aktionsart noch nicht auseinanderfallen, bei καθ- und κυ-ορᾶν; für Polybios ὥρων a) hatte Sehfähigkeit b) hatte vor Augen, sah; εἶδον habe gesehen (konstativ); κατ- oder κυ-ὥρων erlangte Sehfähigkeit; κατ- oder κυ-εἶδον erblickte. Nach unserer Auffassung dagegen stellt sich das Bild so dar: ὥρων besass Sehfähigkeit, sah; εἶδον erblickte (punktuell-perfektiv — ergänzt durch ἐθεώρησα, ἐθεασάμην, ἔβλεψα u. ä. "punktualisierend" "habe gesehen"). Die Komposita ferner καθ- oder κυ-ορᾶν (zu denen sich u. a. auch das von Herbig IF. 6, 257 richtig behandelte εἰς-ορᾶν gesellt) haben durchaus denselben Sinn, nur mit irgend welcher Verstärkung nach der oben dargelegten Seite, es sei denn, dass sie in Folge des Vertrocknens der hellenistischen Sprache oder auch als blosses Mittel der Hiatusvermeidung inhaltlos geworden wären.

Auch müssen wir scheiden zwischen den verschiedenen Kompositis: διορᾶω "sehe hindurch" und καθορᾶω "sehe hinab" sind kursiv-finitiv, εἰσορᾶω "sehe an" wie ἐφορᾶω "beaufsichtige" kursiv, κυορᾶω "überschaue" scheint mir am ehesten der Beschreibung zu entsprechen, die Purdie m. E. irrig von ihrem "konstativen" Aorist gibt, wonach dieser eine zirkuläre Aktion bezeichnet, dessen Bild etwa ein Kreis wäre.

II, 46, 3 nimmt τότε κυορῶν (Hiat!) das θεωρῶν von § 1 auf, wie es selbst sofort aufgenommen wird von εἰς ταῦτα βλέπων, ist also nicht perfektiv. 3, 18, 11 λυμένα . κυορῶντες (Hiat!) δὲ τὰς ναῦς . . . καὶ καταφρονοῦντες τοῦ πλήθους ὤρωνσαν nicht "discerning the ships", sondern "weil sie die Schiffe miteinander vor Augen hatten und Verachtung hegten", (wo dem κατα- noch nie jemand perfektivierende Kraft beigelegt hat!): das vor Augen haben und das Verachten

bildet die anhaltende Grundlage ihres Aufbrechens. 4, 71, 1 πάντα συνορῶν nicht "came to see" und dann εὐκαρίαν ὁρῶν "looked at, considered", sondern beidemal "da er sah", dort mit, hier ohne Hiat. Bei der späteren Entwertung der Präposition braucht man keinen sachlichen Unterschied mehr anzunehmen, wie er in der klassischen Zeit doch wohl, wenn auch nur als schwache Färbung, gefühlt worden sein wird. Purdie hätte u. a. eine Stelle zu ihren Gunsten anführen können, 3, 82, 11: ἐπεὶ . . . συνάπτοντα καθεῶρα . . . , τόπους δ' εὐφρεῖς συνεθεώρησε. Hier scheint ja das erste Imperfekt des Kompositums dem folgenden Aorist ganz gleich zu stehen. Allein auch dieser Fall entschlüpft ihr, denn er ist von Hultsch Abh. d. k. Sächs. G. d. W. 13, 17 durchaus zutreffend in einen anderen Zusammenhang eingereiht worden, nämlich in den des bei Polybius ungemein beliebten raschen Wechsels beider erzählender Tempora, bei dem jedes seine Eigenart wahrte. Es ist zu übersetzen: "da er ihn sich bereits zum Kampf anschicken sah (= vor Augen hatte — imperfektiv) und sofort eine Überschau über die Gunst der Gegend gewann" (aor.-ingressiv); möglich ist auch für das letztere "schon vorher überschaut hatte" (aor.-"punktualisierend"); beachte den Hiat!

Bei Thucydides finden wir dieselbe Lage der Dinge. Nicht bloss da, wo Purdie es zugibt, sondern auch da, wo sie ihn für "purely constative" hält, lässt sich der Aorist εἶδον unschwer punktuell erklären. 2, 77, 4 "eine Flamme, wie sie bisher niemand erblickt hat"; 2, 48, 3 "da ich persönlich in die Krankheit verfallen bin und mir andere Leidende zu Gesicht gekommen sind; 7, 42, 3 "da er inne geworden und zu der Überzeugung gelangt war" usw.

Wie es aber vollends zugehen soll, dass für das Präsens das Simplex ὁρᾶν an gar nicht so wenigen Stellen "a perfective meaning seems either possible or even inevitable", das ist mir ganz erstaunlich, bes. in Erinnerung an die Darlegung von G. Curtius Erl. z. gr. Schulgr.<sup>2</sup> (1870) S. 132, wonach es "durchaus für die dauernde Handlung des Präsensstammes geschaffen war". Was wir nicht selten bei Purdie beobachten, widerfährt ihr auch hier: anstatt dem Schriftsteller in geduldiger Auslegung die von ihm trotz aller Unbequemlichkeit für uns nun eben einmal gewählte Färbung abzulau-schen und wo es Not thut, abzuringen, gibt sie einer Form

die Bedeutung, die sie gerade erwartet, verletzt damit alle Regeln methodischer Auslegungskunst und zerstört die Möglichkeit entwicklungsgeschichtlichen Erfassens. Dazu rächt sich hier wie sonst die zu enge Begrenzung des Präsensstammes auf den Begriff "durativ"; er ist eben auch initiv usw. Es ist bei ὁρᾶν genau dieselbe Sache wie mit unserem "sehen", das nicht bloss die Fähigkeit seine Augen zu gebrauchen oder das vor Augen haben bezeichnet, sondern vielleicht in der Mehrzahl der Fälle "eine Wahrnehmung (nach und nach) machen", von ἰδεῖν nur dadurch unterschieden, dass dieses stets punktuell-perfektiv ist, jenes dagegen kursiv- oder auch initiv-imperfektiv einen Ausgangspunkt mit einem sich daran ansetzenden Stück verlaufender Thätigkeit darstellt.

Von hier aus lassen sich alle thukydideischen Beispiele richtig erklären. Was Thuc. 1, 51, 1 ἐρωῶντο besonderes an sich haben soll, ist mir überhaupt nicht klar geworden; es ist sogar durativ "für die Kerkyräer waren sie nicht sichtbar, lagen sie nicht innerhalb des Gesichtskreises". 7, 70, 8 "so oft sie einen rudern sahen" (nicht: "erblickten"), wo das dabei stehende part. praes. noch überdies auf eine gewisse Ausdehnung hinweist; 7, 78, 1 haben wir dasselbe, wie die schildernden Imperfekte zeigen. Entschieden schwierig dagegen ist 6, 59, 2. Nach mannigfachem Hin- und Herüberlegen, wobei die Kommentare, wie so gern, durch Schweigen auffielen, halte ich folgende Auffassung für notwendig: "Hippias richtete seine ganze (διεσκοπεῖτο) Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse draussen, ob er irgendwoher eine Sicherheit vor Augen hätte" oder mit einer unserem Verständnis näherliegenden Umformung "ob unter dem, was er vor Augen hatte, sich eine Sicherheit befinde".

Auch bei Xenophon bedeutet ἰδεῖν natürlich überall "erblicken"; cυνιδεῖν sodann ist ingressiv oder resultativ zu cυορᾶν und wenn dieses heisst "einen Überblick haben", so heisst jenes "einen Überblick gewinnen". Hell. 6. 2, 29 gibt das Folgende selbst einen Anhalt dafür, dass κατὰ hier noch örtlich zu verstehen sei: "viel weiter nun sahen diese herab als die auf der Ebene (zuvor: er liess sie in die Wanten klettern. Ja, es steht sogar da: ἀφ' ὑψηλοτέρου καθορῶντες!). Davon, dass καθορᾶν Hell. 2, 3, 55 "ingressiv" sei, ist doch nicht die Rede "sowohl Götter rief er an als Menschen, herab-

zusehen, herabzuschauen (bezw. genau anzusehen) (auf) das, was sich da abspielte (τὰ γινόμενα — kursiv!), "ihr Auge ruhen zu lassen" nicht "einen Blick herabzusenden".

Viel Kopfzerbrechen hat mir Hellen. 1, 7, 7 gemacht. Es wird genau heissen: "denn es war spät und sie hätten die Hände nicht vor Augen gehabt (οὐκ ἂν καθεύρων, vielleicht noch "von oben herab", d. h. von dem jedenfalls erhöhten Platze des Stimmenzählers aus); zu dem griech. IpF. im Sinne unseres Plusqpf. im irrealen Bedingungsgefüge vgl. u. a. Krüger Gr. Sprl.<sup>5</sup>, 191 f. und Mutzbauer Grdl. 28 ff. — Eine von Purdie nicht angeführte Stelle, die fast unwiderleglich für sie zu sprechen scheint, trage ich selbst nach, Xen. Anab. 1, 8, 26 *ὡς τούτοις δὲ ὦν καθορᾷ βασιλέα καὶ τὸ ἀμφ' ἐκείνον κῆρυξ καὶ εὐθὺς οὐκ ἠνέσχετο, ἀλλ' εἰπὼν τὸν ἄνδρα ὁρῶ ἵετο ἐπ' αὐτὸν καὶ παίει κατὰ τὸ στέρνον*. Hier meint man, es könne gar nicht anders lauten als: da "erblickt er den König". Aber mit derselben Notwendigkeit müsste man dann § 27 *αὐτὸς τε ἀπέθανε καὶ ὀκτὼ . . . ἔκειντο ἐπ' αὐτῷ* übersetzen "er kam selbst zu Tode und acht . . . stürzten über ihn hin", während es eben wider all unser Erwarten heisst "lagen über ihm" (wie man nämlich hindreinsah). So ist 1, 8, 26 zu geben: "unter diesen befindlich hat er (auch schon) den König im Auge, und sofort hielt er nicht zurück, sondern sprach "Ich habe meinen Mann im Auge" und sprengte (ipf. schildernd) auf ihn los und stösst ihn auf die Brust".

#### 5) θεᾶσθαι (IF. 9, 100—102).

Da dieses Verbum zweifellos imperfektiven Stamm hat, so kann *ἑθεαόμην* ebenso gut "konstativ" "habe geschaut" als ingressiv "bin ins Schauen eingetreten" bezw. effektiv "habe erschaut" bedeuten. Darum verzichte ich darauf Purdies Beispiele dieses Tempus einer z. T. abweichenden Beurteilung zu unterziehen. Dagegen weise ich darauf hin, dass *κατα-* und *ὡς-θεᾶσθαι* sich als leicht verschieden abgetönt werden ansehen lassen wie bei *ὁρᾶν* sowie ferner, dass auch hier der Hiat nicht übersehen werden darf. Polyb. 7, 4, 8 "da sie so recht überschauten, vor Augen hatten" (imperfektiv, parallel *ὡρίζοντες*). Bes. deutlich das von Purdie nicht angeführte Beispiel Xen. Anab. 3, 1, 19 "ich hörte niemals auf (*ἑπαύμην* ipf.) den König zu preisen (*μακαρίζων*

präsen-), wenn ich mir so recht nach Herzenslust oder eines nach dem anderen ansah" (διαθεώμενος kursiv).

6) θεωρέω (IF. 9, 102—105).

Hierfür gelten dieselben Bemerkungen wie für das vorangehende Zeitwort.

Polyb. 1, 53, 5: während Purdie sonst dem Zusammenhang die ihm gebührende Berücksichtigung fast gar nicht schenkt, lässt sie sich hier durch ihn zu einer ganz unmöglichen Auffassung des Simplex θεωρῶν als eines Perfektivums verführen. Hier haben wir vielmehr einmal in dessen Entsprechung mit συννοήσας (nach Purdie müsste es doch wenigstens genau umgekehrt θεωρήσας und συννοῶν heißen!) etwas Ähnliches wie den so überaus häufigen Wechsel zwischen Aorist und Imperfekt in Erzählungen. Wir haben also ganz einfach wiederzugeben, wobei der innere Grund des Wechsels ja ganz klar ist: Himilko "vernahm das Geschrei (momentaner Akt) und da eben der Tag allmählich aufging (ὑποφαινούσης — praes. kursiv), so schaute er (kursiv) den Vorgang (τὸ γιγνόμενον, praes. kursiv)". Dass auch das Simplex θεωρήσαι perfektiv sein kann, gibt Purdie entgegen ihrem Grundsatz zu, bemerkt aber nicht, wie 7, 15; 6; 7; 9 nach Büttner-Wobsts einleuchtender Lesung handgreiflich wieder zeigen, dass der Wechsel zwischen θεωρήσαι und συνεθεώρησεν im wesentlichen durch das Hiatusgesetz bedingt wird! Ihre Feinfühligkeit, womit in drei nicht stimmenden Fällen das Kompositum von der Erhaltung der örtlichen Bedeutung der Präposition hergeleitet wird, übersteigt wohl aller Leser Nachempfindungsvermögen. Dass Thukydides und Xenophon gar nichts beisteuern, spricht nicht für die Voraussetzung.

7) φυλάττω (IF. 9, 105—107).

a) Auch hier braucht der Aorist des Simplex nicht immer "konstativ" zu sein, an manchen Stellen ist er es sicher nicht, sondern ingressiv, z. B. Polyb. 11, 25, 2 "bevor körperliche Schädlichkeitsursachen eintreten, ist es möglich, Sicherheitsmassregeln zu ergreifen (φυλάσσεσθαι) und wenn sie entstanden sind, leicht, Abhilfe zu schaffen" (βοηθήσαι).

b) Umgekehrt möchte ich glauben, dass bei Verben wie διαφυλάττειν, διατηρεῖν, διαβιοῦν, διατελεῖν, διαγίγνεσθαι usw.



die Zusammensetzung mit der Präposition stets "konstativ", nicht aber perfektiv, m. a. W. stets linear-perfektiv oder höchstens "punktualisierend", nie aber punktuell-perfektiv ist: "er hat die ganze Spanne hindurch bewahrt" ———. (Blass Rhein. Mus. 44 (1889), 424). So würde also genau umgekehrt als Purdie meint, einmal der Fall eintreten, dass das Kompositum gegenüber dem Simplex entschiedener "durativ" ist. Bes. klar ist das z. B. Demosth. Phil. 1, 15 τίς . . . παρασκευῇ . . . διαμείναι δυνήσεται, ἕως ἄν . . . διαλυώμεθα τὸν πόλεμον, wo im Nebensatz der Endpunkt genannt ist; ähnl. auch Ael. V. H. 7, 15 ἐν ἀμουσίᾳ καὶ ἀμαθίᾳ καταβιώναι sei das Schlimmste, natürlich μέχρι θανάτου: "Hinleben bis zum Tode". Übrigens ist auch hier der Hiat zu beachten z. B. Polyb. 7, 8, 7 ἔτη μὲν ἐβίωσεν ἐνενήκοντα, διεφύλαξε δὲ τὰς αἰσθήσεις ἀπάσας u. a. a. Stellen.

c) Der Präsensstamm des Kompositums ist nicht perfektiv, sondern ausgeprägt kursiv-finitiv: 10, 16, 8: "wenn die eine Hälfte die Wendung zur Plünderung vollführt hat (τράπωνται punktuell-perfektiv), die andere aber in Reih und Glied verbleibend (διαφυλάττοντες imperfektiv) diesen als Rückhalt weiter dient" (ἐφεδρεύωσι imperfektiv). Höchst merkwürdig, von Purdie aber leider nicht vollständig ausgeschrieben, ist 18, 31, 6: παρεκάλουν τοὺς Αἰτωλοὺς διὰ πλειόνων μείναι ἐπὶ τῆς ἐξ ἀρχῆς αἰρέσεως καὶ διαφυλάττειν τὴν πρὸς Ῥωμαίους εὐνοίαν, direkt μέινετε καὶ διαφυλάττετε! "sie munterten die Aetoler ausführlicher auf bis ans Ende zu bleiben (linear-perfektiv ———.) und die Ergebenheit gegen die Römer fortwährend zu bewahren ——— [.] (kursiv-finitiv).

An Polyb. füge ich eine Stelle ebenfalls aus einem späten Schriftsteller an, die stark gegen Purdie spricht und die besonders Gewicht hat, weil sie von einem der Begründer der griechischen Syntax selbst herrührt, von Dionysius Thrax 252, 2 Uhlig: "man muss bedenken, dass etwas Gewünschtes sich entweder auf die Erstreckung in der Gegenwart (παράτασιν τοῦ ἐνεστώτος) bezieht, damit es in ihr dauernd geschehe" (διαγίγνηται). Das ist ja doch auch für jeden selbstverständlich, der sich erinnert, dass durch dieses und verwandte Verben mit dem Partizip eines anderen Zeitworts die Handlung des letzteren als immer während o. ä. vorgeführt werden soll. (Krüger Gr. Sprchl.<sup>5</sup> S. 216).

Für Thukydides und Xenophon gilt natürlich dasselbe; den methodischen Fehler, den wir schon oben erwähnt haben, den der *petitio principii*, begeht Purdie, wenn sie Xen. Cyr. 7, 2, 5 φυλάττοντας und 7, 2, 7 διαφυλάττειν als Beweis dafür anführt, dass das Simplex "durativ", das Kompositum aber perfektiv sei: das wäre natürlich nur möglich, wenn es auch διαφυλάττουσι hiesse! Es ist höchst lehrreich Cyr. 5, 1, 2; 3; 4 "er befahl ihm die Frau bis ans Ende zu bewachen" (διαφυλάττειν linear-perfektiv); dann von derselben Handlung: "diese also hatte Kyros befohlen bis auf weiteres zu bewachen (διαφυλάττειν — kursiv-terminativ) dem Araspes —, nämlich, bis er sie selber hole (ἕως ἃν αὐτὸς λάβῃ)". Letzterer Zusatz, der den Endpunkt angibt, scheint ja dafür zu sprechen, dass das Kompositum doch mit Purdie perfektiv zu verstehen sei. Allein diese Bestimmung ist erst hinterher sozusagen als nachträgliche Berichtigung angehängt und beim Aussprechen des διαφυλάττειν noch nicht als wesentlich empfunden gewesen, wie schon die Stellung zeigt. Endlich kommt noch "hast du die Frau gesehen, die du mich bewachen (φυλάττειν) heisst": im wesentlichen genau dasselbe wie διαφυλάττειν.

So scheint es uns, dass bes. an dieser Gruppe Purdies Satz in allen Punkten scheitert.

#### 8) τηρῶ (IF. 9, 107—110).

Das Verbum verhält sich wie φυλάττω, weshalb wir kurz darüber hinweggehen. An manchen Stellen kann Purdie selbst keinen Unterschied von Simplex und Kompositum finden; διετήρησε wie διεφύλαξε nach Polyb. 7, 8, 4 linear-, nicht punktuell-perfektiv; 1, 45, 14 und sonst wie 4, 60, 10 wirkt der Hiat.

#### 9) νοέω (IF. 9, 110—112).

Auch hier ist zu erwidern, a) νοεῖν heisst nicht bloss durativ "im Sinne haben", sondern auch inchoativ (allmählich od. ä.) bemerken, z. B. Polyb. 4, 40, 6 νοεῖσθω (wo andernfalls wohl ἐννεοῖσθω stände). b) Der Aorist des Simplex ἐνόησα ist auch ingressiv, wie Purdie selbst einräumt. c) Das Kompositum ist im Präsensstamm imperfektiv, vgl. 3, 92, 10 κατανοῶν . . . καὶ θεωρῶν; die Stelle 9, 28, 8, die sich Purdies Willen gar nicht fügen mag und der sie mit der Vermutung beizukommen sucht, dass κατὰ hier regelwidrig seine

stoffliche Bedeutung beibehalten habe, so dass κατανοεῖν hiesse "genaue Kunde haben von", ziehe ich gleichfalls hierher und übersetze: "wie Alex. Theben zerstört hat, das, meine ich, überlegt ihr euch, bedenkt ihr": hoc vos puto vobiscum reputare o. ä. Thukydides und Xenophon bieten nichts Auffallendes.

10) λογίζομαι (IF. 9, 112 u. 113).

Polyb. 3, 80, 5 soll ἐμφορόνως ἐλογίζετο imperfectiv, hingegen § 4 πράγματι συνελογίζετο perfektiv sein; allein erstens ist der Hiat nicht zu übersehen und sodann nimmt letzteres nach Ausweis des dabeistehenden πάντα . . ταῦτα jenes einfach auf; 2, 26, 4 entspricht dem συλλογιζόμενοι ein ἀφορώντες. Xen. Cyr. 8, 2, 18 ist λόγισαι selbstverständlich resultativ: "zieh' das Fazit!"

11) μανθάνω (IF. 9, 114—116).

Dass der Aorist des Simplex nach Purdie sowohl perfektiv als "konstativ" auftreten kann, ist schon eine Durchlöcherung ihres Prinzips. In Wahrheit ferner sieht es mit dem letzteren Gebrauch etwas zweifelhaft aus, weil die Wurzel punktuell ist (Delbrück V. S. 2, 106). Darnach 3, 32, 10 "wie sich das Erlangen einer Kunde durch Einsicht unterscheidet von dem durch blosses mit den Ohren Vernehmen". Da ist es natürlich kein Wunder, wenn καταμαθεῖν stets perfektiv ist und zwar, da κατὰ zunächst jedenfalls allerdings verstärkt, in ausgesprochener Weise. Xen. Hell. 7, 5, 9 ist der Wechsel zwischen κατεμάνθανε und ἤσθετο Ausdruck einer inhaltlichen Verschiedenheit: "da er sich nun nach und nach davon überzeugte", dann aber "da er auf einmal gewahrte". Der Abstand braucht kaum viel stärker zu sein als bei den deutschen "Scheideformen" (s. darüber Paul Prinz<sup>3</sup> (1898), 239 f.): "da er sich darüber (immer) klar(er) wurde" und "da er inne ward".

12) τελῶ (IF. 9, 116—118).

Die Verba dieser Bedeutung sind ebenso interessant wie die des Anfangens. In συνελέγειν müsste nach Purdie die Perfektivität eigentlich dreimal enthalten sein 1) im Verbalstamm (τέλος), 2) in der Präposition (σύν), 3) im Aorist. In Wahrheit ist sie wirklich ausgedrückt freilich bloss einmal,

nämlich nur durch den Aorist. Denn auch hier kann man sich auf die Anfangsstadien des Vollendens beschränken und partem pro toto geben und zwar mit *συντελεί* gerade so wie mit *ἐτέλει*. Das zeigt Polyb. 4, 81 sehr schön: *κινεῖν ἐπεβάλετο* (versuchte) *τὰ καθεστῶτα . . . ἐγίνετο πρὸς τὸ (τῷ?) συντελεῖν τὴν ἐπίνοιαν* (machte sich allmählich an den Versuch seinen Anschlag zu bewerkstelligen). Zuerst — brachte er, wie wir dann sehen, dies auch fertig — *συντελεσάμενος* aor.! — aber zum vollen Abschluss gelangte er nicht, drum *ἀθύμως δέεκετο, ἀπεχώρει λαθραίως, . . . ἐκπεπτωκώς!* 20, 84 *τοὺς γάμους συντελῶν . . . διέτριψε τὸν χειμῶνα* "damit, dass er so nach und nach die Hochzeitsfeierlichkeiten ins Werk setzte, verbrachte er den ganzen Winter".

13) *πράττω* (IF. 9, 118—121).

Hiermit steht es ähnlich wie bei *τελῶ*. Polyb. 32, 25, 10 *οὐδὲν δὲ πράττειν δυνάμενος ἀπῆρεν* soll selbst das Simplex perfektiv sein! Das ist eine Verwechslung, die auf dem Übersetzen der Thatsache beruht, dass auch ein Zeitwort des einem Zielezustrebens imperfektiv gebraucht sein kann. Diese Verben sind eben alle (finitiv-) terminativ, weder perfektiv, noch "purely durative." *πράττω* hängt zusammen mit *περῶ* und heisst: "hinüberfahren, durchfahren, dem Ende zuführen, (be)treiben, handeln, thun, sich befinden". So ist oben zu übersetzen: "da er nichts vor sich zu bringen vermochte", *cum nihil proficeret* (*πράττει* etwa = *efficeret*). Ebenso macht bei Thuk. 2, 101, 5 *ἐπειδὴ οὐδὲν ἐπράττετο* wahrlich keine Schwierigkeiten; es bedeutet eben "*cum nihil procederet, cum res haesitaret*, als nichts vor sich gehen wollte", wie Purdie z. B. zu 7, 40, 2 richtig sagt "seek to accomplish" und zu Polyb. 3, 4, 7 *διαπραττομένων* "were just completing".

Angefügt sei noch, dass nach dem Index verborum der grossen kritischen Ausgabe der Hellenika Xenophons von Holder dort nur der Aorist *κατέπραξα* erscheint, nie aber *κατέπραττον*, auch ein Fingerzeig, welches Tempus damals perfektivierte und welches nicht!

14) *κινδυνεύω* (IF. 9, 121—124).

Das Verb ist ebenfalls nicht so rein durativ wie Purdie voraussetzt ("to be in danger, be engaged in conflict, to fight"),

sondern auch incohativ, wie sie denn Thuk. 2, 65, 4 (lies 7) κινδυνεύοντες selbst gibt mit "imperil". a) Der Aorist des Simplex ἐκινδύνευα heisst nicht bloss "konstativ" "bin in Gefahr gewesen", sondern auch ingressiv "habe mich in Gefahr begeben" z. B. Polyb. 4, 12, 13 πάντες ἄν ἐκινδύνευαν omnes in periculum incidissent. b) Der Präsensstamm des Kompositums ist nicht perfektiv, sondern kursiv-terminativ; ich greife das von Purdie mit Unrecht nicht ganz ausgeschriebene Beispiel 17, 3, 4 ff. heraus: dort entsprechen lauter inf. actionis infectae: μάχεσθαι, ἀναιρεῖν, καταφθείρειν, κεχρηῆσθαι, διακινδυνεύειν, πάντα ποιεῖν φεῖδεσθαι = ἐμάχοντο, ἐκέχρηντο, διεκινδύνευον usw.: fasst man dies nicht ebenfalls als imperfektiv, so nimmt man ihm willkürlich die Farbe seiner Umgebung. 1, 84, 9 ist der Wechsel wohl begründet; "so dass sie weder sich durchzukämpfen (als Linie gedacht ———) wagend, noch zu entlaufen (als Punkt gedacht ·) vermögend" usw. Unmittelbar darauf: πρὸς μὲν γὰρ τὸν κίνδυνον οὐκ ἐτόλμων ἐξίέναι wie eine Umschreibung des vorangehenden μήτε διακινδυνεύειν τολμώντας. d) An sich versteht es sich für uns von selbst, dass auch der Aor. des Kompos. διεκινδύνευα "konstativ" d. h. linear-perfektiv oder "punktualisierend" sein kann "ich bin hindurch in Gefahr gewesen" o. ä.; doch habe ich kein Beispiel aufgefunden. Da dies reiner Zufall ist, so erscheint auch an diesem Verbum Purdies Satz in allen Punkten widerlegt.

15) ἄρχομαι (IF. 9, 124—126).

Die Sache liegt u. E. nicht so, wie Purdie meint, dass ἄρχω durativ wäre, dagegen κατάρχω perfektiv, den "Moment des Losbrechens" bezeichnend. Vielmehr giebt auch das letztere ein linear-imperfektive Handlung, nur mit dem Unterschied, dass ἄρχω zweiseitig ist: a) kursiv: "bin der erste, herrsche", b) incohativ: "mache mich (allmählich) an den Anfang", dagegen κατάρχω bloss das letztere. Demgemäss ist der Aorist ἡρῶ a) "konstativ": "bin Herrscher gewesen" b) perfektiv-ingressiv: "bin zur Herrschaft gelangt" bezw. "bin in den Anfang eingetreten", dagegen κατῆρῶ nur perfektiv und zwar mit Beschränkung auf die ingressive Abtönung. Giles' (Vgl. Gr. d. Kl. Spr. übers. v. Hertel 1896, S. 368) Vermutung, ἄρχομαι sei vielleicht ein sog. Aoristpräsens zu ἔρχομαι, ist zu un-

sicher (vgl. nur Prellwitz Gr. Etym. S. 34), um irgendwie als Ausgangspunkt für Schlüsse auf die Bedeutung zu dienen. Überdies s. Herbig IF. 6, 238. Wir gehen zu einigen Beispielen über:

a) Dass das Präsens des Simplex von Homer bis Polybios ἀρχεῖν "perfektiv" sein soll, ist wiederum eine Behauptung, die als richtig zugegeben alle und jede wissenschaftliche Erfassung der griechischen Zeitenlehre völlig unmöglich machen würde. Polyb. 2, 45, 6 ὁρμήσαντες ἐπὶ τὸ πολυπραγμονεῖν καὶ χειρῶν ἀρχεῖν ἀδίκων zeigt doch schon der Parallelismus, dass wir es mit incohativer Bedeutung zu thun haben; ebenso wäre es bei κατάρχειν, das nach Vokal stehen würde, wegen des Hiats wie in Frgm. 57 τοῦ μὴ κατάρχοντες φαίνεσθαι χειρῶν ἀδίκων.

b) Dass das Präsens des Kompos. linear ist, zeigt u. a. 15, 19, 2: μέλλοντός τινος . . . ἀντιλέγειν . . . καὶ καταρχομένου.

c) Dass der Aorist auch des Simplex perfektiv ist, ergibt etwa 8, 13, 5: ἀρξάμενος ἀπὸ ταύτης καὶ προβάς "wobei er den Anfang ergriff bei dieser und den Fortschritt erreichte".

#### 16) κατέπαυσα (IF. 9, 127—128).

Hierzu habe ich bloss zu bemerken, dass es bei Homer nicht so steht, dass zwischen Präsens- und Aoriststamm kein sichtbarer Unterschied wäre; vielmehr bezeichnet der erstere natürlich wie überall das Aufhören unter dem Bilde einer allmählich verlaufenden, den Endpunkt thatsächlich nicht erreichenden Linie, der andere entweder linear-perfektiv unter dem einer Linie mit Endpunkt oder momentan-perfektiv eines Punktes allein.

#### 17) λήγω (IF. 9, 128 u. 129).

Dieses Verb bietet etwas Eigenartiges, insofern es nach A. Weiske Bem. z. Kochs gr. Schulgr. wie nach Prellwitz Gr. Etym. s. v. mit unserem "schlafl, schlafen" zusammenhängend ein allmähliches Aufhören bezeichnet. Demnach muss Purdie zugegeben werden, dass ἐληξα "konstativ" sein kann "habe allmählich aufgehört". Andererseits aber, so gut zu βασιλεύω der Aor. ἐβασίλευσα auch bedeutet "gelangte auf den Thron", so gut kann ἐληξα auch heissen gelangte zum Aufhören,

trat darin ein" o. a. M. E. sind nun die von Purdie beigezogenen Stellen sämtlich so aufzufassen, z. B. 15, 21, 5 οὐ δύνανται λῆξαι τῆς ἀνοίας = ἀπαλλαγῆναι "sie können nicht loskommen von". Ferner wird κατέληξα mit seiner präpositionalen Verstärkung ("emphasis" Purdie S. 125) eindeutig perfektiv sein wie καταλήγω finitiv, während λήγω allein mehr kursiv ist.

18) καταμέλλω, μέλλω (IF. 9, 129 u. 130).

Letzteres soll durativ sein und heissen "zögern, Zeit vergeuden" u. a., ersteres "das Ergebnis des Aufschiebens erreichen, d. h. versäumen, vernachlässigen, ablehnen" usw. Das scheint mir nicht ganz richtig, insofern auch das Kompositum z. B. Polyb. 4, 30, 2 συγγνώμην ἔχειν ὑπερτιθεμένοις καὶ καταμέλλουσι καὶ καθόλου δεδιόσι u. sonst im Sinne des einfachen Zögerns, Zauderns, also ganz wie das Simplex gebraucht wird; aber auch, wenn Purdies Begriffsbestimmung richtig wäre, so würde doch daraus nur folgen, was wir schon lange wissen, dass viele intransitive Verben durch Präfigierung transitiv werden: hier wäre also "effektiv" wie oben bei Funk im Sinne von "transitivierend" angewendet, womit über die Aktion noch nichts gesagt ist.

19) καταγωνίζομαι (IF. 9, 130—132).

Sehr klar tritt die soeben gemachte Bemerkung auch an diesem Zeitwort hervor. Sie wird schon dadurch beleuchtet, dass man ἀγωνίζομαι τινι oder πρὸς τινά, dagegen καταγωνίζομαι τινά sagt: das Simplex ist kursiv, das Kompositum finitiv; dem entsprechend bedeutet 1) ἡγωνίσατο a) punktualisierend "hat gestritten", b) ingressiv "trat in den Streit ein", 2) κατηγωνίσατο perfektiv "wurde im Streite fertig mit"; der Unterschied läuft etwa auf dasselbe hinaus bei unserem "ringe mit einem" und "ringe einen nieder". Man sieht, es bleibt stets "the full material meaning of the κατά retained" und auch letzteres kann leicht als verlaufende Handlung vorgestellt werden. Für Purdie nicht nur "difficult", sondern unerklärbar ist die schöne Stelle von der unbesiegliehen Kraft der Wahrheit 13, 5, 5 πάντων γούν αὐτὴν καταγωνιζομένων καταγωνίζεται τὸ ψεῦδος: hier liegt die Erfolglosigkeit des ersten Verbs zu Tage und auch beim zweiten ist das Ziel

nicht als erreicht betont, sondern nur ins Auge gefasst. Für das erreichte hätte sich dem Schriftsteller ganz von selbst der Aor. gnom. κατηγωνίκατο dargeboten. S. a. Herbig § 46 Schl.

20) διοργίζομαι (IF. 9, 132 u. 133).

Es ist nicht die Rede davon, dass διοργίζεσθαι nur hiesse "zornig sein", διοργίζεσθαι "ingressiv-perfektiv" "in Zorn geraten", sondern jenes bedeutet a) allmählich zornig werden b) zornig sein, und letzteres dasselbe, nur verstärkt, "sehr, heftig" o. ä., sofern nicht bloss Hiatusrückichten obwalten. Entgangen ist Purdie, dass Polybius sich gerade bei diesem Verbum als ausgeprägter Freund der Präpositionen zeigt; so ist zu 2, 8, 13 διοργισθέντες beizuziehen § 12 ἐπὶ τοσοῦτον ἐξωργίσθη und zu 4, 4, 4 διοργισθεῖς, § 7 περιοργισθεῖς. Bei Thuk., soweit er angeführt wird, hat man ὀργισθῆναι überall zu verstehen als "in Zorn geraten", ingressiv, nicht "zornig gewesen sein", "konstativ".

21) ἐσθίω : ἔφαγον (IF. 9, 133 u. 134).

Wir treffen hier wieder einen recht einleuchtenden Beleg für die Unhaltbarkeit von Purdies Annahme: ἔφαγον soll natürlich als Simplex "konstativ" sein "habe gegessen = bin mit Essen beschäftigt gewesen". Dagegen καταφαγεῖν soll bezeichnen "actual consumption of the food". Damit halte man zusammen Delbrück V. S. 2, 257 "ἔφαγον den Akt der Speiseaneignung bezeichnend". Xen. 2, 3, 16; 4, 8, 20 wie Polyb. 8, 12, 3 stimmen durchaus hierzu.

22) δύω (IF. 9, 134 u. 135).

Dass das Kompositum nicht perfektiv ist, zeigt z. B. der Parallelismus 5, 47, 2 βαπτιζόμενοι καὶ καταδύνοντες usw. Bei Homer wird δύωαι und καταδύνωαι kaum "konstativ" gebraucht sein, weil die Wurzel punktuell ist (vgl. Mutzbauer Grdl. S. 169).

23) καθίζω und καθέζομαι (IF. 9, 135—138).

muss ich übergehen, weil diese Verben ganz besondere Schwierigkeiten bieten, die man nur in einer ausgebreiteten Einzelarbeit behandeln könnte.

Die hier zu lösenden Schwierigkeiten liegen besonders nach der Richtung, dass hier noch weniger leicht als sonst



oft zu bestimmen ist, ob eine Form imperfektiven oder aoristischen Sinn hat, und das hängt wieder mit dem Umstande zusammen, dass die Präsensstämme hier in auffallendem Masse theilnehmen an der Mehrseitigkeit, von der Delbrück V. S. 2, 69 handelt. Ähnliche Verhältnisse treffen wir im Mhd., für das G. Curtius (Erl.<sup>2</sup> S. 186) anführt "*von dem rosse stân*" (= treten, absteigen), aber auch in oberdeutschen Mundarten; z. B. sagt man schwäbisch *sitz uf dā stül, lig ins bett, stand net en dā wäg* = "setze dich, lege dich, stelle dich nicht". Selbst schriftdeutsch begegnen uns wirklich erstaunliche Fälle. So ist doch "haben" gewiss ein duratives Zeitwort; trotzdem wird es perfektiv, wenn ich ausrufe: "haben Sie Dank!" (= empfangen Sie!) oder frage: "Könnte ich vielleicht bei Ihnen ein Pfund Kaffee haben?" (= erhalten).

25) κατοπτεύω (IF. 9, 138).

Dass das Kompositum nicht perfektiv ist, ersieht man aus dem Nebeneinanderstehen von 15, 11, 10 βλέπειν αὐτοὺς ἐκέλευε καὶ . . . κατοπτεύειν. Wie 22, 9, 6 περιήει κατοπτεύων (zugleich Hiatvermeidung!) der Sinn soll perfektiv sein können, ist mir ganz unverständlich. Für uns bes. wertvoll ist nun natürlich die gar nicht kleine Liste von Ausnahmen, die Purdie selbst aufgestellt hat (IF. 9, 139–151) und die sich ihr im Satze durchaus nicht fügen wollen: perfektiv, anstatt "konstativ", wie sie sollten, treten darnach ausschliesslich oder häufig auf: ἔστην, ἔγνων, ἔσχον, ἐκυρίευσα, ἐκράτησα; andererseits sind Komposita "durativ", die perfektiv sein müssten, z. B. κατέχω, und endlich sollen gar Präsensia von Simplicien (wie ἡμαι, εὔδω, γινώσκω, κρατῶ) perfektiv sein! Angesichts solcher Anarchie hört eigentlich doch alle und jede wissenschaftliche Erkenntnis auf und fängt die Willkür an, von der ein alter Spruch sagt τό τοι τοπάζειν τοῦ κάφ' εἰδέναι δίχα! Um auf einige Einzelheiten einzugehen, so zeigt Polyb. 3, 81, 10 τάχις' ἂν τῶν ὄλων κατακρατοίῃ verglichen mit § 11 γίνεται πολλάκις κρατεῖν τῶν ἀντιπατομένων zwar, dass Kompos. und Simplex in der Aktion völlig gleich sind, nicht aber, dass dies die perfektive sei: vielmehr wird durch den Präsensstamm das die Oberhandgewinnen in seiner Erstreckung vorgemalt, während κατακρατήσειεν ἂν bezw. κρατῆσαι den schliessenden Endpunkt gäbe. Ω 799 heisst εἶατο ganz wie immer "sassen";

B 200 ἦκο und B 191 κάθηκο "bleib sitzen!" Thuc. 3, 97, 2 übersetze; "subterfugiebant homines et desidebant (sassen thatenlos da) in collibus oppido imminentibus". Ω 10 κατακείμενος "indem er das einmal so, das anderemal so dalag". — Thuc. 2, 65, 5 προὔστη "so lange er an der Spitze des Staates gestanden hat", erklärt sich aus dem besonderen Umstand, dass bei diesem Verb eine Beziehung nicht bloss aufs Präsens ἵσταμαι, sondern auch aufs Perfekt ἔστηκα möglich war, und obendrein stellt der Fall eine solch' vereinzelte Ausnahme dar, dass man gerne wissen möchte, ob er auch nur ein einzigesmal sonst in der gesamten griechischen Literatur vorkommt. Die von Purdie dafür angeführten Belege sind alle hinfällig. Polyb. 1, 31, 8 heisst "der Rat trat so mannhaft auf" (ἔστη); 1, 44, 4 "sie gingen auf der hohen See vor Anker" (ἔστησαν); 4, 71, 4 "da niemand in den Weg trat" (στάνας). ἵσταμαι ist nicht durativ, sondern incohativ z. B. 1, 19, 15 "da ihnen nichts in den Weg zu treten drohte, Miene machte" o. ä. (ἵσταμένου). Xen. Anab. 4, 8, 19 "die Feinde machten nicht mehr Halt" (ἔστησαν); 1, 2, 15 "er befahl den Griechen so Aufstellung zu nehmen (ταχθῆναι) und so Posto zu fassen" (στήναι). "Frequentativ-perfektiv" ist ἵσταμαι nirgends, auch nicht Thuc. 3, 23, 2, wo sonst lauter schildernde, die Handlung in ihrem mittleren Verlauf vorführende Imperfakta stehen. Wie man im Griechischen, aber auch da nur bei Homer, die perfektiv-iterative Handlung geben musste, konnte die Verfasserin erschen aus der lichtvollen Darstellung bei Mutzbauer Grdl. S. 35 und 188 über στά-cke. — γινῶναι ist natürlich stets zu geben mit "erkennen", nicht "konstativ" mit "wissen, Kenntnis besitzen"; letzteres kann γιγνώσκειν sein in durativem Sinn, neben dem jedoch der incohative steht "allmählich erkennen". So Polyb. 1, 1, 5 "wer ist so schlecht, dass er nicht zur Erkenntnis gelangen möchte", γινῶναι, woneben 5, 21, 6 "wir wollen alle nicht das fertig dastehende Ergebnis, sondern wie es zustande kam, Schritt für Schritt kennen lernen" (γινώσκειν). Letzteren Gebrauch nennt Purdie wieder irrig "frequentativ-perfektiv" oder z. B. Thuc. 6, 8, 2 gar perfektiv. Wunderlich ist auch ihre Terminologie bei κατέχω. "Dies soll (nach S. 148) "purely constative" sein, wozu die Übersetzung stimmt "to hold in possession", nicht aber die andere "to occupy"; jeden-

falls in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bedeutet gegen Purdies Grundlehre auch das Kompositum κατέχω eine Dauer "im Besitz haben". Das Verbum ist übrigens schwer in seiner Aktion zu fassen. Es scheint, dass die Wurzel *segħ* punktuell war, wozu ἔχον gehört = "ergriff", dass sich dann aber die lineare Wurzel *uegħ* (in ὀχέω) damit verband, woher ἔχον auch = "habe gehabt". Zu vergl. hierüber ist bes. Delbrück V. S. 2, 108; 113 u. Brugmann Gr. Gr.<sup>3</sup>, 480 A. 1.

Hiermit sind wir zu Ende und fassen unsere Haupteinwände nochmals kurz zusammen. Wir vermissen Strenge der Methode, Sicherheit im Gebrauch der Termini, Selbstbeschränkung auf das in den Texten wirklich Gegebene unter Abwägung des Zusammenhangs. Der Unterschied der Litteraturgattungen (Epos und Geschichtschreibung) ist nicht beachtet und darum beim Aorist eine aus stilistischen Gründen erklärbare Abweichung des Gebrauchs zu verschiedenen Zeiten als eine Änderung des Inhalts gefasst. Die Schlussfolgerungen entbehren der Unterlage statistischer Vollständigkeit und berücksichtigen ausschlaggebende Vertreter wie Herodot gar nicht.

Ferner mussten die Aoriste der Komposita zur Vermeidung der *petitio principii* von Anfang ausscheiden (Herbig IF. 6, 225), und es durften vollends nicht Imperfekte von Simplizien mit Aoristen von Kompositis verglichen werden. Formen wie ἵσταμαι usw. halten wir für nicht durativ, εἶδον usw. nicht für "konstativ", ἄρχω, γινώσκω, εὔδω (καθεύδω), θεωρῶ, κινδυνεύω, κρατῶ, ὀρῶ, τελῶ, ἦμαι, κάθημαι nicht für perfektiv. Die Beschränkung auf διά, σύν, κατά erscheint uns zu eng, die Möglichkeit verschiedener Resultanten bei Verschiedenheit der Komponenten beachtenswert: ἀναβιβῶναι ist ingressiv-, καταβιβῶναι kursiv-, διαβιβῶναι finitiv-perfektiv, ἐπιβιβῶναι "punktuallisierend"; die Fähigkeit Perfektivität durch Präfigierung auszudrücken ist mangelhaft, schon deshalb, weil das Erloschensein der stofflichen Bedeutung der Präposition oft sehr schwer festzustellen ist. Anstoss nehmen wir an der so entstehenden Mehrdeutigkeit vieler Formen wie umgekehrt an dem Umstand, dass die Imperfecta mancher Zusammensetzungen (καθεύρα) perfektiv sein müssten etwa inmitten lauter anderer Imperfecta, also in einer Umgebung, wo sie selbst imperfektiv (schildernd usw.) wirken sollten. Auch würde in solchen Fällen ein müssiger Überfluss entstehen, insofern Imperf. (καθεύρων), und

Aorist (κατεῖδον) zusammenfielen. Ferner heben die Präpositionen jenachdem viel mehr die durchmessene Strecke als die Richtung aufs Ziel hervor und wirken teilweise gerade umgekehrt, als Purdie annimmt; z. B. διαφυλάσασθαι ist linearperfektiv ———. "sich bis aus Ende hüten", φυλάσασθαι daneben auch punktuell (ingressiv) "die Vorsichtsmassregeln ergreifen". Bei ἀποθνήσκειν, καταδαρθάνειν, καθεύδειν, καθεῖσθαι teilen wir das Gefühl Herbig's (IF. 6, 230), dass hier ein durativer Nebenton hereinklingt. Dazu wäre zu erwarten, dass die Komposita im Präsens als Futura aufträten, was nie geschieht.

Purdies vermeintliche Entdeckung scheint uns somit in sich zu zerfallen. Wir teilen vollkommen die gewichtige Meinung von Miklosich Vgl. Gr. d. Slav. Spr. 4, 291: "Präfixe haben im Griechischen auf die Zeitart der Verba keinen Einfluss. Was im Slavischen durch Präfixierung und durch eigene Verbalthemen erreicht wird, das erreicht das Griechische durch eine Tempusform. Dieser Unterschied besteht nicht bloss im Alt-, sondern auch im Neugriechischen und die Übereinstimmung von Homer bis auf unsere Zeit mit dem Slavischen" usw. Genau auf dasselbe kommt Herbig IF. 6, 230 hinaus, dass nämlich eine Annäherung an die Perfektivierung im Keime vorliege, von einer wirklich entwickelten grammatischen Kategorie dagegen keine Rede sein könne. Wir haben dies oben dahin formuliert, dass die Präfigierung die Aktion durchaus unverändert lässt, innerhalb derselben jedoch gewisse Schattierungen bewirken kann, im Präsens bes. die finitive, im Aorist die ausgeprägt resultative.

Wenn wir der Übersichtlichkeit halber noch einige schematische Beispiele für die beiderseitige Auffassung geben, so schicken wir voraus, dass wir die Fälle, wo nach Purdie der "stoffliche Sinn" noch erhalten ist, rund, und solche mit unwahrscheinlichen Bedeutungen eckig eingeklammert, ferner die Zugehörigkeit Einer Form zu mehreren Aktionen mit einem Stern und endlich Unfolgerichtigkeiten Purdies mit einem Kreuz bezeichnet haben. So erhalten wir folgendes Bild:

## I. φεύγω : διαφεύγω.

## A. Bei Purdie.

## 1. Imperfektiv.

a) ἔφευγον "durativ": war auf der Flucht, floh.

(b) \*διέφευγον nur wenn = war auf der Hindurch-flucht).

## 2. "Konstativ".

a) \*ἔφευγον bin auf der Flucht gewesen, geflohen.

(b) \*διέφευγον bin auf der Hindurch-flucht gewesen).

3. Perfektiv: \*διέφευγον und \*διέφυγον, beide gleich, oder, wenn je unterschieden (IF. 9, 86):

a) \*διέφευγον durativ-perfektiv: gelangte auf der Flucht allmählich bis ans Ende.

b) \*διέφυγον momentan - perfektiv:

α) ingressiv: entfloh.

β) effektiv: entkam.

Dazu c) †\*ἔφευγον:

α) ingressiv: entfloh.

β) effektiv: entkam.

## B. Bei uns.

## 1. Imperfektiv.

a) ἔφευγον

α) incohativ: machtemich (allmählich) an die Flucht. } floh.  
β) kursiv: war auf der Flucht, in der Verbannung. }

b) διέφευγον mit finitivem Beiklang,

[α) incohativ: machte mich allmählich an die Hindurchflucht.]

β) kursiv-finitiv: war im Hindurchfliehen begriffen.

## 2. Perfektiv.

a) ἔφυγον

α) ingressiv: entfloh.

β) effektiv: entkam.

γ) punktualisierend: bin auf der Flucht gewesen.

b) διέφυγον

[α) ingressiv: habe die Hindurchflucht ergriffen.]

β) effektiv-resultativ: bin entronnen (*effūgī, évāsi, érūptī!*).

[γ) linear-perfektiv: bin auf der Hindurchflucht gewesen].

## II. φυλάττω : διαφυλάττω.

## A. Bei Purdie.

## 1. Imperfektiv.

a) ἐφύλαττον hütete

(b) \*διεφύλαττον hütete } "durativ".  
hindurch).

## 2. "Konstativ".

a) \*ἐφύλαξα habe gehütet.

(b) \*διεφύλαξα habe hindurch gehütet).

## 3. Perfektiv.

a) \*διεφύλαττον und

b) \*διεφύλαξα, gleich, oder wenn je unterschieden (IF. 9, 86):

a) \*διεφύλαττον durativ-perfektiv hütete eine Strecke hindurch bis an ein Ziel.

b) \*διεφύλαξα momentan - perfektiv:

## B. Bei uns.

## 1. Imperfektiv.

a) ἐφύλαττον kursiv: hütete.

b) διεφύλαττον kursiv - finitiv: hütete hindurch.

## 2. Perfektiv.

a) ἐφύλαξα:

α) ingressiv: trat in die Hut ein.

β) punktualisierend: habe gehütet.

b) διεφύλαξα linear-perfektiv: habe hindurchbehütet.

- α) ingressiv: trat in die Hut  
ein.  
β) effektiv: vollbrachte die Hut.  
c) †\*ἐφύλαξα.  
α) ingressiv } s. IF. 9, 106  
β) effektiv } (Thuc. 6, 80, 2).

## III. κατ-(cuv-)ορῶ : κατ-(cuv-)εἶδον.

## A. Bei Purdie.

1. Imperfektiv.  
a) ἐώρων durativ: sah.  
b) \*καθεώρων nur wenn = sah  
herab, sah genau).  
2. Konstativ.  
a) \*εἶδον habe gesehen.  
b) \*κατεἶδον nur wenn = habe  
von oben oder genau gesehen).  
3. Perfektiv.  
a) \*καθεώρων b) \*κατεἶδον ent-  
weder gleich, oder wenn je ver-  
schieden (IF. 9, 86):  
a) \*καθεώρων durativ-perfektiv:  
habe bis zum Ende gesehen.  
b) \*κατεἶδον momentan-perfek-  
tiv:  
α) ingressiv: trat in eine Wahr-  
nehmung mit den Augen ein.  
β) effektiv: erblickte oder aber  
(IF. 9, 94):  
a) \*καθεώρων effektiv: erblickte.  
b) \*κατεἶδον:  
α) ingressiv: trat in eine Ge-  
sichtswahrnehmung ein.  
(β) erblickte von oben her oder  
genau).  
c) †\*εἶδον erblickte (IF. 9, 96).

## B. Bei uns.

1. Imperfektiv.  
a) ἐώρων sah<sup>1)</sup>  
b) καθεώρων sah (von oben,  
genau).  
2. Punktuell-perfektiv.  
a) εἶδον erblickte<sup>1)</sup>.  
b) κατεἶδον:  
α) erblickte von oben, genau.  
β) erblickte.  
A.1. Wir fassen hier "erblicken"  
streng perfektiv, "sehen" streng  
imperfektiv.

Man beachte, wie verwickelt, verschwommen und viel-  
deutig Purdies Tabellen sich auf den ersten Blick darstellen.  
Trotzdem ist ihre Arbeit nicht vergebens gethan worden: ihre  
Bedeutung liegt u.E. besonders in der Schärfung des Gefühls  
für das am Aorist, was sie das "konstative" Element heisst.  
Wir schliessen mit einem Wunsche, den vor langen Jahren G.  
Curtius ausgesprochen hat (Erl.<sup>2</sup> 186 f.), es möchte bei einem  
künftigen Thesaurus linguae graecae auch der Ermittlung des  
eigentümlichen Sinnes der Verbalstämme gedacht werden, der

im Griechischen von so hervorragender Bedeutung ist; ebenso wäre es wertvoll, wenn fortan bei jedem Zeitwort seine Komposita angeführt würden.

Maulbronn (Württ.).

Hans Meltzer.

### Zur Entwicklung von germ. *ai* im Friesischen.

In meinem Buche über die germ. Auslautgesetze S. 110 ff. hatte ich Veranlassung, die Behandlung des westgerm. *ai* und *a* im Aofris. einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, wobei ich zum Ergebnisse gelangte, dass das in den Praeterita wie *warth*, *starf*, *sang*, *wan(n)*, *bant*, *fand* noch erkennbare Gesetz, wonach *a* vor zwei tautosyllabischen Konsonanten unverändert blieb, sich auch in der Behandlung von westgerm. *ai* widerspiegle: zunächst wurde *ai* nur in silbenschiessender Stellung verändert (über *æi*, *ē* zu *ā*), während es vor einem Konsonanten derselben Silbe vorerst unverändert blieb und erst in einer spätern Periode (wohl wieder über die Mittelstufen *æi*, *ē*) zu *ē* wurde. Wie ich nachträglich ersehe, ist mir bei der Abfassung des in Rede stehenden Abschnittes leider van Heltens Untersuchung "Zur Entwicklung von germ. *ai* im Friesischen" im VII. Bande dieser Zeitschrift S. 339 ff. entgangen, was ich um so mehr bedauere, als ich mit van Helten in dem für meinen damaligen Zweck entscheidenden Punkte zusammengetroffen bin, nämlich in der Ablehnung von Bremers Regel "*ē* in offener, *ā* in geschlossener Silbe", sowie in der Aufstellung der Entsprechung *ē* für *ai* vor einem Konsonanten derselben Silbe. Darf diese Übereinstimmung auch vielleicht als eine gewisse Bürgschaft für die Richtigkeit des von zwei Seiten unabhängig erzielten Ergebnisses gelten, so muss ich doch jene Punkte, in welchen ich mich im Widerspruche zu van Heltens weiteren Aufstellungen befinde, einer erneuten Betrachtung unterziehen, um die Frage ihrer Klärung näher zu bringen.

van Helten a. a. O. stellt folgende Regeln auf: "Altes *ai* wird normal zu *ē*; *a* entwickelt sich aber 1. in schwachtonigen Einsilblern, 2. vor unmittelbar folgendem oder nur

durch Aspirata getrenntem *ǫ* oder *u*, 3. vor tautosyllabischem Labial, (durch folgendes *w* oder *u*) labial gefärbtem Konsonanten oder gutturalem Spirant, 4. vor tautosyllabischer oder auf zwei Silben verteilter zwei- oder mehrfacher Konsonanz, 5. vor Geminata".

Im letztgenannten Punkte bin ich mit van Helten einig, ebenso darin, dass *a* hier als Kürze aufzufassen sei, was wenigstens nach der Äusserung a. a. O. 343 Anm. 2 seine Meinung zu sein scheint. Auch betreffs *ā* vor gutturalem Spiranten bin ich mit van Helten zusammengetroffen, und trete auch seiner weiteren Aufstellung bei, dass auch vor Labial *ā* erscheint. Dies wird wenigstens durch *rāp* gegenüber den sonst durchaus *ē* aufweisenden *a*-St. wie *bēn*, *dēl*, *ēth*, *stēn* usw. nahegelegt, und trifft auch zu für *unelaf*, nur dass dieses wegen des danebenliegenden *lāwe* usw. nicht beweiskräftig ist. Für nicht erwiesen halten kann ich dagegen *ā* vor labial gefärbtem Konsonanten. Denn *gad*, *wrak* = got. *gaidw*, *wraiqs*, welche noch am ehesten für diese Regel sprechen würden, müssen ausser Spiel bleiben; hier wurde vielmehr durch Vokalisierung des *w* im Wortauslaute (\**gaido*) offene Silbe geschaffen, der *ā* als Entsprechung von *ai* gebührt. Dass auch van Helten übrige Beispiele *frāse*, *lāre*, \**spāke*, *clāth* eine andere Auffassung erheischen, wird sich unten ergeben.

Andererseits kann ich meine Vermutung, dass tautosyllabisches *n* nachträgliche Verwandlung von (in der zweiten Periode aus *ai* entwickeltem) \**ē* zu *a* bewirkt habe, eben angesichts des Gegensatzes *rāp* : *bēn*, *stēn* nicht mehr aufrecht erhalten. Über *fiamanda*, welches Wort die Veranlassung dazu gegeben hatte, s. u.

Für die beiden letztgenannten Fälle von *ā* in geschlossener Silbe, nämlich vor Labial und *ch*, und ebenso für *a* vor Geminata und andern kürzenden Konsonantenverbindungen, halte ich aber an der Ansicht fest, dass wir es mit einer erst nachträglichen Verwandlung des in der 2. Periode entstandenen \**ē* zu thun haben. Denn nahm, wie Auslantges. 116 vermutet wurde, die Verwandlung des *ai* zu *ā* in der ersten Periode ihren Anfang mit einer Verschiebung des ersten Komponenten, so musste es doch für diesen, da vom nächsten Konsonanten durch *i* getrennt, phonetisch gleichgiltig sein, welchem Organe jener Konsonant angehörte, da dessen Mund-



stellung ja erst mit dem Schlusse des *i* einsetzte. Daher kann die tautosyllabische labiale usw. Konsonanz die Klangfarbe des *a* in jener ersten Periode, in welcher es nur auf silbenin- oder auslautende Stellung des *ai* ankam, in keiner Weise beeinflussen haben, und ihre Wirkung kann erst in jener zweiten Periode eingesetzt haben, als auch das in geschlossener Silbe stehende *ai* zu *\*ē* vorgerückt war. Dieser aprioristischen Betrachtung gesellt sich ein aus dem Sprachmaterial gewonnenes Argument zu: die Doppelformen *sāver* : *sēver* "Feuchtigkeit" setzen ein altes *\*saifer* (*\*saif<sub>i</sub>*), *\*saifres* usw. fort. Der N. A. Sg. führte zu *sāver*; hätte tautosyllabisches *f* schon in jener ersten Periode auf *ai* gewirkt, so hätten die Casus obliqui ebenfalls nur *sāvres* usw. ergeben können, und die *ē*-Formen unseres Wortes blieben daher rätselhaft. Sie erklären sich aber sehr einfach bei der Annahme, dass sich *ai* in *\*saifres* usw. ebenso wie in andern geschlossenen Silben zunächst zu *ē* entwickelte und dass erst, als das Paradigma *\*sāfer* : *\*sēfres* zu *\*sēfer* : *\*sēfres* ausgeglichen worden war (vgl. unten *tēken*), das tautosyllabische *f* der Casus obliqui den Wandel zu *a* veranlasste: *sēver*, *sāvres*, woraus sich dann ein Doppelparadigma *sēver*, *sēvres* : *sāver*, *sāvres* herausbildete.

Die Beispiele ferner, welche nach van Helden *a* in schwachtonigen Einsilblern (richtiger: schwachtonigen Silben) erweisen sollen, sind nicht genügend beweiskräftig. N. A. (D.) Pl. *tha* und N. A. Neutr. *twa* zeigen *a* = *ai* in offener Silbe, erfordern also, da sich dies als die regelmässige Vertretung in offener Silbe herausstellen wird, keine Aufstellung eines Spezialfalles. D. Pl. *tham*, *twam* könnte nach *tha*, *tva* geformt sein. *nā* 'nein' (an. *nei*) zeigt ebenfalls *a* in offener Silbe, dürfte zudem kaum Anspruch auf häufig unbetonten Gebrauch machen können. Beides gilt ebenso von *ā* 'immer' und *nā* 'nie', aus einer Vorstufe *\*(ni)aiq*. Über das Nebeneinander von *(n)ā* : *(n)ē* in Zusammensetzungen s. u. Es lässt sich weiter auch nicht erweisen, dass *ān* 'ein' in unbetonter, die Nebenform *ēn* in betonter Stellung entstanden sei. Vielmehr wird durch die Thatsache, dass *ēn* im Fem. und Neutr. allein herrschend ist, Siebs' (Grdr. I<sup>2</sup> 1229) Meinung sehr wahrscheinlich, dass *an* nur nach dem Akk. Sg. *anne* geformt sei. *sceltata* 'Schulze' endlich hat wieder *a* in offener Silbe. Trotz der Unzulänglichkeit der Beispiele ist es aber als sehr wohl

möglich zuzugeben, dass unbetontes *ai* auch in geschlossener Silbe schon in der ersten Periode zu  $\bar{e}$ , und daher weiter zu  $\bar{a}$ , *a* führte, da Monophthongierung von Diphthongen im Germ. überall früher in unbetonter, als in betonter Stellung erfolgte<sup>1)</sup>.

Der von van Helten an zweiter Stelle aufgeführte Fall von  $\bar{a}$  für *ai*, nämlich vor unmittelbar folgendem oder nur durch Aspirata getrenntem  $\delta$ , *u*, bildet nur einen Teil der nun zu erweisenden allgemeinen Regel, dass *ai* in jeder offenen Silbe, soweit nicht Umlaut oder Analogie gewirkt hat, als  $\bar{a}$  erscheint. Dass nämlich van Heltens Ansatz von  $\bar{e}$  als Entsprechung von *ai* in offener Silbe unrichtig ist, ergibt sich aus folgenden Fällen:

*athum*, -*om*, -*em* 'Schwager' = ags. *ādum*, ahd. *eidum*, *eidam* 'Schwiegersohn' mit altem Mittelvokale *u*. *a* kann hier daher nur in offener Silbe entstanden sein. Denn in den synkopierten Formen, wie N. Pl. *athmar* — vorausgesetzt überhaupt, dass die Synkope hier älter sei, als die Veränderungen des *ai* —, hätte nur  $\bar{e}$  entstehen können, da in geschlossener Silbe. Freilich sieht van Helten hier seinen vierten Ausnahmefall für *a* wirksam. Aber dass er hierzu nicht berechtigt ist, ja dass man mit den synkopierten Formen in unserem Worte überhaupt nicht zu rechnen haben wird, ergibt sich aus einem

---

1) Man könnte geneigt sein; das mittlere *a* von *fiamanda* 'consortium' aus seiner unbetonten Stellung zu erklären und *\*mainida* als Grundform anzusetzen. Denn van Heltens Meinung, dass von tautosyllabischer oder auf zwei Silben verteilter Doppelkonsonanz *ai* als *a* erscheine, wodurch sich *-manda* allerdings als lautgesetzliche Entwicklung aus *\*mainida* ergeben würde, kann ich mir nur für solche Konsonantengruppen zu eigen machen, welche Kürzung langer Vokale bewirken; zu diesen gehört aber *nd* nicht, vgl. Siebs a. a. O. passim. Doch ist *fiamanda* für die Frage nach der Behandlung von *ai* überhaupt ausser Rechnung zu setzen. Denn aofries. *monda* 'communio' mit den Zusammensetzungen *aft*, *nēd*, *fiamonda* und das genau entsprechende awfries. *manda* 'Gemeinde' können nur auf westgerm. -*an-* zurückgeführt werden, wie auch van Helten Gramm. 150 sich veranlasst gesehen hat, *\*gimonda* wenigstens als Kompromissform des, wie er glaubt, noch in *fiamanda* erhaltenen *\*gimānda*, Adjektivabstraktums zu *\*gimēne*, mit *\*gimonda* = got. *gaman* 'communio' zu betrachten. Dies westgerm. -*an-* müssen wir daher auch in *fiamanda* sehen; dass es nicht durchaus *fiamonda* heisst, beruht entweder auf der unbetonten Stellung, oder — mir wahrscheinlicher — auf gelegentlichem Eindringen der awfries. Form.

Vergleiche unseres Wortes mit jenen zweisilbigen Stämmen, welche infolge stammauslautender postkonsonantischer Liquida oder Nasalis auch im N. Sg. zweisilbig bleiben. Diese zeigen nämlich *ē*: *teken* 'Zeichen', *spēdel* 'Speichel', und wo Doppelformen bestehen (*māster*: *mēster*, *sāver*: *sēver*) haben anderweitige Einflüsse neben die *ē*-Form erst nachträglich auch eine Form mit *a* treten lassen. Hätte man nun vor der Zeit der *ai*-Wandlungen schon eine Flexion *\*aithum*, *\*aithmar* mit Synkope gehabt, so wäre doch dieselbe Entwicklung des *ai* zu erwarten wie in *\*taiken* (*\*taikn*), *\*taiknes* usw., nämlich Ausgleichung der Flexion zu *\*ēthum*, *\*ēthmar*. Daher können in unserem Worte synkopierte Formen damals entweder noch gar nicht, oder doch nur in so geringer Ausdehnung vorhanden gewesen sein, dass sie für die lautliche Entwicklung ohne Einfluss blieben, und das *a* unseres Wortes kann daher nur aus der Offenheit der Silbe befriedigend erklärt werden. Auch die Annahme, dass in den Casus obliqui eines Paradigmas *\*ēthum*, *\*ēthmar* vor *thm* nach van Heltens Meinung (nachträglich) Verwandlung zu *\*athmar* usw. eingetreten sei, vermöchte nicht zu befriedigen, da wir dann ähnlich wie bei *sāver*: *sēver* Doppelformen mit *a* und *ē* zu gewärtigen hätten.

Ebenso zeigt awfries. *taker* = ags. *tácor*, -*ur*, ahd. *zeihor*, -*ur*, -*ir* mit altem Mittelvokale *a* in offener Silbe.

Eine weitere beweiskräftige Gruppe bilden die fem. *ō*-Stämme *asce* 'Forderung, Bitte', *frāse* 'Gefahr' (ahd. *freisa*), *lāre* 'Lehre' und *lāwe* 'Hinterlassenschaft'. Nach van Helten soll hier das *a* aus dem alten endungslosen N. Sg. stammen: *\*āsc* (*a* vor tautosyllabischer Doppelkonsonanz), *\*frās*, *\*lār*, *\*laf* (*a* wegen der durch das einstige -*u* labial gefärbten Konsonanz, bzw. bei *\*laf* wegen des folgenden *f*), während das Verbum *ascia* durch Anlehnung zu erklären sei. Was aber zunächst *\*frās*, *\*lār* betrifft, so ist entgegenzuhalten, dass die Annahme von Einwirkung labial gefärbter Konsonanz nicht aufrecht zu erhalten ist, nachdem die verhältnismässig noch wahrscheinlichsten Stützen für sie, *gad* und *wrak*, oben eine andere Erklärung erfahren haben. Für alle angeführten Nom. Sg. Fem. aber ist es doch höchst fraglich, ob wir wirklich mit dem alten N. Sg. auf -*u* = urgerm. *ō* rechnen dürfen, denn bis auf paar von van Helten Gramm. 138 verzeichnete Formen zeigt das Aofries. in Übereinstimmung mit dem übrigen

kontinentalen Westgerm. die Akkusativform urg. *-ōn* an Stelle des echten N. Sg. getreten. Und wenn auch der fast vollständige Sieg der Akk.-Form vielleicht später (vgl. noch die alte Nominativform *cū* = ags. *cū* gegenüber akkusativischem deutschen *\*kō*) erfolgt ist, als im Deutschen, so wird er doch immerhin in so alte Zeit zurückreichen, dass es geraten ist, auf eine verlorene Form wie *\*aisk* keine Schlüsse zu bauen. Ja selbst wenn mit *\*aisk* usw. zu rechnen wäre, so bliebe es doch recht bedenklich, anzunehmen, dass nach diesem einen Kasus, der schon seit westgerm. Zeit sich mit dem Akk. Sg. im Gebrauche zu vermischen begonnen hatte, um ihm auf dem Kontinente schliesslich zu weichen, alle übrigen Kasus umgestaltet seien und dass darnach sogar das alte *ō*-Verbum *āscia* (ahd. *eiscōn*) das ihm nach van Heltens Regel zukommende *ē* spurlos aufgegeben haben sollte. Hat man aber den verlorenen N. Sg. ausser Rechnung zu setzen, dann beweisen unsere Worte gerade, dass *ai* in offener Silbe durch *ā* vertreten wird: Silbenteilung *\*ai-ske*<sup>1)</sup>. Bei *frāse* ist es nicht uninteressant, dass in awfries. *frees* (und *freeslik*) gerade die lautgesetzliche Entwicklung von *ai* in geschlossener Silbe vorliegt, ohne dass von einer Wirkung des einst vorhandenen *-u* etwas zu spüren wäre. Sollte dies awfries. *fraase* : *frees* wirklich bloss Zufall sein?

Ferner *wāsanda*, *wāsenda* 'Luftröhre', ags. *wāsend*; um *ē* als Entsprechung von *ai* in offener Silbe gegen den Einwand zu schützen, den dies Wort erheben würde, sieht sich van Heltens zur Annahme gezwungen, dass in der Stammsilbe gar kein *ai* zu Grunde liege, und erklärt das Wort für etymolo-

---

1) So, und nicht *\*ais-ke*, muss die Silbenteilung gewesen sein. Ich bemerke dies gegen Siebs Grundr. I<sup>2</sup>, 1229, der das *ē* von *flēsc* aus *\*flais-ka*, von *mēst* aus *\*mais-ta* herleitet. Vielmehr konnten die obliquen Kasus nur die Silbenteilung *\*flai-ska*, *\*mai-sta* zeigen, mussten also *ā* aus *ai* entwickeln. Wenn daneben auch *flēsc*, *mēst* besteht, so ist dies folgendermassen zu erklären: wie *\*stēn*, *\*stānes* usw. zu *stēn*, *stānes* ausgeglichen erscheint, so wurde *\*flēsk*, *\*flāskes* zunächst zu *\*flēsk*, *\*flēskes* ausgeglichen. Erst innerhalb dieser einheitlich gestalteten Flexion bildete sich eine neuerliche Ungleichheit heraus, indem — ein weit späterer Vorgang — das tautosyllabische *sk*, *st* Kürzung von *ē* zu *a* im N. A. Sg. bewirkte: *flask*, *flēskes*. Dies wurde weiter zu einem Doppelparadigma ausgebaut, einerseits mit durchgängigem *a*, andererseits mit durchgängigem *ē*.

gisch dunkel. Sicher mit Unrecht; denn es kann kaum eine schlagendere Etymologie geben, als die Gleichsetzung des ags.-fries. Wortes mit ahd. *weisont*, das Steinmeyer Gl. III in folgenden Glossen belegt: 433, 3 *Arterie uueisunt*, *id uuei sunt*, *uueisont*; 434, 25 *arterie weisunt*; 436, 10 *Aceria uue'sant*. Also auch hier *ā* aus *ai* in offener Silbe.

Diesen Beispielen gesellen sich zu *fād* 'Falschmünzerei' aus *\*faihoðuz*, *tāne* 'Zehe' aus *\*taihon-*, *ā* 'immer', *nā* 'nie' aus *\*(ni) aiq* = älterem *\*(ni) aiw*. Lehrreich sind weiters die Verhältnisse des Wortes *clāth*, *clēth* 'Kleid'. Nach van Helten wäre *ā* aus dem N. A. Pl. *\*klaithur* (vgl. north. *calfur*, *lombur*) bezogen, der in historischer Zeit allerdings durch *clathar* verdrängt erscheine, und *ā* sei hier durch die labiale Färbung bewirkt, die *th* durch das folgende *-ur* erhalten habe. Aber auch hier kann ich mich nicht entschliessen, auf eine verlorne Endung Schlüsse zu bauen, *ā* ist vielmehr die Lautgestalt der offenen Silbe, die sich bei unserem Worte, wohl veranlasst durch die kräftig gekennzeichnete Pluralbildung, neben dem aus dem N. A. Sg. stammenden *ē* erhielt. Ja, wenn es nicht Zufall ist, dass van Helten Gr. § 151 ff. in unserm Worte *ē* nur in der endungslosen Form *clēth* (neben *clāth*) belegt, während er für die Casus obliqui nur Formen mit *ā* anführt, so haben wir noch die ursprüngliche Verteilung bewahrt: *ā* in offener, *ē* in geschlossener Silbe. Weniger beweiskräftig sind: Pl. *agun*, *-en*, wo Beeinflussung durch den Sg. *ach* denkbar wäre; ferner *Adawerth* 'Insel des Ada' und *wase* 'Schlamm', die nicht sicher *ai* enthalten (s. van Helten). Nicht hieher gehört *\*haste* 'vehemens' (N. Sg. nicht belegt), da hier das einst vorhandene *f* (vgl. Subst. got. *haifsts*) an der Entstehung des *ā* beteiligt ist, vgl. das Subst. *hast*, durch dessen Einfluss sich auch der Mangel des Umlautes im adj. *io*-St. *\*haste* begreifen liesse, wenn vor *fst* Umlaut zu fordern wäre. Wenn aber der Wandel von *ē* zu *a* vor *f* ein späterer Vorgang ist, als die Umlautwirkungen, so wäre auch *haste* als lautgesetzlich zu betrachten.

Diesen Fällen mit regelrechtem *ā* = *ai* in offener Silbe steht nun allerdings eine grössere Zahl anderer gegenüber, welche in derselben Stellung *ē* = *ai* aufweisen. Sie bereiten aber der Erklärung keine Schwierigkeiten. Ein grosser Teil von ihnen zeigt "Umlaut" durch folgendes, in der Sprache

noch vorhandenes (wenn auch in der Überlieferung schon zu *e* abgeschwächtes) *i*, oder durch ein ebenso wie das *i* in ags. *riku* aus *\*rikiū* verhältnismässig spät synkopiertes antevokalisches *i*<sup>(2)</sup>. Hierher gehören:

die *ian*-Verben *gēja* 'büssen', wenn mit Siebs Beitr. 11, 228 aus *\*gaijan*, Kaus. zu got. *-geigan* 'gewinnen'; *dēla* 'teilen', *urdēla* 'urteilen'; *\*ētha* (*ēthane*) 'beeidigen' (übrigens auch Subst. *ēth* 'Eid' mit regelrechtem *ē*); *kēra* 'kehren'; *lēra* 'lehren' (sehr beachtenswert wegen des danebenstehenden subst. *ō*-Stammes *lare*, wodurch es über jeden Zweifel erhoben wird, dass *ē* in *lēra* nur durch das einst folgende *i*<sup>(2)</sup> bewirkt sein kann); *lēwa* 'als Erbe nachlassen' (vgl. wieder das Subst. *lawe*); *\*sēla* 'binden' (3. Sg. *sēlt*); ferner *lēna* 'verleihen', *lēda* 'leiten', *rēka* 'reichen', welche noch eine kurze Besprechung erheischen. *lēna* (= ags. *lēnan*) verdankt sein *ē* nicht erst dem Umlaute durch das verbalstammbildende *i*<sup>(2)</sup>, denn *ē* eignet ja auch dem Subst. *lēn* 'Lehen' (ags. *lēn*, an. *lān*, ahd. *lēhin*, -an). Ziehen wir weiters *fād* zum Vergleiche heran, so ersehen wir, dass *ē* in *lēn* nicht etwa der geschlossenen Silbe in der vorliegenden Lautgestalt des Wortes zu verdanken ist, da wir ja dann gleicherweise *\*fēd* erwarten müssten, sondern dass es vom Standpunkte der ältern zweisilbigen Form aus beurteilt sein will: *\*laihin* wurde nach Erreichung der Mittelstufe *\*lēhin* nicht zu *\*lāhin* weiterentwickelt, wie *fēhod* zu *\*fāhod*, sondern behielt infolge des *i* der zweiten Silbe sein *ē* (woraus in der Überlieferung *ē*), wie ich überhaupt die Umlautwirkung auf ein in offener Silbe stehendes *ai* nicht als einen Umlaut des schon erreichten *ā* auffassen möchte, sondern als ein Zurückhalten der aus *ai* zunächst entstandenen Mittelstufe *ē* von der Weiterentwicklung zu *ā*.

Bei *rēka*, *rēts(i)a* 'reichen' ist das Prät. *rachte*, Ptc. (e)*racht* bemerkenswert, da vor *cht* regelrechtes (kurzes) *a* erscheint; ebenso die 3. Sg. *rakt*, *racht* 'erreicht' (2. Sg. *\*rakst*, *\*rachst* ist nicht belegt) mit analogisch (vgl. van Helten Beitr. 17, 556 f.) synkopiertem Endungsvokal und Kürzung vor *kt*, *cht*, *kst*, *chst*. Ebenso zeigt *lēda* 'leiten' das prät. *latte* (analogisch auch *lētte*), Ptc. *lat* (analogisch auch *lēt*), 3. Sg. *lat*, 2. Sg. *latst* mit aus *ē* gekürztem *a*, vgl. van Helten und Siebs' (Grundr. I<sup>2</sup>) Ausführungen. Gleicherweise zu *lēsta* 'leisten' das Ptc. *elast*, 3. Sg. *last*, 2. Sg. *\*lastst* mit *ā* vor

tautosyllabischem *st(t)*, bezw. in den casus obliqui des Ptc. vor *st-(t)*-.

Ferner Adjektive auf *-in* : *ēwen*, *-an* 'ewig' (ahd. *ēwīn*) (ebenso *ēwig*); *ētzen* 'eichen' (ahd. *eihīn*); *wēden* 'waidfarben, blau' (ahd. *weitiū*) (daneben ebenfalls mit *ē* das Subst. awfries. *wēd* 'Waid', aofries. *wēdnelsa*, *wēdenling* 'blutrünstige Wunde' wieder mit Umlaut oder mit Anschluss an *wēd*); *stēnen*, *bēnen* 'steinern, beinern' (Subst. *stēn*, *bēn*). Adjektive mit andern *i*-Suffixen: *ēgin*, *-en* (vgl. got. *aigin* N. 'Eigentum, Vermögen', ahd. *eigin* neben *eigan*, ags. *égen* neben *ágen*). Hier ist das *i* der zweiten Silbe urgerm. aus *a* durch Assimilation an das *i* der Stammsilbe entstanden, vgl. Auslautges. 94. Die Nebenform *ain*, *āyn* kann *ā* der tautosyllabischen Spirans *z* verdanken, aber auch wie ags. *ágen*, ahd. *eigan* die wiederhergestellte Suffixform *-an* fortsetzen; *ēin*, *ēyn* hat *ē* nach *ēgin*. Ähnlich setzt *hēlig*, *hēlg* die Suffixform *-ig* fort. Dass daneben kein *\*hālig* erscheint, ist leicht verständlich, da auch bei Voraussetzung ehemaliger Doppelformen *hēlig* : *\*hālag* erstere in Folge des danebenliegenden Adj. *hēl* vorgezogen werden musste.

Ferner Abstrakta auf got. *-ei* : *brēde* 'Fläche' in *hond-brede* 'Handfläche' usw.; *hēte* 'Hitze' (darnach und nach dem Adj. *hēt* 'heiss' auch *hētte* = *\*haitipōn* für lautgesetzliches *\*hätte*). Abstrakta auf got. *-eins* : *lēdene* zu *lēda* 'leiten', *brēdene* zu *\*brēda* 'breiten', *swēpene* zu *swēpa* 'fegen'. Auch *mēne* 'Vorsatz' gehörte ursprünglich hierher (zu awfries. *mēnan* 'meinen'), ist aber in die Flexion der Adjektivabstrakta übergegangen.

Adjektivische *io*-St.: *rēde* 'bereit, fertig'; *mēne* 'gemein'; *niugen-*, *tian-spētze* 'neun-, zehnspeichig' (daneben auch *niughen-spātze* im Anschlusse an das Fem. *\*spāke* = ahd. *speicha* 'Speiche'); *twēde* <sup>2</sup>/<sub>3</sub> 'betragend'; *klēne* 'klein'; *\*skēne in sche-nien* 'sichtbar zu machen'.

*iō*-Stämme: *hēme* 'Haus, Dorf' (wäre auch als *ō*-Stamm mit lautlicher Anlehnung an *hēm* verständlich); *ēre* 'Ehre' (das ags. *ār* zeigt allerdings den reinen *ō*-Stamm, aber im Ahd. findet sich auch ein N. Sg. *ērī*, geschrieben *hērī*, der im Vereine mit dem fries. Worte auf ein westgerm. *\*aiziō*- neben *\*aizō*- weist).

*iōn*-Stämme: *wēsa*, *-e* M. F. 'Waise'; *ēwe* 'Gesetz' (vgl.

den ahd. *iō*-Stamm in *ēwa*, D. Sg. *ēwīu* K, N. Sg. auch *ēwī* K).

*ian*-Stämme: *frētha* 'Geächteter' (= ahd. *freideo*; *ia*-St. in ahd. *freidi* 'profugus'); *ivinētha* 'Eideshelfer' kann ebenfalls mit van Helten Gramm. 22 als *ian*-Stamm aufgefasst werden, aber auch als *an*-Stamm mit Vokalisierung der Stammsilbe nach *ēth* 'Eid'.

Vereinzelte Fälle: *bēthe* 'beide', von van Helten mit as. *bedie*, -u verglichen; *twēne* M. 'zwei'. Gerade diese Form scheint für van Helten's Ansatz von *ē* = *ai* in offener Silbe zu sprechen; aber sie verliert jede Beweiskraft, wenn wir ags. *twégen*, *bégen* vergleichen (man beachte auch ahd. *zwei* = \**zwajju*, wie obd. *dei* = \**pajju*, Auslautges. 50). Ferner die Superlative *lērest* 'der kleinste', *ērist*, -(e)*st* 'der erste' (ahd. *erist*, ags. *derest*), deren Sippen von van Helten richtig beurteilt sind: *lēssa* 'kleiner' trotz der Geminata mit *ē* nach dem Superlativ *lēr(e)st* und *lēst* (letzteres hätte allerdings in späterer Zeit bei ungestörter Entwicklung in der endungslosen Form zu \**last* geführt) und dem Adv. *lēś*; Adv. *ēr* = got. *airis*, Komp. *arra* und mit Anlehnung *erra*. Weder bei *erra* noch bei *hēra* 'Herr' (\**hairizon*-), für welches wegen der Geminata \**harra* zu erwarten wäre, darf man sich auf das *i* der einstigen Mittelsilbe stützen: *hēra* könnte allenfalls mit van Helten aus dem Einflusse des Adj. *hēr* erklärt werden; da aber unser Wort im Ags. fehlt, ist es mir viel wahrscheinlicher, dass fries. *hēra* ebenso ein Lehnwort aus dem Deutschen ist, wie dies für an. *herra*, *herre* sichersteht. — Endlich *ēnich*, *eng*, *ānich*, *ang* 'ullus'; nach Ausweis von ahd. *einīg* 'ullus' ist *ēnich* die lautgesetzliche Form, die auch nach van Helten IF. 7, 345 im Awfries. die alleinherrschende geblieben ist; die *a*-Formen sind dazu neugebildet in Nachahmung des Nebeneinanders von *ān* : *ēn*.

Diesen durch Umlaut gerechtfertigten Fällen von *ē* in offener Silbe stehn als eine zweite Gruppe solche gegenüber, in welchen zur Zeit der Monophthongierung des *ai* in offener Silbe noch gar keine offene Silbe bestand, oder in welchen Analogiewirkungen im Spiele sind.

*ēke* D. Sg. 'Eiche' gehört zum konsonantischen Stamme N. Sg. \**ēk* = ags. Kons.-St. *dc*, an. *eik*; hier war ursprünglich der ganze Sg. und der N. A. Pl. endungslos, daher *ē*.



Verdunkelt wurde die ursprüngliche Geschlossenheit der Silbe in der Verbindung *-aiw-* durch den Schwund des *w*, der aber, wie die Entsprechung *-ē-* lehrt, erst nach der Monophthongierung in offener Silbe stehender *ai* erfolgt sein kann. Die lautgesetzliche Behandlung eines im Auslaute stehenden *-aiw* kennen wir bereits von *ā* 'immer', *nā* 'nie' her. Hier ist *w* bereits vor dem ersten *ai*-Wandel vokalisiert gewesen, *ai* also in offener Silbe gestanden. Dagegen in *-ē* 'Gesetz' (ags. *é*, St. *aiwi-*) neben lautgesetzlichem *ā-* (beides nur in Zusammensetzungen) ist der ursprüngliche Zustand dadurch verwischt, dass neben den N. Sg. *\*aiō* eine Nebenform *\*aiw* mit Wiederauffrischung des *w* nach den Casus obliqui trat; diese musste dann in der ersten Periode unverändert bleiben und später zu *\*ēw*, *ē* führen. Denselben Vorgang beobachten wir auch bei awfries. *reesraf* 'Leichenraub', in dessen erstem Bestandteile ein Subst. *\*rē* aus *\*hraiw* mit im Auslaute neu eingeführtem *w* vorliegt; auch ags. *hrāw*, *hrāw* neben *hrá* zeigt dieselbe Neuerung. In gleicher Weise setzt awfries. *sē* 'See' *\*saiw* voraus, nicht *\*saiō*, das *\*sā* ergeben hätte.

In diesem Zusammenhange ist auch *sēle* 'Seele' zu besprechen, für welches van Helten den Entwicklungsgang *\*saiwul-*, *\*saiul-*, und mit Synkope des Mittelvokales *\*sail-* annimmt. Vergleichen wir aber die angenommene Mittelstufe *\*saiul-* mit *\*fai(h)od-*, *\*tai(h)on-*, *\*lai(h)in-*, den Vorläufern von *fad*, *tāne*, *lēn*, so müssten wir Mangels eines Umlautbewirkers auch Entwicklung von *\*saiul-* zu *\*sāl-* erwarten. Ganz andere Bahnen weist uns das Ags. Während dreisilbige *ō*-Stämme hier sonst nur dann ihr Nominativ-*u* verlieren, wann sie kurze Wurzelsilbe oder schwere Mittelsilbe haben, zeigt *sāwol* trotz der langen Wurzel- und kurzen Mittelsilbe geschwundenes *-u*. Dies zwingt zur Annahme, dass *sāwol* ein ursprünglich zweisilbiges *\*saiwō* ist und dass der Mittelvokal in got. *saiwala* auf Vokalentfaltung beruht. Dieser Schluss wird dadurch gesichert, dass ein urgerm. *\*saiwō* lautgesetzlich zu *\*saiwīlō*, got. *\*saiwila* geworden wäre; eine Wiederherstellung des Suffixes *-ālō* wäre kaum glaublich zu machen, da das so häufige Suffix *-il* (vgl. z. B. Brugmann Grundr. 2, 196 f.) einer derartigen Analogiebildung sicher entgegengewirkt hätte. Dies *\*saiwō* muss ebenso wie ahd. *fōla* (urgerm. *\*fiwō* aus *\*fiwō*) *w* aus *zw* gehabt haben; der Unterschied in der Behandlung

von *wl* in ahd. *fiola* : *sēla* beruht natürlich auf der verschiedenen Quantität.

Für das Fries. liegt nun die Sache klar: *\*saiwlō* hatte *ai* in geschlossener Silbe, daher weiter zu *\*sēwle*, *sēle*<sup>1)</sup>. Nun wird es auch leicht verständlich, weshalb neben *ā-*, *nā-* 'immer, nie' in Zusammensetzungen auch *ē-*, *nē-* auftritt. In denjenigen Fällen nämlich, in welchen *\*aiw*, *\*ni aiw* schon vor der Vokalisierung von *w* im Auslaute eine feste Zusammenrückung mit einem konsonantisch anlautenden Pronominale einging, blieb das nun inlautend gewordene *w* ebenso wie in *\*saiwlō* länger erhalten, und *\*aiw* führte daher zu *ē-*.

Ferner begegnet *ē* in offener Silbe in einigen N. A. Sg. zweisilbiger Stämme mit wurzelauslautendem Kons.+Liqu. od. Nas., wobei durch Silbischwerden letzterer auch der endungslos gewordene N. A. Sg. seine Zweisilbigkeit bewahrte. Während nun bei den im N. A. Sg. einsilbigen Stämmen wie *stēn*, *dēl* usw. die Form des N. A. Sg. entscheidend für die Lautgestalt des Wortes wurde (über *flesc* : *flasc*, *gēst* : *gast* s. o.) zeigen unsere Nomina im allgemeinen *ē*, also die Form, die ihren Casus obliqui eigen war. Hieher gehören: *tēken* 'Zeichen' (mit dem Nominativ *biteknia*); *\*taiknes* usw. führte zu *tēknes*. Für den N. A. Sg. *\*taiken*, *\*taikn* ist mit Wahrscheinlichkeit Entwicklung zu *\*taken* anzunehmen; dass die hier entstandene *ā*-Form gegenüber der *ē*-Form unterlag, ganz im Gegensatze zum Siege von z. B. *stēn* über *\*stānes* ist leicht verständlich: der einsilbige N. A. Sg. *stēn* stand seinen zweisilbigen Casus obliqui viel schärfer gekennzeichnet gegenüber, als der N. A. Sg. *tēken* seinen gleicherweise zweisilbigen Casus obliqui. Vielleicht aber ist doch auch der N. A. Sg. *tēken* lautgesetz-

1) Bezüglich der übrigen Fragen, die sich an unser Wort knüpfen, trete ich der Ansicht Kluges bei (IF. 4, 310), gegen van Helten Beitr. 20, 508 ff. Dass ahd. *sēula* gegenüber gewöhnlichem ahd. *sēla* nicht zum Ansatz von Doppelformen nötigt, geht ja daraus hervor, dass es nur die Form des Rheinfränkischen ist (Is., M.; in letzterer Quelle daneben die bair. Formen G. Sg. *sēla* 27, 29, D. Sg. *selu* 30, 20), so dass man es also nur mit verschiedener Entwicklung von *wl* in den verschiedenen Dialekten zu thun hat. Die Beurteilung der neben aofries. *sēle* auftretenden Form *siel(e)* muss ich andern überlassen; ihre mit zweimaliger Formmischung arbeitende Erklärung durch van Helten hat mich nicht überzeugt, auch abgesehen von ihren lautlichen Voraussetzungen.

lich berechtigt; nämlich unter der allerdings nicht weiter zu stützenden Annahme, dass als ein Überrest der einstigen Silbentrennung *\*taik-naz*, und zugleich in Anlehnung an die Casus obliqui *\*taik-nes* usw. auch in der späteren Form *\*taikn* zwar nicht die Lösung, wohl aber die Bildung des *k*-Verschlusses noch zur ersten Silbe gehörte, wobei dann *ai* in geschlossener Silbe gestanden wäre.

Ebenso *spēdel* 'Speichel' (ags. *spādīl*) (daneben auch ein schwaches *spēdla*); *hēthin*, -en, -on 'heidnisch', wenn aus *\*haipna*<sup>1</sup>). Dagegen ist neben *mēster* 'Meister' und *sēver* 'Feuchtigkeit' durch sekundäre Vorgänge auch *māster*, *sāver* getreten; *māster* ist zu *mēster* hinzugebildet in Nachahmung der Doppelheit *mēst* : *māst*<sup>2</sup>); über *sāver* wurde schon gehandelt.

Ganz anders steht es mit dem *ē* der Verba *hēta* 'heissen' (got. *haita*, *haihait*) und *skētha* 'scheiden' (got. *skaida*, *skai-skaid*), mit folgenden Formen (vgl. van Helten Gramm. § 274): Prät. *hēt*, *hēten*, Ptc. (g)(e)*hēten*, 3. Sg. Ind. Präs. *hēt* und *hat*; mit Übergang in die schwache Flexion auch Prät. Ind. *hēte*; 3. Sg. Ind. Präs. *schat* neben *schēt*, ferner das schwache Ptc. *schat* neben *skēth*. Die Erklärung des bis auf die Formen vor Geminata (bezw. vor *tst* in der unbelegten 2. Sg. Ind. Präs.) ausnahmslosen *ē* kann natürlich weder von Geschlossenheit der Silbe ausgehn, die ja nur dem Imperativ zukommt, noch von der Wirkung eines folgenden *i*, die ja nur fürs Ptc. Prät. in Betracht käme (vgl. urnord. *haitinax*, und Auslautges. 94 f.). Vielmehr beruht das *ē* unserer Verba ohne Zweifel auf der Analogie der auf sie von altersher im Prät. reimen-

1) Hier sei auch das Fem. *hlēdere* 'Leiter' mit durchaus lautgesetzlichem *ē* erwähnt, Stamm *\*hlaiþro*. Wann keine sekundäre Vokalentwicklung vor *r* eintrat, waren die Bedingungen für das Entstehen der Nebenform *hladder* in *hladdergong* gegeben: ursprünglich *\*hladdra* mit Geminata vor *r*, die im Fries. wohl ebenso, wie es im Ags. der Fall ist, nach langer Wurzelsilbe erst spät eintrat.

2) In dieser Sippe sind folgende Formen lautgesetzlich: Komp. *māra*, Adv. *mā*, *meer*; Sup. *mēst* (quasi lautgesetzlich wie die Casus obliqui von *stēn* sind jedenfalls auch die casus obl. von *mēst*; der N. Sg. *mēst* : *mast* ist zu beurteilen wie *flēsc* : *flasc*, *gēst* : *gast*), darnach durch Ausgleichung auch *mee*, *mar*. Dass der Komp. *māra* keine Form mit *ē* neben sich hat, ist vielleicht nicht zufällig.

den, reduplizierenden Verben *brēda* 'braten' (ahd. *brātan*), *lēta* 'lassen' (got. *lētan*, ags. *létan*, ahd. *lāzan*), *rēda* 'raten' (got. *rēdan*, ags. *rēdan*, ahd. *rātan*), deren *ē* im Präs. wie im Part. Prät. urgerm. *ē* ist. Den Vorgang werden wir uns genauer so vorzustellen haben, dass zur Zeit, als *ai* in offener Silbe die Mittelstufe *ē*, die sonst zu *a* führte, erreicht hatte, die Präsentien *\*hēta*, *\*skētha* ihr *ē* durch den geschlossenern Laut von *lēta*, *rēda*, *brēda* ersetzten, da ja auch im Prät. von jeher Vokalgleichheit vorhanden war. Die 3. Sg. *hat* und *schath* dürfen noch als die lautgesetzlichen Formen vor Geminata betrachtet werden, die durch die schützende Analogie von *lēda*, 3. Sg. *lat*, der entgegenwirkenden Analogie von *lēta*, *rēda*, *brēda* entzogen wurden. Dass *hat*, *schat* erst auf Grund der Analogie von *lēda* usw. neugebildet sein sollen, wie van Helten will, ist mir deshalb weniger wahrscheinlich, weil man dann wohl auch zu *lēta*, *rēda*, *brēda* derartige Formen *\*lat*, *\*rat*, *\*brat* erwarten dürfte, die es eben nicht gibt.

Damit sind die Fälle von *ē* in offener Silbe im wesentlichen erschöpft; auf klärliche Analogiebildungen, wie *sērade* 'schmerzte' zu *sēr*, *wēkande* 'emarascens' zu *\*wēk* einzugehn, darf ich mir wohl ersparen. Kein Diphthong *ai* endlich, sondern zweisilbiges *a-i* liegt dem Fremdworte *lēja* 'laicus' zu Grunde.

Schwierig sind die Verhältnisse des Wortes aofries. *femne*, *famne*, awfries. *famne*. Wäre *fēmne* eine lautgesetzliche Form, so könnte sie höchstens als Umlautsform in Betracht kommen, Stamm *\*faimniōn-*, wobei freilich Schwierigkeiten übrig bleiben. Da aber *mn* jedenfalls als kürzungsbewirkende Konsonantengruppe gelten muss, so ist *famne* und das daraus assimilierte *famme*, *fanne* jedenfalls das lautgesetzliche. *fēmne* mit van Helten aus der Analogie des Adj. *\*fēmin* = an. *feiminn* 'schamhaft' zu erklären, kann ich mich nicht entschliessen, da dies Adj. auf westgerm. Gebiete noch nirgends belegt ist. Eher möchte ich an Einfluss einer dem as. *fēmea* entsprechenden Form, wenn nicht gar dieses as. Wortes selbst glauben, zumal die *ē*-Form nur aus dem Aofries. angeführt wird. Das *o* der Formen *\*fove*, *fōmne*, *fōne* erklärt van Helten (Gramm. 24 und Beitr. 14, 245) durch Verquickung mit *frōwe*, was doch eine recht harte Annahme ist. Vielmehr gilt mir mit Siebs Grundr. 1<sup>2</sup> 1229 *fōmne* als Mischbildung zwi-

schen *famne* und *fovne*; letzteres als infolge der beiderseits labialen Umgebung des *ā* aus *\*fafne* (älter *\*fefne*) lautlich entwickelt anzusehen, hindert, so weit ich sehe, nichts.

Zusammenfassend lässt sich hiermit sagen: *ai* wurde zuerst in offener Silbe verändert, u. zw. zu *ē* (*ē*), welches als *ē* in die Überlieferung hereinkam, wann ein *\*-i(ā)-* oder ein durch die Auslautgesetze nicht getilgtes *i* folgte, sonst aber zu *ā* fortschritt. Später ist die Verwandlung von *ai* in geschlossener Silbe zu *\*ē* (*æ*). Dieses blieb im allgemeinen als *ē* erhalten, wurde aber verhältnismässig spät vor *ch* oder Labial zu *ā* und vor Geminata oder sonstigen kürzenden Konsonantenverbindungen zu *ǣ* gewandelt.

Innsbruck.

Alois Walde.

#### Zur Ableitung von *calefacio* und *calebam*.

Im laufenden (52.) Jahrgang der Zeitschr. f. d. östr. Gymnasien haben Stowasser und Skutsch unter gegenseitiger Anerkennung den hübschen Gedanken veröffentlicht, dass in dem ersten Teil von *cale-facio* wie von *cale-bam* das Partizipium *calens* vorliege, und die lautliche und semasiologische Entwicklung dieser Formen wahrscheinlich gemacht. So einleuchtend die Sache scheint und so manches sich gewiss zu ihrer Bestätigung den kurzen Notizen der genannten Gelehrten zufügen liesse, so fehlt doch auch nicht an Thatsachen, die bedenklich stimmen können. Einiges davon ist bereits von ihnen selbst erledigt, andres vielleicht absichtlich als minder wesentlich übergangen, um in der in Aussicht gestellten ausführlicheren Behandlung des Gegenstands besprochen zu werden. Als Beitrag dazu mögen die folgenden Bemerkungen gestattet sein.

Die in jener Weise mit *facio* zusammengesetzten Verba führen meist auf *e*-Stämme zurück und gruppieren sich leicht ihrer Bedeutung nach; so *arefacio*, *liquefacio*, *madefacio*; *calefacio*, (*concalefacio*), *fervefacio*, *frigefacio*, *tepefacio*; einzeln stehn *patefacio*; *stupefacio*, (*obstupefacio*). Hier sehn wir fast überall die entsprechenden Adjektiva daneben: *aridus*, *liquidus*, *madidus*, *calidus*, *fervidus*, *frigidus*, *tepidus*, *stupidus*;

zu *gelidus* fehlt ein entsprechendes Verbum, aber man bildete doch *gelefactus*. Etwas anders liegt bei *labefacio* (*labefacto*), und *expergefacio* (vielleicht gehört auch *fervefacio* eher hierher), denen Verba der sog. 3. Konjugation entsprechen, und gerade hier bringt die auffallende Länge des *e* vor *-facio* eine willkommene Bestätigung von Stowassers Auffassung. In demselben Sinne lässt sich *olfacio* verwerten. Die Entstehung der Bedeutung dieses Worts setzt voraus, wie es Stowasser für all diese Bildungen annimmt, dass zuerst die Passiva oder Media (mit *fio*) entstanden (*calens fio*), dann nachdem diese fest geworden (*calefio*), eine entsprechende Aktivbildung (*calefacio*) erfolgte. Das Lukrezische *facit are* würde nur zeigen, wie sehr die Entstehung damals schon vergessen war. Nun sieht man leicht, wie *olens fio* 'ich werde duftend', also 'riechbar' zu der Bedeutung 'ich werde (thatsächlich) gerochen' kommt (vgl. das griechische Adjectivum verbale auf -*roc*). Von da ergab sich dann von selbst *olfacio* 'ich nehme durch den Geruchssinn wahr', eine Bedeutung, die aus *olentem facio* kaum abzuleiten ist. Da ist aber doch sehr auffallend, dass sogar die volle Form *olēfacio* bei Plautus durch Skutsch nachgewiesen, *olfio* dagegen so gut wie gar nicht belegt ist. Und wenn man (gegen Stowasser) behaupten wollte, die Aktiv-Bildungen mit *facio* seien das Ursprünglichere, so könnte man dafür anführen, dass ja zum Ausdruck des passivischen oder medialen Begriffs die Incohativa *aresco*, *liquesco*, *madesco*, *calesco*, *concalesco*, *fervesco*, *frigesco*, *tepesco*, *patesco*, *stupesco*, *obstupesco*, *labesco* (Plaut. *collabasco*), *expergiscor* zur Verfügung standen, die wenigstens zum grössten Teil schon der ältesten bekannten Sprache angehören. Jedenfalls müsste schon in sehr früher Zeit das Bewusstsein des von Stowasser angenommenen Vorgangs geschwunden sein, wenn man nach ihm auch die Verba *assuefacio*, *consuefacio*, *desuefacio*, *insuefacio* neben den Incohativbildungen *assuesco*, *consuesco*, *desuesco*, *insuesco* und erst recht die Verba *condocefacio* und *commonefacio* erklären will, die sich ja als einfache Dubletten neben *condoceo* und *commoneo* stellen, wie der rheinische Dialekt gern mit *thun* umschreibt, der englischen Umschreibungen mit *to do* gar nicht zu gedenken. Hier reicht zur Erklärung der Bedeutung die Ableitung vom Partizipium weder mit *facio* noch mit *fio* aus, man müsste denn für diese Fälle passivische

Bedeutung des Partizipiums neben *fio* annehmen. Dabei mag nicht unerwähnt bleiben, dass es neben Bildungen wie *amplifico* und *sacrifico* entsprechende Incohativa nach Art von *duresco*, *vanesco* nicht gibt.

Auch in den Bildungen *calebam* und *calebo* hat die Zurückführung des ersten Teils auf *calens* ihre Schwierigkeiten, von denen zwei, das kurze *a* in *dābam*, *dābo* und die Formen *audibam*, *audībo* bereits von Skutsch behandelt sind. Letztere fasst er sehr einleuchtend als einfache Analogiebildungen nach *amabam*, *monebam*, und es will scheinen, als ob bei ursprünglichem *audibam* eine Bildung wie *audiebam* gar keine Erklärung habe. Indessen würde diese Erscheinung, wenn wir sie annehmen — und die einfachen Formen auf *-ibam*, *-ibo* erscheinen in der Litteratur wohl eher als archaisch denn die volleren auf *-iebam* — zu verstehen sein infolge der vielfachen gegenseitigen Beeinflussungen in den *i*- und *ī*-Stämmen: man denke an *oreris*, *oritur*, *orentur*, *potitur*, daneben umgekehrt an *cupiret*; anderseits vielleicht auch an Formen wie *evenat*. Eine ganz gleiche Erscheinung läge thatsächlich vor in *ambiebam*, das wohl sicher erst wieder Analogiebildung nach *audiebam* ist. Die Möglichkeit der Annahme aber, dass in *audibam* das Ursprünglichere erhalten sei, scheint gestützt zu werden durch die Bildungen *ibam* und *ibo* von *eo* (ebenso *quibam*, *quibo*, *nequibam*, *nequibo*), die auch sich nicht aufs Partizipium zurückführen lassen und bei der Häufigkeit des Verbums und seinen zahlreichen Singularitäten wohl als ursprünglich aufzufassen sein dürften.

Wenn ich mit diesen gelegentlichen Einfällen das gewiss allgemeine Interesse an der Darlegung der beiden Gelehrten bekundet haben möchte, so liegt mir die Anmassung fern, das Schlusswort des Tyrannen in der Bürgschaft zum meinigen zu machen, aber vielleicht ist gestattet, die dort am Schluss angeführte Stelle nach Pigres' Muster zu lesen:

σύν τε δὴ ἐρχομένῳ, καὶ τε πρὸς δὲ τοῦ ἐνόησαν·

ὅπως κερδοφορήι, καὶ φίλος, ὃς τρίτατος.

Münster.

P. E. Sonnenburg.

Nochmals lat. *aliēnus*, *laniēna*.

(Zu Wölfflins Archiv 12, 201 ff.)

Seine im J. 1890 (De nominibus Lat. suffixi *-no-* ope formati p. 15 sqq.) geäußerte Ansicht über die Entstehung des Suffixes *-iēnus* — dieses soll durch lautliche Dissimilation aus *-iīnos* mit uridg. *ī* hervorgegangen sein — hat Skutsch seitdem zweimal gegen diejenigen zu verteidigen gesucht, die von ihm nicht überzeugt worden sind, in Vollmöllers Jahresber. 5, 60 und in Wölfflins Archiv 12, 201 ff. Die zweite Verteidigung ist eine Antwort auf Ber. der sächs. Ges. der Wissensch. 1900 S. 407 ff., wo ich gezeigt habe, dass Skutsch die Möglichkeit des Ursprungs des *ē* von *-iēnus* aus urital. *ei*, *oi* oder *ai*, die sich jedem namentlich seit Solmsens Aufsatz IF. 4, 240 ff. aufdrängen musste, mit Unrecht kurzer Hand abgelehnt hat. Mit diesem Hinweis, durch den ich die weitere Diskussion einer nicht ganz einfachen Frage in die richtige Bahn gelenkt zu haben hoffte, habe ich bei Sk. wenig Glück gehabt. Erreicht habe ich zwar, dass er sich nunmehr bewogen gefunden hat meine im Grundr. 1<sup>2</sup> p. XLV nur kurz angedeutete und in den genannten Berichten etwas näher ausgeführte Ansicht, dass *aliēnus* aus *\*aliēinos* oder *-iōinos* und entsprechend *laniēna* nebst *rāpīna*, *porcīna* u. dgl. aus Formen auf *-eina* oder *-oina* entstanden sein könnten, zum Gegenstand einer Kritik und eines Beweisverfahrens zu machen. Aber eben dieses Beweisverfahren hat nach Sk. (S. 205) jetzt die Sache zu seinen Gunsten 'erledigt': nur uridg. *-ino-* ist nach Sk. im Lat. vertreten.

Ob das wahr ist?

Seit uridg. Zeit gab es im idg. Sprachbereich die beiden adjektivbildenden und funktionell kaum zu scheidenden Suffixe *-ino-* und *-eino-* *-oino-*<sup>1)</sup> nebeneinander. Die Form mit *ī* liegt vor im Indischen (*-īna-*), Griechischen (*-īvo-*), Italischen (z. B.

1) *-eino-* und *-oino-* sind nur Ablautvarianten und haben als dasselbe Suffix zu gelten. Ob daneben überdies uridg. *-aino-* anzuerkennen ist (die Lautgesetze mehrerer Sprachen würden diese Grundform zulassen, die auch morphologisch angeht), darauf kommt für unsere Kontroverse nichts an. Ich lasse deshalb *-aino-* im folgenden beiseite.



osk. *deivinais* 'divinis'), Keltischen (-*ino*-) und Litauischen (-*yna*-). Die diphthongische Form im Indischen (-*ēna*-), Iranischen (av. -*aēna*-), Baltischen (lit. -*ēna*- und -*ainis*), Keltischen (urkelt. \*-*eino*- z. B. mir. *cuilen* kymr. *colwyn* corn. *coloin* bret. *colen* 'Tierjunges, catulus', vgl. Stokes Urkelt. Sprachsch. 94) <sup>1)</sup> und Germanischen (got. *meins* 'mein' aus. \*-*meinos* zu uridg. \*-*mei* \*-*moi* [Stamm *me- mo-*], ahd. *swein* aisl. *sueinn* 'Knecht, Sohn, junger Mann', ursprünglich 'der seinige', zu uridg. \*-*syoi* gr. *oi* [Stamm *syo- sye-*], Noreen Abriss 46. 218). Wie weit in den germanischen Wörtern auf -*ina*-, wie got. *staineins* 'steinern' *gumein* 'Männlein', und in den slavischen auf -*ino*-, wie aksl. *materinъ* 'mütterlich', uridg. -*ino*- und anderseits uridg. -*eino*- enthalten ist, lässt sich wegen des vorhistorischen Zusammenfallens von *i* und *ei* in diesen Sprachen nicht mehr ausmachen. Immerhin sprechen die lit. *žvėrėnà* 'Wildpret', *vilkėnà* 'Wolfsfell', *mėnėsėna* 'Mondschein' dafür, dass der Ausgang der gleichbedeutenden aksl. *zvěrina*, *vlčina*, *měsēcina* und der denselben Bedeutungskategorien angehörigen andern slav. Feminina die diphthongische Suffixform birgt.

-*eino*- -*ino*- ist demnach nicht, wie Sk. (S. 202) meint und gegen mich geltend macht, "nur in einem kleinen Ausschnitt der idg. Sprachen", im Arischen und Baltischen, vorhanden <sup>2)</sup>. Es ist vielmehr so weit verbreitet, dass wir durchaus darauf gefasst sein müssen, ihm neben uridg. -*ino*- auch auf italischem Boden zu begegnen.

1) Ich hatte zuerst daran gedacht, man könne das ganze ir. Deminutivsuffix -*ēn* (*duinēn* 'homuncio' usw., s. Zeuss <sup>2</sup> p. 274. 778) aus uridg. \*-*eino*- ableiten (vgl. die germ. Deminutiva wie got. *gumein* ahd. *geizīn* und den gleichartigen Gebrauch von -*inus* im Volkslatein und im Romanischen, s. Olcott Studies in the Word Form. of the Lat. Inscr. p. XXVI. 134 sq. 200 sq., Meyer-Lübke Gramm. 2, 493). Es ergeben sich dabei aber, worauf mich Osthoff kürzlich aufmerksam machte, Schwierigkeiten. Über gall. -*ēnus* = \*-*einos* in *Car-nutenus*, *Epenus* u. a. s. Meyer-Lübke in der Festschrift für Ascoli (Turin 1901) p. 416 sqq.

2) Nur für diese beiden Sprachzweige ist diese Suffixform allerdings in meinem Grundr. 2, 150 belegt, auf den sich Sk. mit grosser Emphase beruft. Dieser Band ist aber schon 1889 erschienen, und dass ich mittlerweile auch das Germanische für -*eino*- hinzugenommen habe, hätte Sk. aus dem, was ich S. 409 über got. *meins* sage, ersehen müssen.

Dass nun in der Zeit, da bei den Römern in den unbetonten Silben das uridg. *i* und das aus *i*-Diphthongen hervorgegangene *ē* (d. i. geschlossenes *e*) in der Schrift noch als *i* und als *e* oder *ei* geschieden waren (Solmsen IF. 4, 244), Namen auf *-īnus* nur mit *i* geschrieben begegnen (Sk. belegt *Aisernino*, *Aquino*, *Caiatino*, *Ladinod*, *Loucina*, *Aninus* S. 204), und dass auch im Oskischen in demselben Kreise von Bildungen nur Formen erscheinen, die auf altes *i* weisen, nimmt Sk. zum untrüglichen Beweis, dass in Formen wie *Aiēnus* (von *Aius*), *Avilliēnus* (von *Avillius*) ebenfalls altes *-īno-* stecke, die Annahme einer Dissimilation von *īi* zu *īē* im Lateinischen also unumgänglich sei.

So einfach liegen die Dinge aber leider nicht.

Zunächst haben die vier erstgenannten Belege, welche Münzlegenden sind, und *Aninus* CIL. IX 3813 für das Latein, für das sie direkt beweisen sollen, nur eine geringe oder auch gar keine Beweiskraft. Denn es handelt sich nicht um echt römische Namen. *Aisernino* (zu *Aesernia*) und *Caiatino* (zu *Caiatia*) können oskische, *Ladinod* (*Larinor*-?, vgl. Conway It. Dial. I p. 211) kann frentanische, *Aquino* volskische, *Aninus* marsische Suffixgestaltung haben, ja bei den Belegen *Aisernino* und *Caiatino* fragt es sich, ob wir es überhaupt mit lateinischen und nicht vielmehr mit oskischen Aufschriften zu thun haben (Conway a. O. p. 144). Und weiter ist auch die Inschrift aus dem Pisaurensen Hain CIL. I 171 *Iuno. Loucina* kein einwandfreier Beleg. Wahrscheinlich ist *Iunone Loucina*, der Dativ, gemeint. Dann liegt auch hier, wegen *-a* statt *-ai*, eine Dialektform vor.

Wie kommt nun Sk. zu dem Ausspruch: "Und so ist nur das eine bedauerlich, dass das SC selbst keine Form auf *-īno-* enthält", da dieses Denkmal doch *nominus Latini* bietet? Das einzige sichere lateinische Beispiel für altes *-īno-*, das S. hätte bringen können und sollen, muss wohl von ihm übersehen worden sein!

Und doch beweist auch wiederum dieser sichere Beleg nichts gegen altes *-eino-* *-oino-* im Latein. Denn es handelt sich, wie bei *Aisernino*, bei *Lanuvīnus* (*Lanuvium*) usw., um eine Ableitung von einem *īo*-Stamm: *Latīnus* von *Latium*. Wie umbr. *Uoisiēner* 'Volsieni' den lat. Formen auf *-iēnus* gegenübersteht, so z. B. umbr. *Fisouīna* von *Fisouio*-, osk.

*Bantins* von *Bansā-* 'Bantia' den lateinischen wie *Latinus*. Zu den Namen auf *-ius*, *-ia* gehörten also Ableitungen auf *-ino-* seit uritalischer Zeit, und man wird kaum irre gehen, wenn man den Bildungstypus *Latinus Fisovina Bantins* unmittelbar den litauischen Formationen wie *kadagynas* und *kadagynė* 'Wachholdergesträuch' von *kadagys -io*, *žemyna* 'Erdgöttin' von *žemė -ės* (Leskien Die Bild. der Nom. im Lit. 408 ff.) und dem ai. *kanina-s* 'jugendlich', das zu *kanyā* 'Jungfrau' gr. *καίνος* = \**kanio-c* gehört, an die Seite stellt und hierin die ursprüngliche Weise der Erweiterung der *io*-Stämme mit dem *n*-Suffix sieht. Hier also haben wir wirklich greifbar *-ino-* mit altem *i* auf römischem Boden vor uns, was ich auch nie geleugnet habe<sup>1)</sup>.

1) Dieses *-ino-* kann im Italischen wie im Baltischen aus *-iino-*, beziehungsweise *-iūino-* hervorgegangen sein. Aber eine andre Auffassung scheint mir ebenso viel für sich zu haben. Wie ich Berichte S. 409 gesagt und auch oben S. 390 angedeutet habe, sehe ich in uridg. *-eino-* *-oino-* das adjektivbildende Sekundärsuffix *-no-*, das so oft hinter Kasusformen und adverbialen Gebilden erscheint (griech. *ἐπι-νός*, ai. *ḍākṣi-ṇa-s purā-ṇa-s* usw.). *-ei -oi* war der Lokativausgang von *o*-Stämmen (z. B. got. *meins* = \**mei-no-s* auf Grund des Lok. Gen. \**mei*, lit. *kėnō* 'wessen' Gen. eines \**kē-na-s* 'wessen Eigentum seiend'), wie dieser Kasus auch durch *-io-* erweitert auftritt (z. B. griech. *ποῖος* kret. *τεῖος* = \**qʷoi-io-* \**qʷei-io-*, *ἄλλοιος* = \**alloi-io-c*, *οἰκεῖος* = \**Foukei-io-c*, osk. *vereiiai* = \**verei-io-*, s. Grundr. 2, 121, IF. 12, 1 ff.). Entsprechend zerlege ich nun uridg. *-ino-* in *-i-no-* und vermute in *-i* den Ausgang, den im Lateinischen der Gen. Sg. der *o*-Stämme hatte. Denn bekanntlich haben wir kein Recht, lat. *equi* auf älteres \**equēi* (oder \**equoi*) zurückzuführen. Mit Sommer gehe ich auch für das Keltische (ir. Og. *magi* usw.) von ursprünglichem *-i* aus. Hiernach wäre z. B. osk. *deivīno-* = lat. Gen. *divi* + Suff. *-no-*. Nun wird dieses *-i* etymologisch mit dem Adjektivsuffix *-io-* *-iō-* identisch sein. Dann fragt sich aber, ob Genitive wie *Lati*, *fluvi* — dies, nicht *-i* ist ja die ältere Bildung — überhaupt von Anfang an *-i* (*-iū*) gehabt haben. Und die gleiche Frage erhebt sich dann bezüglich der zugehörigen Adjektivbildungen wie *Latinus*.

Skutschs Meinung (De nom. Lat. p. 27 und Archiv S. 206 f.), *Latinus* sei "von der kürzeren Stammform *Lati-*" wie *marinus* von *mari-* hergeleitet, kann ich auf sich beruhen lassen. Weniger dagegen das, was er im Eingang seines Aufsatzes S. 201 sagt: "Und ich muss allerding's ehrlich bekennen: worauf es Brugmann ankommt, das weiss ich jetzt sogar noch weniger als vorher. Denn B. gibt jetzt für *alienus* zwei Erklärungen, die mit einander un-

Wenn demnach lat. Namenformen wie *Avilliēnus* und das umbr. *Uoisiener* (auf das ich übrigens nicht viel Gewicht lege, vgl. von Planta Gramm. 1, 153 f. 289. 300. 2, 35) nicht den alten Typus der Weiterbildung von *īo*-Stämmen mittels des uridg. *-ino-* darstellen, warum soll die Annahme verwehrt sein, dass sie die lautgesetzliche Fortsetzung von alten Formen auf *-īēnos -īoinos, -īēinos -īōinos* (vgl. lit. *Pilkainis* u. dgl. bei Leskien a. O. 415<sup>1)</sup>) bildeten?

Der Übersichtlichkeit wegen habe ich bisher nur von den Eigennamen gesprochen. Von deren Ausgängen *-īnus, -īēnus* können natürlich die gleichen Ausgänge der Appellativwörter, wenn es auf Bestimmung des Ursprungs ankommt, nicht getrennt werden. Wie nun für keinen einzigen Namen auf *-īnus*, der von einem *o*-Stamm (nicht *īo*-Stamm) kommt, aus dem Lateinischen heraus von Sk. bewiesen ist, dass sein *ī* altes *ī* und nicht *ei* oder *oi* war, so gilt dies auch für die Appellativa. Man wird ja nun das nach den lat. Lautgesetzen mehrdeutige lat. *divīnus*, wie ich schon Ber. S. 408 bemerkte,

---

verträglich sind. Nämlich S. 408 wird vermutet, dass *-ēno-* in jenen Worten [*aliēnus, laniēna*]=idg. *-axino-* [d. i. *-eino- -oino-*] sei. Dagegen wird S. 409 "die vermutete uritalische Form *\*alīēnos* oder *\*alīōinos*" coniecturaliter aus einem Lokativ-Genetiv *\*alīēi \*alīōi*+Suffix *-no-* hergeleitet. D.h. also einmal gibt B. *-ēno-* als fertiges idg. Suffix, das andere Mal lässt er es erst im Uritalischen durch Ableitung aus dem Lokativ sich bilden." Indem ich *\*alīēnos* in *\*alīēi-no-* zerlegte, habe ich natürlich nur meine Ansicht über den Ursprung des "Suffixes" *-eino- -oino-* überhaupt zum Ausdruck zu bringen beabsichtigt. Das ist um so klarer, als ich hinzugefügt habe: "Dabei ist gleichgiltig, ob man den Bildungsprozess gerade an dem Wort *aliēnus* sich vollzogen haben lässt, oder ob man dieses nur als typisches Beispiel nimmt. *aliēnus* kann ja jedenfalls durch Nachahmung älterer Musterformen, die den uridg. Ausgang *-ēnos* oder *-ōinos* (auf irgend einer der älteren lautlichen Entwicklungsstufen) enthielten, zu seinem Ausgang gekommen sein." Man spricht ja auch z. B. bei *ἐπινόος, χερμεπινόος, ἡμεπινόος* usw. von einem altererbten "Suffix" *-ino-* (vgl. lat. *vērnus* aus *\*vērīnos, hibernus* usw.) und zerlegt dabei *ἐπινόος* in Lok. *ἐπῖ*+Suff. *-vo-*, ohne dass das sich widerspräche. Dass Sk. eine so einfache Sache so gröblich misszuverstehen in der Lage ist, das ist nicht meine Schuld. Nur gut, dass er, wie er hinzufügt, "diesen Widerspruch nicht weiter urgieren will". Dies ist ebenso vernünftig als nett.

1) Über die von Kurschat Gramm. S. 87 aufgeführten Einwohnernamen wie *Tūžēnas* s. Leskien a. O. 388.

von osk. *deivinais* 'divinis' nicht trennen wollen, so wenig wie etwa das zweideutige aksl. *zvěrina* 'Wildpret' von dem gleichbedeutenden lit. *žvėrėnà* mit ursprünglichem Diphthong. Auch scheint das *i* des umbr. *cabriner* 'caprini' (V b 12. 17 in derselben Wendung) altes *i* zu sein, so dass dies als Stütze für altes *i* in lat. *caprinus* verwendbar ist. Aber was soll uns denn nun zwingen in sämtlichen -*ino*- des Latein uridg. *i* zu sehen? Und gar in *alienus*, *laniena*, für die dasselbe gilt wie für *Avilliēnus* usw.? *laniena* 'Fleischbank' geht semasiologisch mit *pistrina* 'Bäckerwerkstatt', *moletrina* 'Mühle', *lapicidinae* 'Steinbruch', *salinae* 'Salzgrube' u. dgl., und nun habe ich Berichte S. 409 darauf hingewiesen, dass den lat. Feminina *rapina* 'Rübenfeld', *cēpina* 'Zwiebelfeld' u. dgl. im Litauischen solche wie *ropėnà* 'Rübenfeld', *rugėnà* 'Roggenfeld' u. dgl., und den lateinischen *porcina* 'Schweinefleisch' (*agnina*, *vitulina* u. dgl.) im Litauischen *paršėnà* 'Ferkelfleisch', *meszkėnà* 'Bärenfleisch' u. dgl. gegenüberstehen (vgl. auch *žvėrėnà* 'Wildpret' : *ferina*, *antėnà* 'Entenfleisch' : *anatina*). Sk. bedauert, diese "anscheinend so frappante Übereinstimmung für einen baren Zufall erklären zu müssen". Da wird es denn wenig nützen, wenn ich etwa noch hinzufüge, dass dem lat. *fibrinus* im Avestischen *bawraini*- 'fibrinus' (-*aini* = -*aēni*-, Jackson Av. Gramm. p. 229) entspricht, -*eino*- oder -*oino*- also auch im Iranischen in Stoffadjektiva zu Tiernamen zu Hause war<sup>1)</sup>.

Nein, so billig, wie Sk. sie vermeint liefern zu können, sind stringente Beweise in der Wissenschaft nicht zu liefern! Fest steht, so weit das Lateinische selbst Aufklärung bietet, nur das, dass in *Latinus* von *Latium* u. dgl. altes *i* zu Hause war. Im Übrigen hängt Sk.s Beweis lediglich an den überlieferten Formen des Oskisch-Umbrischen. So gern man nun dieses Dialektgebiet betritt, um sich von dort Aufklärung für das Latein zu holen, wo dieses sich nicht aus sich selber erklärt, so ist doch für unsere Frage von dort her nur wenig zu gewinnen. Nur ein kleiner Bruchteil der Formationen, um die es sich handelt, ist in diesen Mundarten belegt, und überhaupt ist ja die Überlieferung von diesen eine so trümmer-

\* 1) Ahd. *bibirin* 'fibrinus' ist leider phonetisch zweideutig (vgl. S. 390).

hafte, dass es Thorheit wäre, zu behaupten, in ihnen habe es *-eino-* *-oino-* neben *-ino-* nicht gegeben. Zum Beweise, dass im Latein neben *-ino-* überhaupt kein *-eino-* *-oino-* bestanden habe, ist das Oskisch-Umbrische somit nicht zu gebrauchen. So gut wie im Litauischen, Indischen und Keltischen beide Suffixformen nebeneinander hergehen — sie kommen im Litauischen sogar einige Male bei demselben Wort vor, wie *saldynė* und *saldainis* 'Honigkuchen' —, können jedenfalls im Lateinischen gewisse von den überlieferten Wörtern mit *-ino-* und alle Wörter auf *-iēno-* die diphthongische Form enthalten haben. Schon die überall vorfindlichen Fälle wie dass lat. *-ellus* teils älteres *-erlos*, teils älteres *-enlos* war, *-ulus* teils urital. *-elos* teils urital. *-los*, ion. att. *-ηρός* teils urgr. *-ηρός* teils urgr. *-ᾱρός*, ai. *-ra-s* teils uridg. *-ro-s* teils uridg. *-lo-s*, hätten Sk. zur Vorsicht mahnen sollen.

Den Wörtern auf *-iēnus* dürften wir nach dem, was über *Latīnus* von *Latium* gesagt worden ist, mit höchster Wahrscheinlichkeit Suffix *-eino-* *-oino-* zusprechen, wenn man nicht sagen könnte, sie seien italische Neubildungen von ähnlicher Art gewesen, wie die späteren Singulargenitive wie *fluvii*, die nach *-iō* *-ium* usw. neu aufkamen. Es müsste dann in einer vorhistorischen Periode der italischen Sprachgeschichte *-iino-* oder *-iūno-* für *-ino-* eingetreten und dissimilatorisch zu *-iēno-* *-iēno-* geworden sein. Hiergegen lässt sich, so viel ich sehe, nur die Thatsache einwenden, dass die Annahme dieser Dissimilation phonetisch weniger glatt ist als die Annahme, dass *ē* aus *ei* oder *oi* entstanden war<sup>1)</sup>.

---

1) Den Übergang von *-iū-* zu *-iē-* habe ich Berichte S. 408 als phonetisch 'höchst unwahrscheinlich' bezeichnet, und dieser Ausdruck mag zu stark sein. Freilich Sk. selber bringt nichts bei, was sein *-iē-* aus *-iū-* stützen könnte. Vielmehr verbittet er sich jede phonetische Kritik; er meint ja strikt bewiesen zu haben, dass das *ē* von *-iēnus* altes *ī* gewesen sei! Ich gestatte mir aber denn doch auf folgendes aufmerksam zu machen, was ich nicht für ganz irrelevant betrachten kann. Lat. *-iēnus* = urital. *\*-iēinos* *\*-iōinos* neben *-inus* = urital. *\*-einos* *\*-oinos* (*laniēna* neben *pistrīna*) hätte im Latein selbst eine genaue Parallele an *societās*, *variegāre*, *hietāre*, *parietem* neben *bonitās*, *rēmigāre* usw. oder auch an *mortuos*, *equos*, *parvolus*, *vīvont* neben *lupus*, *porculus* usw.: hier sind *e* und *o*, die auf einer gewissen Stufe der Sprachentwicklung hinter *i-* und *u-*Laut zu stehen kamen, mit Rücksicht auf diese Laute selbst nicht wie sonst weiter

Wirklich bündige Beweise für *-eino- -oino-* auf lateinischem Boden zu geben bin ich hiernach heute so wenig imstande wie vor einem Jahr. Aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht doch wohl dafür, dass unsere uridg. Suffixdoppelheit durch die Doppelheit *Latīnus* : *aliēnus* (umbr. *Fisouīna* : *Uoisiener*) vertreten ist. Doch gebe ich hierauf nicht viel. Denn ich wollte auch dieses Mal, wie in den Berichten 407 ff., keine definitive Lösung unseres Problems vorlegen. Vielmehr kam es mir im wesentlichen nur darauf an, für weitere Forschung die Bahn frei zu halten, wo man durch ein thatsächlich äusserst schwächliches Beweisverfahren, insonderheit durch eine gänzlich unberechtigte Verallgemeinerung, mit einer erstaunlichen Zuversichtlichkeit glaubt Abschluss und endgiltige Erledigung gebracht zu haben<sup>1)</sup>.

Leipzig.

K. Brugmann.

---

Lat. *dēierāre*, *perierāre* *peiierāre*, *ēierāre* und *aerumna*.

---

Seit ältester Zeit erscheinen in der Litteratur der Römer die drei vielbesprochenen Verba *dēierāre* 'fest und feierlich

zu *i* und *u* geworden. (Für umbr. *Uoisiener* bedürfte es überhaupt nicht der Annahme eines dissimilatorischen Vorgangs, weil im Umbr. uritalisches *ei* hinter beliebigen Lauten als *ē* erscheint.) Gegen die andernfalls anzunehmende Dissimilation von *ii* zu *iē* dürfte man zwar nicht das später in derselben Sprache für *fluvi* aufgekommene *fluvi* geltend machen, denn andre Zeiten, andre Lautgesetze. Wohl aber ist ihr ungünstig, dass oft genug in verschiedenen idg. Sprachen die Lautungen *īi*, *ui* oder *iī*, *uū* im Lauf ihrer Entwicklung aufgekomen sind und nirgends, meines Wissens wenigstens, die Art von Wandel stattgefunden hat, die Sk. für *aliēnus* usw. annimmt. Übrigens fehlt mir für das, was Sk. auf S. 206 darlegt, jedes Verständnis: die erst seit der klassischen Periode zu belegenden Formen *propriētās*, *ebrietās* u. a. sollen möglicherweise (mit "50% Wahrscheinlichkeit") nicht im Anschluss an die schon vorklassisch zu belegenden *societās* u. a. aufgekommen sein, d. h. die letzteren wären nicht als assoziativ bereit liegende Vorstellungen bei der Erzeugung der jüngeren Formen beteiligt gewesen!

[1] Gegen Skutschs Ablehnung von uridg. *-eino-* im Altitalischen wendet sich jetzt auch v. Planta in dem Aufsatz "Die Bildungen auf *-ēnus*" in Wölfflins Archiv Bd. 12. — Korrekturnote.]

versichern, heilig beschwören, sich heilig vermessen', *perierāre* *peīierāre* d. i. *perjerāre* *pějjerāre* 'eine falsche Versicherung geben, falsch aussagen, lügen, falsch schwören, Meineidig sein', *ēierāre* 'sich feierlich lossagen von etwas, abschwören'. Ausserdem findet sich *-ierāre* noch in der nur glossographisch überlieferten Zusammensetzung mit *cum*: *conierat* *coniurat* CGL. IV 322, 33, V 447, 23, *coierat* *coniurat* V 494, 72.

Bekanntlich hat man diese Komposita bisher teils von *iūrāre* hergeleitet, teils in der Weise von *peior* (*peīior*), dass man *ēierāre* und *dēierāre* im Anschluss an *peierāre* (*peīierāre*) aufgekommen sein liess, welches seinerseits von einer Stammform *\*peīies-* ausgegangen sein und sich zu *peior* wie *maīes-tās* zu *maīor* verhalten haben soll<sup>1)</sup>. Aber keine von diesen Auffassungen ist irgend befriedigend, so dass nicht zu verwundern ist, wenn kürzlich Sommer IF. 11, 56 erklärte: "Das Wort [*peierāre*] ist und bleibt eine *crux*".

Ob es eine *crux* bleibt, hängt freilich davon ab, ob sich nicht doch ein gangbarer Ausweg aus den vorhandenen Schwierigkeiten findet. Ein solcher eröffnet sich, meine ich, falls man *-ierāre* etymologisch sowohl von *iūrāre* als auch von *peior* losmacht. Die Trennung von *peior* wird heute niemandem mehr schwer fallen: sie empfiehlt sich, wie schon von anderen gezeigt ist, aus mehr als einem Grunde. Aber auch die der äusseren Sprachform nach nun einmal nicht zu vereinigenden *-iērāre* und *iūrāre* (alat. *iourāre*) etymologisch zu scheiden wird man grundsätzlich für durchaus statthaft halten, wenn man erwägt, wie häufig Wörter, die nach Lautung und Bedeutung sehr ähnlich sind und die man in alter Zeit darum ohne weiteres etymologisch identifizierte, sich im Fortschreiten der Wissenschaft doch als wurzelhaft verschieden erwiesen haben. Ich erinnere nur an griech. *ἐνερκεῖν* und *ἐνεῖκαι*, die heute kein Sachverständiger mehr von derselben Wurzel ableitet<sup>2)</sup>.

1) S. Corssen Ausspr. II<sup>2</sup> 203. 423. 515, Osthoff Zur Gesch. d. Perf. 115, Havet Mém. de la Soc. de lingu. 6, 22, Gust. Meyer Ztschr. für österr. Gymn. 1885 S. 280, Keller Lat. Volksetym. 148 f., Joh. Schmidt Pluralb. 148, Wharton Etyma Lat. 74, Stolz Hist. Gramm. I, 170, Lat. Gramm.<sup>3</sup> 44, Lindsay-Nohl Die lat. Spr. 675.

2) So ist auch, wie ich beiläufig wegen A. Klotz Archiv 12, 94 bemerke, *angulus* 'Winkel, *μυχός*' trotz Varro und wahrscheinlich noch vieler anderer Römer von *angustus* zu trennen. Denn dieses



Das in unsern Komposita enthaltene *-ieräre* muss für sich allein den Sinn einer energischen, mit Verve vorgebrachten Behauptung oder Versicherung gehabt haben. Somit lässt es sich zu der Wurzel *jes-* 'fervere' stellen, die im grössten Teil des idg. Sprachgebiets, dabei in allen an den italischen unmittelbar angrenzenden Sprachzweigen vertreten, auf italischem Boden aber bis jetzt noch nicht angetroffen worden ist. Die 'sinnliche Grundbedeutung' von *jes-*, 'heiss sein, sich erhitzen, kochen, wallen, kochen, überkochen' u. dgl., liegt vor im Altindischen (*yásya-ti* usw.), Griechischen (*ζέω* usw.), Keltischen (kymr. *iās* 'fervor, ebullitio' usw.), Germanischen (ahd. *iesan* mhd. *jesen* jern nhd. *gären* usw.). Der Sinn 'ich knete Brot', den das von Gust. Meyer Etym. Wtb. der alb. Spr. 139, Alb. Stud. 3, 39, Pedersen KZ. 36, 327 hinzugezogene alb. *geš* hat, knüpft an die Verteilung des Gärmittels in der Ein Teigmasse an, deren Zweck das Kneten ist. Nicht selten erscheint aber *jes-* auch in bildlicher Anwendung. Im Griechischen ging *ζέω* auch auf die Erhitzung, die leidenschaftliche Erregung des Gemüts. Ebenso im Hochdeutschen von seelischen Vorgängen, wie Konr. v. Würzburg 372, 19 *mîn gemüete girt doch in argem willen*. Ferner ist im Altindischen ganz gewöhnlich der Sinn heisser Bemühung und Anstrengung, z. B. *harañyāiva yasyati* 'müht sich ab zu entführen' (Spr.<sup>2</sup> 3375), *anāyāsita-kārmuka-* 'einer, der den Schiessbogen nicht anstrengt' d. h. nicht häufig in Bewegung setzt, gebraucht (Spr.<sup>2</sup> 2289), *pra-yāśa-s ā-yāśa-s* 'Anstrengung, Bemühung, Mühe'<sup>1)</sup>. Wie nun häufig Wörter, welche an und für sich die Bedeutung

muss mit *ango* auf Wurzel *anġh-* 'beengen' (av. *qzah-*, arm. *anjuk ancuk*, aksl. *azbkt*, griech. *ἄγχω* usw.) bezogen werden, während *angulus* ebenso klar mit umbr. *anglom-e* 'ad angulum' und aksl. *qglb* 'Winkel' arm. *ankiun angiun* 'Winkel, Ecke' zusammengehört und *anglom-e* und *ankiun* nicht auf eine mit Media aspirata schliessende Wurzel zurückführbar sind, *qglb* aber und *ankiun* auf eine mit Velarlaut schliessende weisen. Dass das umbr. und das slavische Wort aus dem Latein entlehnt seien, dafür spricht nichts und laut dagegen spricht das arm. Wort. *angulus* usw. zu *ancus* *ἄγκος* usw. nach Grundr. 1<sup>2</sup> § 701. Die Verknüpfung von *angulus* mit *augustus* ist also eine Volksetymologie, keine wissenschaftliche.

1) Dass npers. *jāstan* 'springen, eilen' der Repräsentant unserer Wurzel im Iranischen sei, erklärt Hübschmann der Bedeutung wegen für unsicher. Zu vergleichen wäre lat. *contendere*, das speziell auch von der auf die Zurücklegung eines Wegs verwendeten Anstren-

einer sprachlichen Äusserung nicht gehabt haben, sondern nur die einer Eigenschaft oder Darstellungsform dieser Äusserung oder die eines der Äusserung zu Grunde liegenden seelischen Verhaltens, den Sinn des Sprechens in diesen ihren Bedeutungsinhalt mit aufgenommen haben — z. B. lat. *contendere*, *affirmare*, *asseverare*, *demonstrare*, *significare*, nhd. *behaupten*, *versichern*, *bemerkēn*, *bezweifeln*, *meinen*, griech. ἰχυρίζεσθαι, μεγάλυνειν —, so dürfte im Lateinischen *-ierāre* ursprünglich in Übereinstimmung mit ai. *yas-* etwa 'heisse Anstrengung machen, für etwas mit Verve eintreten, sich ins Zeug legen' bedeutet und von da aus den Sinn gewonnen haben, den es in der historischen Periode in unsern Komposita aufweist. Für das letzte Stück der Bedeutungsentwicklung vergleiche man z. B. *contendere* 'fest versichern, behaupten'.

Ob das *ē* von *-ierāre* uridg. *e* war, ist fraglich. Man kann auch ein Abstraktum *\*josa* = griech. Ζόη ('Gischt, Schaum', τὸ ἐπάνω τοῦ μέλιτος Hesych) oder ein Nomen agentis *\*joso-s* (vgl. *procus* zu *precārī*) zu grunde legen. Denn *ō* musste in schwachtoniger offener Silbe zu *ē* werden und weiterhin, vor *r*, verbleiben<sup>1)</sup>.

Was die Funktion der Präpositionen *dē*, *per*, *ex* in unsern Komposita anlangt, so vergleicht sich *deierare* mit *declaro*, *denuntio*, *despondeo*, *deprecor*, *demonstro*, *denoto*, *denego* u. ähnl.: *de* hatte in *deierare* die Wirkung, dass es den Begriff des Förmlichen und Entschiedenen der Versicherung verstärkte. Für *perierare* ist auf *periurus* *periuro*, *perfidus*, *perdo*, *pereo* usw. zu verweisen (vgl. Joh. Schmidt Voc. 2, 101,

gung häufig gebraucht wurde und in diesem Fall unserm 'sich beileiten' entspricht. Ich bin nicht in der Lage die Bedeutungsgeschichte des iranischen Wortes zu verfolgen und muss mich daher des Urteils enthalten. S. Horn KZ. 32, 588, Grundr. der nprs. Etym. 94, Hübschmann Pers. Stud. 50. — Beiläufig mag noch bemerkt sein, dass man mit *jes-* auch griech. ζῶρος 'fervidus, feurig, kräftig', ἐπιζαρέω 'ich bedränge', ζῆλος 'Eifer' und got. *ja* 'ja' *jai* 'fürwahr' ahd. *ja* *jā* 'ja, gewiss' zusammengebracht hat. Ein Hinderniss für diese Verknüpfung besteht nicht. *jes-* würde dann zu den in meinem Grundr. 2, 20. 1018 ff. angeführten Formationen (z. B. griech. ἔειω *ēēcca* neben *ēōw*, ai. *vās-tē* neben lat. *ex-uo*, ai. *trāsa-ti* neben lat. *tremo*) gehören.

1) Die scheinbar widersprechenden Formen wie *tempōris* sind erst aufgekomen, nachdem dieser Übergang von *ō* in *ē* vollzogen war. S. Grundr. I<sup>2</sup> S. 222.

Stolz Wölfflins Archiv 2, 501. 503, Lindsay-Nohl Die lat. Spr. 675, Delbrück Vergl. Synt. 1, 713). In *eierare* erzeugte die Präposition den Sinn der Wegschaffung, Abweisung, Tilgung, Verneinung: vgl. *excantare* 'weg-, fortzaubern', *eluuere* 'durch Auswaschen tilgen', *elidere* 'durch Schlagen entfernen', *excidere* 'durch Hauen entfernen, ausrotten' u. dgl. sowie das mit *eierare* gleichbedeutende griech. ἐξομύναι. Zu der Annahme, dass unsere Zusammensetzungen erst im Anschluss an die entsprechenden Komposita von *iurare* zu ihren Präpositionen gekommen seien, liegt keinerlei Nötigung vor. Ist doch *eierare* früher bezeugt als *eiurare*. Nur das der erhaltenen Litteratur fremde *conierare* hat als nach dem Muster von *coniurare* gebildet zu gelten. Es kam auf, als das 'volksetymologisch' um *-ierare* und *iurare* geschlungene Band diese beiden Wörter für die Römer schon ganz hatte eins werden lassen. Bei der Schöpfung von *conierare* handelt es sich demnach in ähnlicher Art nur um eine analogische Änderung der Lautung von *con-iurare*, wie att. inschriftl. ἡνερκα eine Mischform zwischen ἐνεικ- und ἐνερκ- war (Meisterhans-Schwyzler Gramm. der att. Inschr. <sup>3</sup> 183 f.).

Einer Erläuterung bedarf die Gestalt, in der *per* vor *-ierare* auftritt. Teils sprach man *perjerare* (Plaut. Asin. 293, Truc. 30 usw.), teils *pejjerare*, gleichwie auch *pejjurus pejjurare* (z. B. *peiurius* bei Plaut. Trin. 201) neben *perjurus perjurare* (s. Georges Lex. d. lat. Wortf. 511 f.). Diese *perj-* und *pejj-* verhalten sich zu einander wie z. B. *exjurare* und *ejurare*, *perlucidus* und *pellucidus*. D. h. *pejj-* stellt die alte, schon vorhistorisch vollzogene Assimilation des *-r* an *j-* dar, während *perj-* auf Rekompensation beruht, wie sie bei der lebendig gebliebenen Assoziation mit den zahlreichen anderen Komposita mit *per*, in denen *r* lautgesetzlich blieb, sich immer wieder einstellen konnte. Während im Inlaut von *Simplicia -rj-* vor Vokalen zu *-ri-* ward, z. B. in *spurius*, *inferius* (vgl. *medius* aus *\*medjos* usw.), konnte in *perjerare* und *perjurare* die Sonantierung des *j* wegen *dajerare*, *ejurare* und wegen *jurare* usw. nicht Platz greifen. Daher denn hier *-jj-* aus *-rj-*. Wenn diese Assimilation bei *perjerare* häufiger war als bei *perjurare*, so mag das daher rühren, dass *pejjerare* leichter als ein einfaches Wort empfunden werden konnte denn *perjurare*, dem sein Simplex nie verloren ging.

Dass ein Wort als Simplex ausstirbt und nur in Präpositionalkomposition am Leben bleibt, kommt auch sonst nicht selten vor, z. B. *in-seque in-sectio* (griech. ἐν-ἐπω ἐν-ί-ποι), *operio aperio* = \**op-* \**ap-veriō* (lit. *ūž-veriu* 'ich mache zu, schliesse', *āt-veriu* 'ich mache auf, öffne').

Unserer Hypothese über den Ursprung von *-ierāre* gereicht nun ein anderes lat. Wort zur Stütze, das bisher ebenfalls noch keinen befriedigenden etymologischen Anschluss gefunden hat und sich zwanglos gleichfalls zu Wurzel *jes-* 'fervere' stellt. Zu dieser Wurzel gehörig, muss es in seiner Bedeutungsentwicklung eine Strecke mit *-ierāre* zusammengegangen sein.

Scharfsinnig leitet Thurneysen KZ. 32, 566 *aemulus* 'es jemandem gleich zu thun strebend' von \**ad-jemolos* \**ajjemolos* her, indem er es mit ai. *yamá-* 'gepaart, Zwilling' vergleicht. \**aimolos* aus \**ajjemolos* durch Synkope der zweiten Silbe. In derselben Weise lässt sich *aerumna* 'Mühseligkeit, Plackerei, Drangsal, Trübsal' auf \**ad-jerumnā* zurückführen. Als Abkömmling von Wurzel *jes-* stellt sich dies Wort bedeutungsgeschichtlich dem ai. *ā-yas-* an die Seite, das nicht nur 'anstrengen', sondern öfters auch 'ermüden, schlaff machen' und 'quälen, peinigen' ist (Pass. *ā-yasyatē* 'er quält sich, härmt sich ab')<sup>1)</sup>. Mit lat. *ira* (s. Corssen Auspr. II<sup>2</sup> 172) hat *aerumna* nichts zu thun. Da *jes-* als Simplex im Lateinischen verschollen war, erfuhr die lautgesetzliche Behandlung dieser Zusammensetzung mit *ad-* (vgl. *peior* d. i. *pejior* aus \**pediōs*) keine analogische Störung. Dem *aerumna* lag ein mit *alumnus*, *Vertumnus* zu vergleichendes Part. Praes. Med. ('sich anstrengend, sich mühend') zu grunde, dessen Femininum als Abstraktum fungierte (vgl. *offensa* : *offensus*, *noxia* : *noxius* usw., Grundr. 2, 444 ff., Usener Götternamen 373 f., Leo Wölfflins Archiv 10, 438). Jedoch kann auch der Vergleich mit *columna* (Stolz Hist. Gramm. 497) richtig sein.

Schliesslich berücksichtige man noch folgende Bedeutungsverzweigung, die eine treffliche Parallele zu den besprochenen Bedeutungen von *jes-* abgibt. Die Wurzelbasis *omō-* *omā-* (vgl.

1) Vgl. das zu πένομαι gehörige πόνος 'anstrengende Arbeit', das nachhomerisch den Sinn 'Mühsal, Plage, Qual, Drangsal, Leiden' hatte.

Noreen Abriss 3, Hirt Ablaut 95) hat von Haus aus etwa den Sinn 'energisch in etwas oder gegen etwas vorgehen' gehabt: vgl. ai. *ām̐-ti āma-tē* 'andringen, bedrängen', mit *abhī* 'gegen etwas andringen, mit Gewalt vorgehen', *āma-s* 'Andrang, Wucht, Ungestüm', av. *ama-* und *amavant-* 'stark', griech. *μῶλος* 'Anstrengung, Mühe'. Nun hat sich hieraus 1) der Sinn des Festmachens und der eidlichen Bekräftigung entwickelt: ai. *āmātra-s* 'fest', *am-* im Med. mit *sām* 'unter sich festsetzen, eidlich festmachen, schwören, sich jemand verbinden', *am̐ṣva* 'schwöre', griech. *ὀμνύναι ὀμόσαι* 'durch Schwur bekräftigen, beschwören, schwören' (cuv-ομόσαι wie ai. *sām-am-*). 2) Der Sinn des Plagens und Schädigens: *ām̐vā* 'Leiden, Krankheit', *āmāya-ti* 'er schädigt', *āmati-ṣ* 'Mangel, Dürftigkeit', aisl. *ama* 'plagen, schädigen', got. *af-mauīps* 'ermüdet' ahd. *mauoian* 'beschweren, bekümmern' *muodi* 'müde', wozu wohl auch hom. *ὁμοίος* (vielmehr *ὁμοίος*) 'plagend, schrecklich' (von Krieg, Tod, Alter).

Leipzig.

K. Brugmann.

## Sachregister.

Ablaut  $\bar{e}(i)$  -i 200 ff. Im Iran.  
131. Schwebeablaut 231.

Absolutivbildung im Av.  
141 ff. Ind. Absolutiva 143 f.

Adjektiva, ai. auf -ta- mit  
dem Fem. auf -nā 139.

Adverbia den Komparativen  
zu Grunde liegend im Ind. 201,  
im Griech. 201, im Germ. 206 f.,  
im Slav. 201.

Agens und Patiens im Idg.  
170.

Aktionsarten. Definition  
der A. und Prüfung der Kunst-  
wörter 319 ff. Durativ 319. Finitiv  
320. Initiv 320. Perfektiv 320.  
Perfektivierend 320. Terminativ  
320. Definition der perfektiven Ak-  
tionsart 321 ff. Perfektivierung  
im Griech. durch präpositionale  
Zusammensetzung 319. Wirkung  
der Präposition auf die Aktions-  
art des Verbums 345. Kein Ab-  
lassen der A. im Griech. 345 ff.  
Perfektivierende Partikel *co* im  
Ir. 186.

Allegro- und Lentoform  
109.

Analogiebildung 169.

Indogermanische Forschungen XII 5.

Aorist. Die Vollstufe II hat  
aoristische Bedeutung 197. Be-  
tonung der 2. Silbe verbunden  
mit aoristischer Bedeutung 214.  
Nicht augmentierte Formen eines  
Aorists bekommen konjunktivi-  
schen Sinn 216. Ai. *sa*-A. 219.  
Konjunktiv des *s*-Aoristes 218.  
Das Indische bildet keinen Kon-  
junktiv zu gewissen Aoristen 214.  
Griech. A. bei Homer 333 ff. Be-  
deutung des A.s 326 f. Ingres-  
siver A. 319. Konstatierender,  
komplexiver A. 325 f. Konsta-  
tierender A. tritt bei Homer zu-  
rück 329. Linearperfektiver A.  
326. Punktualisierender A. 326.

Artikulationen, normali-  
sierte 307.

Aussetzung im Iran. 122.

Avestaausgabe, Wert 113<sup>3</sup>.

Bedeutungsentwicklung  
von 'Teil' zu 'Strafe' 140, 'sehen'  
zu 'sagen' 28 f.

Begriffszeichen 283.

Beinamen 62.

Dehnung in der Komposition  
32. Homerischer Wechsel von

*ap* und *pa* beruht auf metrischer Dehnung 236 f.

Deklination der Zweizahl im Idg. 239 f. Griech. -w- D. 202. D. des Duals im Griech. 238. D. des Duals im Griech. 238. D. der Pronomina im Griech. 241. Schwache Deklination der germ. Komp. 204 f.

Dialekt. Sprache und D. 296.

Differenzierung, euphonische 29 f.

Doppelwörter 63.

Femininbildung im Ai. 1 ff., im Avest. 1 ff.

Fremdwörterei 76.

Gesten, normalisierte 310. Normalisierte Vereinigung von Gesta und Laut 312.

Grassmanns Gesetz 163.

Hiatus, Scheu vor dem H. bei Polybios 332.

Homophone Wörter, mit solchen sucht die Sprache aufzuräumen 8.

Infinitiv, lat. auf -ier 23 f., lat. I. Fut. Akt. 23.

Injunktiv 212 ff.

Komparativ, idg. auf -*ijos* 200 ff. Griech. K. auf -*ίωv* 200 ff. Got. K. auf -*ōz*- 206 ff. Schwache Flexion des germ. K. 204 f. Lit. K. 205 f. Preuss. K. 206. Be-

stimmte Form des slav. K. 205. Slav. K. auf -*ějos* 201.

Komposita. In K. werden unverständliche Teile durch verständliche ersetzt 9 f. Verdunkelte Nominalk. 182 f. u. 188. Neigung des Polybios für K. 331. Zusammenrückung im Lat. 23. S. a. Dehnung.

Konjugation. Lat. Imperf. 23. S. a. Aorist.

Konjunktiv 212. Entstehung 216 f. Das Ind. bildet keinen K. zu gewissen Aoristen 214. K. des s-Aoristes 218. Nicht augmentierte Formen eines Aorists bekommen konjunktivischen Sinn 216.

Konsonantismus. Konsonantenschwund im Idg. 209 f. *j* geschwunden 220. *s* geschwunden 210. 221, idg. -*rm*-, -*sm*-, -*dm*-, -*nm* 210. *s* vor Nasal, vor *r* geschwunden 223. -*ss*- zwischen Vokalen 4 f. *w* nach *sth* geschwunden 198, nach anderen Kons. 199. 203. Iran *t* geschwunden 106. Wechsel von *m*- mit *hm* im Iran. 141. *g* vor *y* im Apers. ausgefallen 130. Iran. *r̥* zu mp. *ir* 107. Ir. *d̥* nicht zu mp. *j* 108. Mpers. *d* und *b* vor *z̥* geschwunden 107. Ausfall des *r* im Mpers. 109. Wechsel von *y* und *i* im Pers. 110. Npers. *θ* zu *h* 107<sup>1</sup>. Griech. -*s*- 4 f. -*sm*-, -*sn*- zu -*hm*-, -*hn*- 211. Die übrigen *s*-Verbindungen 224. Kons. + *s* + Sonorlaut 224. *s* zwischen Konsonanten nicht spurlos geschwunden 228. *s* + Sonorlaut im Äol. 227. Innere Aspiration geht im Griech. auf den Anlaut über 221. Metathese von *r* im Griech. 252, im Kret. 253. Idg. *skh* im

Griech. zu *ck* und *cx* 178 f. Idg. *sth* im Gr. 178. Lat. *-nst-* vor Vokalen nicht zu *-ns-* 183. Idg. *-dht-* zu l. *-st-* 184. Ir. *pl* zu *ll* 190, in nachtoniger Stellung zu *l* 193. *lp* zu *ll* 191. Vortoniges *n* an *p* assimiliert 193. Germ. *wl* in den deutschen Dialekten verschieden entwickelt 383<sup>1</sup>.

Kosenamen 66.

Lautnachahmung 246. Mischung von L. und Lautsymbolik 247.

Lautstottern 65.

Lautsymbolik 246.

Lautsymbolisches Gefühl 243 f. 247. Sprachen aus dem lautsymbolischen Gefühlerfunden 268.

Lautwandel, Ursachen des L.s 163. 165.

Lehnworte des Kelt. aus dem Skand. 193, des Skand. aus dem Ir. 187. Aufnahme von L. 76. Entleihen von Redensarten 76 f.

Lullische Maschine 274.

Metapher 47 ff. 54. Lautmetapher 245.

Metathese von *r* im Griech. 252, im Kret. 253.

Musiklaute, normalisierte 309.

Namengebung 34 f., poetische 259. Namenveränderung 260.

Naturlaut 245.

Onomatopöie 245 f. 247.

Ortographie, deutsche 164.

Palatalgesetz 163.

Parias der Sprache 57.

Personalendungen, Erklärung 158 ff.

Polybios, Scheu vor dem Hiatus 332, Neigung zu verbalen Komposita 331. Aktionsarten bei P. 319 ff.

Präpositionen, ihre Wirkung im Griech. 330. P. aus Substantiven entstanden 188 f.

R. v. Raumer 161 ff.

Refrain, sinnloser 255.

Rhythmus, Wirkung des R. auf die Lautbildung 252.

Romanisch, Ideal-R. 90.

Runen 273 ff.

Sandhi, Doppelformen im Idg. durch S. entstanden 209.

Schrift 314, künstliche S. 314. Pasigraphie 290. Universals. 293. Geheimschriften 64.

Silbengrenze, äolische Verschiebung der S. 227. S. im Westgerm. 377<sup>1</sup>.

Silbenstolpern 65.

Sprachbildung aus der Abstraktion 270, aus reiner Willkür 302 f.



Sprache. Affens. 307 f. Ammens. 245. Argot. 56. 70. Begriffss. 284. 292. Bekleidungss. 313. Berufss. 51. 68. Bibels. 53 f. Biblisch-niederländische Mischs. 55. S. des Bierkomments 48. 53. Blaue S. 91. Blumens. 313. Börsens. 54. Briefmarkens. 314. Ind. Dämonens. 51. Dichters. 55 f. -eo-S. 66. Erbsens. 63. 251. Familiens. 42. Fingers. 317. Shetländische Fischers. 68. Flaggens. der Schiffe 312. Gauners. 51. 55. Gebärdens. 311. Geheims. 49 f. 63. 267, der Kinderstube 63. S. der Geisteskranken 65. Gelegenheitss. 44. Gelehrt-archaische S. 41. Götters., griech. 51, germ. 51. Gruppens., negative 50 f., verabredete 49. Handwerkers. 69. Hebräisch 57. Höflichkeitss. 53. Indianers. 88. Jägers. 50 f. Langue javanaise 64. Kanzels. 55 f. Kawis. 57. Kinders. 38. 42. 68. 247. 288. 298. Kulturs. 317. Künstliche S. 33 ff. 63. Kurials. 53. Latein 57. Metaphers. 45 ff. Mischs. 67. 71. Missingsch. 77. Lingua papanesca 64. Pasilingua 89. Rätsels. 73 f. Realiens. 315. Rechtss. 51 f. Rotwelsch 52. 69 ff. Sanskrit 57. Russische Schneiders. 52. Schrifts. 56, niederdeutsche 56. Skaldens. 55. 74. Soldatens. 48. 69. Sonders. 45. Sports. 54. 75. Studentens. 46 f. 69. Tabus. 257. Tasts. 311 f. Terminologische S. 51. Tiers. 307 f. 317. Totes. 57. Trommels. 309. Universals. 285. Verbrechers. 49 f. S. der Verzückten 248 ff. Volapück 80 ff. 86 ff. Vulgärs. der Bühne 57. Welts. 80 ff. Zahlens. 90. Zaubers. 256. Zeichens. 305 ff. Zeremonials. 53. 75. 304.

Sprachentstehung 33 f. Bau-

wautheorie 246. Neuschöpfung der Sprache 36.

Sprachentwicklung 296. Störung der natürlichen S. 37.

Spracherfindung 36 ff. 67. Wie weit ist S. möglich 33.

Sprachfehler 41.

Sprachgeist 166.

Sprachgewohnheit 38.

Sprachmischung 75 ff. Mischung von Tier- und Menschenrede 79. Künstliche Herstellung von Mischsprachen 80. Biblisch-niederländische Mischsprache 55.

Sprachschöpfung, individuelle aus dem lautsymbolischen Gefühl 258.

Sprachveränderung durch Vermehrung und Unterscheidung 62.

Sprachvergleichung 298.

Sprachwürdigung 243. 302.

Stellenverzeichnis.

Avestisch. Frahang Kap. 5. S. 136.

Nirangastān 9. S. 118 f.

Nir. 10. S. 114 f.

N. 3. S. 103.

V. 5. 8. S. 135.

V. 6. 46. S. 146.

V. 15. S. 138.

Vd. 7. 16. S. 177.

Vd. 19. 29. S. 177.

Vačā-Fragment. S. 101.

Vičarkart i Denik 12, 11. S. 93.

23. 7. S. 94.  
 83. 11. S. 95.  
 89. 4. S. 95.  
 96. 16. S. 95.  
 97. 6. S. 96.  
 116. 10. S. 96.  
 125. 14. S. 97.  
 126. 15. S. 97.  
 136. 5. S. 98.  
 138. 7. S. 98.  
 146. 4. S. 99.  
 148. 3. S. 99.  
 155. 10. S. 100.  
 157. 14. S. 100.  
 160. 10. S. 100.  
 179. 6. S. 100.  
 180. 14. S. 101.  
 184. 14. S. 101.  
 Y. 8. 4. S. 137.  
 Y. 19. 34. S. 146.  
 Y. 56. 3. S. 123.  
 Yt. 1. 27. S. 126<sup>1</sup>.  
 Yt. 1. 29. S. 126 f.  
 Yt. 5. 55. S. 149.  
 Yt. 8. 6 f. und 37 ff. S. 102.  
 Yt. 8. 42. S. 142.  
 Yt. 13. 95. S. 135.  
 Yt. 15. 50 (51). S. 148.  
 Yt. 19. 80. S. 146.  
 Altpersisch.  
 Bh. 1. 18 (86). S. 131.  
 Bh. 1. 35 f. S. 174.  
 Bh. 2. 11. (61 f.). S. 135.  
 Bh. 4. 7 f. S. 174.  
 Bh. 4. 10 (54). S. 136.  
 Bh. 4. 10 f. S. 174.  
 Bh. 4. 13 (65). S. 128.  
 Bh. 4. 16 (76). S. 132.  
 Bh. 4. 82 ff. S. 174.  
 D. 5. S. 127<sup>3</sup>.  
 D. 6 (NRa). S. 132.  
 Suez. c. 9. S. 176.  
 Suez. D. 17. S. 136.  
 Griechisch.  
 Thuc. 3. 40. 5. S. 351.  
 Xenoph. Helen. 1. 6. 16. S. 348f.  
 Xenoph. Helen. 1. 7. 7. S. 356.  
 Polyb. 14. 8. 13. S. 315.

## Oskisch.

- Cipus Abellanus. S. 20.  
 Die *cituns*-Inschriften S. 13 ff.  
 Die *iovilae*-Inschriften S. 13 ff.  
 Tabula Bantina S. 20.  
 Suffixe. Idg. Kein idg. -e, -o, -ē, -ā, -ō 213. -īno 589. -eino, -oino 390. -sko- 228. Ai. -ānī 1, -āyya- 2, -ēna- 152, -ras 395. gr. -āioc 2, -ēioc 2; -ηρόc 395, -ivoc 392<sup>1</sup>. Ital. -āsio- 2. Lat. -ējus 2, -ellus 395, -ensis 183, -estis 185<sup>1</sup>, -iēnus 389, -ier 23 f., -īnus 392<sup>1</sup>, im Rom. 390. Gall. -ēnus 390. Ir. -ēn 390<sup>1</sup>, -smen 189. Germ. -ōz des Komp. 266. Balt. -īno- 392<sup>1</sup>. Lit. -ēna- 152, -esnis 206. Suffixe an Kasus antretend 2. 183. 392<sup>1</sup>.

Syntax von ai. *nāma* usw. 172.

Tabuworte 50 f. S. a. Sprache.

Übersetzen 75. Ü. fremder Wortverbindungen 76. Rückdeutschung 78.

Ursilben 245 f.

Verbum. Wechsel von *sk* und *sch* im Inchoativsuffix 180. Griech. Verben auf -ickw gehören -ēi-Basen 203. Verba Kausativa im Germ. 208. Got. und ags. *ō*-Verben 207.

Verwandschaftsverhältnisse. Beziehungen zwischen Germ. und Kelt. 157.

Vokalharmonie 252. 263,

Vokalismus. Idg. *ɣ* im Gr. 252. Lat. Vokallaut in haupttonigen Silben 241. Scheidung von *i* und *ē* im Lat. 391. Lat. *ī*-

zu *žē* dissimiliert 391. 395<sup>1</sup>. Germ.  
*i*-Synkope 208. Behandlung sek.  
*ō*-Diphthonge im Germ. 207. Germ.  
*u* aus idg. *ə* 196. Germ. *ai* im  
 Fries. 372 ff., durch *j* zu *ē* umge-  
 lautet 378 ff.

Volksetymologie 61.

Vriddhibildung im Avest.  
 130.

Wurzelaugleichung 150f.

Wurzeldeterminativa,  
 Entstehung im Idg. 212.

Wurzeln 296. Grundwurzeln  
 277.

Zahlen, erfundene 261, heilige  
 261.

Zahlworte. Flexion der  
 Zweizahl im Idg. 239 f. *duo* altes  
 Neutrum 238.

Zoroaster. Die altpersischen  
 Könige Zoroastrier 131.

# Wortregister.

## I. Indogermanische Sprachen.

Altindisch.		
áśas 156.	<i>aśyāt</i> 156 <sup>1</sup> .	<i>ōjīyān</i> 201.
akṛta 141.	<i>asiśyānt</i> 218.	<i>óśadhayaḥ</i> 144.
agnāy-ī 1. 3.	<i>askṛta</i> 141.	<i>óśam</i> 144.
agnīdh- 130 <sup>2</sup> .	<i>ásthāt</i> 197.	<i>kakudmān</i> 189.
ajījasata 211.	<i>asma-</i> 221.	<i>kanā</i> 202.
átarīt 201.	<i>asmāsu</i> 241.	<i>kanīna-</i> 202. 392.
atī-nī 219.	<i>āmāśa</i> 156.	<i>kanīnakās</i> 202.
ádhi 110 f.	<i>āmāyati</i> 402.	<i>kānīyān</i> 202.
adhībhu- 110.	<i>ā-yas-</i> 401.	<i>kanyā</i> 392.
adhibhū- 110.	<i>ā-yāsas</i> 398.	<i>karat</i> 215.
anāthām 219.	<i>āyuṣ-</i> 211.	<i>kārṣi</i> 215.
ániti 106.	<i>āstē</i> 221.	<i>kākut</i> 189.
anuśthū- 198.	<i>icchāti</i> 153.	<i>kāśthā-</i> 30.
anēka- 117 <sup>2</sup> .	<i>iddhāgnay-</i> 130 <sup>2</sup> .	<i>kirāti</i> 216.
anēṣṭa 219.	<i>iśirās</i> 221.	<i>krīṇāmi</i> 221.
ántya- 192.	<i>iśmās</i> 222.	<i>kṣam</i> 211.
aprāt 214.	<i>ikṣ-</i> 31.	<i>kśām</i> 211.
abhīrōc-ayati 111.	<i>īṣatē</i> 134.	<i>kṣīraleham</i> 144.
ámatis 402.	<i>ucaiṣ-ṭaram</i> 201.	<i>kṣṇāuti</i> 224.
ámatē 402.	<i>ud</i> 194 f.	<i>khañjati</i> 179.
ámatras 402.	<i>úd-yamīyān</i> 203.	<i>khánati</i> 179.
ámas 402.	<i>ubháy-ōṣ-</i> 240.	<i>khudāti</i> 179.
ámīti 402.	<i>uśásam</i> 210	<i>khyā-</i> 30.
amīvā 402.	<i>uśām</i> 210.	<i>gaman</i> 215.
amīśva 402.	<i>uśásam</i> 210.	<i>galati</i> 194.
áyuṅga- 113.	<i>ūtāye</i> 110.	<i>garat</i> 215.
ayōdhāt 201.	<i>ūrjānī</i> 1.	<i>garan</i> 215.
arāy-ī 1.	<i>ūrṇā</i> 224.	<i>gávi-ṣṭhīras</i> 196.
alātam 157 <sup>2</sup> .	<i>rcchāti</i> 228.	<i>gāvi</i> 215.
ávati 103.	<i>rjīyān</i> 203	<i>gām</i> 209.
aśēma 156 <sup>1</sup> .	<i>rjīśās</i> 203.	<i>gīrāti</i> 217.
aśnōti 156.	<i>rbhu-ṣṭhīras</i> 198.	<i>gurātē</i> 217.
aśmānam 209.	<i>ēta-</i> 138.	<i>gurū-</i> 186.
	<i>étagva-</i> 130 <sup>2</sup> .	<i>godūgh</i> 130 <sup>2</sup> .
	<i>ēnī-</i> 139.	<i>gnās-pātiṣ-</i> 3.

*glaghat* 215.  
*ghōrās* 192.  
*caḥṣ-* 28. 30 f.  
*caḥṣas* 30.  
*cāḥṣatē* 225.  
*caturas* 235.  
*candrá-* 157.  
*cīnōmi* 231 f.  
*cikṣpāti* 215.  
*cōḍayāmi* 185<sup>2</sup>.  
*cydvatē* 232.  
*cyu* 203.  
*chalam* 179.  
*chavi* 179.  
*chāyā* 179.  
*chinātti* 180.  
*chṇṇatti* 180.  
*chedam* 144.  
*jarām* 210.  
*ydvī-yān* 202.  
*jāsamāna* 211.  
*jahnāvī* 1.  
*jātū-ṣṭhīras* 198.  
*jīvati* 150.  
*jīvam* 143.  
*jīvās* 150.  
*jīvātu-ṣ* 150.  
*junāti* 202.  
*jurāti* 217.  
*jyā-* 150<sup>1</sup>.  
*takti* 225.  
*takṣan-* 224.  
*tapati* 193.  
*tay-ōṣ* 240.  
*-taritā* 201.  
*tārī-yān* 201.  
*tariṣāni* 201.  
*tārdas* 215.  
*tavīti* 202.  
*tāvī-yān* 202.  
*tasmīn* 240.  
*tigītās* 203.  
*tirāti* 217.  
*tiṣṭhāmi* 198.  
*titapāsi* 215.  
*turāti* 217.  
*tṛṇātti* 215.  
*tē* 199.

*tējī-yān* 203.  
*trāyas* 183.  
*trāsati* 398.  
*tvākṣas* 199.  
*tvakṣīyān* 203.  
*tvē* 199.  
*dākṣi-nas* 392<sup>1</sup>.  
*dārṣan* 215.  
*darṣam* 144. 215.  
*ḍaviṣāni* 127.  
*ḍavīyān* 202.  
*dāṣagva-* 130<sup>2</sup>.  
*dāti* 215.  
*divam* 210.  
*diṣ-* 29.  
*dṛkṣasē* 218.  
*dṛṣan* 215.  
*duṣṭa-s* 151.  
*dūras* 202.  
*dēvā-tta-s* 182.  
*dyām* 209.  
*drāmati* 188.  
*drāghī-yān* 202.  
*dvāy-ōṣ* 239.  
*dvā* 238.  
*dvābhyām* 240.  
*dvāni* 238.  
*dvi-* 188.  
*dvē* 238.  
*dhanuṣ* 189.  
*dhāti* 215.  
*dhuvati* 216.  
*dhyāna-* 108.  
*dhyāyam* 144.  
*nar-* 26<sup>1</sup>.  
*ndvagva-* 130<sup>2</sup>.  
*ndvīyas* 203.  
*ndvīyān* 203.  
*navyas* 203.  
*ndvyān* 203.  
*nāṣati* 156.  
*nasyā* 190. 222.  
*nā-thām* 219. 221.  
*nā-dhamānas* 219.  
*nā-dhitās* 219.  
*nānā* 117.  
*nāma* 172 f. 178<sup>1</sup>.  
*nār-i* 1.

*nāsyam* 222.  
*nīdhāna-* 135.  
*nīnīthas* 219.  
*nī* 219.  
*nītās* 219.  
*nītiṣ* 219.  
*nēdīyān* 202.  
*nēṣyāti* 102.  
*nr-asthi* 26<sup>1</sup>.  
*panāyya* 202.  
*pani-tās* 202.  
*pani-tā* 202.  
*pani-pnat* 202.  
*pani-ṣṭa* 202.  
*pani-yān* 202.  
*pānthām* 209 f.  
*pānyas* 202.  
*pārcas* 215.  
*pitāram* 209.  
*piṣpṛṣati* 215.  
*punar-ttas* 182.  
*purā-ṇā-* 2<sup>2</sup>.  
*purā-nās* 392<sup>1</sup>.  
*purukūtsāni* 1.  
*pṛkṣasē* 218.  
*pṛṇākti* 215.  
*praṇōdam* 141.  
*prāti* 233.  
*prāticīyavīyān* 203.  
*prātidhāsatha* 111.  
*prātiyān* 103.  
*pratvakṣānas* 224.  
*pra-yakṣ* 226.  
*pra-yāsās* 398.  
*pra-sita-* 27.  
*prā-siti-* 27.  
*prāk* 99<sup>2</sup>.  
*bāhīyān* 204.  
*bībharmi* 153.  
*brahmāni* 1. 3.  
*bhāga-tti-ṣ* 182.  
*bhāra-ti* 153<sup>1</sup>.  
*bhāri-tram* 153<sup>2</sup>.  
*bhāvī-yān* 202.  
*bhāti* 114.  
*bhurāntu* 217.  
*bhū* 202.  
*bhramati* 133<sup>3</sup>.

*bhrājate* 186.  
*bhrātar* 153<sup>1</sup>.  
*bhrāmyati* 133<sup>3</sup>.  
*māhīyān* 203.  
*matsati* 218.  
*mānas* 210.  
*manām* 210.  
*manāv-ī* 1. 3.  
*-maya-* 32.  
*mudgalānī* 1.  
*mṛṇmāya-* 32.  
*mṛḍnāti* 235.  
*mōkam* 144.  
*yāsi* 215.  
*yakṣathas* 218.  
*yakṣyamāna* 218.  
*yaj* 203.  
*yajñyān* 203.  
*yāchati* 215.  
*yamat* 215.  
*yamā* 112<sup>1</sup>.  
*yavyā-* 108<sup>1</sup>.  
*yāsyati* 398.  
*yāvajjīvam* 143.  
*yugmā-* 112<sup>1</sup>.  
*yuddhās* 184. 215.  
*yūdhya-* 201.  
*yōtsi* 215.  
*yōdhat* 215.  
*yōdhī-yān* 201.  
*yōdhiṣat* 201.  
*rām* 209.  
*riktā-* 111.  
*riṣātha* 214.  
*riṣāthana* 214.  
*rīradha* 215.  
*leham* 144.  
*lopan* 144.  
*vakṣati* 218.  
*vakṣathas* 218.  
*vani-* 202.  
*vakṣyāmī* 218.  
*vanin-* 202.  
*vaniṣṭhū-* 183<sup>1</sup>.  
*vani-ṣṭhuṣ* 198.  
*vanīyān* 202.  
*vanīvan* 202.  
*vayjas* 190. 210.

*vayām* 210.  
*vārma* 202.  
*variya-* 202.  
*varuṇānī* 1.  
*vārṣīyān* 203.  
*vasāu-ī* 3.  
*vāsu* 3.  
*vāsāu* 3.  
*vastī-* 183<sup>1</sup>.  
*vastē* 398.  
*vasnas* 223.  
*vāhīyān* 203.  
*vikhyāta-* 140<sup>1</sup>.  
*vidāt* 201.  
*vidām* 213.  
*vidātha* 214.  
*vidāthas* 214.  
*vidās* 314.  
*vidāsi* 214.  
*vidhakṣyānt* 218.  
*vimōkam* 144.  
*viṣaya* 223.  
*vṛṣākāpāyi* 3.  
*vēdīyān* 201.  
*vēdmi* 213.  
*vy-āttas* 183.  
*vy-ā-ditas* 183.  
*vlīnā-* 113<sup>1</sup>.  
*vlīmāti* 113.  
*śqasam* 144.  
*śataguḥ* 130<sup>2</sup>.  
*śatagvin-* 130<sup>2</sup>.  
*śavī-ras* 203.  
*śāṣīyān* 203.  
*śravat* 215.  
*śravāyya* 2.  
*śrāvam* 144.  
*śrōṣi* 215.  
*śviti-* 200<sup>1</sup>.  
*śdāṣ* 199.  
*sakṣati* 218.  
*sāghat* 215.  
*sam-am* 402.  
*saptāguḥ* 130<sup>2</sup>.  
*savyā-* 108<sup>1</sup>.  
*sah* 202.  
*sāhīyān* 202.  
*sahyān* 202.

*sākām* 94<sup>4</sup>.  
*sīṣadhāti* 215.  
*suwāti* 127<sup>3</sup>. 216.  
*su-ṣṭhānds* 198.  
*su-ṣṭhūṣ* 198.  
*sūrē dūhitā* 3.  
*sēnā-* 27.  
*skabhī-yān* 201.  
*skabhñāti* 201.  
*skhadatē* 179.  
*skunāti* 179.  
*skhālati* 179.  
*starīṣ* 180.  
*stīrṇās* 234.  
*stīrñāti* 234.  
*stupās* 196.  
*stūpas* 196.  
*stīrtas* 234.  
*sthāvīras* 195.  
*sthāti* 215.  
*sthāvīras* 195.  
*sthūrās* 196. 198.  
*sthūlās* 196.  
*sthītās* 198.  
*sthitiṣ* 198.  
*sthūrās* 180. 198.  
*spārat* 215.  
*spr̥tās* 215.  
*sphurāti* 217.  
*smāram* 144.  
*svāpnas* 199.  
*svar* 199.  
*svādīyān* 200 f.  
*snuṣā* 141<sup>1</sup>.  
*hāvītavē* 197.  
*hinōti* 142.  
*hvā-* 197.

## Mittelindisch.

*ajja* 108.

## Avestisch.

*aešma* 222.  
*aēta-* 136 ff.  
*aētava* 130<sup>2</sup>.  
*aētahmāyav-* 136. 138.

- aētahmāyus* 138. 140 f.  
*aētā-* 136.  
*aēm* 126.  
*aomna* 104.  
*aidyus* 110.  
*aidyūnqm* 110.  
*aiḃi.bairišta* 108.  
*aiwi.raoċ-ayānte* 111.  
*aiwyanhēm* 123.  
*aiwyāstiš* 107. 119.  
*aiririċinqm* 113.  
*aḃwyanhēm* 123.  
*aḃi* 110.  
*aḃwad°* 120.  
*Aḃwadāt* 121.  
*aḃwadātay-* 121 f.  
*aḃwan-* 121.  
*ana* 119. 126.  
*anaēšēm* 143.  
*anisritay-* 123.  
*anisritim* 122.  
*anumayanqm* 147 <sup>2</sup>.  
*antarsċa* 99 <sup>2</sup>.  
*apara* 148.  
*apərənəmnaī* 116.  
*ama-* 402.  
*amavant-* 402.  
*ayantēm* 145.  
*ayqn* 3.  
*av-* 103.  
*ava* 125.  
*avaēn* 108.  
*avaēnō* 134 <sup>4</sup>.  
*avaiti* 103.  
*avati* 110.  
*avarāhe* 110.  
*avayā* 125.  
*ava-zaḃ* 128.  
*avazazq* 128.  
*avāitēm* 103.  
*avāiti* 103.  
*avāin* 103.  
*avāmi* 104.  
*avqn* 103. 105 f. 119.  
*2 ar-* 123.  
*arāḃyanqm* 140.  
*arāḃamaḃ* 140.  
*arāḃavanō* 140.  
*arāḃahē* 140.  
*arāḃra* 140.  
*arāduš-* 122.  
*Ariš* 102.  
*ašnaoitī* 156.  
*ašyasċa* 117.  
*asna-* 119.  
*ahurānī-* 1.  
*ā* 114. 137 <sup>4</sup>.  
*āċa* 137 <sup>4</sup>.  
*ā-star* 125.  
*āsna-* 119.  
*āšnaoitī* 119.  
*Æræċsa* 102.  
*æradaḃfæḃrī* 95 <sup>1</sup>.  
*ānqhqm* 142.  
*qzah* 397 <sup>1</sup>.  
*irik-* 113.  
*irixta-* 111 f.  
*irišentēm* 148.  
*ištō* 134.  
*iratu* 106.  
*upa.skānbēm* 142 f.  
*uḃa-* 125.  
*u va* 125.  
*u va* 125.  
*urvaēd-* 113.  
*urvaēdaš* 113.  
*urviḃyeiti* 113 f.  
*urvinyaintiš* 113.  
*ū-* 110.  
*kava* 108 <sup>1</sup>.  
*gaēḃā* 104.  
*xv ara-* 122.  
*æšvaš* 199.  
*γžārqm* 142.  
*ċašma'nī* 225.  
*jihāḃ* 113 <sup>3</sup>.  
*jum* 143. 150.  
*fyātēuš* 150.  
*fyōtūm* 150.  
*takaḃ* 94 <sup>4</sup>.  
*taċintēm* 145.  
*taḃrō.p°* 121.  
*taḃrō.p°* 121.  
*ḃkaēšo* 137.  
*ḃwaganhēm* 123.  
*ḃwayah-* 123.  
*ḃwayeiti* 124.  
*ḃwyqstēmaēšva* 124.  
*ḃwayanəuhatqm* 133.  
*ḃwyqm* 124.  
*ḃava-* 127.  
*ḃahišn* 126.  
*du-* 127.  
*duyḃō.va* 130 <sup>2</sup>.  
*duye* 126 f.  
*ḃbōišta* 119.  
*dva-* 127. 238.  
*drəgvant-* 130.  
*drujim* 130.  
*drvant-* 130.  
*drvāsċa* 130 <sup>2</sup>.  
*paitišentēm* 148 <sup>3</sup>.  
*pairi-aojastarō* 110.  
*patentēm* 149.  
*parənti* 116.  
*perənte* 116.  
*perənāi* 116 <sup>1</sup>.  
*perənāite* 116.  
*perənāne* 116.  
*perəne* 116.  
*perənəmnaī* 116.  
*perənti* 116.  
*perəsāētē* 113 <sup>3</sup>.  
*baḃyō* 120.  
*bairišta-* 108.  
*bawraini* 394.  
*barəntēm* 146.  
*barəmnēm* 145.  
*-brī-ra* 153 <sup>1</sup>.  
*fraēštō* 134 <sup>4</sup>.  
*rašaēkēm* 141.  
*frazābaodah snada-*  
 122.  
*frā-vōiḃ* 147.  
*frāra* 123.  
*naēšyaēti* 102.  
*nana* 116 f.  
*nasāvo* 177.  
*nazdišta-* 119.  
*nāiri-* 1.  
*nqma* 172. 177.  
*nī-ymant-* 133 <sup>2</sup>.  
*nijasaiti* 135.  
*nidaḃyqn* 143.

*niraṭ* 106.  
*nisritay-* 123.  
*nisritim* 122.  
*nīre* 106.  
*maurum* 131.  
*mayā* 147.  
*māyagān* 148.  
*māyavaitibyasā* 147.  
*yāta-* 114.  
*yēmā* 112<sup>1</sup>.  
*yuxta* 112.  
*va-* 125.  
*vaēibya* 125.  
*vaēna-* 133.  
*vaēnəmnəm* 146.  
*vača* 125.  
*vaḍāityō* 125.  
*vanaēma* 125.  
*vanəhāu* 3.  
*vayōzušto* 125.  
*vayā* 125.  
*vazəmnəm* 145.  
*vēnākīhā* 147.  
*vēnāvdaḥakīh* 147.  
*vərənte* 116.  
*vivišdatō* 140.  
*višāta-* 140<sup>1</sup>.  
*vikaya-* 95<sup>1</sup>.  
*vičīcāēšva* 142.  
*vizōišta* 142.  
*vizvārentqm* 143.  
*raēk-* 113.  
*raēša-* 122.  
*raoxšna* 224.  
*radōišəmnəm* 134. 148.  
*ranjaṭ.aspqm* 130<sup>3</sup>.  
*ravaṭ.aspqm* 130<sup>2</sup>.  
*rāna-* 112.  
*sīd-* 180.  
*spaēitita-* 139.  
*spaētini-* 139.  
*zaēnarəuhantəm* 142.  
*zaēnarəha* 142.  
*zaēnibudrəm* 142.  
*zaēniš* 142.  
*zaēmanō* 142.  
*zaēmā* 142.  
*zānaite* 113<sup>3</sup>.

*zbarəntəm* 148<sup>2</sup>.  
*haoya-* 108<sup>1</sup>.  
*Hamistakān* 117.  
*havant-* 116.  
*havanti* 116<sup>2</sup>.  
*hōi* 199.  
*huirixtəm* 111.  
*hvōišta* 127<sup>3</sup>.

## Altpersisch.

*axašaṭa* 127<sup>3</sup>.  
*adārayaḥ* 134<sup>1</sup>.  
*Artaxšaṭra* 173<sup>2</sup>.  
*aša-* 130<sup>1</sup>.  
*ahifraštādīy* 110.  
*āwray-* 130.  
*iyamanam* 135.  
*xšapa* 172<sup>1</sup>.  
*xšiyamanam* 135.  
*dahyāuš* 177.  
*duvaišta* 127<sup>3</sup>.  
*duruvant-* 130.  
*ḍataguš* 130<sup>2</sup>.  
*Pīrāva* 176 f.  
*naama* 172<sup>2</sup>.  
*nāmā* 172. 174. 177.  
*ni-kan* 132.  
*ni-yamana-m* 135 f.  
*maḍitam* 132.  
*mazāna-* 132.  
*vi-kan-* 132.  
*zura* 128.  
*hamataxšaiy* 199.  
*hyāh* 127<sup>3</sup>.

## Pehlevi.

*ānōk* 125.  
*gōkāsīh* 95<sup>1</sup>.  
*dnkas* 95<sup>1</sup>.  
*patkār* 116<sup>1</sup>.  
*zēnāvandtum* 142.  
*zināvand* 142<sup>1</sup>.

## Pazend.

*airōz°* 111.

*agnīn, aznīn, aganīn* 94<sup>4</sup>.

*andarg* 99<sup>2</sup>.  
*ayāt* 114.  
*ayār* 107. 109.  
*ēroz°* 111.  
*ērang* 113.  
*gōyā* 95<sup>1</sup>.  
*guvā* 95<sup>1</sup>.  
*guvāē* 95<sup>1</sup>.  
*guvāh.guvā* 95<sup>1</sup>.  
*jān-* 108.  
*jumē* 112<sup>1</sup>.

## Mittelpersisch.

*atab°* 131.  
*ad* 114.  
*adrnd* 113.  
*awrōč-inītan* 111.  
*andark* 99<sup>2</sup>.  
*ayāwāt* 114.  
*ayāwār* 107. 109 f.  
*ayyār* 108<sup>1</sup>.  
*āk* 114. 137<sup>4</sup>.  
*ē* 110.  
*ērān* 107.  
*ērēč-inītan* 111.  
*ērōč-inītan* 111.  
*ērixt* 113.  
*ērixtakīh* 113.  
*ērixtan* 111. 113.  
*ērīng* 111. 113.  
*ēstāt.an* 111.  
*gōwāk* 95<sup>1</sup>.  
*gīrēt* 107.  
*čīē* 94<sup>4</sup>.  
*frāk* 99<sup>2</sup>. 114. 137<sup>4</sup>.  
*frāč* 137<sup>4</sup>.  
*frēštak* 134<sup>4</sup>.  
*mayān* 107.  
*marv* 131.  
*mātak* 148.  
*mēnūk* 107.  
*yāt* 114.  
*yān* 108.  
*yuxct* 112.  
*yumāk* 112<sup>1</sup>.



*yumēv* 112<sup>1</sup>.  
*vēh* 107.  
*vičītak* 140.  
*rakhtō* 111.  
*rixt* 111.  
*riřtak* 111.  
*hamyuniūh* 112<sup>1</sup>.  
*hōy* 108<sup>1</sup>.

### Neupersisch.

*aknūn* 94<sup>4</sup>.  
*afrōz-ad* 111.  
*kai* 108<sup>1</sup>.  
*kīh* 107<sup>1</sup>.  
*gāhē* 112.  
*gīrist* 97.  
*gīrad* 107.  
*guvā* 95<sup>1</sup>.  
*guvāh, guvā* 95<sup>1</sup>.  
*gurēxtan* 112.  
*gurēftan* 112.  
*guzīda* 140.  
*xāya* 108<sup>1</sup>.  
*ēiz* 94<sup>4</sup>.  
*jařtan* 398.  
*jān* 108.  
*jōi* 108<sup>1</sup>.  
*jud* 117<sup>2</sup>.  
*judā* 117<sup>2</sup>.  
*juřt* 122.  
*taba* 121.  
*đab* 121.  
*Drug* 130.  
*pērōz* 110.  
*barvār* 109.  
*bā* 137<sup>4</sup>.  
*bārē* 112<sup>1</sup>.  
*bārvar* 109.  
*bāz* 137<sup>4</sup>.  
*buzurgī* 126.  
*farā* 99<sup>2</sup>. 137<sup>4</sup>.  
*farāz* 137<sup>4</sup>.  
*farzāna* 135.  
*fīrēřta* 134<sup>4</sup>.  
*fīrīřta* 134.  
*marv* 131.  
*māya* 148.

*miyān* 107.  
*mīh* 107<sup>1</sup>.  
*yād* 114.  
*yāvar* 109.  
*yār* 107. 109. 114.  
*yārvar* 109.  
*šēr* 107<sup>1</sup>.  
*sarvar* 109.  
*zōr* 128.  
*zūr* 128.  
*hagīrz* 94<sup>4</sup>.

### Kurdisch.

*gān* 108.

### Armenisch.

*ancuk* 397<sup>1</sup>.  
*ankiun* 397<sup>1</sup>.  
*anjuk* 397<sup>1</sup>.  
*ařnum* 123.  
*Arhamn xabeal* 94.  
*gailoç* 4.  
*cov* 191.  
*kov* 191.  
*mēj* 108.  
*mnaic* 4.  
*şxalem* 179.  
*şxalim* 479.

### Griechisch.

ἀγίος 203.  
 ἄγκος 397<sup>1</sup>.  
 ἄγκοινα 152<sup>1</sup>.  
 ἄγοραῖος 2.  
 ἄγρ-υπνός 28<sup>1</sup>.  
 ἄγχαυρος 223.  
 ἄγχω 397<sup>1</sup>.  
 ἄγχώματος 32.  
 ἄγωνίζομαι 364.  
 ἄζομαι 203.  
 αἰ 199.  
 αἰέ 211.  
 αἰθάλη 157<sup>2</sup>.  
 kret. αἰθαλεύσατος 234.

αἶθαλος 157<sup>2</sup>.  
 αἶθω 157<sup>2</sup>.  
 αἰσχίων 204.  
 αἶφνης 226.  
 αἰχμή 225.  
 αἶψα 226.  
 αἰώ 211.  
 αἰών 211.  
 ἀκαχμένος 225.  
 ἀκή 225.  
 ἀκίς 225.  
 ἀκμή 225.  
 ἀκμονα 209.  
 ἀκούω 242.  
 ἀκωκή 225.  
 ἀλγίων 204.  
 Ἀλέκτωρ 229.  
 ἄλευρον 231.  
 ἄλλοῖος 2. 392<sup>1</sup>.  
 ἄλτο 229.  
 lesb. ἄμεις 221.  
 lesb. ἄμιν 240.  
 ἀμφοῖν 240.  
 ἄμφω 238.  
 ἀνά 126. 345.  
 ἀναβιώναι 368.  
 ἀναγκαῖος 2.  
 ἀναμίξ 151<sup>1</sup>.  
 ἀναπέμπειν 331.  
 ἀνδρόμεος 32.  
 ἀν-ήνυστος 32.  
 ἀνθρωπος 25 ff.  
 dor. ἀνία 190.  
 att. ἀνύω 32.  
 kret. ἀντηρῖω 32<sup>2</sup>.  
 gort. ἀνθρωπον 32<sup>2</sup>.  
 pamphyl. ἀ(ν)τρώποια 32<sup>2</sup>.  
 ἄξετε 218.  
 ἀπαλλαγῆναι 364.  
 ἀποθνήσκειν 369.  
 ἀποθύσκειν 180<sup>1</sup>.  
 ἀποφυγών 345.  
 ἀράχνη 224.  
 ἀργής 200<sup>1</sup>.  
 ἀργι- 200<sup>1</sup>.  
 thess. ἀργύρροι 228.  
 ἀριστον 182.

- ἄρμενος 228.  
 ἄρνυμαι 123.  
 ἄρχομαι 362.  
 ἀρχός 229.  
 ἀρχω 368.  
 kret. Ἀσκαλπίος 235.  
 hom. ἀταρπιτός 237.  
 hom. ἀταρπών 237.  
 hom. ἀτραπιτός 237.  
 αὐξήω 201.  
 αὖριον 223.  
 αὐτοδάξ 151<sup>2</sup>.  
 ἀφίημι 230.  
 ramphyl. Ἀφορδίσια 233.  
 ramphyl. Ἀφορδίσιος 233.  
 kret. Ἀφορδίτα 233.  
 ἀχλὺς 225.  
 βαίνω 337.  
 βαλεῖν 321.  
 βάλλω 334.  
 βαρδῆν 235.  
 hom. βάρδιςτοι 237.  
 korik. βαρνάμενον 235.  
 βάρος 186.  
 βαρύς 186.  
 βελτίων 204.  
 βλάξ 226.  
 βληχρός 226.  
 βραδίων 204.  
 hom. βραδύς 237.  
 βραχύς 204.  
 γαίω 181.  
 γιγνψκω 180. 344.  
 366 ff.  
 βῶν 209.  
 γλαυκῶπις 28.  
 γλυκίων 204.  
 γυνῶναι 367.  
 γόνυ 232.  
 kret. Δαμοκάρτιος 234.  
 δαρκμά 234.  
 δαρκνάν 234.  
 δείκνυμι 29.  
 δέμας 187.  
 δι- 188.  
 διά 319. 345.  
 διαβιοῦν 357.  
 διαβιώναι 368.  
 διαγιγνεσθαι 357.  
 διακινδυνεύειν 362.  
 διαπέμπειν 331.  
 διαπιστεῖν 331.  
 διαπραττομένων 361.  
 διατελεῖν 357.  
 διατηρεῖν 357.  
 διατρίψαι 324.  
 διαφυλάττειν 357 f.  
 διαφυλάσσεσθαι 369.  
 διδάσκω 180.  
 διοργίζομαι 365.  
 διορῶ 353.  
 διώκω 351 f.  
 δοιῶ 241.  
 kret. δόμην 3.  
 δόμος 187.  
 δουρί-κτητος 182.  
 δρακεῖν 214 f.  
 δράξ 225.  
 el. δραχμά 234 f.  
 δραχμή 225. 234.  
 δρομέων 235.  
 δρόμος 188.  
 δροτήτα 26<sup>1</sup>.  
 δρώψ 26.  
 δύο 238 f.  
 δυοῖν 240.  
 δυσ- 151.  
 δυστυχής 10.  
 δύω 238 f. 365.  
 ξαρ 210. 222.  
 ξαρ-νός 2<sup>1</sup>. 392<sup>1</sup>.  
 ξβαλον 334.  
 ξβην 337.  
 ξείρεσθαι 331.  
 ἐγραμένα 235.  
 ἐγνων 344. 366.  
 hom. ἐγρέσθαι 331.  
 hom. ἐγρηγορέναι 331.  
 ἐγ-χειρί-θετος 183.  
 ἐδεστός 151.  
 ἔζομαι 222.  
 εἰ 199.  
 εἶατο 366.  
 εἰδήσω 201. 214.  
 εἶδον 333. 339. 368.  
 εἶμα 222.  
 εἴμαρται 222.  
 εἰμάτιον 222.  
 εἰς 345.  
 εἰς-ορᾶν 353.  
 ἐκ 345.  
 hom. ἐκαρτύναντο 236.  
 ἐκατόμβη 130<sup>2</sup>.  
 ἐκλειψις 112.  
 ἐκράτῃς 366.  
 ἐκύησα 203.  
 ἐκυρίευσα 366.  
 ἐκών 191.  
 ther. ἡεμι 222.  
 ἐμῖν 241.  
 ἐνεγκεῖν 156. 397.  
 ἐνεῖκα 397.  
 ἐνένιπον 31.  
 ἐν-έπω 28. 401.  
 ἐνήνοχα 156.  
 ἐνθετος 184.  
 ἐνθύσκει 180<sup>1</sup>.  
 ἐνήμι 230.  
 ἐν-ἱπῇ 31.  
 ἐνίπτω 31.  
 ἐνιςπε 30<sup>1</sup>.  
 ἐνί-σποι 401.  
 ἐνίσσω 31.  
 ἐννυμι 191. 222.  
 ἐνόησα 336.  
 FΞ 199.  
 ἑξαίφνης 226.  
 ἑξαποστέλλειν 331.  
 ἑξομνύναι 400.  
 ἐπ-ενεχθεῖς 156.  
 ἐπιβιώναι 368.  
 ἐπιζαρέω 398<sup>1</sup>.  
 ἐπόθεα 151.  
 ἐργάζομαι 351.  
 ἔρεβος 226.  
 ἔρκος 191.  
 ἔρχομαι 228. 334.  
 ἐςβην 211.  
 ἐςθής 222.  
 ἐςθίω 365.  
 ἐσπάρθαι 228.  
 ἔσπερος 191.

- ἔσπετε 28.  
 ἐστᾶλθαι 228.  
 ἔστην 197. 343. 366.  
 ἐστία 191.  
 ἔσχαρά 180.  
 ἔσχηκα 202.  
 ἔσχον 334. 366. 368.  
 ἐτέλεσσα 341.  
 ἔτλην 338. 340.  
 ἄοι. εὐᾶδον 227.  
 εὐῶ 366. 368.  
 ἄοι. εὐίδε 227.  
 εὖρος 223.  
 εὐτυχής 10.  
 ἔφαγον 365.  
 ἐφάνην 339.  
 ἐφθός 229.  
 ἐφορῶ 353.  
 ἔφυγον 333.  
 ἐχθίων 204.  
 ἔχω 334.  
 ἔως 221.  
 ζέω 398.  
 ζήλος 398<sup>1</sup>.  
 ζημία 203.  
 ζήν 150<sup>1</sup>.  
 Ζήν 209.  
 ζόη 399.  
 ζῶμα 223.  
 lesb. ζώματα 223.  
 ζώνη 223.  
 ζωρός 398<sup>1</sup>.  
 ἦ 199.  
 ἡδιον 200.  
 ἡδίων 200 f. 204.  
 ἡείδη 201.  
 ἦκε 230.  
 ἦκουσα 342.  
 ἦλθον 334 ff.  
 ἦλος 191.  
 ἦμαι 221. 366. 368.  
 ἦμαρ 223.  
 ἡμεῖς 221 f.  
 ἡμέρα 223.  
 ἡμερινός 392<sup>1</sup>.  
 ἡμῖν 241.  
 att. ἡμιν 240.  
 ἡμικυς 4.
- ἦνδανον 223.  
 ἦνιγκα 400.  
 ἦνία 190. 222.  
 ἦνίπαπον 31.  
 ἦσο 367.  
 ἦχώ 202. 210.  
 ἦώς 210.  
 θανεῖν 217.  
 hom. θαρκαλέος 237.  
 hom. θαρκαλέως 237.  
 hom. θαρκαλεύτερον 237.  
 θάρκος 233. 237.  
 hom. θάρκυνος 237.  
 hom. θαρκύνων 237.  
 θεάομαι 256.  
 θερσίτης 237.  
 hom. θέρκος 237.  
 θέσκελος 30.  
 θεσπέσιος 30.  
 θέσπιος 30.  
 θέσπις 30.  
 θέσφατος 30.  
 θεωρέω 357. 363.  
 Θηβαιγενής 2. 183.  
 hom. θρασειάων 236.  
 hom. θρακυκάρδιος 236 f.  
 hom. θρακυμέμονα 236.  
 hom. θρακυμήδης 236.  
 hom. θρακύμηλον 236.  
 θρακύς 233.  
 θρίναξ 27.  
 ἰδεῖν 31. 355.  
 ἱερός 221.  
 ἱήμι 229 f.  
 ἱλαθι 223.  
 ἱμερος 222.  
 ἵομεν 213.  
 ἱός 222 f.  
 ἱρις 223.  
 ἱς 190.  
 ἵσταμαι 343. 367 f.  
 ἵστημι 198.  
 ἱσχυρίζεσθαι 399.  
 ἴψαο 31.  
 ἰωκή 225.  
 ἰωχμός 225.  
 καθορῶ 353.
- καθέζομαι 365.  
 καθεύδω 368 f.  
 καθεώρων 368.  
 κάθημαι 368.  
 καθήσθαι 369.  
 κάθησο 367.  
 καθιζήσω 202.  
 καθίζω 365.  
 καθορᾶν 353.  
 καθυπερέχειν 331.  
 καινός 392.  
 κακίων 204.  
 καλορίζικος 11.  
 κακότυχος 10.  
 καλλίων 204.  
 καλόμενος 11.  
 καλότυχος 10 f.  
 κάλη 191.  
 hom. καρδίη 237.  
 hom. καρπαλιμῶς 236.  
 kret. καρτα[ι]ποδα 234.  
 kret. καρτει 234.  
 hom. κάρτει 236.  
 hom. καρτερόθυμον 236.  
 kret. καρτερόν 234.  
 hom. καρτερός 236.  
 kret. κάρτην 234.  
 ther. Καρτιδάμας 234.  
 Καρτίνικος 234.  
 kret. καρτονας 234.  
 hom. κάρτιστος 236.  
 κάρτος 233.  
 kret. κάρτων 233.  
 κατά 319. 345.  
 καταβιώναι 368.  
 καταγωνίζομαι 364.  
 καταδαρθάνειν 369.  
 καταδόναι 365.  
 κατακείμενος 367.  
 καταλέγω 10.  
 καταμαθεῖν 360.  
 καταμέλλω 364.  
 κατανοέω 359 f.  
 κατάρχω 362.  
 kret. κατα-σκήνη 179 f.  
 κατασφάζειν 331.  
 καταφεύγει 348.  
 κατείδον 368.

κυρτ. κατ-εφόρκων 191.	μενθήρη 27.	μυχλός 225.
κατέπαυσα 363.	μενοινάω 150 ff.	μυχός 397.
κατέπραξα 361.	μενοινή 151.	μῶλος 402.
κατέχω 366 f.	μενοινής 151 <sup>2</sup> .	νάμα 194.
κατ-ήνοκα 156.	μένος 152.	νάω 194.
κατοπτεύω 366.	μετά 345.	νεο-γνός 184.
κεκύηκα 203.	μετοικεῖν 345.	νήκος 6.
κέλωρ 26 <sup>2</sup> .	μέτ-ωπον 28.	νοέω 336. 359.
κέρας 194.	kret. μηθέν 27.	νύκτωρ 3.
κινδυνεύω 361. 368.	att. μηθείς 27.	νυός 141 <sup>1</sup> .
κλιννο/ε- 113 <sup>1</sup> .	μνίον 152 <sup>2</sup> .	νωδός 151 <sup>2</sup> .
κλῶθι 340.	μνός 152 <sup>2</sup> .	νώιν 240.
κλώσκων 180 <sup>1</sup> .	μός 225.	ξέω 398 <sup>1</sup> .
hom. κραδίη 237.	μοιρογράφημα 11.	ξύνιον 154.
hom. κρατερός 236.	μοιρογραφία 11.	ξύω 398 <sup>1</sup> .
hom. κράτος 236.	μοιρόγραφος 12.	ὀ- 219.
κρατύς 233. 236.	μοιρογραφοῦμαι 11.	ὄγκος 156 f.
κρατῶ 366. 368.	μοιρό-κραντος 12.	ὀδᾶε 151.
κρέτος 234.	μοιρολαλεῖν 12.	ὀδός 119.
κρήνη 194.	μοιρολόγημα 12.	ὀδύσσεσθαι 151.
κρόνος 235.	Μοιρολόγιον 6.	οἶ 390.
κτανεῖν 217.	μοιρολόγι(ον) 12.	Οἶ, οἶ 2 <sup>2</sup> .
κῦδι-άνειρα 204.	μοιρολόγος 12.	οἶκει 2 <sup>1</sup> .
κῦδιᾶω 204.	μοιρολογοῦμαι 10.	οἶκεῖν 345.
κυδίων 204.	μοιρολογχεῖν 12.	οἶκεῖος 2. 392 <sup>1</sup> .
κυίσκω 203.	μοιρολογῶ 12.	οἶμα 134. 222.
κυλίχη 224.	μοιρῶδῶ 7.	οἷς 8.
λᾶνος 224.	μολπή 191.	οἶτος 136. 138 f.
λάε 151 <sup>1</sup> .	μορφνός 226.	ὀμνύναι 402.
dor. Λατών 209 f.	μοχλός 225.	ὀμοῖος 402.
λάχνη 224.	μυραδεῖ 6.	ὀμόσαι 402.
λάχνος 224.	Μυραιδεῖ 6.	ὀνειαρ 219 f.
λέχριος 226.	μύρει 7.	ἄολ. ὀνηαρ 220.
λέχρις 226.	μυριό-καρπος 12.	ὀνησα 219.
λήγω 363.	Μυριολόγιον 6.	ὀνήκει 219.
hom. Λητώ 210.	μυριολογῶ 12 f.	ὀνίνημι 219.
λικριφός 226.	μυριο-φόρος 12.	ὀνομα 177.
λογίζομαι 360.	μυρολόγιον 6.	ὀεύς 225.
λοξός 226.	μυρολογῶ 6 ff. 9.	ὀπ-ιπεύω 31.
λύκαινα 1.	μύρον 7.	ὀπ-ιπτεύω 31.
kret. Λυσικάρτιος 234.	μυροπωλῶ 9.	ὀπς 31.
λύχνος 224.	μῦρος 8.	ὀπωπα 31.
μαλακός 226.	μυροφόρος 9. 12.	ὀράω 339. 353 ff.
μανθάνω 360.	μυροφορῶ 9.	ὀρέγειν 324.
μανῆναι 214.	μυρό-χριστος 12.	ὀρκάνη 191.
μάνης 214.	μύρω 7.	ὀρρος 229.
μεγαλύνειν 399.	Μυρωδέω 6 f.	ὀρφναῖος 226.
μέλλω 364.	Μυρωδία 6 ff.	ὀρφνη 226.

δρφνός 226.  
 ὄρῳ 332. 368.  
 gort. ὀ-τεία 2.  
 οὐδεμία 27.  
 ὅσot. οὐθέν 27.  
 gort. οὐθείς 27.  
 ὀφθαλμός 229.  
 ὀχέω 368.  
 ὀχθέω 204.  
 ὀχθήσας 204.  
 ὀψεσθε 218.  
 ὀψομαι 341.  
 πάθος 228.  
 πάλτο 229.  
 παννύχιος 225.  
 παρθενοπίπης 31.  
 παρτάδες 229.  
 πάσχω 180. 228.  
 πατέρα 209.  
 παχίων 204.  
 πάχνη 224.  
 πείραρ 231.  
 πελίχνη 224.  
 πένομαι 401.  
 att. πέρας 231.  
 pampnyl. περτί 233.  
 περυσι-νός 2<sup>2</sup>.  
 περῳ 361.  
 att. πεσωμα 151.  
 πίδαξ 194.  
 πιδύω 194.  
 Πίνδος 192.  
 πιπράσκω 221.  
 hom. πίκυρες 235.  
 πιφράναι 153.  
 πλέκω 225.  
 πλοχμός 225.  
 ποδ-ηνεκής 156.  
 ποιεῖν 203.  
 ποιφέω 231 f.  
 ποῖος 2. 392<sup>1</sup>.  
 πόνος 401.  
 πορτί 233.  
 πράσσω 361.  
 πρέμνον 231.  
 ἄol. πρες 233.  
 πρήγμα 225.  
 πρησκοκοίλης 9.

πρησκοχείλης 9.  
 ion. πρήγμα 225.  
 πρίασθαι 221.  
 πρό 235.  
 πρόβατον 8.  
 πρόθθα 235.  
 προίημι 230.  
 πρόκοον 235.  
 προς 111.  
 προσθήσ-ετε 111.  
 kret. προτέταρτον 234.  
 προτι 111.  
 πρότι 233.  
 προῦστη 367.  
 προφύγη 333.  
 πρόχυν 224.  
 πρύμνα 231.  
 πτέρνα 228.  
 πυγολαμπίς 10.  
 πύξ 151<sup>1</sup>.  
 πυρί-καυστος 182.  
 ριγίων 204.  
 ρίμφα 154.  
 ῥωχμός 225.  
 ρεισπογίς 10.  
 ρεύω 232.  
 ρήμα 30<sup>1</sup>.  
 ρκάζω 179.  
 ρκεδάννυμι 179.  
 ρκελίς 180.  
 ρκέλος 180.  
 ρκενδύλη 180.  
 ρκέραφος 180.  
 ρκία 179.  
 ρκοιός 179.  
 ρκολιός 179.  
 ρκόρ(ο)δον 180.  
 ρκύζα 179.  
 ρκύλλω 179.  
 ρκῶτος 179 f.  
 ρπέρχεσθαι 194.  
 ρπερχνός 194.  
 ρταῖην 5.  
 ρτάρτοι 234.  
 Σταρτόνεσκος 234.  
 ther. Στάρτοφος 234.  
 ρτάσκε 367.  
 ρτατός 198.

σταυρός 199.  
 στεῦται 198.  
 στήλη 196.  
 στήμεν 5.  
 στήσομεν 5.  
 στιβαρός 227.  
 στιφρός 227.  
 στρατός 234.  
 στρωτός 234.  
 στυγεῖν 196.  
 στυγέω 197.  
 στυλος 196.  
 στυομαι 196.  
 στυπή 196.  
 στύω 196.  
 συμμεταπίπτειν 331.  
 σύν 319. 345.  
 συνεθεώρησεν 357.  
 συνήημι 230.  
 συνιδεῖν 355.  
 συνομόσαι 402.  
 συνορῶ 332. 353.  
 συντελέσαι 360.  
 συχνός 224.  
 σφῶν 240.  
 σχά(ζ)ω 180.  
 σχέδη 179.  
 σχεδία 179 f.  
 χελίς 180.  
 χχένδυλα 180.  
 χχέραφος 180.  
 χχήσω 202.  
 χχίζα 180.  
 χχίζω 180.  
 χχινδαλμός 180.  
 kret. Σωκάρτης 234.  
 σωρός 32.  
 ταμεῖν 217.  
 τέθριππον 27.  
 kret. τεῖον 2. 392<sup>1</sup>.  
 τέκμαρ 30. 225.  
 τεκμήριον 225.  
 τέκμωρ 225.  
 τέκταινα 1.  
 τελέω 341.  
 τέλθος 342.  
 τελῶ 360. 368.  
 hom. τερπικέραυνος 237.

hom. τέταρτος 237.  
 dor. τέτορες 235.  
 hom. τέτρατος 237.  
 τευμάομαι 232.  
 τευτάζω 232.  
 τέφρα 226.  
 τέχνη 224.  
 τηρῶ 359.  
 τλήσομαι 338.  
 gort. τνᾱτῶν 32<sup>2</sup>.  
 τοῖ 199.  
 τοῖν 240.  
 τολμῆσαι 338.  
 τράπεζα 27<sup>1</sup>.  
 τράπεσθαι 235.  
 τρεμοπόδης 9.  
 τρεμοχέρης 9.  
 τρίβω 201.  
 τρίπεζαν 27<sup>1</sup>.  
 ὕμεις 221.  
 lesb. ὕμιν 240.  
 ὕς 8.  
 φαγόστομας 9.  
 φαίνομαι 339.  
 φαρέ-τρα 153<sup>1</sup>.  
 φάρος 186.  
 φαῦλος 190.  
 φέρειν 153.  
 φερέπονος 9.  
 φέρε-τρον 153<sup>1</sup>.  
 φεύγω 333. 344. 348 ff.  
 kret. Φιλόστατος 233 f.  
 φλέγω 186.  
 φλόξ 186.  
 φουσκοδέντρης 9.  
 φουσκοδεντριά 9.  
 φουσκοθαλασσιά 9.  
 -φρίημι 154.  
 φροῦδος 27.  
 φρουρά 27.  
 φυλάσσεσθαι 369.  
 φυλάττω 357.  
 χαροπός 32.  
 χάσκω 220.  
 χέω 194.  
 χθών 211.  
 χειμερινός 392<sup>1</sup>.  
 χναύω 224.

χοῖρος 8.  
 ὦνος 223.  
 ὠχρός 194.  
 ὦψ 28.

### Neugriechisch.

καταλόγι 10.  
 κλαψομοίρης 9. 11.  
 κωλοκοῦσα 10.  
 κωλοφωτία 10.  
 μυριο-ευχαριστῶ 13.  
 μυριολόγι 12.  
 μυριο-παρακαλῶ 13.  
 цεικονοῦρα 10.  
 coucouράδα 10.

### Albanesisch.

erda 228.  
 gës 398.  
 mušk 225.  
 sh 28<sup>2</sup>.

### Lateinisch.

abicere 230.  
 ad-oleo 157<sup>2</sup>.  
 aemulus 401.  
 aerumna 401.  
 Aesernia 391.  
 aevum 211.  
 affirmare 399.  
 agi 24.  
 agmen 191.  
 agnīna 394.  
 agrestis 185<sup>1</sup>.  
 Aīēnus 391.  
 Aisernino 391.  
 algēre 204.  
 alīēnus 2<sup>2</sup> 389. 392<sup>1</sup>.  
 394. 396.  
 alumnus 401.  
 amarem 5.  
 amasso 5.  
 ambiebam 388.  
 amplificare 330. 388.  
 anatīna 394.

ancus 397<sup>1</sup>.  
 ango 397<sup>1</sup>.  
 angulus 397.  
 animadvertere 31.  
 Anīnus 391.  
 ansa 190.  
 ante 182.  
 anti-stes 182.  
 aperio 401.  
 aquarius 2.  
 Aquīno 391.  
 arānea 224.  
 arefacio 24. 386.  
 resco 387.  
 aridus 386.  
 asservere 399.  
 assue-facio 24. 387.  
 assuesco 387.  
 audeo 181.  
 audibam 388.  
 audibo 388.  
 augēre 201. 330.  
 aurōra 210.  
 ausim 181.  
 ausus 181.  
 aveo 181.  
 avidus 181.  
 Avillīēnus 391. 393.  
 -bat 147.  
 bene 201.  
 bi- 188.  
 biber 24.  
 bonitas 395.  
 bovem 210.  
 cacūmen 189.  
 caelestis 185<sup>1</sup>.  
 Caiatino 391.  
 calebam 386. 388.  
 calebo 388.  
 calefacio 24. 386.  
 calefio 387.  
 calesco 387.  
 calidus 386.  
 calpar 191.  
 candeo 157.  
 cantor 187.  
 Canulējus 2.  
 caprinus 394.

- cassid-* 182.  
*cedo* 241.  
*celos* 241.  
*cēnsus* 183.  
*cēpīna* 394.  
*clāmor* 249.  
*claudio* 181.  
*clausus* 181.  
*clāvis* 181.  
*clīnā* 113<sup>1</sup>.  
*coierat* 397.  
*collabasco* 387.  
*collum* 187.  
*columna* 401.  
*commonefacio* 387.  
*commoneo* 387.  
*con* 330.  
*concalefacio* 386.  
*concalesco* 387.  
*con-clūsio* 181.  
*conder* 24.  
*condere* 183.  
*conditus* 183.  
*condocefacio* 387.  
*condoceo* 387.  
*conicere* 231.  
*conierare* 400.  
*conierat* 397.  
*Cōnsuālia* 183.  
*consuefacio* 387.  
*consuesco* 387.  
*Consus* 183 f.  
*contendere* 398 f.  
*contentio* 187<sup>2</sup>.  
*con-versim* 181.  
*corpus* 187.  
*cūdo* 181.  
*cujus* 2.  
*culpa* 191.  
*cupiret* 388.  
*cursim* 181.  
*cuspid* 182.  
*cutis* 179.  
*declaro* 399.  
*defrutum* 186.  
*dēierāre* 396 f. 399 f.  
*delictum* 112.  
*demonstrare* 399.  
*denego* 399.  
*denoto* 399.  
*denuntio* 399.  
*deprecor* 399.  
*despondeo* 399.  
*desuefacio* 387.  
*desuesco* 387.  
*dīcere* 29.  
*divīnus* 393.  
*dicere* 24.  
*do, du* 189.  
*dō-* 184.  
*domesticus* 185<sup>1</sup>.  
*domuitio* 183.  
*dulcēdo* 204.  
*dulcesco* 204.  
*duo* 238.  
*duōbus* 240.  
*duresco* 388.  
*dvenos* 241.  
*ebrietas* 395<sup>1</sup>.  
*ēierare* 397. 400.  
*ējūrāre* 400.  
*elementum* 258.  
*elidere* 400.  
*eluere* 400.  
*en-do* 189.  
*equos* 395.  
*ero* 217.  
*evenat* 388.  
*excantare* 400.  
*excidere* 400.  
*exjūrāre* 400.  
*exōrnare* 331.  
*expergefacio* 387.  
*expergisci* 331. 387.  
*exquīsītīm* 181.  
*exuo* 398.  
*femur* 241.  
*ferīna* 394.  
*fervefacio* 386 f.  
*fervesco* 387.  
*fervidus* 386.  
*fibrīnus* 394.  
*fīxus* 183<sup>1</sup>.  
*flagrare* 186.  
*fons* 194.  
*forēnsis* 183 ff.  
*foro* 186.  
*frāter* 153<sup>1</sup>.  
*fremo* 241.  
*frige-facio* 386.  
*frigēre* 204.  
*frigesco* 387.  
*frigidus* 386.  
*fuās* 217.  
*fulgur* 243.  
*gaudeo* 181.  
*gāvīsus* 181.  
*gelefactus* 387.  
*gelidus* 387.  
*gemo* 241.  
*Gemoniae* 241.  
*genus* 241.  
*glomus* 241.  
*hausum* 183<sup>1</sup>.  
*hiāre* 220.  
*hibernus* 392<sup>1</sup>.  
*hietāre* 395.  
*hīscō* 220.  
*Hispaniensis* 183.  
*holus* 241.  
*homo* 241.  
*hortēnsis* 183.  
*hortēnsius* 183 f.  
*hospites* 296.  
*ibam* 388.  
*ibo* 388.  
*incūsus* 181.  
*inditus* 184.  
*in-du* 189.  
*indulgēre* 202.  
*inferius* 400.  
*inicere* 230.  
*inquam* 30<sup>1</sup>.  
*inquo* 30<sup>1</sup>.  
*insece* 28.  
*insectio* 401.  
*inseque* 28. 401.  
*insequis* 28. 30<sup>1</sup>.  
*in-stauro* 18.  
*insuefacio* 387.  
*insuesco* 387.  
*intendere* 330.  
*ira* 401.  
*iter* 16.

*itus* 16.  
*jacio* 229 f.  
*jēcit* 230.  
*jecur* 192.  
*iourāre* 397.  
*Iovem* 209.  
*jubēre* 201.  
*juvencus* 188.  
*junctum* 116.  
*labefacio* 387.  
*labesco* 387.  
*Ladinod* 391.  
*lūna* 224.  
*laniēna* 389. 394.  
*Lānuvīnus* 391.  
*lapid-* 182.  
*lapsus* 183<sup>1</sup>.  
*Larīnor-* 391.  
*Latini* 391 f.  
*Latinus* 392<sup>1</sup>. 394. 396.  
*lēgulejus* 2.  
*liquefacio* 386.  
*liquesco* 387.  
*liquidus* 386.  
*Loucina* 391.  
*lūna* 224.  
*lupas* 395<sup>1</sup>.  
*lupicidīnae* 394.  
*luxus* 226.  
*madefacio* 386.  
*madesco* 387.  
*madidus* 386.  
*maiestas* 397.  
*maior* 397.  
*Marėjus* 2.  
*marīnus* 392<sup>1</sup>.  
*medius* 400.  
*minutātīm* 181.  
*minūtīm* 181.  
*mītis* 190.  
*modus* 241.  
*molam* 217.  
*moletrīna* 394.  
*molo* 231. 241.  
*monstrare* 29.  
*mortuos* 395.  
*mūlus* 225.  
*nactus* 157.

*nanciscor* 157.  
*nemus* 241.  
*nequibam* 388.  
*nequibo* 388.  
*nocturnus* 3.  
*nōs* 222.  
*notāre* 31.  
*novensides* 184<sup>1</sup>.  
*novensiles* 184<sup>1</sup>.  
*noxia* 401.  
*noxius* 401.  
*obscurus* 179.  
*obstupefacio* 386.  
*obstupesco* 387.  
*oculus* 28.  
*odium* 151.  
*olēfacio* 387.  
*offensa* 401.  
*offensus* 401.  
*olfacio* 387.  
*offio* 387.  
*olor* 241.  
*onus* 241.  
*onustus* 182.  
*operio* 401.  
*oreris* 388.  
*ovum* 192.  
*parietem* 395.  
*partīm* 181.  
*partitū* 181.  
*parvulus* 395.  
*passim* 181.  
*patefacio* 386.  
*patesco* 387.  
*patrem* 209.  
*peiierāre* 397.  
*peiurius* 400.  
*peior* 397. 401.  
*pellucidus* 400.  
*perdo* 399.  
*pereo* 399.  
*perfidus* 399.  
*perierāre* 397. 399.  
*periuro* 399 f.  
*periurus* 399 f.  
*perlucidus* 400.  
*pistrīna* 394.  
*planta* 187<sup>2</sup>.

*plēbėjus* 2.  
*porcīna* 389. 394.  
*porculus* 395<sup>1</sup>.  
*porrigere* 324.  
*potitur* 388.  
*precārī* 399.  
*procus* 399.  
*projicere* 230.  
*prōnus* 224.  
*proprietas* 395<sup>1</sup>.  
*publicus* 185<sup>1</sup>.  
*quibo* 388.  
*quonius* 2.  
*rapīna* 389. 394.  
*raptīm* 181.  
*rem* 209.  
*remigāre* 395.  
*restaurare* 199.  
*rigēre* 204.  
*sacrifico* 388.  
*salīnae* 394.  
*sator arepo* 251.  
*sceles-tu-s* 182.  
*scelus* 179. 182. 241.  
*scintilla* 180.  
*scissim* 181.  
*scūtum* 179.  
*sedēre* 202.  
*sedum* 241.  
*semol* 241.  
*separātīm* 181.  
*serēnus* 199.  
*sero* 229.  
*sex* 199.  
*sī* 199.  
*sibi* 199.  
*significare* 29 399.  
*signum* 28. 30.  
*societas* 395.  
*solūtīm* 181.  
*soror* 199.  
*spuo* 220.  
*spurius* 400.  
*stare* 197.  
*statīm* 181.  
*status* 198.  
*sto* 198.  
*strātus* 234.



*stupefacio* 386.  
*stupesco* 387.  
*stupidus* 386.  
*suo* 220.  
*surgere* 194.  
*suadere* 201. 204.  
*talentum* 187<sup>2</sup>.  
*tenus* 241.  
*temptare* 14.  
*tepefacio* 386.  
*tepeo* 193. 215.  
*tepesco* 387.  
*tepidus* 386.  
*texere* 224.  
*tibi* 199.  
*tongeo* 155. 157.  
*transfer* 24.  
*tremo* 398.  
*trēs* 183.  
*tribūnus* 16.  
*trivi* 201.  
*uber* 182.  
*uber-tus* 182.  
*vagire* 202.  
*vanesco* 388.  
*variegare* 395.  
*vē(n)sica* 183<sup>1</sup>.  
*venter* 183.  
*vēnum* 223.  
*vēr* 210.  
*vērnus* 392<sup>1</sup>.  
*versatim* 181.  
*Vertumnus* 401.  
*vice* 181 f.  
*vicem* 181.  
*vicis* 181.  
*vicissatim* 181 f.  
*vicissitās* 181.  
*vicissim* 5. 181. 184.  
*vicissitudo* 181.  
*vicissitur* 181.  
*videre* 31. 201. 214.  
*vides* 214.  
*vilis* 190.  
*vires* 190.  
*virus* 222.  
*Vitruv* 248.  
*vitulina* 394.

*vivicit* 151.  
*vivont* 395.  
*volo* 241.  
*vomam* 217.  
*vomo* 241.

### Umbrisch.

*anglome* 397<sup>1</sup>.  
*cabriner* 394.  
*capirs-* 182.  
*erom* 24.  
*Fisouina* 391. 396.  
*kapiř* 182.  
*nerf* 26<sup>1</sup>.  
*prusikurent* 28.  
*pufe* 15.  
*seritu* 191.  
*sukatu* 28.  
*sve* 199.  
*tefra* 226.  
*uerfale* 15.  
*uerof* 15.  
*Uoisiener* 391. 393.  
     395<sup>1</sup>. 396.  
*urnasier* 2.

### Oskisch.

*aet* 19.  
*acteis* 139.  
*ahvdiu ni akun* 21.  
*ampt* 13. 16.  
*amptermiini* 13<sup>2</sup>.  
*amviannud* 14.  
*an-censto* 183<sup>1</sup>.  
*angiuu* 20.  
*angitu?* 20.  
*an[ter]* 15.  
*ari* 19.  
*avt* 13. 19.  
*auti* 21.  
*Bantins* 392.  
*datv* 19.  
*datv* 19.  
*deiuatuns* 15.  
*deivinais* 390. 394.  
*deiuino* 392<sup>1</sup>.

*dekkvia|rim* 21.  
*dūnūm* 22.  
*ehpreivid* 22.  
*eituns* 15 f.  
*ezum* 24.  
*fiet* 19.  
*fiml* 22.  
*fml* 22.  
*fud* 17.  
*herrins* 20.  
*humuns* 16.  
*hürtin* 183.  
*idař* 19.  
*id nūi* 20.  
*imbratr* 15.  
*imbrtr* 15.  
*inim* 18.  
*iūhūl* 18.  
*iū|su* 21.  
*iūviass* 17.  
*iūvūl* 18.  
*Iūvkiūti* 20.  
*kapv* 17. 19.  
*keenztur* 13<sup>2</sup>.  
*kersnai[i]* 2.  
*kersnaiias* 19.  
*kersnasias* 19.  
*kerssnais* 17.  
*louftr* 20.  
*Lūvkiūti* 20.  
*mame* 20.  
*mamert* 19.  
*mamerttiais* 18.  
*maraiiēis* 2.  
*medikid* 19.  
*meeilkiūiēis* 21.  
*messimass* 17.  
*mūi* 18.  
*osii* 20.  
*osiņs* 20.  
*pag* 19.  
*pas* 19.  
*pedū x* 20.  
*pis id* 17.  
*puf* 15.  
*pumpe* 19.  
*ru* 20.  
*sakrafir* 19.

*sakraitir* 19.  
*sakrattir* 19.  
*sakriss* 18.  
*sarnnu* 14.  
*scriftas* 13<sup>2</sup>.  
*süns* 20.  
*Sir* 20.  
*Spuríeis* 15.  
*ssimassta* 17.  
*ssnais* 18.  
*staieffud* 18.  
*stavffud* 18.  
*Str* 20.  
*sullad* 22.  
*sullum* 22.  
*svai* 199.  
*taieffud* 17.  
*tangin-om* 157.  
*tavffud* 17.  
*tefúrum* 226.  
*tris* 183.  
*úiníveresim* 18.  
*últiumam* 18.  
*[úp]* 20.  
*úpíl* 17 f.  
*vereetas* 18.  
*verehias* 18.  
*vereíai* 2. 392<sup>1</sup>.  
*veru* 15.  
*Fípíveic* 21.

**Marsisch.**

*nouesede* 184.

**Volskisch.**

*se-* 199.

**Italienisch.**

*bianchetto* 70.  
*bruire* 153.  
*cacafuoco* 70.  
*fungo* 71.  
*gialletto* 70.  
*polimma* 69.  
*sorgente* 194.

**Französisch.**

*la carosse* 39.  
*félibre* 257.  
*foudröyer* 247.  
*afr. fove* 386.  
*gratte-poux* 70.  
*lièvre* 153.  
*sabot* 70.  
*source* 194.

**Gallisch.**

*Carnutenus* 390<sup>1</sup>.  
*Epenus* 390<sup>1</sup>.

**Altirisch.**

*adcuaid* 185 f.  
*ad-ru-llui* 191.  
*ae* 192.  
*del* 157<sup>2</sup>.  
*am* 191.  
*amm* 189<sup>1</sup>.  
*ara* 190.  
*áram* 194.  
*asfenimm* 186.  
*biu* 153.  
*blicht* 186.  
*bó* 191.  
*boimm* 189<sup>1</sup>.  
*bruth* 186.  
*bruthdamna* 186.  
*caindel* 193.  
*candoracht* 187.  
*cantaic* 187.  
*cantar-chaptha* 187.  
*capp* 193.  
*nir. chum* 189.  
*cilornn* 191.  
*cland* 187<sup>2</sup>.  
*clí* 187.  
*cliu* 186.  
*cointinn* 187<sup>2</sup>.  
*col* 191.  
*coll* 187.  
*co-sc* 30.  
*cri* 187.

*crip* 193.  
*mir. cuilén* 390.  
*cundra* 187 f.  
*cundraigim* 188.  
*cundrathtig* 188.  
*co* 185 f.  
*damna* 186.  
*déac* 188.  
*do* 189.  
*dochumm* 188 f. 192.  
*docoith* 185<sup>2</sup>.  
*docuaid* 185<sup>2</sup>.  
*dofaith* 185<sup>2</sup>.  
*dofethet* 185<sup>2</sup>.  
*do-lléim* 191.  
*don* 189.  
*drath* 188.  
*Dúaid* 185<sup>2</sup>.  
*duinén* 390<sup>1</sup>.  
*éssi* 189.  
*ét* 192.  
*fael* 190.  
*fáil* 190.  
*feith* 186.  
*feth* 185.  
*fie* 190.  
*fóil* 190.  
*folintar* 190. 193.  
*fo-lluar* 191.  
*forcæ* 191.  
*forcuad* 186.  
*(f)úar-bhaladh* 194<sup>2</sup>.  
*fuathchrábhadh* 194<sup>2</sup>.  
*fuathcraibdig* 194<sup>1</sup>.  
*fuillned* 190<sup>1</sup>.  
*fethid* 185<sup>2</sup>.  
*gabál* 151.  
*gabim* 151.  
*gáid* 185<sup>2</sup>.  
*gibbne* 194.  
*gó* 191.  
*go-am* 191.  
*goibél* 191.  
*gopp* 193.  
*gúr* 192.  
*gúre* 192.  
*incho-sig* 30.  
*incuaid* 186.

*ind* 192.  
*inis* 6.  
*in-sce* 28. 30.  
*iuchair* 192.  
*la* 188<sup>2</sup>.  
*le* 188<sup>2</sup>.  
*leth* 188<sup>2</sup>.  
*maqi* 392<sup>1</sup>.  
*móith* 190.  
*molad* 191.  
*nir. faol* 190.  
*óa* 192.  
*óac* 188.  
*rdith* 185<sup>2</sup>.  
*reme-lluid* 191.  
*ro-charsam* 5.  
*ro-doo* 5.  
*roinnim* 195.  
*sail* 192.  
*scáich* 185<sup>2</sup>.  
*scél* 28.  
*seimm* 189<sup>1</sup>.  
*síl* 229.  
*táich* 185<sup>2</sup>.  
*taisfeóin* 186.  
*t-aisfēnim* 186.  
*tallaim* 191.  
*talland* 187<sup>2</sup>.  
*t-ánaic* 156.  
*té* 193.  
*teg* 188.  
*ten* 193.  
*tene* 193.  
*teol* 192.  
*tes* 193.  
*-tī* 156.  
*-t-icim* 156.  
*tob* 193 f.  
*topp* 193 f.  
*tromm* 189<sup>1</sup>.  
*(t)uillnedche* 190<sup>1</sup>.  
*úar* 194.  
*úaran* 194.  
*úarboth* 194.  
*úar-chrábud* 194.  
*uar-chris* 194<sup>2</sup>.  
*uar-médon* 194.  
*ucu* 195.

*vet* 186.

### Kymrisch.

*aelwyd* 157<sup>2</sup>.  
*au* 192.  
*cael* 151.  
*caf* 151.  
*nkymr. chwech* 199.  
*chueddl* 28.  
*colwyn* 390.  
*cosp* 30.  
*cwl* 191.  
*dechreuho* 5.  
*dycko* 5.  
*dywetto* 5.  
*gafael* 151.  
*gorch* 191.  
*gulypaf* 5.  
*he-bryngiad* 155.  
*he-brwng* 155.  
*hepp* 28.  
*iás* 398.  
*iouenc* 188.  
*moli* 191.  
*tecaf* 5.

### Gaelisch.

*chum* 189.

### Bretonisch.

*colen* 390.

### Kornisch.

*coloin* 390.  
*hem-bronk* 155.  
*oiled* 157<sup>2</sup>.

### Germanisch.

*Ingvaeones* 2.

### Gotisch.

*af-mauips* 402.

*aigin* 380.  
*airis* 206. 381.  
*aiwiski* 204.  
*andeis* 192.  
*baim* 240.  
*bairōs* 207.  
*binaihts* 156.  
*briggan* 150. 154. 156.  
     321. 324.  
*brinnan* 194.  
*du* 189.  
*faurpis* 206.  
*finþan* 324.  
*fraweitan* 31.  
*fruma* 205.  
*furiz* 206.  
*gab* 324.  
*gaman* 375<sup>1</sup>.  
*gamaurgjan* 204.  
*ganah* 156.  
*ga-nōhs* 156.  
*ga-sailvan* 341.  
*ga-teihan* 29.  
*gapwastjan* 198.  
*geigan* 379.  
*giban* 324.  
*gild* 342.  
*gumein* 390<sup>1</sup>.  
*haitan* 153. 384.  
*hals* 187.  
*hardus* 234.  
*hlija* 187.  
*ja* 398<sup>1</sup>.  
*jai* 398<sup>1</sup>.  
*kairus* 186.  
*kniu* 232.  
*lētan* 385.  
*meins* 390. 392.  
*munan* 152.  
*naseins* 208.  
*nēhvis* 206.  
*niu-klahs* 184.  
*qam* 324.  
*quistjan* 211.  
*rēdan* 385.  
*rinnan* 195.  
*riqis* 226.  
*saiian* 229.

*saihs* 199.  
*saivan* 28. 30.  
*saincala* 382.  
*salbōs* 207.  
*saljan* 192.  
*sis* 199.  
*siuns* 28. 32.  
*skaida* 384.  
*sniumundōs* 206.  
*staineins* 390.  
*standan* 198.  
*staps* 198.  
*stiur* 195.  
*stiurjan* 196.  
*stōp* 197.  
*sutizan* 200.  
*trudan* 188.  
*twa* 238.  
*twaddjē* 239.  
*twaim* 240.  
*twai* 238.  
*twi-* 188.  
*pagkjan* 155.  
*pāhta* 155.  
*pairh* 99<sup>2</sup>.  
*piufs* 193.  
*bridja* 205.  
*pūsundi* 198.  
*unwunands* 202.  
*us-priutan* 189<sup>1</sup>.  
*ūt* 194 f.  
*weiha* 155.  
*wileis* 202.  
*witan* 31. 201. 214.  
*wulla* 224.

#### Althochdeutsch.

*arstuat* 197.  
*ae* 228.  
*bibirin* 394.  
*bim* 153.  
*birum* 153.  
*brāhta* 154.  
*brātan* 385.  
*bringan* 154.  
*brunna* 194.  
*dir* 199.

*eidam* 375.  
*eidum* 375.  
*eigan* 380.  
*eigin* 380.  
*eihhān* 380.  
*einig* 381.  
*eiskōn* 153. 377.  
*ērī* 386.  
*ērist* 381.  
*erph* 226.  
*ēwa* 211. 381.  
*ēwī* 381.  
*ēwig* 380.  
*ēwīn* 380.  
*finger* 188.  
*fiola* 382.  
*firwīzan* 31.  
*freidi* 381.  
*freideo* 381.  
*geizīn* 390<sup>1</sup>.  
*gi-nah* 156.  
*ginuog* 156.  
*gistuat* 197.  
*heiskōn* 153.  
*heizzan* 153.  
*helid* 26<sup>2</sup>.  
*hros* 232.  
*ja* 398<sup>1</sup>.  
*jā* 398<sup>1</sup>.  
*iesan* 398.  
*lāzan* 385.  
*lēhin* 379.  
*malan* 231.  
*manōn* 152.  
*meina* 152.  
*melo* 231.  
*mennisco* 26.  
*mos* 152<sup>3</sup>.  
*muodi* 402.  
*muoian* 402.  
*muntar* 27.  
*rātan* 585.  
*ringi* 154.  
*sagen* 28.  
*sehto* 229.  
*sēla* 383.  
*sēula* 383<sup>1</sup>.  
*sitzen* 202.

*speicha* 380.  
*stēn* 198.  
*stior* 195.  
*stiuren* 197.  
*stūda* 196. 198.  
*swein* 2<sup>2</sup>. 390.  
*swestar* 199.  
*twerg* 130<sup>2</sup>.  
*wallan* 194.  
*wanast* 183<sup>1</sup>.  
*wanist* 183<sup>1</sup>.  
*wanst* 183<sup>1</sup>.  
*wāt* 197.  
*weisont* 378.  
*weitin* 380.  
*wīzan* 31.  
*wīzi* 31.  
*wonēn* 202.  
*zeigōn* 29.  
*zeihhur* 376.  
*zwei* 381.

#### Mittelhochdeutsch.

*eischen* 153.  
*ge-ringe* 154.  
*heischen* 153.  
*jesen* 398.  
*jern* 398.

#### Neuhochdeutsch.

*Adjutant* 42.  
*anweisen* 29.  
*aus* 194.  
*auszer* 194.  
*Austrägalinstanz* 47.  
*bedeuten* 29.  
*Beisserchen* 68. 73.  
*bemerkun* 29.  
*bemerkung* 29.  
*bimbam* 70.  
*Blankert* 70.  
*Blitz* 243.  
*Brille* 48.  
*burschikos* 47.  
*oberd. dei* 381.  
*nhd. dieb* 193.

*Donner* 243.  
*ei* 192.  
*eisheiss* 46.  
*Ende* 192.  
*Fahne* 48.  
*Faust* 188.  
*Fickfack* 73.  
*Flinz* 261.  
*Fuchs* 70.  
*güren* 398.  
*Garvein* 260.  
*die Gehe* 38.  
*Gelfe* 261.  
*Geselle* 192.  
*Gigges gagges* 73.  
*Gauner. Grünspecht* 70.  
*Guckerchen* 68.  
*Gumpolt* 260.  
*Gumprecht* 260.  
*Gundelwein* 260.  
*Halde* 261.  
*Hans* 63.  
*Hinz* 66.  
*Hitzeert* 70.  
*Hitzgeber* 73.  
*hocus pocus* 257.  
*hott* 79.  
*hü* 79.  
*Jean* 63.  
*John* 63.  
*Kantelburg* 61.  
*kerzengrad* 46.  
*kerzensatt* 46.  
*kerzenvergnügt* 46  
*kerzenvoll* 46.  
*Kleebeisser* 70.  
*Knabe* 63.  
*Knappe* 63.  
*Krautmesser* 48.  
*Kunz* 66.  
*Lisegang* 248.  
*Mailand* 61.  
*Malme* 261.  
*Mausetrocken* 46.  
*Naugard* 62.  
*Parsifal* 260.  
*Gaunersp. Plapperling*  
 70.

*Polyp* 69.  
*quelle* 194.  
*Rabe* 63.  
*Rappe* 63.  
*Regenwurm* 70.  
*Reiter* 63.  
*Ritter* 63.  
*Rococo* 25.  
*Rülker* 73.  
*saal* 192.  
*Schwarzreutery* 70.  
*Smecker* 73.  
*Spitznase* 71.  
*Steuer* 197.  
*Stöters* 73.  
*schweiz. stud* 196.  
*stützen* 196.  
*sum sum* 70. 73.  
*treten* 188.  
*Trupptrapp* 73.  
*Wiga Waga* 73.  
*der Wurster* 38.  
*Zahuhimmel* 38.  
*zerstreut* 78.  
*Zopf* 193.

#### Altsächsisch.

*af-tihan* 29.  
*bēdie* 381.  
*brenġian* 154. 156.  
*bringan* 154.  
*ēscōn* 153.  
*fēmea* 385.  
*helith* 26<sup>2</sup>.  
*mēnian* 152.  
*seggian* 28.  
*wini* 202.  
*witan* 31.  
*witi* 31.  
*wunnja* 202.

#### Angelsächsisch.

*ac* 381.  
*adum* 375.  
*æ* 382.  
*ægen* 380.

*ðlan* 157<sup>2</sup>.  
*ðled* 157<sup>2</sup>.  
*ðrest* 381.  
*āgen* 380.  
*ār* 380.  
*béo* 153.  
*bégen* 381.  
*brinġan* 154.  
*brenġ(e)an* 154. 156  
*brunġan* 155<sup>1</sup>.  
*cū* 377.  
*hæle* 26<sup>2</sup>.  
*hors* 232.  
*hrá* 382.  
*hráw* 382.  
*hráw* 382.  
*læn* 379.  
*lētān* 385.  
*ōf-téon* 29.  
*rædan* 385.  
*ryne* 195.  
*sāwol* 382.  
*sealfġe* 207.  
*secġan* 28.  
*spādġl* 384.  
*studu* 196. 198.  
*studu* 196. 198.  
*swān* 2<sup>2</sup>.  
*tācor* 376.  
*twēgen* 381.  
*theof* 193.  
*wāsend* 377.

#### Englisch.

*answer* 249.  
*to bore* 186.  
*Jingo* 257.  
*out* 194.  
*outer* 194.  
*spring* 194.  
*stud* 196.  
*top* 193.  
*tread* 188.  
*well* 194.

#### Altfresisch.

*ā* 374. 378. 382 f.

- ach* 378.  
*Adawerth* 378.  
*agun* 378.  
*ain* 380.  
*an* 374.  
*ang* 381.  
*anich* 381.  
*anne* 374.  
*arra* 381.  
*asce* 376.  
*ascia* 376 f.  
*athum* 375.  
*ayn* 380.  
*bēn* 373.  
*bēnen* 380.  
*bēthe* 381.  
*bitēknia* 383.  
*brēda* 385.  
*brēde* 380.  
*brēdere* 380.  
*clāth* 373. 378.  
*clēth* 378.  
*cū* 377.  
*dēl* 373. 383.  
*dēla* 379.  
*ē-* 382 f.  
*ēgin* 380.  
*ēin* 380.  
*ēke* 381.  
*elast* 379.  
*ēn* 377.  
*ēng* 381.  
*ēnich* 381.  
*ēr* 381.  
*ēre* 380.  
*ērist* 381.  
*ērra* 381.  
*ēth* 373. 379. 381.  
*ēthane* 379.  
*ētzen* 380.  
*ēwe* 380.  
*ēven* 380.  
*ēyn* 386.  
*fāl* 378 f. 382.  
*fanne* 385.  
*famme* 385.  
*aofr. famne* 385.  
*awfr. famne* 385 f.
- aofr. femne* 385.  
*fiamanda* 373. 375<sup>1</sup>.  
*flask* 377<sup>1</sup>.  
*flēsc* 377.  
*fōmne* 385.  
*fōne* 385.  
*frāse* 373. 377.  
*awfr. frees* 377.  
*awfr. freeslik* 377.  
*frētha* 381.  
*frōwe* 385.  
*gad* 373.  
*gād* 376.  
*gēja* 379.  
*hast* 378.  
*hat* 384 f.  
*hēl* 380.  
*helg* 380.  
*hēlig* 380.  
*hēm* 380.  
*hēme* 380.  
*hēr* 381.  
*hēra* 381.  
*hēt* 384.  
*hēta* 384.  
*hēte* 380.  
*hēten* 384.  
*hēthin* 384.  
*hētte* 380.  
*hladdergong* 384<sup>1</sup>.  
*hlēdere* 384<sup>1</sup>.  
*hondbrede* 380.  
*ivinėtha* 381.  
*kēra* 379.  
*klēne* 380.  
*lāre* 373. 376. 379.  
*last* 379.  
*lat* 379. 385.  
*latte* 379.  
*lāwe* 373. 376. 379.  
*lēda* 379 f. 385.  
*lēdene* 380.  
*lēja* 385.  
*lēn* 379. 382.  
*lēna* 379.  
*lēra* 379.  
*lērest* 381.  
*lēs* 381.
- lēssa* 381.  
*lēst* 381.  
*lēsta* 379.  
*lēt* 379.  
*lēta* 385.  
*lētte* 379.  
*lēwa* 379.  
*mā* 384<sup>2</sup>.  
*awfr. manda* 375<sup>1</sup>.  
*mar* 384<sup>2</sup>.  
*māra* 384<sup>2</sup>.  
*mast* 384<sup>2</sup>.  
*māster* 376. 384.  
*mee* 384<sup>2</sup>.  
*meer* 384<sup>2</sup>.  
*awfr. mēnan* 380.  
*mēne* 380.  
*mēst* 377<sup>1</sup>. 384<sup>2</sup>.  
*mēster* 376. 384<sup>2</sup>.  
*aofr. monda* 375<sup>1</sup>.  
*nā* 374. 378. 382 f.  
*nūghenspātze* 380.  
*nūghenspētze* 380.  
*racht* 379.  
*rachte* 379.  
*rakt* 379.  
*rāp* 373 f.  
*rēda* 385.  
*rēde* 380.  
*awfr. reesraf* 382.  
*rēka* 370.  
*rēts(i)a* 379.  
*sāver* 374. 376. 384.  
*sceltata* 374.  
*schat* 384 f.  
*schath* 385.  
*schenien* 380.  
*schēt* 384.  
*awfr. sē* 382.  
*sēle* 382 f.  
*sēlt* 379.  
*sēr* 385.  
*sērade* 385.  
*sēver* 374. 376. 384<sup>2</sup>.  
*siel(e)* 383<sup>1</sup>.  
*skēth* 384.  
*skētha* 384.  
*spēdel* 376. 384.

*spēdla* 384.  
*stēn* 373. 383.  
*stenen* 380.  
*swēpa* 380.  
*swēpene* 380.  
*tāker* 376.  
*tāne* 378. 382.  
*tēken* 374. 376. 383.  
*tha* 374.  
*tham* 374.  
*tian-spētze* 380.  
*twa* 374.  
*twam* 374.  
*twēde* 380.  
*twēne* 381.  
*unclāf* 373.  
*urdēla* 379.  
*wāsanda* 377.  
*wase* 378.  
*wāsenda* 377.  
*awfr. wēd* 380.  
*wēden* 380.  
*aofr. wēdnelsa* 380.  
*aofr. wēdenlīng* 380.  
*wēkande* 385.  
*wēsa* 380.  
*wrak* 373.  
*wrāk* 376.

### Urnordisch.

*haitinar* 384.

### Altisländisch.

*aīsa* 134.  
*ama* 402.  
*djūp* 51.  
*duergr* 130<sup>2</sup>.  
*eik* 381.  
*eldr* 157<sup>2</sup>.  
*erom* 153.  
*halr* 26<sup>2</sup>.  
*herra* 381.  
*herre* 381.  
*hlé* 187.  
*hlý* 187.  
*hqlātr* 26<sup>2</sup>.

*iarpr* 226.  
*kelda* 194.  
*kollr* 187.  
*lān* 379.  
*miqrkue* 226.  
*nei* 374.  
*seggia* 28.  
*staurr* 199.  
*styđja* 196.  
*sueinn* 2<sup>2</sup>. 390.  
*toppr* 103.  
*trođa* 188.  
*una* 202.  
*vār* 210.  
*vega* 155.

### Preussisch.

*smonenawins* 26.  
*smoy* 26.  
*smunenisku* 26.  
*swestro* 199.

### Litauisch.

*abēm* 240.  
*abēm* 240.  
*akis* 28.  
*antēnā* 394.  
*qsa* 190.  
*āt-veriu* 401.  
*dudmi* 197.  
*būvo* 147.  
*būvo* 217.  
*danguje-jis* 2.  
*dū* 238.  
*dvėjū* 239.  
*dvēm* 240.  
*dvēm* 240.  
*dvēsė* 240.  
*dvī* 238.  
*geliūti* 342.  
*gesti* 211.  
*jėszmas* 225.  
*kadagynas* 392.  
*kadagynė* 392.  
*kadagys* 392.  
*kāju* 181.

*kėnō* 392<sup>1</sup>.  
*kūpiti* 198.  
*kvāpas* 198.  
*maliau* 217.  
*mėnesėna* 390.  
*meszkėnā* 394.  
*musū-jis* 2.  
*namė* 2.  
*namėjis* 2.  
*nasztā* 156.  
*neszū* 156.  
*parszėnā* 394.  
*pastūgū* 197.  
*Pilkainis* 393.  
*Prūsaičzū-jis* 2.  
*ropėnā* 394.  
*rugėnā* 394.  
*sakjti* 28.  
*saldainis* 395.  
*saldėsnis* 205.  
*saldjynė* 395.  
*sāpnas* 199.  
*sekmė* 28.  
*sesū* 199.  
*sėju* 229.  
*si* 199.  
*skėdžiu* 180.  
*skeliū* 179.  
*stōju* 198.  
*stōti* 197.  
*stovėti* 197.  
*stōvmi* 198.  
*stūgstu* 197.  
*szeszī* 199.  
*szėszuras* 199.  
*szvitėti* 200<sup>1</sup>.  
*tēm* 240.  
*tēm* 240.  
*ti* 199.  
*Tilžėnas* 393<sup>1</sup>.  
*už-sakas* 28.  
*už-veriu* 401.  
*vaikas* 26<sup>2</sup>.  
*vasarā* 222.  
*vėmiau* 217.  
*vilkėnā* 390.  
*vilna* 224.  
*žemjyna* 392.

*žmogùs* 26.  
*žvėrėnà* 390. 394.

**Lettisch.**

*zīlvēks* 26<sup>2</sup>.

**Altbulgarisch.**

*aglъ* 397<sup>1</sup>.  
*qъkъ* 397<sup>1</sup>.  
*chlēvъ* 187.  
*choditi* 119.  
*člověkъ* 26<sup>2</sup>.  
*dvě* 238.  
*dvěma* 240.  
*đvoju* 239.  
*đva* 238.  
*gasiti* 211.  
*iskra* 180.  
*kazati* 30 f.  
*mądrъ* 27.  
*materinъ* 390.

*mēnjā* 152.  
*mēsēčina* 390.  
*nesā* 156.  
*oboju* 240.  
*oko* 28.  
*po-mēnъ* 152.  
*selo* 192.  
*sestra* 199.  
*sēdēti* 202.  
*sējā* 229.  
*si* 199.  
*skarēdъ* 180.  
*sočiti* 28.  
*sokъ* 28. 32.  
*sraka* 191.  
*sta* 197.  
*stanā* 197 f.  
*stati* 197.  
*studъ* 197.  
*stydēti sę* 197.  
*svekrъ* 199.  
*svētēti* 200<sup>1</sup>.  
*šestъ* 199.

*ti* 199.  
*tēma* 240.  
*topiti* 193.  
*velēti* 202.  
*vēno* 223.  
*vidēti* 201. 214.  
*vltčina* 390.  
*vltna* 224.  
*zvėrina* 390. 394.  
*žvėrēti* 317.

**Neubulgarisch.**

*po-soka* 28.

**Russisch.**

*čelověk* 26<sup>2</sup>.  
*na-káz* 31.

**Polnisch.**

*skra* 180.

**II. Nichtindogermanische Sprachen.****Ägyptisch.**

*pīru* 177<sup>1</sup>.  
*p.jēr-°o* 177<sup>1</sup>.  
*p.jētr-°o* 177<sup>1</sup>.

**Assyrisch.**

*pīr-u* 177<sup>1</sup>.

**Hebräisch.**

*boser* 75.

**Koptisch.**

*ġero* 177.  
*πῑεπο* 177<sup>1</sup>.

**Mandäisch.**

*adyāurā* 109.

**Neusussisch.**

*appantukkima* 128.

**Syrisch.**

*gyānavaspār* 109.

**III. Künstliche Sprachen.**

*agnot* 263.  
*alijs* 263.  
*alpisch* 269.  
*-amma* 245.  
*amu* 263.  
*assis* 263.  
*bagoge* 263.  
*Bitru* 248.  
*Cacodemon* 248.

*celotat* 263.  
*cuni* 263.  
*dadele* 263.  
*daglomi* 267.  
*desi* 263.  
*editor* 263.  
*eges*  
*eledid* 263.  
*Eli* 263.

*elimitat* 263.  
*emonalan* 263.  
*esiolen* 263.  
*gag* 263.  
*gilos* 263.  
*goga* 263.  
*hananor* 263.  
*ide* 263.  
*idit* 263.



*isaser* 263.  
*Kakidoran* 264.  
*Kottelrey* 248.  
*Iacob* 263.  
*Iamen* 263.  
*Lickehappe* 248.  
*Iull* 264.  
*madeli* 263.  
*maglomi* 267.  
*molom* 264.  
*na blamiria* 249.  
*an clemos* 249.  
*nacob* 263.  
*naneg* 263.  
*nego* 263.

*negogag* 263.  
*neme* 263.  
*neww* 263.  
*ni blamioctor* 249.  
*Nidstriffo* 248.  
*ni nunarto* 249.  
*ononer* 263.  
*oronatat* 263.  
*ossosson* 203.  
*pagloni* 267.  
*Rabbarlab* 248.  
*regnot* 263.  
*retoran* 263.  
*rimirsi* 263.

*ronadaw* 263.  
*saladid* 263.  
*sale* 263.  
*salet* 263.  
*salif* 263.  
*simulor* 257.  
*Snickensnabel* 248.  
*sodaled* 263.  
*tatta* 245.  
*timinitur* 263.  
*tinad* 263.  
*toloslobas* 263.  
*tzoc* 264.  
*vilede* 261.

Leipzig-Gohlis.

Herman Hirt.

### Berichtigungen.

- IF. XII S. 143, Z. 24 des Textes v. o. lies *y īvajjīvam*.  
 S. 175 Z. 7 v. u. lies *āiś* statt *āiśa*.  
 S. 177 Z. 2 der Anm. lies AJPh. XXI statt a. a. O.  
 S. 189 Z. 11 v. o. für 'when used' lies 'when *dochumm* is used'.  
 S. 191 Z. 11 v. o. für *forcæ* lies *forcthae*.  
 S. 192 Z. 29 v. o. für 'ansevers' lies 'answers'.  
 S. 194 Z. 8 v. o. für *-médon* lies *medón*.  
 Anzeiger XII S. 13 Z. 30 v. o. lies statt 'obwohl die Spanier  
*Fedri go* daraus gemacht haben' vielmehr 'die Romanen \**Federico*'.

